Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/deutscherundscha66stutuoft

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(Januar — Februar — März 1891.)

Band LXVI.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Tulan & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mozeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 66

25458
14/12/92

Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechsundsechzigsten Bande (Januar — März 1891.)

		Seite
I.	Unwiederbringlich. Roman von **Theodor Fontane.** I./IV.	1
II.	**Justus von Liebig.** Eigenhändige biographische Aufzeichnungen.	30
III.	John Henry Newman. In Memoriam. I.	40
IV.	Ueber Shakespeare's „Maß für Maß". Von **Friedrich Curtius**	57
V.	Crispi's Schriften und Reden. Von **Sigmund Münz**	68
VI.	Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse Nordafrikas. Von Dr. **Gustav Nachtigal.** I.	82
VII.	Die Entwicklung der modernen Medicin und die Heilbarkeit der Tuberkulose	101
VIII.	Der Welfenschatz. Von **Julius Lessing**	114
IX.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	118
X.	Politische Rundschau	133
XI.	Die Nordlandsfahrten Kaiser Wilhelm's	139
XII.	Literatur und Kunst. — Lenz. — Schwind und Mörike. — Die Jugend Michelangelo's. — Ein Sonett Carducci's	144
XIII.	Literarische Notizen	149
XIV.	Literarische Neuigkeiten	159
XV.	Unwiederbringlich. Roman von **Theodor Fontane.** VII./XII.	161
XVI.	John Henry Newman. In Memoriam. II./III. (Schluß)	190
XVII.	Neue Grübeleien eines Malers. Von **Otto Knille** . .	216
XVIII.	Aus Wilhelm von Humboldt's Studienjahren. Mit ungedruckten Briefen. Von **Paul Schwenke**	228
XIX.	Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse Nordafrikas. Von Dr. **Gustav Nachtigal.** II./VII. (Schluß) .	252
XX.	Ueber Klimaschwankungen. Von **E. Richter** in Graz .	282
XXI.	Berliner Musikleben. Von **Heinrich Welti**	291
XXII.	Politische Rundschau	299

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXIII.	Neue Novellen. Von **Wilhelm Bölsche**	305
XXIV.	Titus Ullrich	310
XXV.	Literatur und Kunst: Rauch und Rietschel. Geselschap.	314
XXVI.	Literarische Notizen	318
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVIII.	Unwiederbringlich. Roman von **Theodor Fontane.** XIII./XVIII.	321
XXIX.	Spontini in Berlin. Von **Philipp Spitta**	353
XXX.	Das Universitätsstudium der Neueren Kunstgeschichte. Von **Herman Grimm**	390
XXXI.	Willkürliche und unwillkürliche Bewegung. Von **W. Henke.** I./III.	414
XXXII.	Vittoria Colonna. Zu ihrem Centenarium. Von **Franz Xaver Kraus**	427
XXXIII.	Ueber Censur und Preßfreiheit. Von **Richard Loening**	441
XXXIV.	Politische Rundschau	465
XXXV.	Hans Meyer's Forschungsreisen im Kilimandscharogebiet. Von **Paul Reichard**	471
XXXVI.	Zur Literatur- und Theatergeschichte	474
XXXVII.	Literarische Notizen	476
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	480

Unwiederbringlich.

Roman
von
Theodor Fontane.

Erstes Capitel.

Eine Meile südlich von Glücksburg, auf einer dicht an die See herantretenden Düne, lag das von der gräflich Holk'schen Familie bewohnte Schloß Holkenäs, eine Sehenswürdigkeit für die vereinzelten Fremden, die von Zeit zu Zeit in diese wenigstens damals noch vom Weltverkehr abgelegene Gegend kamen. Es war ein nach italienischen Mustern aufgeführter Bau, mit gerade so viel Anklängen ans griechisch Classische, daß der Schwager des gräflichen Hauses, der Baron Arne auf Arnewiek, von einem nachgeborenen „Tempel zu Pästum" sprechen durfte. Natürlich Alles ironisch. Und doch auch wieder mit einer gewissen Berechtigung. Denn was man von der See her sah, war wirklich ein aus Säulen zusammengestelltes Oblong, hinter dem sich der Untertheil des eigentlichen Baues mit seinen Wohn- und Repräsentationsräumen versteckte, während das anscheinend stark zurücktretende Obergeschoß wenig über mannshoch über die nach allen vier Seiten hin eine Vorhalle bildende Säuleneinfassung hinauswuchs. Diese Säuleneinfassung war es denn auch, die dem Ganzen wirklich etwas Südliches gab; teppichbedeckte Steinbänke standen überall die Halle entlang, unter der man beinahe tagaus tagein die Sommermonate zu verbringen pflegte, wenn man es nicht vorzog, auf das Flachdach hinaufzusteigen, das freilich weniger ein eigentliches Dach, als ein ziemlich breiter, sich um das Obergeschoß herumziehender Gang war. Auf diesem breiten, flachdachartigen Gange, den die Säulen des Erdgeschosses trugen, standen Cactus- und Aloekübel, und man genoß hier, auch an heißesten Tagen, einer vergleichsweise frischen Luft. Kam dann gar vom Meer her eine Brise, so setzte sie sich in das an einer Maststange schlaff herabhängende Flaggentuch, das dann mit einem schweren Klappton hin- und herschlug und die schwache Luftbewegung um ein Geringes steigerte.

* * *

Schloß Holkenäs hatte nicht immer auf dieser Düne gestanden, und noch der gegenwärtige Graf, als er sich, siebzehn Jahre zurück, mit der schönen Baronesse Christine Arne, jüngsten Schwester seines Gutsnachbarn Arne, vermählte, war damals in die bescheidenen Räume des alten und eigentlichen Schlosses Holkenäs eingezogen, das mehr landeinwärts in dem großen Dorfe Holkeby lag, gerade der Holkebyer Feldsteinkirche gegenüber, die weder Chor noch Thurm hatte. Das alte Schloß, ebenso wie die Kirche, ging bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück, und ein Neubau war schon unter des Grafen Großvater geplant worden. Aber erst der gegenwärtige Graf, der, neben anderen kleinen Passionen auch die Baupassion hatte, hatte den Plan wieder aufgenommen und bald danach das viel beredete und bespöttelte, aber freilich auch viel bewunderte Schloß auf der Düne entstehen lassen, in dem sich's nicht bloß schöner, sondern vor Allem auch bequemer wohnte. Trotzdem war der Gräfin eine nicht zu bannende Vorliebe für das alte, mittlerweile zum Inspectorhause degradirte Schloß geblieben, eine Vorliebe, so groß, daß sie nie daran vorüberging, ohne der darin verbrachten Tage mit einem Anfluge von Wehmuth zu gedenken. Denn es war ihre glücklichste Zeit gewesen, Jahre, während welcher man sich immer nur zur Liebe gelebt und noch keine Meinungsverschiedenheiten gekannt hatte. Hier, in dem alten Schlosse, gegenüber der Kirche, waren ihnen ihre drei Kinder geboren worden, und der Tod des jüngsten Kindes, eines Knaben, den man Estrid getauft hatte, hatte das schöne und jugendliche Paar einander nur noch näher geführt und das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit gesteigert.

All' das war seit der Uebersiedelung in das neue Schloß nicht ganz so geblieben, von welchem Wandel der Dinge die bei den Herrnhutern erzogene, zudem von Natur schon gefühlvoll gestimmte Gräfin eine starke Vorahnung gehabt hatte, so stark, daß ihr ein bloßer Um- und Ausbau des alten Schlosses und somit in Verbleiben an alter Stelle das weitaus Liebere gewesen wäre, der Graf aber trug sich enthusiastisch und eigensinnig mit einem „Schloß am Meer" und declamirte gleich bei dem ersten Gespräch, das er mit der Gräfin in dieser Angelegenheit hatte:

Hast Du das Schloß gesehen?
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her —

ein Citat, das freilich bei Derjenigen, die dadurch günstig gestimmt und für den Plan gewonnen werden sollte, nur den entgegengesetzten Eindruck und nebenher eine halb spöttische Verwunderung hervorgerufen hatte. Denn Holk war ziemlich unliterarisch, was Niemand besser wußte als die Gräfin.

„Wo hast Du das her, Helmuth?"

„Natürlich aus Arnewiek. Bei Deinem Bruder drüben hängt ein Kupferstich, und da stand es drunter. Und ich muß Dir sagen, Christine, es gefiel mir ganz ungemein. Ein Schloß am Meer! Ich denke es mir herrlich, und ein Glück für Dich und mich."

„Wenn man glücklich ist, soll man nicht noch glücklicher sein wollen. Und dann, Helmuth, daß Du gerade das citiren mußtest. Du kennst, wie ich glaube,

nur den Anfang dieses Uhland'schen Liedes . . es ist nämlich von Uhland, verzeih' . . aber es verläuft nicht so, wie's beginnt, und am Schlusse kommt noch viel Trauriges:

Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh',
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu . . . .

Ja, Helmuth, so schließt es."

„Vorzüglich, Christine. Gefällt mir auch," lachte Holk. „Und von Uhland, sagst Du. Allen Respect davor. Aber Du wirst doch nicht verlangen, daß ich mein „Schloß am Meer" nicht bauen solle, bloß weil aus einem erdichteten Schloß am Meer, auch wenn von Uhland erdichtet, ein Klagelied aus der Halle klang?"

„Nein, Helmuth, das verlang' ich nicht. Aber ich bekenne Dir offen, ich bliebe lieber hier unten in dem alten Steinhause mit seinen Unbequemlichkeiten und seinem Spuk. Der Spuk bedeutet mir nichts, aber an Ahnungen glaub' ich, wiewohl die Herrnhuter auch davon nichts wissen wollen und werden wohl auch Recht damit haben. Trotzdem, man steckt nun 'mal in seiner menschlichen Schwachheit, und so bleibt einem manches im Gemüth, was man mit dem besten Spruche nicht los werden kann."

* * *

So war damals das Gespräch gegangen, auf das man nicht wieder zurückkam, ein einziges Mal ausgenommen, wo Beide (die Sonne war schon unter) die Düne hinaufstiegen, um nach dem Neubau, der inzwischen begonnen hatte, zu sehen. Und als sie oben waren, lächelte Holk und wies auf die Wolken, die gerade „golden und rosig" über ihnen standen.

„Ich weiß, was Du meinst," sagte die Gräfin.

„Und . ."

„Ich habe mich inzwischen meiner widerstreitenden Wünsche begeben. Damals, als Du zuerst von dem Neubau sprachst, war ich trüben Gemüths; Du weißt weshalb. Ich konnte das Kind nicht vergessen und wollte der Stelle nahe sein, wo es liegt."

Er küßte ihr die Hand und gestand ihr dann, daß ihre Worte während ihres damaligen Gesprächs doch einen Eindruck auf ihn gemacht hätten. „Und nun bist Du so gut. Und wie schön Du dastehst in dem goldenen Abendroth. Ich denke, Christine, wir wollen hier glücklich sein. Willst Du?"

Und sie hing sich zärtlich an seinen Arm. Aber sie schwieg.

* * *

Das war das Jahr vor Abschluß des Baues gewesen, und bald danach, weil's in dem alten Schloß unten immer unwohnlicher wurde, war Holk mit seinem Schwager übereingekommen, Christine und die Kinder nach Arnewiek zu schicken und sie daselbst bis nächste Pfingsten, um welche Zeit Alles fertig sein sollte, zu belassen.

Und das war denn auch geschehen.

Und nun kam Pfingsten heran, und der Tag zur Beziehung des neuen Schlosses war da. Der Garten am Rückabhange der Düne zeigte sich freilich nur halb bepflanzt, und überhaupt war Vieles erst im Werden. Aber eines war doch fertig geworden: die schmale, säulenumstellte Front nach dem Meere zu. Hier waren schon Bosquets und Blumenrondeels, und weiter hin, wo sich die Düne zu senken begann, stieg eine Treppenterrasse zum Strande hinunter und setzte sich unten in einer Stegbrücke fort, die, weit ins Meer hinaus gebaut, zugleich als Anlegestelle für die zwischen Glücksburg und Kopenhagen fahrenden Dampfer dienen sollte.

Christine war voller Bewunderung und Freude, weit über ihr eigenes Erwarten hinaus, und als sie, nach einem Umgang um das Haus, das Flachdach erstiegen hatte, vergaß sie angesichts des sich vor ihr ausbreitenden herrlichen Panoramas Alles, was sich auch nach der vorjährigen Aussöhnung mit dem Neubau noch immer wieder von Sorgen und Ahnungen in ihrer Seele geregt hatte; ja, sie rief die Kinder, die noch unten an der Terrasse standen, herbei, daß sie mit theilnehmen möchten an ihrer Freude. Holk sah ihre tiefe Bewegung und wollte sprechen und ihr danken. Sie kam ihm aber zuvor und sagte:

„Bald ist es ein Jahr nun, Helmuth, daß wir zuletzt hier auf der Düne standen und Du mich fragtest, ob ich hier glücklich sein wolle. Ich schwieg damals . . ."

„Und heute?"

„Heute sag' ich ja."

Zweites Capitel.

So schloß der Tag, an dem die Gräfin in das neue Schloß einzog. Einige Wochen später war auch eine Freundin aus den zurückliegenden Gnadenfreier Pensionstagen her auf Holkenäs eingetroffen, Julie von Dobschütz, ein armes Fräulein, bei deren Einladung zunächst nur an einen kurzen Sommerbesuch gedacht worden war. Bald aber regte sich der Wunsch, das Fräulein als Gesellschafterin, Freundin und Lehrerin im Hause verbleiben zu sehen, ein Wunsch, den Holk theilte, weil ihn Christinens Einsamkeit mitunter bedrückte. So blieb denn die Dobschütz und übernahm den Unterricht Asta's und Axel's, der beiden Kinder des Hauses. Asta ward ihr auch weiterhin anvertraut. Axel aber wechselte mit dem Unterrichte, als Candidat Strehlke ins Haus kam.

Das Alles lag jetzt sieben Jahre zurück, Graf und Gräfin hatten sich eingewohnt und die „glücklichen Tage", die man dort oben leben wollte, man hatte sie wirklich gelebt. Die herzlichste Neigung, die Beide vor einer Reihe von Jahren zusammengeführt hatte, bestand fort, und wenn es namentlich in Erziehungs- und religiösen Fragen auch gelegentlich zu Differenzen kam, so waren sie doch nicht angethan, den Frieden des Hauses ernstlich zu gefährden. An solchen Differenzen war nun freilich neuerdings, seit die Kinder herangewachsen, kein Mangel gewesen, was bei der Verschiedenheit der Charaktere von Graf und Gräfin nicht Wunder nehmen konnte. Holk, so gut und vortrefflich er war, war doch nur durchschnittsmäßig ausgestattet und stand hinter seiner Frau, die sich höherer Eigenschaften erfreute, um ein Beträchtliches zurück. Darüber konnte

kein Zweifel sein. Aber daß es so war, was Niemand mehr einsah als Holk selber, war doch auch wieder unbequem und bedrücklich für ihn, und es kamen Momente, wo er unter den Tugenden Christinens geradezu litt und sich eine weniger vorzügliche Frau wünschte. Früher war dies Alles nur stiller Wunsch gewesen, kaum zugestanden, seit einiger Zeit aber hatte der Wunsch doch auch sprechen gelernt; es kam zu Auseinandersetzungen, und wenn Julie Dobschütz, die geschickt zu diplomatisiren verstand, auch meist leichtes Spiel bei Begleichung derartiger Streitigkeiten hatte, so blieb doch das Eine nicht aus, daß Christine, die das Alles geahnt, mit einer Art Wehmuth der Tage im alten Schloß gedachte, wo dergleichen nicht vorgekommen war oder doch jedenfalls viel, viel seltener.

* * *

Nun war Ende September 1859 und die Ernte längst herein. Die rings-herum unter dem Säulengange nistenden Schwalben waren fort, eine Brise ging, und das Flaggentuch oben auf dem Flachdache schlug träge hin und her. Man saß unter der Fronthalle, den Blick aufs Meer, den großen Eßsaal, dessen hohe Glasthür aufstand, im Rücken, während die Dobschütz den Kaffee bereitete. Neben der Dobschütz, an einem anderen Tisch, hatte die Gräfin Platz genommen im Gespräch mit dem Seminardirector Schwarzkoppen, der vor einer halben Stunde mit Baron Arne von Arnewiek herübergekommen war, um des schönen Tages in dem gastlichen Holk'schen Hause zu genießen. Arne selbst schritt mit seinem Schwager Holk auf den Steinfliesen auf und ab und blieb mitunter stehen, weil das Bild vor ihm ihn fesselte: Fischerboote fuhren zum Fange hinaus, das Meer kräuselte sich leis, und der Himmel hing blau darüber. Keine Wolke war sichtbar, und nichts sah man als die schwarz am Horizont hinziehende Rauchfahne eines Dampfers.

„Du hattest doch Recht, Schwager," sagte Arne, „als Du hier hinaufzogst und Dir Deinen „Tempel" an dieser Stelle bautest. Ich war damals dagegen, weil mir Ausziehen und Wohnungswechsel als etwas Ungehöriges erschien, als etwas Modernes, das sich . ."

„. . Das sich nur für Proletarier und Beamte schicke, so sagtest Du damals."

„Ja, so was Aehnliches wird es wohl gewesen sein. Aber ich habe mich inzwischen in Manchem bekehrt und auch darin. Indessen es sei wie's sei, so viel steht mir fest, wenn ich auch politisch und kirchlich, und selbst landwirthschaftlich, was für unser Einen doch eigentlich immer die Hauptsache bleibt, Derselbe geblieben wäre, das müßt' ich doch einräumen, es ist entzückend hier oben und so windfrisch und gesund. Ich glaube, Holk, als Du hier einzogst, hast Du Dir fünfzehn Jahre Leben zugelegt."

In diesem Augenblicke ward ihm von einem alten Diener in Gamaschen, der noch vom Vater des Grafen her mit übernommen war, der Kaffee präsentirt, und Beide nahmen und tranken.

„Delicios," sagte Arne. „Freilich etwas zu gut, besonders für Dich, Holk; solcher Kaffee wie der zieht wieder fünf Jahre von den fünfzehn ab, die ich Dir eben zugesprochen, und die philiströse, wenn auch höchst bemerkenswerthe

Homöopathie, die, wie Du weißt, von Mocca und Java nichts wissen will, würde vielleicht noch stärker subtrahiren. Apropos Homöopathie. Hast Du denn schon von dem homöopathischen Veterinärarzt gehört, den wir seit ein paar Wochen in Lille-Grimsby haben? . ."

Und langsam auf- und abschreitend, fuhren beide Schwäger in ihrem Gespräche fort.

* * *

Ein sehr anderes Thema behandelte mittlerweile die Gräfin in ihrer Unterredung mit Seminardirector Schwarzkoppen, der vor Jahr und Tag erst aus seiner Wernigeroder Pfarre hierher nach Schleswig-Holstein verschlagen und an das Arnewieker Seminar berufen worden war. Er hatte den Ruf und das Ansehen einer positiven kirchlichen Richtung, was der Gräfin aber fast mehr bedeutete, war das, daß Schwarzkoppen zugleich Autorität in Schul- und Erziehungsfragen war, in Fragen also, die sich seit Kurzem zu brennenden Fragen für die Gräfin gestaltet hatten. Denn Asta war sechzehn, Axel beinahe fünfzehn Jahre. Schwarzkoppen, auch eben jetzt wieder in dieser difficilen Frage zu Rathe gezogen, antwortete sehr vorsichtig, und als die Gräfin merkte, daß er, vielleicht mit Rücksicht auf Holk, nicht unbedingt auf ihre Seite treten wollte, ließ sie das Gespräch wieder fallen, wenn auch ungern, und wandte sich einem anderen schon öfter mit dem Director verhandelten Lieblingsplane zu, der Errichtung einer Familiengruft.

„Nun, wie steht es damit?" sagte Schwarzkoppen, der froh war, aus der Erziehungsfrage heraus zu sein.

„Ich habe," sagte Christine, „die Sache noch immer nicht besprechen mögen, weil ich mich vor einer Ablehnung von Seiten Holk's fürchte."

„Das ist nicht gut, gnädigste Gräfin. Solche Furcht ist immer vom Uebel, sie will dem Frieden dienen, aber eigentlich dient sie nur der Verstimmung und dem Kriege. Und zu Beidem ist kein Grund. Sie müssen, wenn bessere Beweggründe nicht zu haben sind, auf seine Liebhabereien rechnen. Hat er doch, wie Sie mir selber oft versichert, die Baupassion."

„Ja, die hat er," bestätigte die Gräfin. „Dies Schloß ist dessen ein Zeugniß und Beweis, denn es war eigentlich unnöthig; ein Umbau hätte dasselbe gethan. Aber so gerne er baut, so bevorzugt er doch das Eine vor dem Anderen, und was ich vorhabe, wird seinen Beifall kaum haben. Ich wette, daß er lieber eine Halle bauen würde, darin man Federball spielen kann, oder, wie das jetzt Mode ist, auf Rollschuhen Schlittschuh laufen, jedenfalls Alles lieber als irgend 'was, was mit Kirche zusammenhängt. Und nun gar eine Gruft bauen. Er denkt nicht gern an Sterben und schiebt das, was man so schön und sinnig „sein Haus bestellen" heißt, gerne hinaus."

„Ich weiß," sagte Schwarzkoppen. „Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß auch all' seine liebenswürdigen Eigenschaften mit dieser Schwäche zusammenhängen."

„Seine liebenswürdigen Eigenschaften," wiederholte sie. „Ja, die hat er, fast zu viel, wenn man von liebenswürdigen Eigenschaften je zu viel haben kann. Und wirklich, er wäre das Ideal von einem Manne, wenn er überhaupt Ideale

hätte. Verzeihen Sie diese Wortspielerei, sie drängt sich mir aber auf, weil es so und nicht anders liegt, und ich muß es noch einmal sagen, er denkt nur an den Augenblick und nicht an das, was kommt. Jeglichem, was ihn daran erinnern könnte, geht er aus dem Wege. Seit wir unseren Estrid begruben, ist er noch nicht in der Gruft gewesen. So weiß er auch nicht, daß beinahe Alles einzustürzen droht. Und doch ist es so, und die neue Gruft muß gebaut werden. Muß, sag' ich, und wenn ich nicht alles Spitze und Verletzliche vermeiden möchte, so würd' ich ihm sagen, es handle sich gar nicht darum, den Reigen durch *ihn* eröffnet zu sehen, *ich* wolle es . ."

Schwarzkoppen wollte unterbrechen, aber Christine achtete dessen nicht und fuhr, ihre letzten Worte wiederholend, fort: „*Ich* wolle es; aber ich müsse darauf bestehen, meinerseits in eine Wohnung einzuziehen, die mir gefiele, nicht in eine, darin Alles zerbröckelt und zerfallen sei. . . Doch lassen wir Vermuthungen über das, was ich sagen oder nicht sagen würde; mir liegt für den Augenblick mehr daran, Ihnen eine auf meinen Bauplan bezügliche Aquarelle vorzulegen, die mir die Dobschütz in den letzten Tagen angefertigt hat. Natürlich auf meinen Wunsch; sie zeichnet so gut. Es ist eine offene Halle, gothisch, und die Steine, die den Fußboden bilden, decken zugleich die Gruft. Worauf ich aber das meiste Gewicht lege (die kleine Zeichnung läßt natürlich nur wenig davon erkennen), das ist der Bilderschmuck an Wand und Decke. Die Längswand mit einem Todtentanz, vielleicht unter Anlehnung an den in Lübeck, und in die Gewölbekappen Engel und Palmenzweige. Je schöner, desto besser. Und wenn wir erste Künstler nicht haben können, weil unsere Mittel dafür nicht ausreichen, so zweite und dritte; schließlich ist doch der Gedanke die Hauptsache. Liebe Julie, verzeih' daß ich Dich bemühe. Aber bring' uns das Blatt . ."

* * *

Holk und Arne hatten inzwischen ihren Gang unter der Säulenhalle fortgesetzt und waren zuletzt auf einen Kiesweg zugeschritten, der in einer Schlängellinie bis an die nächsten Stufen der zur See niedersteigenden Terrasse lief. An eben dieser Stelle befand sich auch ein aus Cypressen und Lorbeer gebildetes Bosquet, mit einer Marmorbank in Front, und hier setzten sich die beiden Schwäger, um ungestört ihre Cigarre rauchen zu können, was die Gräfin, wenn man unter der Halle saß, zwar nie verbot, aber auch nicht eigentlich gestattete. Das Gespräch Beider drehte sich sonderbarerweise noch immer um das Wunder von Thierarzt, was ziemlich unerklärlich gewesen wäre, wenn nicht Holk, außer seiner Bauleidenschaft, auch noch eine zweite Passion gehabt hätte: die für schönes Vieh. Er war kein großer Landwirth wie sein Schwager Arne, ja, that sich was damit, es *nicht* zu sein; aber auf sein Vieh hielt er doch, fast nach Art eines Sportsman, und freute sich, es bewundert zu sehen und dabei von mirakelhaften Milcherträgen erzählen zu können. Aus diesem Grunde war ihm der neue Veterinärarzt eine wirklich wichtige Persönlichkeit und nur die homöopathische Heilmethode desselben ließ immer wieder einige Bedenken in ihm aufsteigen. Aber Arne schnitt diese Bedenken ab. Das sei ja gerade das Interessanteste an der Sache, daß der neue Doctor nicht bloß gute Kuren mache, das könnten Andere auch, sondern *wie* er sie mache und *wodurch*. Die ganze Geschichte bedeute

nicht mehr und nicht weniger als den endlichen Triumph eines neuen Princips, erst von der Viehpraxis her datire der nicht mehr anzuzweifelnde Sieg der Homöopathie. Bis dahin seien die Quacksalber alten Stils nicht müde geworden, von der Macht der Einbildung zu sprechen, was natürlich heißen sollte, daß die Streukügelchen nicht als solche heilten; eine schleswig'sche Kuh aber sei, Gott sei Dank, frei von Einbildungen, und wenn sie gesund würde, so würde sie gesund durch das Mittel und nicht durch den Glauben. Arne verbreitete sich noch des Weiteren darüber, zugleich hervorhebend, daß es sich bei den Kuren des neuen, beiläufig aus dem Sächsischen stammenden Doctors allerdings auch noch um andere Dinge handele, die mit Allopathie oder Homöopathie nichts Directes zu schaffen hätten. Unter diesen Dingen stehe die durchgeführteste, schon den Luxus streifende Reinlichkeit obenan, also immer neue Stallbauten und unter Umständen selbst ein Operiren mit Marmorkrippen und vernickelten Raufen. Holk hörte das Alles mit Entzücken und empfand so große Lust, mit Christine darüber zu sprechen, daß er die Cigarre weg that und auf die Säulenhalle zurückschritt.

„Ich höre da eben interessante Dinge, Christine. Dein Bruder erzählt mir von homöopathischen Kuren eines neuen sächsischen Veterinärdoctors, der in Leipzig seine Studien gemacht hat. Ich betone Leipzig, weil es Hochburg der Homöopathie ist. Wahre Wunderkuren! . . Sagen Sie, Schwarzkoppen, wie stehen Sie zu der Sache? Die Homöopathie hat so etwas Geheimnißvolles, Mystisches. Interessant genug, und in ihrer Mystik eigentlich ein Thema für Christine."

Schwarzkoppen lächelte. „Die Homöopathie verzichtet, so viel ich weiß, auf alles Geheimnißvolle oder gar Wunderbare. Es ist einfach eine Frage von Viel oder Wenig und ob man mit einem Gran so weit kommen kann wie mit einem halben Centner."

„Versteht sich," sagte Holk. „Und dann gibt es noch einen Satz „Similia similibus", worunter sich Jeder denken kann, was er will. Und Mancher denkt sich gar nichts dabei, wohin wohl auch unser thierärztlicher Pfiffikus und Mann der Aufklärung gehören wird. Er gibt seine Streukügelchen und ist im Uebrigen, als Hauptsache, für Stallreinlichkeit und Marmorkrippen, und ich möchte sagen, die Tröge müssen so blank sein wie ein Taufbecken."

„Ich glaube, Helmuth, daß Du Deine Vergleiche rücksichtsvoller wählen könntest, schon um meinetwillen, namentlich aber in Schwarzkoppen's Gegenwart."

„Zugestanden. Uebrigens Alles ipsissima verba des neuen Wunderdoctors, Worte, die Dein Bruder citirte, wobei freilich nicht bestritten werden soll, daß es sich auch für den Doctor empfehlen würde, solche Vergleiche lieber nicht zu brauchen, zumal er Convertit ist. Er heißt nämlich Lissauer."

Schwarzkoppen und Christine wechselten Blicke.

„Wenn er übrigens auf den Hof kommt, so lad' ich ihn unten in der Inspectorwohnung zum Lunch. Hier oben . ."

„Ist er entbehrlich."

„Ich weiß, und Du darfst unbesorgt sein. Aber ich rechne es ihm an, daß er selbständige Gedanken hat und den Muth der Aussprache. Das mit den Marmorkrippen ist natürlich mehr oder weniger Thorheit und nichts als ein orientalischer Vergleich, den man ihm zu Gute halten muß. Aber mit der

Forderung der Reinlichkeit so ganz im Allgemeinen, damit hat er doch Recht. Meine Ställe, die noch sämmtlich aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind, müssen fort, und ich freue mich, endlich eine Veranlassung und einen Sporn zu haben, mit dem alten Unwesen aufzuräumen."

Die Gräfin schwieg und suchte mit der Nadel in den Seidenfäden, die vor ihr auf dem Tische lagen.

Den Grafen verdroß dies Schweigen. „Ich dachte, Du würdest mir Deine Zustimmung ausdrücken."

„Es sind Wirthschaftssachen, in denen ich, was auch beliebt wird, nicht mitzusprechen habe. Hältst Du Marmorkrippen oder Aehnliches für nöthig, so werden sie sich finden, und wenn es in Carrara wäre."

„Was läßt Dich wieder so bitter sprechen, Christine?"

„Verzeih', Helmuth, aber es trifft sich unglücklich. Eben hab' ich mit Schwarzkoppen über Dinge gesprochen, die mir mehr am Herzen liegen, übrigens auch Bausachen, und im selben Augenblick willst Du Ställe bauen, Ställe . ."

„Freilich will ich das. Du vergißt immer, Christine, wenn Du auch nicht mitsprechen willst, wie Du eben sagtest, Du vergißt immer, daß ich in erster Reihe Landwirth bin, und für einen Landwirth ziemt sich eben das Landwirthschaftliche. Das Landwirthschaftliche ist die Hauptsache."

„Nein, die Hauptsache ist es nicht."

„Nun, was denn?"

„Es ist ein Unglück und ein Schmerz für mich, daß ich das Selbstverständliche Dir gegenüber noch immer wieder hervorheben muß."

„Ach, ich verstehe. Die Kirche soll ausgebaut werden oder ein Schwesternasyl oder ein Waisenhaus. Und dann ein Campo santo, und dann wird der ganze Cornelius aufgekauft und in Wasserfarben an die Wand gemalt . ."

Es war selten, daß der Graf zu solchen Worten seine Zuflucht nahm, aber es gab ein paar Punkte, wo Verstimmung und Gereiztheit sofort über ihn kamen und ihn die feinen Umgangsformen vergessen ließen, deren er sich sonst rühmen durfte. Sein Schwager wußte das und schritt deshalb rasch ein, um das Gespräch in andere Wege zu leiten, wozu sein guter Humor ihn jederzeit befähigte.

„Schwester, Schwager, ich meinerseits denke, das Eine thun und das Andere nicht lassen. Da habt Ihr meine Weisheit und den Frieden dazu. Zudem, Holk, Du weißt noch nicht einmal, um was es sich handelt."

Holk lachte gutmüthig.

„Du weißt es nicht," fuhr Arne fort, „und ich weiß es auch nicht, der ich doch sonst in die Geheimnisse Christinens eingeweiht zu sein pflege. Freilich, wenn mich nicht Alles täuscht, so haben wir hier den Schlüssel . . ." Und dabei nahm er das aquarellirte Blatt, das die Dobschütz inzwischen gebracht hatte. „Charmant, von welcher Hand es auch herrühren möge. Gothik, Engel, Palmen. Soll man selbst unter diesen nicht ungestraft wandeln dürfen? Und an Allem ist dieser unglückselige Veterinärarzt Schuld, ein Mann in Stulpenstiefeln, an dem nichts komischer ist als die Thatsache, daß er sächsisch spricht. Er müßte eigentlich plattdeutsch sprechen, sogar mecklenburgisch. Wobei

mir einfällt, wißt Ihr denn schon, daß sich in Kiel und Rostock eine plattdeutsche Dichterschule gebildet hat, oder eigentlich zwei, denn die Deutschen, wenn sich irgend was aufthut, zerfallen immer gleich wieder in zwei Theile. Kaum ist das Plattdeutsche da, so haben wir auch schon wieder itio in partes, und die Mecklenburger marschiren unter ihrem Fritz Reuter und die Holsteiner unter ihrem Klaus Groth. Aber Klaus Groth hat einen Pas voraus, weil er Lyriker ist und componirt werden kann, und davon hängt eigentlich Alles ab. Kein Jahr, vielleicht kein halbes, so kommt er von keinem Clavier mehr herunter. Ich habe da schon 'was auf Eurem Flügel liegen sehen. Asta, Du könntest 'was von ihm singen."

„Ich mag nichts Plattdeutsches."

„Nun, dann singe 'was Hochdeutsches, aber natürlich etwas recht Hübsches und Lustiges."

„Ich mag nichts Lustiges."

„Nun, wenn es nichts Lustiges sein kann, dann singe 'was recht Trauriges. Aber es muß dann auch ganz traurig sein, daß man auf seine Kosten kommt. Etwas von einem Pagen, der für Comtesse Asta stirbt, oder von einem Ritter, der von seinem Nebenbuhler erschlagen und am Wege begraben wird. Und daneben wacht der Hund am Grabe des Ritters und drei Raben sitzen in einer Pappelweide und kreischen und sehen zu."

Asta, die mit dem Onkel auf einem Neckfuß stand, würde ihm auch diesmal eine Antwort nicht schuldig geblieben sein, wenn nicht in eben diesem Augenblick ihre Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite hin in Anspruch genommen worden wäre.

„Da kommt Elisabeth," rief sie freudig erregt. „Und der alte Petersen mit ihr und Schnuck auch."

Und als sie das sagte, traten Alle von der Halle her in den Vorgarten und grüßten mit ihr zugleich hinunter.

Drittes Capitel.

Pastor Petersen und seine Enkelin Elisabeth, vielleicht weil das Licht sie blendete, bemerkten von dem ihnen geltenden Gruße nichts, aber um so deutlicher sah man oben, von Terrasse und Vorhalle her, die unten am Strand immer näher Kommenden. Der Alte, seinen Hut in der Hand (so daß der Wind mit seinem dünnen, aber langen weißen Haare spielte) ging ein paar Schritte vorauf, während Elisabeth sich nach den Holz- und Borkenstückchen bückte, die zwischen dem Seetang umherlagen und sie ins Meer warf, um Schnuck, einen wundervollen schwarzen Pudel, danach apportiren zu lassen. Jetzt aber ließ sie davon ab und begnügte sich, ein paar Blumen zu pflücken, die zwischen dem Strandhafer standen. Und so schlendernd kamen sie schließlich bis an den Pier, wo sie links abbogen, um die Terrasse hinaufzusteigen.

„Sie kommen," brach Asta in erneutem Jubel aus. „Und Elisabeth bringt ihren Großvater mit."

„Ja," sagte Baron Arne. „Vielleicht könnte man auch sagen, der Großvater bringt Elisabeth mit. Aber so seid Ihr; die Jugend ist die Hauptsache;

wenn man alt wird, ist man nur noch Beigabe. Jung sein, heißt selbstsüchtig sein. Aber eigentlich ist es später auch nicht besser. Mein erster Gedanke war, als ich den Alten sah, da kommt unsere Whistpartie. Schwarzkoppen ist freilich nicht für Spiel, aber Gott sei Dank auch nicht dagegen, und würde, wenn er Katholik wäre, wahrscheinlich von einer „läßlichen Sünde" sprechen. Und das sind mir die liebsten. Im Uebrigen bewundere ich diesen Pudel, wie heißt er doch?"

„Schmuck," sagte Asta.

„Richtig, Schmuck; eigentlich mehr ein Name für eine Lustspielfigur. Er war schon dreimal oben und immer wieder zurück. Offenbar freut er sich ganz unbändig. Und nun sage, Asta, worauf freut er sich, auf Dich, oder auf die Kunststücke, die er machen darf, oder auf den Zucker, den er dafür kriegt?"

* * *

Zwei Stunden später war es still unter der Säulenhalle; der Abend war hereingebrochen, und nur am Horizont lag noch ein rother Widerschein. Alles hatte sich in das Wohn- und Empfangszimmer zurückgezogen, das, in gleicher Größe wie der Eßsaal, unmittelbar hinter diesem lag und den Blick zunächst auf einen wohlgepflegten, mit Treibhäusern besetzten Vorgarten hatte, der weiterhin in große, bergabsteigende Parkanlagen überging.

Das Wohn- und Empfangszimmer war reich möblirt und hatte doch Raum genug zu freier Bewegung. Neben dem Flügel, in der geschütztesten Ecke, stand ein großer runder Tisch, mit einer Moderateurlampe darauf. Hier saßen die Gräfin und ihre Freundin, die Dobschütz, die vorlesen sollte, während Asta und Elisabeth dicht neben ihnen auf zwei Fußbänken Platz genommen hatten und abwechselnd leise plauderten oder den Pudel zu dessen eigener sichtlicher Freude Kunststücke machen ließen. Aber zuletzt wurde er müde von der Anstrengung und schlug, weil er die Balance nicht mehr halten konnte, mit einer seiner Pfoten auf die Tasten des offenstehenden Flügels.

„Ach, nun spielt er auch noch," lachte Asta. „Ich glaube, wenn er will, spielt Schmuck besser als ich; er ist so geschickt, und Tante Julie wird es nicht bestreiten. Vorhin sollt' ich spielen und sogar singen, Onkel Arne bestand darauf, aber ich hütete mich wohl. Ich habe bloß Lust und gar kein Talent. Hast Du was mitgebracht, Elisabeth. Ihr habt ja immer was Neues, und Du hattest ja auch eine Mappe am Arm, als Du kamst. Laß uns sehen."

So plauderten die Mädchen weiter. In der schräg gegenüber gelegenen Zimmerecke aber saßen die vier Herren beim Whist, Arne wie gewöhnlich mit dem alten Petersen scheltend, daß er noch so langsam spiele, wie zur Zeit des Wiener Congresses.

„Ja," lachte Petersen, „wie zur Zeit des Wiener Congresses; da spielte man langsam, das galt für vornehm, und muß ich Ihnen nachher eine Geschichte davon erzählen, eine Geschichte, die wenig bekannt ist, und die, soviel ich weiß, von Thorwaldsen stammt, der sie von Wilhelm von Humboldt hörte . . ."

„Von Alexander," sagte Arne.

„Nein, erlauben Sie, Arne, von Wilhelm von Humboldt. Wilhelm war überhaupt . . ."

„Aufpassen, Petersen . . ."

Und das Spiel nahm, ohne weitere Zwischenrede, seinen Fortgang, und auch die Mädchen dämpften ihre Stimme. Denn die Dobschütz hatte zu lesen begonnen, und zwar aus einem großen Zeitungsblatt, das im Laufe des Nachmittags der Postbote gebracht hatte. Freilich war es noch kein rechtes Vorlesen, sondern erst der Versuch dazu, wobei sich's die Dobschütz — in den Zeitungen zitterte der italienische Krieg noch nach — angelegen sein ließ, zunächst nur die Kopftitel zu lesen und zwar in einem anfragenden Tone. „Erzherzog Albrecht und Admiral Tegethoff . . ." Die Gräfin schüttelte den Kopf . . . „Auf dem Marsche nach Magenta" . . . „Die Kürassierbrigade Bonnemain" . . . Neues Kopfschütteln . . . „Man schreibt uns aus Charlottenburg über das Befinden König Friedrich Wilhelm's des Vierten . . ."

„Ja," unterbrach hier die Gräfin, „das lies, liebe Dobschütz. Das aus Charlottenburg. Ich habe kein Interesse für Kriegsgeschichten, es sieht sich Alles so ähnlich und immer bricht wer auf den Tod verwundet zusammen, und läßt sterbend irgend ein Etwas leben, das abwechselnd Polen oder Frankreich oder meinetwegen auch Schleswig-Holstein heißt. Aber es ist immer dasselbe. Dieser moderne Götze der Nationalität ist nun 'mal nicht das Idol, vor dem ich bete. Die rein menschlichen Dinge, zu denen, für mich wenigstens, auch das Religiöse gehört, interessiren mich nun 'mal mehr. Dieser unglückliche König in seinem Charlottenburger Schloß; . . . ein so heller Kopf, und nun umnachtet in seinem Geiste. Ja, das interessirt mich. Ist es lang?"

„Eine Spalte."

„Das ist viel. Aber fange nur an, wir können ja abbrechen."

Und nun las die Dobschütz:

„. . . Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß es mit dem Befinden des Königs schlechter geht; seine Theilnahme läßt nach und die Stunden, in denen er folgen kann, werden immer seltener. Selbstverständlich beginnt dieser Zustand des Kranken auch das staatliche Leben zu beeinflussen, und gewisse Rücksichten, die man bisher nahm, lassen sich nicht mehr durchführen. Es läßt sich nicht verkennen, daß sich ein vollständiger Systemwechsel vorbereitet, und daß sich dieser Wechsel demnächst auch in der auswärtigen Politik zeigen wird. Das Verhältniß zu Rußland und Oesterreich ist erschüttert, ein freundschaftliches Verhältniß zu den Westmächten bahnt sich mehr und mehr an, zu England gewiß. Alles, was geschieht, erinnert an die Zeit von 6 bis 13, die, nach vorausgegangener Erniedrigung, eine Zeit der Vorbereitung und Wehrhaftmachung war. Mit solcher Wehrhaftmachung beschäftigen sich unausgesetzt die Gedanken des Prinzregenten, und ist Preußen militärisch erst das, was der Prinzregent aus ihm zu machen trachtet, so werden wir sehen, was wird. Und in keiner Frage wird sich das deutlicher zeigen, als in der schleswig-holsteinischen."

„Es ist gut," sagte die Gräfin. „Ich dachte der Artikel würde Mittheilungen vom Hofe bringen, anekdotische Züge, Kleinigkeiten, die meist die Hauptsache sind, und nun bringt er politische Conjecturen. Ich glaube nicht an Vorhersagungen, die meist von Denen gemacht werden, die die geringste Berechti-

gung dazu haben . . . Aber was ist das für ein Bild, das ich da auf der Rückseite der Zeitung sehe, Schloß und Schloßthürme . . ."

Die Dobschütz, die nichts davon wußte, wandte die Zeitung und sah nun, daß es eine Annonce war, die, mit ihrem großen Holzschnitt in der Mitte, beinahe die ganze Rückseite der Zeitung einnahm. Das Auge der Dobschütz glitt darüber hin. Dann sagte sie: „Es ist eine Pensionsanzeige aus der Schweiz, natürlich vom Genfersee; hier, das kleine Gebäude, ist das Pensionat, und das große Hotel im Vordergrunde ist nur Zugabe."

„Lies. Ich interessire mich für solche Annoncen."

„. . . Unsere Pension Beau-Rivage tritt nun in ihr fünfundzwanzigstes Jahr. Es haben in dieser Zeit junge Damen aus allen Theilen der Erde Aufnahme bei uns gefunden und bewahren uns, soviel wir erfahren, ein freundliches Gedenken. Wir verdanken dies, neben dem Segen, der nicht fehlen darf, auch wohl den Grundsätzen, nach denen wir unsere Pension unausgesetzt leiten. Es sind dies die Grundsätze der Internationalität und confessioneller Gleichberechtigung. Ein calvinistischer Geistlicher steht leitend an der Spitze des Ganzen, aber durchaus von einem Geiste der Duldung erfüllt, überläßt er es den Eltern und Vormündern, die Zöglinge, die man uns anvertraut, an diesem Religionsunterricht theilnehmen zu lassen oder nicht . . ."

Die Gräfin erheiterte sich sichtlich. Sie hatte den Zug der meisten Frommen und Kirchlichen, die Kirchlichkeit Anderer nicht bloß anzuzweifeln, sondern meist auch von der komischen Seite zu nehmen, und so waren ihr denn Mittheilungen aus dem Lager der Katholiken oder Genferischen immer eine Quelle vergnüglicher Unterhaltung, auch wenn sich nicht, wie hier, eine das Heitere so direct herausfordernde Geschäftlichkeit mit einmischte. Sie nahm das Blatt, um die Pensionsanzeige, die sich noch fortsetzte, weiter zu lesen, aber der Diener, der schon seit einer Viertelstunde den Whisttisch beobachtet und den Schluß des Robbers abgewartet hatte, trat jetzt vor, um zu melden, daß der Thee servirt sei.

„Trifft sich vorzüglich," sagte Baron Arne. „Wenn man gewonnen hat, zählt ein Rebhuhn, worauf ich rechne, zu den gesundesten Gerichten; sonst freilich nicht."

Und damit erhob er sich und reichte dem Fräulein von Dobschütz den Arm, während Schwarzkoppen mit der Gräfin voranschritt.

„Nun, Petersen," sagte der Graf, „wir müssen mit einander fürlieb nehmen." Und an Asta und Elisabeth vorübergehend, rief er diesen zu: „Nun, meine Damen . . ."

Aber Asta streichelte nur zärtlich seine Hand und sagte: „Nein, Papa, wir bleiben hier, Mama hat es schon erlaubt; wir haben uns noch allerlei zu erzählen."

Viertes Capitel.

In dem Eßsaale war gedeckt, die Flügelthüren standen auf, und ein heller Lichterglanz empfing die Eintretenden. Die Gräfin nahm ihren Platz zwischen den beiden Geistlichen, während Fräulein von Dobschütz mit Holk und Arne ihr

gegenüber saßen. Einen Augenblick später erschienen auch der Hauslehrer und Axel.

„Ich habe mich eben sehr erheitert", wandte sich die Gräfin an Schwarzkoppen . .

„Ah," warf Holk dazwischen, in einem Tone, der, wenn weniger spöttisch, ergötzlich gewesen wäre, und Arne, der den Spott darin nur zu sehr herausfühlte (denn Christine war eigentlich nie heiter), lachte herzlich vor sich hin.

„Ich habe mich eben sehr erheitert," wiederholte die Gräfin mit einem Anfluge von Empfindlichkeit und fuhr dann fort: „Es ist doch ein eigen Ding um diese Schweizerpensionen, in denen sich Geschäftlichkeit mit Calvinismus so gut verträgt. Es war immer die häßliche Seite des Calvinismus, so lebensklug zu sein . ."

Schwarzkoppen, an den sich auch diese zweite Bemerkung gerichtet hatte, verneigte sich. Ihr Bruder aber sagte: „Das ist mir neu, Christine. Calvin, so viel ich weiß, war unbequem und unerbittlich, Knox desgleichen, und Coligny benahm sich jedenfalls nicht allzu lebensklug, sonst lebte er vielleicht noch. Und dann La Rochelle. Und dann die zehntausend Ausgewanderten um Glaubenswillen. Es soll den Luther'schen schwer werden, Seitenstücke dazu zu finden oder wohl gar Besseres. Ich beantrage Gerechtigkeit; Schwarzkoppen, Sie dürfen mich nicht im Stich lassen gegen meine Schwester. Und Petersen, Sie auch nicht."

Holk, der seinen Schwager überhaupt sehr liebte, hatte seine herzliche Freude, daß Arne so sprach. „Das ist recht, Alfred. Für die, die nicht da sind, muß man eintreten."

„Und wenn es Preußen wären," setzte Arne lachend hinzu. „Wobei mir der Artikel einfällt, der vorher vorgelesen wurde. Was war es eigentlich damit? Ich habe nämlich die Tugend, beim Whist gewinnen und doch so ziemlich Allem folgen zu können, was nebenher gelesen oder gesprochen wird. Ich hörte was vom Charlottenburger Hof und von Wehrhaftmachung und Anno 13. Oder war es nicht so? Anno 13 habe ich bestimmt gehört und Wehrhaftmachung auch . . ."

„Ach, liebe Dobschütz, erzähle, was es war," sagte die Gräfin.

„Es war genau so, wie der Herr Baron annimmt, und Alles in Allem schien der Artikel sagen zu wollen, daß es mit Dänemark vorbei sei, wenn es sich in der Sprachenfrage nicht handeln lasse."

Holk lachte. „Mit Dänemark vorbei! Nein, Herr Preuß, so weit sind wir noch nicht, und unter allen Umständen haben wir immer noch die Geschichte vom Storch und Fuchs. Der Fuchs in der Fabel konnte nicht an das Wasser heran, weil es in einer Flasche war, und der neueste Fuchs, der Preuße, kann nicht an Dänemark heran, weil es Inseln sind. Ja, das Wasser! Gott sei Dank. Es ist immer dieselbe Geschichte, was der Eine kann, kann der Andere nicht, und so gut die Preußen ihren Parademarsch marschiren, über die Ostsee können sie nicht 'rüber, wenn es auch bei Klaus Groth heißt: „de Ostsee is man en Puhl."

Arne, der, bis spät in den Herbst hinein, seine Abendmahlzeit regelmäßig mit einem Teller saurer Milch einleitete, streute eben Brot und Zucker auf die

vor ihm stehende Satte, nahm einen ersten Löffel voll und sagte dann, während er seinen Bart putzte: „Schwager, da divergiren wir. Der einzige Punkt. Und ich setze hinzu glücklicherweise. Denn mit seiner Schwester darf man schon allenfalls Krieg führen, aber mit seinem Schwager nicht. Ich berufe mich übrigens auf Petersen, der hat am meisten vom Leben gesehen . . "

Petersen nickte.

„Sieh, Holk", fuhr sein Schwager fort, „Du sprichst da von Fuchs und Storch. Nun gut, ich habe nichts dagegen, daß wir in die thiergeschichtliche Fabel hineingerathen, im Gegentheil. Denn es gibt auch eine Fabel vom Vogel Strauß. Lieber Holk, Du steckst den Kopf wie Vogel Strauß in den Busch und willst die Gefahr nicht sehen."

Holk wiegte sich hin und her und sagte dann: „Ah bah, Alfred. Wer sieht überhaupt in die Zukunft? Nicht Du, nicht ich. Aber schließlich, Alles ist Wahrscheinlichkeitsrechnung und zu dem Unwahrscheinlichsten von der Welt gehört eine Gefahr von Berlin oder Potsdam her. Die Tage der Potsdamer Wachtparade sind vorüber. Nichts über den alten Fritzen, er hat keinen größeren Verehrer als mich; aber Alles, was er gethan hat, hat den Charakter einer Episode, die für sein Land geradezu verhängnißvoll geworden."

„Also der Ruhm eines Landes oder gar seine Größe, sein Verhängniß."

„Ja, das klingt sonderbar und doch, lieber Arne . ."

Holk unterbrach sich, denn man hörte vom Nebenzimmer her, daß Asta sich mühte, die Begleitung eines Liedes auf dem Flügel herauszutippen. Es wurde aber gleich wieder still, und Holk seinerseits wiederholte: „Ja, Schwager, klingt sonderbar, daß der Ruhm ein Verhängniß sein soll und doch, dergleichen kommt vor und entspricht dann immer der Natur der Dinge. Möglich, daß auf diesem brandenburgischen Sumpf- und Sandland, auf dem ja die Semnonen und ähnliche rothhaarige Welteroberer gelebt haben sollen, ein neues Welteroberungsvolk hätte gedeihen können, gut, zugegeben, aber da hätte dies Land einen langsam normalen Werdeproceß durchmachen müssen. Den hat dieser große Friedrich gestört. Als Kleinstaat legte sich Preußen zu Bett, und als Großstaat stand es wieder auf. Das war unnormal und kam einfach daher, daß es die Nacht über, oder genauer gerechnet etliche vierzig Jahre lang, in einem Reck- und Streckbett gelegen hatte."

„Holk, das sind nicht Deine Ideen" sagte Christine.

„Nein, und ist auch nicht nöthig; es genügt, daß ich sie mir angeeignet. Und so laß mich denn in meinen entlehnten Ideen fortfahren. Allen Respect vor dem großen König, er ist eine Sache für sich. Aber das sozusagen posthume Preußen, das Preußen nach ihm, ist kein Gegenstand meiner Bewunderung, immer im Schlepptau, heute von Rußland, morgen von Oesterreich. Alles, was ihm geglückt ist, ist ihm unter irgend einem Doppelaar geglückt, nicht unter dem eigenen Adler, er sei schwarz oder roth. Es hat etwas für sich, wenn Spötter von einem preußischen Kuckuck sprechen. Ein Staat, der sich halten und mehr als ein Tagesereigniß sein will, muß natürliche Grenzen haben und eine Nationalität repräsentiren."

„Es gibt noch anderen Mörtel und Staatenkitt", sagte Arne, und Schwarzkoppen und Christine sahen zustimmend einander an.

„Gewiß," replicirte Holk. „Zum Beispiel Geld. Aber wer lacht da? Preußen und Geld!"

„Nein, nicht Geld; eine andere Kleinigkeit. Und diese Kleinigkeit ist nichts weiter als eine Vorstellung, ein Glauben. In den Russen lebt die Vorstellung, daß sie Constantinopel besitzen müssen, und sie werden es besitzen. An solchen Beispielen ist die Geschichte reich, und in den Preußen lebt auch so was. Es ist nicht wohlgethan, darüber zu lachen. Solche Vorstellungen sind nun mal eine Macht. In unserem Busen wohnen unsere Sterne, so heißt es irgendwo, und was die innere Stimme spricht, das erfüllt sich. In Preußen, das Du von Jugend an nicht leiden kannst und von dem Du klein denkst, ist seit anderthalb Jahrhunderten Alles Vorbereitung und Entwickelung auf ein großes Ziel hin; nicht der alte Fritz war Episode, sondern die Schwächlichkeitszeit, von der Du gesprochen, die war Interregnum. Und mit diesem Interregnum ist es jetzt vorbei. Was der Zeitungsartikel da sagt, ist richtig. Die Werbetrommel geht still durchs Land und gamle Dänemark, wenn es zum Klappen kommt, wird schließlich die Zeche bezahlen müssen. Petersen, sagen Sie ein Wort. In Ihren Jahren hat man das zweite Gesicht und weiß, was kommt."

Der Alte lächelte vor sich hin. „Ich will die Frage doch lieber weiter geben. Denn was unser Einem erst kommt, wenn man achtzig Jahre hinter sich hat (und ich stehe doch noch davor), das haben die Frauen von Natur, die Frauen sind geborene Seher. Und unsere Gräfin gewiß."

„Und ich will auch antworten", sagte Christine. „Was meine liebe Dobschütz da gelesen, — Anfangs bin ich eigentlich nur mit halbem Ohre gefolgt, denn ich wollte von dem mir theuren Königspaar hören und nicht von Wehrhaftmachung und neuer Zeit. Aber was da gesagt wurde, das ist richtig . ."

Arne warf der Schwester eine Kußhand zu, während sich Holk, der sich schon als Opfer einiger Anzüglichkeiten fühlte, mit einem Krammetsvogel zu schaffen machte.

„ . . Den Brief in der Hamburger Zeitung," fuhr Christine fort, „hat offenbar Jemand geschrieben, der dem neuen Machthaber nahe steht und seine Pläne kennt. Und wenn es noch nicht Pläne sind, so doch Wünsche. Ganz und gar aber muß ich Allem zustimmen, was Alfred eben über die Macht gewisser Vorstellungen gesagt hat. Die Welt wird durch solche Dinge regiert, zum Guten und Schlechten, je nachdem die Dinge sind. Und bei den Preußen wurzelt Alles . ."

„In Pflicht", warf Arne dazwischen.

„Ja, in Pflicht und in Gottvertrauen. Und wenn das zuviel gesagt ist, so doch wenigstens in dem alten Katechismus Lutheri. Den haben sie da noch. Du sollst den Feiertag heiligen, Du sollst nicht ehebrechen, Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Knecht, Magd, Vieh, oder Alles, was sein ist, — ja, das Alles gilt da noch . ."

„Und ist im Uebrigen aus der Welt verschwunden," lachte Holk.

„Nein, Helmuth, nicht aus der Welt, aber doch aus dem Zipfelchen Welt, das unsere Welt ist. Ich meine nicht aus unserem theuren Schleswig-Holstein,

das hat Gott in seiner Gnade so tief nicht sinken lassen, ich meine das Treiben drüben, drüben wo doch unsere Obrigkeit sitzt, der wir gehorchen sollen und der zu gehorchen ich auch Willens bin, so lange Recht Recht bleibt. Aber daß ich mich an dem Treiben drüben erfreuen sollte, das kannst Du nicht fordern, das ist unmöglich. In Kopenhagen . . ."

„Dein alter Widerwille. Was hast Du nur dagegen?"

„In Kopenhagen ist Alles von dieser Welt, Alles Genuß und Sinnendienst und Rausch, und das gibt keine Kraft. Die Kraft ist bei denen, die nüchtern sind und sich bezwingen. Sage selbst, ist das noch ein Hof, ein Königthum da drüben? Das Königthum, so lang es das bleibt, was es sein soll, hat etwas Zwingendes, dem das Herz freudig Folge leistet und dem zu Liebe man Gut und Blut und Leib und Leben daran gibt. Aber ein König, der nur groß ist in Ehescheidungen und sich um Vorstadtspossen und Danziger Goldwasser mehr kümmert, als um Land und Recht, der hat keine Kraft und gibt keine Kraft und wird denen unterliegen, die diese Kraft haben."

„Und wir werden preußisch werden, und eine Pickelhaube wird auf eine Stange gesteckt werden wie Geßler's Hut, und wir werden davor niederknien und anbeten."

„Was Gott verhüte. Deutsch, aber nicht preußisch, so soll es sein. Ich bin gut schleswig-holsteinisch allewege, worauf ich die Herren bitte, mit mir anzustoßen. Auch Du, Helmuth, wenn Dich Dein Kopenhagener Kammerherrnschlüssel nicht daran hindert. Und sehen Sie nur, Schwarzkoppen, wie da der Mond heraufsteigt, als woll' er Alles in Frieden besiegeln. Ja, in Frieden; das ist das Beste. Dieser Glaube hat mich von Kindheit an begleitet. Schon mein Vater pflegte zu sagen: man ist nicht bloß unter einem bestimmten Stern geboren, sondern in dem Himmelsbuche, darin unsere Namen eingezeichnet stehen, steht auch immer noch ein besonderes Zeichen neben unserem Namen, Epheu, Lorbeer, Palme . . Neben dem meinigen, hoff' ich, steht die Palme."

Der alte Petersen nahm ihre Hand und küßte sie: „Ja, Christine. Selig sind die Friedfertigen."

Es war das so ruhig hingesprochen, ohne jede Absicht, das Herz der Gräfin tiefer berühren zu wollen. Und doch geschah es. Sie hatte sich ihres Friedens beinah gerühmt oder doch wenigstens eine feste Hoffnung auf ihn ausgesprochen und empfand im selben Augenblicke, wo der alte Petersen ihr diesen Frieden fast wie zusicherte, daß sie desselben entbehre. Trotz des besten Mannes, der sie liebte, den sie wieder liebte, stand sie nicht in dem Frieden, nach dem sie sich sehnte. Trotz aller Liebe, — seine leichtlebige Natur und ihre melancholische, sie stimmten nicht recht mehr zu einander, was ihr diese letzte Zeit, trotz alles Ankämpfens dagegen, mehr als einmal und leider in immer wachsendem Grade gezeigt hatte. So fanden denn Petersens wohlgemeinte Worte bei Niemandem ein rechtes Echo, vielmehr blickte Jeder schweigend vor sich hin, und nur Arne wandte sich die Tafel hinunter und sah durch die offenstehende hohe Glasthür auf das Meer hinaus, das im Silberschimmer dalag.

Und in diesem Augenblicke voll Bedrückung und Schwüle trat Asta aus dem Nebenzimmer an den Tisch heran und flüsterte der Mutter zu: „Elisabeth will Etwas singen. Darf sie?"

„Gewiß darf sie. Aber wer wird begleiten?"

„Ich. Es ist sehr leicht, und wir haben es eben durchgenommen. Ich denke, es wird gehen. Und wenn ich stecken bleibe, so ist es kein Unglück."

Und damit ging sie bis an den Flügel zurück, während die große Mittelthür auf blieb. Das Notenblatt war schon aufgeschlagen, die Lichter brannten, und Beide begannen. Aber das Gefürchtete geschah, Begleitung und Stimme gingen nicht recht zusammen, und nun lachten sie halb lustig und halb verlegen. Gleich danach aber versuchten sie's zum zweiten Male, und nun klang Elisabeth's noch halb kindliche Stimme hell und klar durch beide Räume hin. Alles schwieg und lauschte. Besonders die Gräfin schien ergriffen, und als die letzte Strophe gesungen war, erhob sie sich und schritt auf den Flügel zu. Hier nahm sie das noch aufgeschlagen auf dem Notenpult stehende Lied und zog sich ohne weitere Verabschiedung aus der Gesellschaft zurück. Es fiel nicht allzu sehr auf, da Jeder ihr sensitives Wesen kannte. Holk begnügte sich, Elisabeth zu fragen, von wem der Text sei?

„Von Waiblinger, einem Dichter, den ich bis dahin nicht kannte."

„Ich auch nicht," sagte Holk. „Und die Ueberschrift?"

„Der Kirchhof."

„Drum auch."

* * *

Eine Viertelstunde später fuhr der Arnewieker Wagen vor, und Arne bestand darauf, daß Petersen und Elisabeth bis vor das Holkebyer Pfarrhaus mitfahren müßten, Schnuck werde sich nebenher schon durchschlagen. Nach einigem Parlamentiren wurde das Anerbieten auch angenommen, Arne nahm den Rücksitz, und Elisabeth, weil sie gerne mit dem Kutscher plauderte, kletterte auf den Bock hinauf. Und wirklich, kaum oben, so ließ sie sich auch schon des Breiteren von seiner kranken Frau erzählen, und von der „Sympathie", die mal wieder besser geholfen als der Doctor, der überhaupt bloß immer was verschreibe und gar nicht ordentlich nachsähe, wo's eigentlich säße, und wie's mit der Milz stände. Denn in der Milz säß' es.

Natürlich war dies Gespräch nur von kurzer Dauer, denn keine zehn Minuten, so hielt man auch schon vor der Pfarre. Schnuck gab seiner Freude, wieder daheim zu sein, lebhaften Ausdruck, und Arne setzte sich zu Schwarzkoppen in den Fond. Und nun fuhren Beide, nachdem noch ein paar Dankes- und Abschiedsworte gewechselt worden waren, auf Arnewiek zu.

Fünftes Capitel.

Die Fahrt ging zwischen hohen Knicks hin, das Meer dicht zur Linken; aber man hörte es nur, ein niedriger Dünenzug hinderte die Aussicht darauf. Arne wie Schwarzkoppen hatten die Füße in Plaids und Decken geschlagen, denn es war nach dem schönen warmen Tage herbstlich frisch geworden, frischer, als dem September zukam. Aber das steigerte nur die Lebendigkeit ihres Gesprächs, das natürlich dem Abend galt den man eben verlebt hatte.

„Die kleine Petersen hat eine reizende Stimme," sagte Arne. „Trotzdem wollt' ich, sie hätte lieber den Jungfernkranz gesungen, als das schwermüthige Lied."

„Es war sehr schön."

„Gewiß war es das, und wir Beide können es hören, ohne Schaden zu nehmen. Aber meine Schwester! Sahen Sie wohl, wie sie das Notenblatt nahm und das Zimmer verließ? Ich wette, sie hat es sofort auswendig gelernt oder Abschrift genommen und in irgend ein Album eingeklebt. Denn trotz ihrer siebenunddreißig Jahre, in manchen Stücken ist sie noch ganz das Gnadenfreier Pensionsfräulein, besonders auch darin, wie sie mit der Dobschütz lebt. Die Dobschütz ist eine vorzügliche Person, vor deren Wissen und Charakter ich allen möglichen Respect habe, trotzdem ist sie für meinen armen Schwager ein Unglück. Sie sind überrascht, aber es ist so. Die Dobschütz ist viel zu klug und auch viel zu guten Herzens, um sich aus freien Stücken oder wohl gar aus Eitelkeit zwischen die Eheleute zu stellen, aber die Stellung, die sie sich nie nehmen würde, wird ihr durch meine Schwester aufgezwungen. Christine braucht immer Jemanden, um sich auszuklagen, ganz schöne Seele, nachgeborne Jean Paul'sche Figur, die sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem Ernste des Lebens den Kopf zerbricht. Es gibt eigentlich nur eine Form, sie zu erheitern, und das sind kleine Liebesgeschichten aus dem Kreise der Irrgläubigen. Und irrgläubig ist so ziemlich Alles, was nicht altlutherisch oder pietistisch oder herrnhutisch ist. Ein Wunder, daß sie diese Drei wenigstens nebeneinander duldet. Dabei so eigensinnig, so unzugänglich. Ich versuche mitunter, zum Guten zu reden und ihr klar zu machen, wie sie sich anpassen und ihrem Manne zuhören müsse, wenn er was aus der Welt erzählt, einen Witz, ein Wortspiel, eine Anekdote."

Schwarzkoppen nickte zustimmend und sagte dann: „Ich habe ihr heut' etwas Aehnliches gesagt und auf des Grafen liebenswürdige Seiten hingewiesen."

„Ein Hinweis, den sie mit ziemlich hautainer Manier zurückgewiesen haben wird. Ich kenne das. Immer Erziehungsfragen, immer Missionsberichte von Grönland oder Ceylon her, immer Harmonium, immer Kirchenleuchter, immer Altardecke mit Kreuz. Es ist nicht auszuhalten. Ich spreche darüber so freiweg und so ausführlich zu Ihnen, weil Sie der Einzige sind, der da helfen kann. Ich glaube, so ganz genügen Sie ihr auch nicht, schon deshalb nicht, weil Sie, Gott sei Dank, ohne das pietistische Colorit von „Blümelein und Engelein" sind, aber Ihr Standpunkt ist wenigstens der correcte. Die Temperatur Ihres Bekenntnisses ist ihr nicht hochgradig genug, indessen das Bekenntniß selbst läßt sie wenigstens gelten, und weil sie das thut, hört sie nicht bloß Ihren Rath, sondern unterwirft sich ihm auch. Was etwas sagen will."

Als Arne so plauderte, waren sie bis an eine Stelle gekommen, wo sich der Dünenzug nach dem Meer hin öffnete. Die Brandung wurde jetzt sichtbar, und weiter hinaus sah man Fischerboote, die mit eingerefftem Segel still in dem hellen Mondlicht lagen. Am Horizont stieg eine Rakete auf, und Leuchtkugeln fielen nieder.

Arne hatte halten lassen. „Entzückend. Das ist der von Korsör kommende Dampfer. Vielleicht ist der König an Bord und will noch ein paar Wochen in

Glücksburg zubringen. Ich habe schon gehört, daß sie wieder etwas im Moor gefunden haben, bei Süderbrarup oder sonstwo, vielleicht ein Wikingschiff oder eine Lustyacht von Kanut dem Großen. Hoffentlich geht dieser Kelch an uns vorüber. Was mich persönlich angeht, ich lese lieber „David Copperfield" oder die „Drei Musketiere". Diese Moorfunde, Kämme und Nadeln, oder wohl gar eine verfitzte Masse, worüber Thomsen und Worsaae sich streiten und nicht feststellen können, ob es ein Wurzelgefaser oder der Schopf eines Seekönigs ist, können mich nicht interessiren und die königlichen Frühstücke, bei denen der Liqueurkasten die Hauptrolle spielt, wenn es nicht gar die Gräfin Danner putzmacherlichen Angedenkens ist, sind mir eigentlich geradezu zuwider. Ich weiche sonst in Allem von meiner Schwester ab, auch noch da, wo sie Recht hat und nur leider zu viel Aufhebens von ihrem Rechte macht, aber in diesem Stücke kann ich ihr nur zustimmen und begreife Holk nicht, daß er mit der Geschichte drüben nicht aufräumt und ein Gefallen daran findet, sich in dem Prinzessinnenpalais nach wie vor in seiner Kammerherrn-Uniform herumzuzieren. Daß es ihm sein schleswig-holsteinisches Herz nicht verbietet, will ich hingehen lassen, denn so lange der König lebt, ist er nun mal unser König und Herzog. Aber ich find' es nicht klug und weise. Das Leben mit der Danner conservirt nicht, ich meine den König, und über Nacht kann es vorbei sein. Er ist ohnehin ein Apoplecticus. Und was dann?"

„Ich glaube nicht, daß sich Holk mit dieser Frage beschäftigt. Er ist ein Augenblicksmensch und hält zu dem alten Troste: nach uns die Sündfluth."

„Sehr wahr. Augenblicksmensch. Und daß es so ist, das ist auch wieder einer von den Punkten, die meine Schwester ihm nicht verzeihen kann und worin ich mich abermals auf ihre Seite stellen muß. Aber lassen wir das; ich habe gerade heute nicht Lust, die Tugenden meiner Schwester aufzuzählen, es kommt mir heute mehr auf „les défauts de ses vertus" an, die wir, lieber Schwarzkoppen, gemeinschaftlich bekämpfen müssen, sonst erleben wir etwas sehr Unliebsames. Das ist mir sicher, und ungewiß ist mir nur, wer den ersten Schritt thun wird, den ersten Schritt zum Unheil. Holk ist in fast zu weit gehender Anbetung und Ritterlichkeit die Nachgiebigkeit und Bescheidenheit selbst; er hat sich angewöhnt, sich seiner Frau gegenüber immer in die zweite Linie zu stellen. Natürlich. Erst imponirte ihm ihre Schönheit (sie war wirklich sehr schön und ist es eigentlich noch), und dann imponirte ihm ihre Klugheit oder doch das, was er dafür hielt, und dann imponirte ihm, und vielleicht am Meisten, ihre Frömmigkeit. Aber seit einiger Zeit, und leider in zu rasch wachsendem Grade, bereitet sich ein Umschwung in ihm vor; er ist ungeduldig, anzüglich, ironisch, und erst heute Nachmittag wieder fiel es mir auf, wie sehr er sich in seinem Tone verändert hat. Entsinnen Sie sich noch, als von den Marmorkrippen die Rede war. Nun, meine Schwester nahm die mehr oder weniger scherzhafte Sache wie gewöhnlich wieder ganz ernsthaft und antwortete halb gereizt, halb sentimental. Noch vor zwei, drei Jahren hätte Holk das hingehen lassen, aber heute gab er ihr Alles spitz zurück und spöttelte, daß ihr bloß wohl sei, wenn sie von Gruft und Capelle sprechen und einen aus bloßer Taille bestehenden Engel malen lassen könne."

Schwarzkoppen hatte das Alles mit einem gelegentlichen „nur zu wahr“ begleitet und an seiner Zustimmung war nicht zu zweifeln. Nun aber schwieg Arne, weil ihm die bloße Zustimmung nicht genug war und er gern ein ausführliches Wort von Seiten Schwarzkoppen's hören wollte. Dieser verrieth indessen wenig Lust, das Thema weiter fortzuspinnen: es war ihm ein zu heißes Eisen, und nach Arnewiek hinüberweisend, das in eben diesem Augenblick jenseits einer tief einbuchtenden Föhrde sichtbar wurde, sagte er: „Wie reizend die Stadt im Mondlichte daliegt! Und wie der Damm drüben die Dächer ordentlich abschneidet und dazu die Giebel zwischen den Pappeln und Weiden! Und nun Sanct Catharinen! Hören Sie, wie's herüberklingt. Ich segne die Stunde, die mich hierher in Ihr schönes Land geführt.“

„Und dafür sollen Sie bedankt sein, Schwarzkoppen. Jeder hört es gern, wenn man ihm seine Heimath preist. Aber Sie wollen mir bloß entschlüpfen. Ich fordere Sie auf, mir beizustehen in dieser schwierigen Sache, die viel schwieriger liegt, als Sie vermuthen können, und Sie zeigen auf den Damm drüben und sagen mir, daß er die Dächer abschneidet. Versteht sich, thut er das. Aber damit kommen Sie mir nicht los. Sie müssen meiner Schwester, bei dem Einfluß, den Sie auf sie haben, von der Bibelseite her beizukommen und ihr aus einem halben Dutzend Stellen zu beweisen suchen, daß das nicht so ginge, daß das Alles nur Selbstgerechtigkeit sei, daß die rechte Liebe von diesem versteckten Hochmuth, der nur in Demuthsallüren einhergeht, nichts wissen wolle, mit anderen Worten, daß sie sich ändern und ihrem Manne zu Willen sein müsse, statt ihm das Haus zu verleiden. Ja, Sie können hinzusetzen, und halb entspricht es auch der Wahrheit, daß er die ganze Kopenhagener Stellung wahrscheinlich längst aufgegeben hätte, wenn er nicht froh wäre, dann und wann aus dem Druck herauszukommen, den die Tugenden seiner Frau, meiner geliebten und verehrten Frau Schwester, auf ihn ausüben.“

„Ach lieber Baron,“ nahm jetzt Schwarzkoppen das Wort, „ich will Ihnen nicht eigentlich entschlüpfen, das ist es nicht, es fehlt mir nicht der gute Wille, nach meiner Kraft mitzuwirken, denn ich sehe die Gefahr, wie Sie sie sehen. Aber mit dem guten Willen ist wenig gethan. Wenn Ihre Frau Schwester statt eine protestantische Gräfin eine katholische Gräfin, und wenn ich selber statt ein Seminardirector in Arnewiek ein Redemptoristen- oder wohl gar ein Jesuitenpater wäre, so wäre die Sache sehr einfach. Aber so liegt sie nicht. Von Autorität keine Rede. Alles rein gesellschaftlich, und wenn ich Miene machen wollte, den Seelenarzt, den Beichtvater zu spielen, so wär' ich ein Eindringling und thäte etwas, was mir nicht zukommt.“

„Eindringling,“ lachte Arne. „Ich kann doch nicht annehmen, Schwarzkoppen, daß Ihnen Petersen Sorge macht, der mit seinen beinahe Achtzig nachgerade an einem Punkt steht, wo das Rivalisiren und Uebelnehmen aufhört.“

„Nicht Petersen,“ sagte Schwarzkoppen. „Der hat freilich die kleinen Eitelkeiten, die sonst nirgends größer sind als bei meinen pastoralen Amtsbrüdern, längst hinter sich geworfen und würde mir die Rolle des Bekehrers und Wunderthäters gönnen. Aber was einem der Zufall bietet, darf man nicht immer ausnutzen. Es spricht hier so Vieles dagegen, erschwert und mahnt zur Vorsicht.“

„Also abgelehnt."

„Nein, nicht abgelehnt. Ich will thun, was in meinen Kräften steht, aber es kann nur ein ganz Geringes sein. Schon aus äußerlichen Gründen. Ich bin im Amt, und der Weg bis Holkenäs ist nicht allzu nah, so wird sich das „bei Gelegenheit", wovon Sie sprachen, nicht allzu oft einstellen können. Aber die Hauptschwierigkeit ist doch immer die Gräfin selbst. Ich habe kaum eine Dame kennen gelernt, der ich eine größere Verehrung entgegenbrächte. Sie gesellt zu den Vorzügen einer vornehmen Dame zugleich alle Tugenden einer christlichen Frau. Sie will jeden Augenblick das Beste, das Pflichtmäßige, und diesen ihren Anschauungen von Pflicht eine andere Richtung zu geben, das ist außerordentlich schwer. Unsere Kirche, wie Sie wissen und wie ich zum Ueberfluß auch schon andeutete, gestattet nichts als Rath, Zuspruch, Bitte. Mehr oder weniger ist Alles in Spruchauslegung gelegt, was dem Meinungskampfe Thür und Thor öffnet. Und dazu kommt noch, die Gräfin ist nicht bloß sehr bibelfest, sie hat auch die ganze Kraft Derer, die nicht links und nicht rechts sehen, keine Concessionen machen und durch Starrheit und Unerbittlichkeit sich eine Rüstung anzulegen wissen, die besser schließt als die Rüstung eines milden und liebevollen Glaubens. Mit Widerspruch ist ihr nicht beizukommen und noch weniger mit überlegener Miene."

„Gewiß. Auch kann ich nur wiederholen: es muß sich Alles wie von ungefähr ergeben."

„Alles, was ich thun kann, ist — wenn ich mich als halber Schulmeister, der ich jetzt bin, auf ein etwas gelehrt klingendes Wort ausspielen darf — ein prophylaktisches Verfahren. Verhütung, Vorbauung. Ich will mir Geschichten zurecht legen, Geschichten aus meinem früheren Pfarrleben — in welche Verschlingungen und Verirrungen gewinnt man nicht Einblick! — und will versuchen, diese Geschichten still wirken zu lassen. Ihre Frau Schwester ist in gleichem Maße phantasievoll und nachdenklich; das Phantasievolle wird ihr das Gehörte verlebendigen, und ihre Nachdenklichkeit wird sie zwingen, sich mit dem Kern der Geschichte zu beschäftigen und sie so vielleicht zunächst zu einem Wandel der Anschauung und weiterhin zur Selbstbekehrung führen. Das ist Alles, was ich versprechen kann. Ein sehr langsames Verfahren und vielleicht ein Aufwand von Kraft, der in keinem Verhältniß steht zu dem, was dabei herauskommt. Aber ich will mich meiner Aufgabe wenigstens nicht entziehen, weil ich ein Einsehen habe, daß es nöthig ist, innerhalb vorsichtig zu ziehender Grenzen irgend etwas zu thun."

„Abgemacht, Schwarzkoppen; ich hab' Ihr Wort. Und damit gut. Zudem, die Zeit ist günstig für das, was wir vorhaben. Holk erwartet in etwa vier Wochen seine Citirung zur Prinzessin nach Kopenhagen, und dann ist er fort bis Weihnachten. In der zwischenliegenden Zeit bin ich oft drüben, um, wie herkömmlich, wenn Holk in Kopenhagen ist, in Wirthschaft und Buchführung nach dem Rechten zu sehen; ich werde mich, wenn ich hinüberfahre, regelmäßig erst mit Ihnen benehmen und anfragen, ob Sie mich begleiten können. Auch das möcht' ich noch sagen dürfen, allemal wenn er fort ist, ist sie in einer weichen und beinah zärtlichen Stimmung, und die große Liebe, die sie früher für ihn hegte und die sie

gegenwärtig mehr haben will, als daß sie sie wirklich hat, diese Liebe wird dann immer wieder lebendig. Kurzum, ihr Gemüth ist in seiner Abwesenheit ein Acker, darin jedes gute Samenkorn aufgeht. Es kann nur darauf ankommen, ihr einmal Alles von einer anderen, einigermaßen mitberechtigten Seite zu zeigen. Glückt uns das, so haben wir gewonnen Spiel. Bei dem Ernst und der Nachhaltigkeit, womit sie Alles austrägt, kommt sie, wenn ihrem Geiste nur erst die rechte Richtung gewiesen ist, von selber ans rechte Ziel."

Man hatte jetzt den an der anderen Seite der Bucht sich hinziehenden Damm erreicht, auf dem noch, auf eine kurze Strecke hin, die Fahrstraße lief. Unten lag die Stadt, in ihrer Mitte von der Katharinenkirche, darin das Seminar eingebaut war, und am Ausgange von einem alten hochgelegenen Schloßbau, „Schloß Arne", überragt. Als der Wagen die Dammschrägung nach der Stadt zu hinabfuhr, sagte Schwarzkoppen: „Ein wunderliches Spiel; sind wir doch wie zwei Verschwörer, die nächtlicherweile Pläne schmieden, Pläne, bei denen mir wohl die Rolle zufällt, die eigentlich dem alten Petersen zufallen müßte. Und das um so mehr, als die Gräfin ihn eigentlich schwärmerisch verehrt und nur über den Nationaliften in ihm nicht gut forttommen kann. Ueber den Nationaliften! Ein bloßes Wort, und bei Lichte besehen ist es nicht mal so schlimm damit, am wenigsten jetzt. Er ist nun nah an der Grenze der uns hienieden bewilligten Zeit und hat hellere Augen als wir, vielleicht in all' und jedem und in Dingen von dieser Welt nun schon ganz gewiß."

Sechstes Capitel.

Die schönen Herbsttage schienen andauern zu wollen. Auch am anderen Morgen war es wieder hell und sonnig, und das gräfliche Paar nahm das Frühstück im Freien unter der Fronthalle. Julie v. Dobschütz mit ihnen. Asta übte nebenan, Axel und der Hauslehrer waren in den Dünen auf Jagd, was die Michaelisferien gestatteten, von denen die Gräfin, wie von Ferien überhaupt, als Regel nicht viel wissen wollte; Ferien in der Stadt und auf Schulen, das habe Sinn, hier draußen aber, wo man in Gottes freier Natur lebe, seien sie mindestens überflüssig. Hieran hielt die Gräfin principiell seit lange fest und lächelte überlegen, wenn der Graf seinen entgegengesetzten Standpunkt vertheidigte; gegen die diesjährigen Michaelisferien aber hatte sie, trotz ihrer unveränderten Anschauungen, ausnahmsweise nichts einzuwenden, weil sie den Plan, beide Kinder mit Beginn des Wintercursus in Pension zu geben, noch immer nicht aufgegeben hatte. Da bedeuteten denn die paar Tage nicht viel. Der Graf seinerseits zeigte hinsichtlich der Schul- und der Pensionsfrage nach wie vor die von der Gräfin immer wieder beklagte Laschheit; er war nicht eigentlich dagegen, aber er war auch nicht dafür. Jedenfalls bestritt er, daß es irgend welche Eile damit habe, worauf dann die Gräfin mit einer gewissen Gereiztheit antwortete: das gerade könne sie nicht gelten lassen; es sei nicht bloß an der Zeit, es sei sogar höchste Zeit; Asta sei sechzehn, Axel werde fünfzehn, das seien die Jahre, wo der Charakter sich bilde, wo der Kreuzweg käme, wo sich's entscheide nach links oder rechts. „Und ob schwarze oder weiße Schafe," warf Holk spöttisch ein und griff nach der Zeitung.

Aber gerade diese spöttische Behandlung, die der Gräfin zeigen sollte, daß sie das Alles mal wieder viel zu wichtig nähme, steigerte nur ihren Ernst, und so sagte sie denn, ohne auf die Gegenwart der Dobschütz, die ohnehin eine Eingeweihte war, Rücksicht zu nehmen: „Ich bitte Dich, Helmuth, verzichte doch endlich darauf, eine ernsthafte Sache ins Scherzhafte zu ziehen. Ich erheitere mich gern . .“

„Pardon, Christine, das scheint seit gestern Deine Parole.“

„Ich erheitere mich gern,“ wiederholte sie, „aber Alles zu seiner Zeit. Ich verlange keine Zustimmung von Dir, ich verlange nur eine feste Meinung, sie braucht nicht einmal begründet zu sein. Sage, daß Du Herrn Strehlke für ausreichend hältst, und daß Dir Elisabeth Petersen lieber ist als ein ganzes Pensionat junger Damen, — ich werde Beides nicht glauben, aber ich werde mich unterwerfen und schweigen. Nur freilich nenne das nicht Erziehung . .“

„Ach, liebe Christine, das ist nun mal Dein Steckenpferd oder eins aus der Reihe davon, und wenn Du nicht als Baronesse Arne geboren wärest, so wärest Du Basedow oder Pestalozzi geworden und könntest Schwarzkoppen als Seminardirector ablösen. Oder wohl gar sein Inspicient werden. Erziehung und immer wieder Erziehung. Offen gestanden, ich für meine Person, glaube nicht an die Wichtigkeit all dieser Geschichten. Erziehung! Auch da ist das Beste Vorherbestimmung, Gnade. In diesem Stück, so gut lutherisch ich sonst bin, stehe ich zu Calvin. Und falls Calvin Dich verdrießt, beiläufig auch eine von Deinen höheren Gesinnungscapricen, so laß mich Dir einfach das alte Sprichwort sagen: „wie man in die Wiege gelegt wird, so wird man auch in den Sarg gelegt“. Erziehung thut nicht viel. Und wenn dann schon von Erziehung die Rede sein soll, so ist es die, die das Haus gibt.“ Die Gräfin zuckte leis mit den Achseln, Holk aber sah darüber hin und fuhr fort: „Haus ist Vorbild, und Vorbild ist das Einzige, dem ich so was wie erziehliche Kraft zuschreibe. Vorbild und natürlich Liebe. Und ich liebe die Kinder, darin werd' ich doch hoffentlich Deinen Beifall finden, und sie jeden Tag zu sehen, ist mir Bedürfniß.“

„Es handelt sich, Helmuth, nicht um das, wessen Du bedarfst, sondern es handelt sich um das, wessen die Kinder bedürfen. Du siehst die Kinder nur beim Frühstück, wenn Du „Dagbladet“ und beim Thee, wenn Du die „Hamburger Nachrichten“, liest und bist verstimmt, wenn sie sprechen oder wohl gar eine Frage an Dich richten. Es ist möglich, daß Dir die Nähe der Kinder ein gewisses Wohlgefühl gibt, aber es ist damit nicht viel anders als mit der Zuckerdose da, die regelmäßig rechts von Dir stehen muß, wenn es Dir wohl sein soll. Du bedarfst der Kinder, sagst Du. Glaubst Du, daß ich ihrer nicht bedarf, hier in dieser Einsamkeit und Stille, darin ich nichts habe als meine gute Dobschütz? Aber das Glück meiner Kinder gilt mir mehr als mein Behagen, und das, was die Pflicht vorschreibt, frägt nicht nach Wohlbefinden.“

Holk strich mit der Linken über das Tischtuch, während er mit der Rechten die Zuckerdose drei-, viermal auf- und zuknipste, bis die Gräfin, die bei diesem Tone jedesmal nervös wurde, die Dose bei Seite schob, was er ruhig geschehen ließ. Denn er begriff vollkommen, daß solche schlechte Angewohnheit schwer zu ertragen sei. Mehr noch, der ganz geringfügige Zwischenfall gab ihm seine gute Laune wieder.

„Meinetwegen, Christine. Bespricht es mit Schwarzkoppen und Deinem Bruder und natürlich mit unserer guten Dobschütz. Und dann thut nach Eurem Ermessen. Ist es doch überhaupt nutzlos, über all das eine Fehde zu führen, und ich ärgere mich nachträglich über jedes Wort, das ich Dir geantwortet habe. Denn eigentlich," und er nahm ihre Hand und küßte sie, „eigentlich ist es doch eine kleine Comödie, die Du spielst, eine liebenswürdige kleine Comödie. Du willst mich, ich weiß freilich nicht recht warum, in dem Glauben erhalten, als ob ich hier auf Holkenäs etwas zu sagen hätte. Nun, Christine, Du bist nicht bloß viel charaktervoller als ich, Du bist auch viel klüger; aber so wenig klug bin ich doch nicht, daß ich nicht wissen sollte, wer hier Herr ist und nach wem es geht. Und wenn ich eines Morgens hier am Frühstückstisch erschiene, und Du sagtest mir: „ich habe über Nacht zwei Pakete gemacht und das eine habe ich nach Schnepfenthal und das andere nach Gnadenfrei geschickt und in dem einen Paket war Axel und in dem anderen war Asta", so weißt Du mit jeder erdenklichen Gewißheit, daß ich vielleicht einen Augenblick stutzen, aber gewiß nicht widersprechen oder mich wohl gar bis zu Vorwürfen steigern würde."

Die Gräfin lächelte halb befriedigt, halb wehmüthig.

„Nun sieh," fuhr Holk fort, „Du gibst mir Recht und wenn Du noch einen Augenblick damit zögern wolltest, so würde ich mich zur Entscheidung an unsere Freundin Julie wenden. Nicht wahr, liebe Dobschütz, es ist eine Thorheit und eigentlich ein grausames Spiel, von den Widersprüchen oder Unentschlossenheiten eines Mannes zu sprechen, dessen Unentschlossenheiten nie ein Hinderniß sind, weil sie durch die Bestimmtheiten seiner besseren Hälfte zu baren Gleichgültigkeiten herabsinken. Aber da biegt ja die Dronning Maria grad' um Farö-Klint herum. Noch fünf Minuten, so ist sie heran. Ich schlage vor, daß wir bis an die Landungsbrücke gehen und die Kopenhagener Briefschaften in Empfang nehmen.

„Nein, ich," rief Asta, die das Wort von dem Herankommen der Dronning Maria nebenan gehört und den Flügel, auf dem sie übte, sofort zugeklappt hatte. „Nein, ich; ich bin flinker." Und ehe noch mit einem Ja oder Nein geantwortet werden konnte, flog sie schon die Terrasse hinunter und auf den Pier zu, dessen Endpunkt sie fast in demselben Augenblicke erreichte, wo das Schiff anlegte. Der Capitän, der die junge Comtesse sehr wohl kannte, grüßte militärisch und reichte dann persönlich von der Commandobrücke her die Zeitungen und Briefschaften. Einen Augenblick später setzte sich das Schiff, auf Glücksburg zu, weiter in Bewegung. Asta aber eilte zurück, auf die Terrasse zu, und als sie halb herauf war, hielt sie schon einen Brief in die Höhe, an dessen Format und großem Siegel Graf und Gräfin unschwer erkannten, daß es ein dienstliches Schreiben sei. Gleich danach war die junge Comtesse wieder oben unter der Säulenhalle und legte die Zeitungen auf den Tisch, während sie den Brief dem Papa überreichte.

Dieser überflog die Adresse und las: „Sr. Hochgeboren dem Grafen Helmuth Holk auf Holkenäs, stellvertretendem Propst des adligen Convents zu St. Johannes in Schleswig, Kammerherr J. K. H. der Prinzessin Maria Eleonore."

„So correct und so vollständig," sagte die Gräfin „schreibt nur Einer. Der Brief muß also von Pentz sein. Ich muß immer lachen, wenn ich an ihn

denke, etwas Polonius und etwas Hofmarschall Kalb. Asta, Du solltest aber weiter üben; die Dronning Maria, glaub' ich, kam Dir sehr zu paß."

Und Asta ging an den Flügel zurück.

Holk hatte inzwischen den Brief geöffnet und begann ohne Weiteres mit seiner Verlesung, weil er wußte, daß er keine Staatsgeheimnisse verrathen würde.

„Kopenhagen, Prinzessinnen-Palais. 28. September 1859.

Lieber Holk. Unsren freiherrlichen Gruß zuvor! Und meinem Gruß auf der Ferse die ganz ergebenste Bitte, mich's nicht entgelten lassen zu wollen, daß ich auf dem Punkt stehe, das Familienleben auf Schloß Holkenäs zu stören. Unser Freund Thureson Bille, der am 1. October den Dienst bei der Prinzessin antreten und mit Erichsen alterniren sollte, liegt seit drei Wochen an den Masern danieder, eine Kinderkrankheit, von der man in diesem Falle sagen darf (ich citire hier unsre Prinzessin, Königliche Hoheit), sie habe sich an den rechten Mann gewandt. Nun hätten wir freilich noch Baron Steen, aber der ist gerade in Sicilien und wartet schon seit fünf Wochen auf einen Aetna-Ausbruch. Seitdem Steen allerpersönlichst sein eruptives Leben nicht mehr fortsetzen kann, hat er sich den Eruptionen der feuerspeienden Berge zugekehrt. Wie seine eigne Vergangenheit ihm daneben erscheinen mag! Ich kenne ihn nun seit dreißig Jahren. Er war, trotz aller Anstrengungen, ein Don Juan zu sein, im Wesentlichen immer nur ein Junker Bleichenwang, also, gemessen an seinen Ansprüchen, so ziemlich das Lächerlichste, was man sein kann. Aber lassen wir das und wenden wir uns der Hauptsache zu; Steen und Bille versagen, und so bleiben nur Sie. Die Prinzessin selbst läßt Ihnen und der liebenswürdigen Gräfin ihr Bedauern drüber aussprechen und beauftragt mich, hinzuzufügen „sie würde sich mühen, Ihnen die Tage so leicht und angenehm wie möglich zu machen." Und das wird ihr auch gelingen. Der König hat vor, den Spätherbst in Glücksburg zuzubringen, die Danner natürlich mit ihm, und so finden Sie denn unsere Serenissima, die, wie Sie wissen, mit der Danner nicht gern dieselbe Luft athmet, bei bester Laune. Die Stellung Hall's, der in politicis nach wie vor der Liebling im Prinzessinnen-Palais ist, ist erschüttert, aber auch das trägt dazu bei, die Stimmung der Prinzessin selbst zu verbessern, denn dem „Bauern-Ministerium," das nah bevorsteht, verspricht alle Welt nur eine Dauer von vier Wochen, und wenn Hall dann wieder eintritt (und man wird ihn beschwören, es zu thun), so steht er fester, denn je zuvor. Im Uebrigen, lieber Holk, und ich freue mich dies hinzusetzen zu dürfen, ist es nicht nöthig, daß Sie sich hasten und eilen und gleich den ersten Dampfer benutzen; die Prinzessin läßt Ihnen dies eigens sagen, eine besondere Gunstbevorzugung, da Pünktlichkeit im Dienst zu den Dingen gehört, auf die sie sonst hält und bei denen sie unter Umständen empfindlich werden kann. Ich breche hier ab und nehme nichts vorzeitig aus dem Sack voll Neuigkeiten heraus, den ich für Sie habe. Die Prinzessin nimmt es außerdem übel, wenn man vorweg ausplaudert, was sie selber gern erzählen möchte. Nur ein Kosthäppchen. Adda Nielsen quittirt die Bühne und wird Gräfin Brede, nachdem sie vierzehn Tage lang geschwankt, ob sie nicht lieber in ihrer freieren und financiell vortheilhafteren Stellung bei Grossirer Hoptrup verbleiben

solle. Das Legitime hat aber doch auch einen Reiz und nun gar eine legitime Gräfin! Hoptrup, selbst wenn er ein Wittwer werden sollte (woran vorläufig noch gar nicht zu denken), kann, trotz seiner Millionen, über den Etatsrath nie hinaus. Und das ist für die Ansprüche einer ersten Tragödin zu wenig. De Meza ist Flügeladjutant geworden, Thomsen und Worsaae haben sich mal wieder gezankt, natürlich über einen ausgehöhlten, versteinerten Baumstamm, den Worsaae bloß bis auf Ragnar Lodbrock, Thomsen aber, dem das nicht genug ist, bis auf Noah zurückverlegen will. Ich bin für Noah; er weckt mir angenehmere Vorstellungen: Arche, Taube, Regenbogen und vor allem Weinstock. Lassen Sie mich in einer Zeile wissen oder am besten in einem Telegramm, wann wir Sie erwarten dürfen. Tout à vous. Ihr Ebenezer Pentz."

Holk, als er den Brief gelesen, verfiel in eine herzliche Heiterkeit, in die die Gräfin nicht einstimmen mochte.

„Nun, was sagst Du, Christine? Pentz from top to toe. Voll guter Laune, voll Medisance, zum Glück auch voll Selbstironie. Das Hofleben bildet doch wunderbare Gestalten aus."

„Gewiß. Und besonders drüben in unserem lieben Kopenhagen. Es kann auch in seinem Hofleben von seiner ursprünglichen Natur nicht lassen."

„Und was ist diese Natur?"

„Tanzsaal, Musik, Feuerwerk. Es ist eine Stadt für Schiffscapitäne, die sechs Monate lang umhergeschwommen und nun beflissen sind, alles Ersparte zu verthun und alles Versäumte nachzuholen. Alles in Kopenhagen ist Taverne, Vergnügungslokal."

Holk lachte. „Thorwaldsen-Museum, Nordische Alterthümer und Olafkreuz und dazu die Frauenkirche mit Christus und zwölf Aposteln . . Auch das?"

„Ach, Holk, welche Frage! Da ließe sich noch viel Andres aufzählen, und ich bin nicht blind für all das Schöne, was da drüben zu finden ist. Es ist eigentlich ein feines Volk, sehr klug und sehr begabt, und ausgerüstet mit vielen Talenten. Aber so gewiß sie die Tugenden haben, die der Verkehr mit der Welt gibt, so gewiß auch die Schattenseiten davon. Es sind lauter Lebeleute; sie haben sich nie recht quälen und mühen müssen, und das Glück und der Reichthum sind ihnen in den Schoß gefallen. Die Zuchtruthe hat gefehlt, und das gibt ihnen nun diesen Ton und diesen Hang zum Vergnügen, und der Hof schwimmt nicht nur bloß mit, er schwimmt voran, anstatt ein Einsehen zu haben und sich zu sagen, daß der, der herrschen will, mit der Beherrschung seiner selbst beginnen muß. Aber das kennt man in Kopenhagen nicht, und das hat auch Deine Prinzessin nicht, und am Wenigsten hat es dieser gute Baron Pentz, der, glaub' ich, das Tivoli-Theater für einen Eckpfeiler der Gesellschaft hält. Und in dem Sinne schreibt er auch. Ich kann diesen Ton nicht recht leiden und muß Dir sagen, es ist der Ton, der nach meinem Gefühl und fast auch nach meiner Erfahrung immer einer Katastrophe vorausgeht."

Holk war andrer Meinung. „Glaube mir, Christine, so viel königliche und nicht königliche Gasterei drüben sein mag, das Gastmahl des seligen Belsazar ist noch nicht da und der Untergang wird meinen lieben Kopenhagnern noch lange

nicht an die Wand geschrieben . . . Aber was thue ich dieser Citation meiner Prinzessin gegenüber?"

„Natürlich, ihr gehorchen. Du bist im Dienst, und so lange Du's für richtig hältst, darin zu verbleiben, so lange hast Du bestimmte Pflichten und mußt sie erfüllen. Und in dem vorliegenden Falle, je eher je lieber. Wenigstens nach meinem Dafürhalten. Das mit dem Urlaub oder mit der Versicherung, „es habe keine Eile", das würd' ich nicht glauben und jedenfalls nicht annehmen. Ich bin allem Höfischen aus dem Wege gegangen und habe einen Horror vor alten und jungen Prinzessinnen, aber so viel weiß ich doch auch vom Hofleben und seinen Gesetzen, daß man an Huldigungen nicht leicht genug thun kann und daß die ruhige Hinnahme bewilligter Freiheiten immer etwas Mißliches ist. Und dann, Holk, wenn Du auch noch bleiben wolltest, es wären doch unruhige Tage für Dich und mich, für uns Alle. Kann ich Dir also rathen, so reise morgen."

„Du hast Recht; es ist das Beste so, nicht lange besinnen. Aber Du solltest mich begleiten, Christine. Die Hansen drüben hat das ganze Haus, also Ueberfluß an Raum und ist eine Wirthin, wie sie nicht besser gedacht werden kann. Und was die Bekanntschaften angeht, so findest Du die Schimmelmann und die Schwägerin unserer guten Brockdorff und Helene Moltke. Ich nenne diese Drei, weil ich weiß, daß Du sie magst. Und dann gibt es doch auch Kirchen in Kopenhagen, und Melbye ist Dein Lieblingsmaler, und vor dem alten Grundtvig hast Du zeitlebens Respect gehabt."

Die Gräfin lächelte. Dann sagte sie: „Ja, Helmuth, da bist Du nun wieder ganz Du. Noch keine Stunde, daß wir von den Kindern und ihrer Unterbringung gesprochen haben, und schon hast Du Alles wieder vergessen. Einer muß doch hier sein und das, was zu thun ist, in die rechten Wege leiten. Ich möchte wissen, was Dich eigentlich beschäftigt. Alle Körner fallen aus Deinem Gedächtniß heraus, und nur die Spreu bleibt zurück. Verzeih, aber ich kann Dir diese bittren Worte nicht ersparen. Ich glaube, wenn mein Bruder Alfred stirbt oder vielleicht auch wer, der Dir noch näher steht, und Du hast gerad' eine Hühnerjagd angesagt, so vergißt Du zum Begräbniß zu fahren."

Holk biß sich auf die Lippen. „Es glückt mir nicht, Dich freundlich zu stimmen und Dich aus Deinem ewigen Brüten und Ernstnehmen herauszureißen. Ich frage mich, ist es meine Schuld, oder ist es Deine?"

Diese Worte blieben doch nicht ohne Wirkung auf Christine. Sie nahm seine Hand und sagte: „Schuld ist überall, und vielleicht ist meine die größere. Du bist leichtlebig und schwankend und wandelbar, und ich habe den melancholischen Zug und nehme das Leben schwer. Auch da, wo Leichtnehmen das Bessere wäre. Du hast es nicht gut mit mir getroffen, und ich wünschte Dir wohl eine Frau, die mehr zu lachen verstände. Dann und wann versuch' ich's, berühme mich auch wohl, daß ich's versucht, aber es glückt nicht recht. Ernst bin ich gewiß und vielleicht auch sentimental. Vergiß, was ich Dir vorhin gesagt habe; es war hart und unrecht, und ich habe mich hinreißen lassen. Gewiß, ich klage Dich oft an und will es nicht leugnen, aber ich darf auch sagen, ich verklage mich vor mir selber."

In diesem Augenblicke trat Asta vom Salon her wieder unter die Halle, einen Helgoländerhut über dem linken Arm.

„Wo willst Du hin?"

„Zu Elisabeth. Ich will ihr die Notenmappe zurückbringen, die sie gestern hier gelassen."

„Ah, das trifft sich gut," sagte Holk, „da begleit' ich Dich ein Stück Wegs." Und Asta, die wohl sah, daß ein ernsthaftes Gespräch stattgefunden hatte, grüßte zunächst die Dobschütz und küßte dann der Mutter die Stirn. Und gleich danach nahm sie des Vaters Hand und ging mit ihm die Halle hinunter, auf die Gartenfront des Hauses zu.

Als sie fort waren, sagte die Dobschütz: „Ich möchte beinah glauben, Christine, Du hättest die Notenmappe noch gern ein paar Tage hier behalten? Ich sah gestern Abend, welchen Eindruck das Lied auf Dich machte."

„Nicht die Composition, bloß der Text. Und den hab' ich mir im ersten Eifer gleich gestern abgeschrieben. Bitte, liebe Julie, hol' ihn mir von meinem Schreibtisch. Ich möchte wohl, Du läsest mir das Ganze noch einmal vor oder doch wenigstens die erste Strophe."

„Die gerade kann ich auswendig," sagte die Dobschütz.

„Ich vielleicht auch. Aber trotzdem möcht' ich sie hören; sage sie mir und recht langsam."

Und nun sprach die Dobschütz langsam und leise vor sich hin:

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt,
Was bleibt vom Erdenfeste,
Was bleibt uns unvergällt?
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt,
Wer haßt ist zu bedauern
Und mehr noch fast wer liebt.

Die Gräfin ließ von ihrer Arbeit ab, und eine Thräne fiel auf ihre Hand. Dann sagte sie: „Eine wunderbare Strophe. Und ich weiß nicht, was schöner ist, die zwei Zeilen, womit sie beginnt oder die zwei Zeilen, womit sie schließt."

„Ich glaube, sie gehören zusammen," sagte die Freundin, „und jedes Zeilenpaar wird schöner durch das Andre. ‚Wer haßt ist zu bedauern, Und mehr noch fast, wer liebt.' Ja, Christine, es ist so. Aber gerade, weil es so wahr ist . ."

„Ist das Andre, womit die Strophe beginnt, noch wahrer: Die Ruh' ist wohl das Beste."

(Fortsetzung folgt.)

Justus von Liebig.

Eigenhändige biographische Aufzeichnungen[1]).

Mein Vater, der einen Handel mit Farbwaaren hatte, beschäftigte sich häufig damit, manche von den Farben, die er in seinem Geschäfte führte, selbst zu machen und er hatte sich dazu ein kleines Laboratorium angelegt, zu welchem ich Zutritt hatte, da ich zuweilen die Gunst genoß ihm als Handlanger zu dienen.

Seine Versuche machte er nach Vorschriften in chemischen Werken, welche aus der reichen Hofbibliothek mit großer Liberalität leihweise an die Bewohner Darmstadts abgegeben wurden.

Das lebhafte Interesse das ich an den Arbeiten meines Vaters nahm, führte mich von selbst auf das Lesen der Bücher, die ihn in seinen Versuchen leiteten, und es entwickelte sich allmälig in mir eine solche Leidenschaft für diese Bücher, daß ich gegen alles Andere, was sonst Kinder anzieht wie abgestumpft wurde.

Da ich mir nicht nehmen ließ, die Bücher in der Hofbibliothek selbst zu holen, so wurde ich mit dem Bibliothekar Heß bekannt, der sich mit Botanik mit Erfolg beschäftigte, und da er an dem kleinen Burschen Gefallen fand, so bekam ich durch ihn alle Bücher die ich nur haben mochte, für meinen eigenen Gebrauch; das Lesen der Bücher ging natürlich ohne irgend eine Ordnung vor sich; ich las die Bücher, wie sie eben auf den Bretern aufgestellt waren, von unten nach oben, von rechts nach links war mir ganz gleichgültig; für ihren Inhalt war mein vierzehnjähriger Kopf wie der Magen eines Straußes, und es fanden darin die zweiunddreißig Bände von Macquer's chemischem Wörterbuch, der Triumphwagen des Antimonii von Basilius Valentinus, Stahl's phlogistische Chemie, Tausende von Aufsätzen und Abhandlungen in Göttling's

[1]) In den sechziger Jahren hatte mein Vater, Justus Freiherr von Liebig, biographische Aufzeichnungen gemacht, welche dann bei Seite gelegt wurden. Als er aber später wieder darauf zurückkommen wollte, konnten sie nicht mehr aufgefunden werden, und er unterließ die Fortsetzung. Den vorliegenden Theil dieser Aufzeichnungen habe ich vor Kurzem unter anderen Manuscripten von der Hand meines Vaters gefunden, sie geben ein vollständiges Bild von dem Wege seiner geistigen Ausbildung und von der Entwicklung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit.

Dr. Georg Freiherr von Liebig,
München-Reichenhall.

und Gehlen's Zeitschriften, die Werke von Kirwan, Cavendish ꝛc. ganz gemüthlich Platz nebeneinander.

Ich bin ganz gewiß, daß diese Art zu lesen mir in Beziehung auf den Erwerb von positiven Kenntnissen keinen besonderen Nutzen brachte, allein es entwickelte in mir die Anlage, welche den Chemikern mehr als andern Naturforschern eigen ist, nämlich in Erscheinungen zu denken; es ist nicht ganz leicht, eine klare Vorstellung Jemandem davon zu geben, der das, was er sieht oder hört in seiner Phantasie nicht bildlich wieder gestalten kann, wie dies z. B. bei dem Dichter und Künstler geschieht; am nächsten grenzt daran das eigenthümliche Vermögen des Tondichters, der beim Componieren in Tönen denkt, welche ebenso gesetzlich zusammenhängen, wie die logisch geordneten Begriffe in einem Schluß oder einer Reihe von Schlüssen; es ist bei dem Chemiker eine Form des Denkens, bei welcher alle Gedanken sich sinnlich wahrnehmbar machen lassen, wie der Ton in einem gedachten Tonstücke. Diese Denkform findet sich z. B. bei Faraday im eminentesten Grade entwickelt, woher es kommt, daß seine wissenschaftlichen Arbeiten dem welcher diese Art des Denkens nicht kennt, dürr und trocken, und als eine zusammengehäkelte Reihe von Versuchen erscheinen, während sein mündlicher Vortrag, wenn er unterrichtet oder erklärt, geistreich, elegant und von bewundernswürdiger Klarheit ist.

Die Anlage, in Erscheinungen zu denken, kann sich natürlich nur ausbilden wenn die Sinne fortwährend geübt werden, und bei mir geschah dies, indem ich alle Versuche deren Beschreibung ich in den Büchern las, soweit eben meine Mittel reichten, zu reproduciren suchte: diese Mittel waren sehr beschränkt, und so kam es denn, daß ich um meine Neigung zu befriedigen, die Versuche die ich eben machen konnte, unzählige Male wiederholte, bis ich an dem Vorgange nichts Neues mehr sah, oder bis ich die Erscheinung die sich darbot, nach allen Seiten hin genau kannte. Die natürliche Folge davon war die Entwickelung eines Gedächtnisses der Sinne, namentlich des Gesichts, eine scharfe Auffassung der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit eines Dinges oder einer Erscheinung, welche mir später sehr zu statten kam.

Man wird dies leicht verstehen, wenn man sich z. B. einen weißen oder gefärbten Niederschlag vorstellt, der durch Zusammenbringen zweier Flüssigkeiten entsteht; er bildet sich sogleich oder erst nach einiger Zeit, er ist wolkig oder von käsiger oder gelatinöser Beschaffenheit, sandig, krystallinisch, matt, glänzend, er setzt sich leicht oder langsam ab ꝛc., oder wenn er gefärbt ist, so hat er einen gewissen Farbenton; unter den unzähligen weißen Niederschlägen hat jeder etwas ihm Eigenes, und wenn man in dieser Art von Erscheinungen einige Uebung hat, so weckt in einer Untersuchung das, was man sieht, sogleich die Erinnerung an das, was man gesehen hat. Was das Gesichts- oder Augengedächtniß betrifft, so wird man an folgendem Beispiel erkennen was ich darunter meine.

In unserer gemeinschaftlichen Untersuchung über die Harnsäure schickte mir Wöhler eines Tages einen krystallinischen Körper zu, den er durch Einwirkung von Bleisuperoxyd auf diese Säure erhalten hatte; ich schrieb ihm unmittelbar darauf, und zwar sehr erfreut und ohne den Körper analysirt zu haben, daß es Allantoin sei; ich hatte sieben Jahre vorher diesen Körper in Händen gehabt, er

war mir von Chr. Gmelin zur Untersuchung zugeschickt worden, und ich hatte eine Analyse desselben in Poggendorf's Annalen veröffentlicht; seit dieser Zeit hatte ich ihn nicht wieder gesehen.

Als wir aber den Stoff aus der Harnsäure analysirt hatten, so zeigte sich ein Unterschied im Kohlenstoffgehalte; der neue Körper gab $1^1/_2$ Procent Kohlenstoff, und da der Stickstoff nach der qualitativen Methode bestimmt worden war, eine entsprechende Stickstoffmenge (4 Procent) mehr; hienach konnte es unmöglich Allantoin sein. Ich traute aber meinem Augengedächtniß mehr, als meiner Analyse, und war ganz sicher, daß es Allantoin sei, und es handelte sich jetzt darum, den Rest des früher analysirten aufzufinden, um dieses aufs Neue zu analysiren; ich konnte das kleine Gläschen, worin er war, mit solcher Genauigkeit beschreiben, daß es meinem Assistenten zuletzt gelang, es unter ein paar Tausend anderer Präparate aufzufinden; es sah genau so aus, wie unser neuer Körper, allein die Betrachtung unter der Lupe ergab, daß Gmelin bei der Darstellung seines Allantoins dasselbe mit thierischer Kohle gereinigt hatte, von der etwas beim Filtriren durch das Papier gegangen, sich den Krystallen beigemengt hatte.

Ohne die volle Ueberzeugung von der Identität beider Körper, die ich hatte, wäre das aus der Harnsäure künstlich erzeugte Allantoin unzweifelhaft als ein neuer Körper angesehen und mit einem neuen Namen belegt worden, und eine der interessantesten Beziehungen der Harnsäure zu einem der Bestandtheile des Harns des Fötus der Kuh wäre auf lange hin vielleicht unbeachtet geblieben.

In dieser Weise kam es, daß Alles, was ich sah, absichtlich oder unabsichtlich mit gleichsam photographischer Treue in meinem Gedächtniß haften blieb; bei einem nahen Seifensieder sah ich das Seifekochen und lernte, was der „Kern" und das „Schleifen" sei, und wie man weiße Seife mache, und ich hatte nicht wenig Vergnügen, als es mir gelang, ein Stück Seife aus meiner Fabrik mit Terpentinöl parfümirt zu präsentiren; in allen Werkstätten der Gerber und Färber, der Schmiede und Messinggießer war ich zu Hause, und jeder Handgriff mir geläufig; auf dem Markte in Darmstadt sah ich einem herumziehenden Händler mit Allerlei ab, wie er Knallsilber zu seinen Knallerbsen machte. An den rothen Dämpfen, die sich bildeten, als er sein Silber auflöste, sah ich, daß er Salpetersäure dazu nahm und dann eine Flüssigkeit, mit der er an den Leuten schmutzige Rockkragen reinigte und die nach Branntwein roch.

Daß ich bei dieser Geistesrichtung in der Schule sehr kläglich bestand, begreift sich leicht; ich hatte kein Gehörgedächtniß, und nichts oder sehr wenig von dem, was man durch diesen Sinn lernt, blieb bei mir haften; ich befand mich in der unbehaglichsten Lage, in der ein Knabe nur sein kann; die Sprachen und Alles, was man damit aufnimmt und in der Schule an Lob und Ehre erwirbt, waren mir so gut wie verschlossen, und als einst der ehrwürdige Rector des Gymnasiums (Zimmermann) bei seiner Visitation meiner Klasse auch an mich kam und mir die eingreifendsten Vorstellungen über meinen Unfleiß machte, wie ich die Plage meiner Lehrer und der Kummer meiner Eltern sei, und was ich denn dächte, was einst aus mir werden sollte, und ich ihm zur Antwort gab, daß ich ein Chemiker werden wolle, da brach die Schule und der gute alte

Mann selbst in ein unauslöschliches Gelächter aus, denn Niemand hatte eine Vorstellung damals davon, daß die Chemie etwas sei, was man studiren könne. Da die gewöhnliche Laufbahn eines Gymnasiasten mir nicht offen stand, so brachte mich mein Vater zu einem Apotheker nach Heppenheim an der hessischen Bergstraße, der mich aber nach zehn Monaten so müde war, daß er mich meinem Vater wieder nach Hause schickte; ich wollte ein Chemiker, aber kein Apotheker werden. Diese zehn Monate genügten aber, um mir eine vollkommene Kenntniß von den tausenderlei Dingen zu verschaffen, die man in einer Apotheke hat, sowie von ihrem Gebrauch und ihren vielerlei Anwendungen.

In dieser Weise mir selbst überlassen, ohne Rath und Richtung, wurde ich sechzehn Jahre alt, und mein unabläßiges Drängen veranlaßte zuletzt meinen Vater, mir die Erlaubniß zu dem Besuche der Universität Bonn zu geben; von da folgte ich dem dortigen Professor der Chemie, Kastner, der einen Ruf nach Bayern erhalten hatte, nach Erlangen.

Es war damals an der neu errichteten Universität Bonn ein außerordentlich reges wissenschaftliches Leben aufgegangen, aber in den Fächern der Naturwissenschaften wirkte die ausgeartete philosophische Forschung, wie sie in Oken und schlimmer noch in Wilbrand sich verkörpert hatte, auf das Schädlichste ein, denn sie hatte in dem Vortrag und Studium zu einer Nichtachtung der nüchternen Naturbeobachtung und des Experiments geführt, die für viele begabte junge Männer verderblich wurde. Von dem Katheder herab empfing der Zuhörer eine Fülle geistreicher Anschauungen, aber körperlos, wie sie waren, konnte man damit nichts machen. Der Vortrag von Kastner, welcher als der berühmteste Chemiker galt, war ungeordnet, unlogisch und ganz wie die Trödelbude voll Wissen beschaffen, die ich in meinem Kopfe herumtrug. Die Beziehungen, die er zwischen den Erscheinungen auffand, waren etwa nach folgendem Muster:

„Der Einfluß des Mondes auf den Regen sei klar, denn sobald der Mond sichtbar sei, hörten die Gewitter auf; oder der Einfluß der Sonnenstrahlen auf das Wasser zeige sich an dem Steigen des Wassers in den Gruben der Bergwerke, von denen manche im hohen Sommer nicht bearbeitet werden könnten;" daß man den Mond sieht, wenn die Gewitter sich verzogen haben, und daß das Wasser in den Gruben steigt, wenn im Sommer die Bäche versiegen, welche die Pumpen treiben, war natürlich eine für einen geistreichen Vortrag zu plumpe Erklärung.

Es war damals in der Chemie eine recht elende Zeit in Deutschland. An den meisten Universitäten bestand kein eigener Lehrstuhl für Chemie, sie wurde in der Regel einem Professor der Medicin zugetheilt, der sie neben den Fächern der Toxikologie, Pharmagnosie, praktischen Medicin, Pharmacie, so viel er eben davon wußte, vortrug, und dies war wenig genug. Noch viele Jahre nachher war in Gießen die descriptive und vergleichende Anatomie, Physiologie, die Zoologie, Naturgeschichte und Botanik in einer einzigen Hand.

Während die Arbeiten des großen schwedischen Chemikers, der englischen und französischen Naturforscher, von H. Davy, von Wollaston, Biot, Atrago, Fresnel, Thenard, Dulong ganz neue Gebiete der Forschung aufschlossen, fanden alle diese unermeßlichen Erwerbungen in Deutschland keinen Boden, den sie

hätten befruchten können. Langwierige, den Wohlstand der Bevölkerung untergrabende Kriege, äußerer politischer Druck hatten die Verödung unserer Universitäten nach sich gezogen und viele Jahre hindurch die Menschen mit quälenden Sorgen erfüllt und ihre Wünsche und Kräfte ganz anderen Richtungen zugelenkt; der nationale Geist hatte seine Freiheit und Unabhängigkeit in ideale Gebiete geflüchtet und in vieler Beziehung durch die Zerstörung des Autoritätsglaubens, namentlich in der Medicin und Philosophie segensreich gewirkt; allein er hatte in der Physiologie seine natürlichen Schranken durchbrochen und sich weit hinaus über die Erfahrung verirrt. Man hatte das Ziel der Wissenschaft und daß sie nur Werth habe, wenn sie dem Leben nütze, beinahe aus den Augen verloren, und man gefiel sich in einer idealen Welt, die mit der wirklichen in keinem Zusammenhang mehr stand.

Es galt beinahe für eine erniedrigende und einem Gebildeten unanständige Gesinnung, zu glauben, daß in dem Leibe eines lebendigen Wesens die rohen und gemeinen unorganischen Kräfte eine Rolle spielten. Man war mit dem Leben und allen seinen Aeußerungen und Bedingungen ganz im Reinen; die Naturerscheinungen waren mit sauberen schmucken Kleidern angethan, von geistreichen Männern zugeschnitten und zusammengemacht, und dies nannte man philosophische Forschung. Der Experimental-Unterricht in der Chemie war auf den Universitäten beinahe untergegangen und nur die hochgebildeten Pharmaceuten Klaproth, Hermstedt, Valentin Rose, Trommsdorf, Buchholz hatte er sich, freilich in einem anderen Gebiete, erhalten.

Ich erinnere mich, daß mir sehr viel später noch Professor Wurzer, der den Lehrstuhl der Chemie in Marburg bekleidete, eine alte hölzerne Tischschublade zeigte, in welcher das Vermögen wohnte, von drei zu drei Monaten Queckfilber zu erzeugen; er besaß einen Apparat, dessen Hauptbestandtheil ein langer thönerner Pfeifenstiel war, mit dem er Sauerstoffgas in Stickstoff verwandelte; der poröse Pfeifenstiel wurde nämlich zwischen Kohlen glühend gemacht und Sauerstoff durchgeleitet.

Chemische Laboratorien, in welchen Unterricht in der Analyse ertheilt wurde, bestanden damals nirgendwo; was man so nannte, waren eher Küchen, angefüllt mit allerlei Oefen und Geräthen zur Ausführung metallurgischer oder pharmaceutischer Processe. Niemand verstand eigentlich die Analyse zu lehren.

Ich folgte später Kastner nach Erlangen, da er mir versprochen hatte, einige Mineralien mit mir zu analysiren; er wußte es aber leider selbst nicht, und niemals führte er eine Analyse mit mir aus. Der Vortheil, den ich durch meinen Aufenthalt in Bonn und Erlangen durch den Verkehr mit anderen Studirenden gewann, war das Bewußtsein meiner Unwissenheit in sehr vielen Dingen, die sie von der Schule mit auf die Universität brachten, und da mir die Chemie keine Arbeit machte, so gingen alle meine Anstrengungen in dem Nachholen der früher vernachlässigten Schulkenntnisse auf.

In Bonn und Erlangen nun vereinigte sich eine kleine Anzahl von Studirenden mit mir zu einem chemisch-physikalischen Vereine, in welchem jedes Mitglied abwechselnd einen Vortrag über die Fragen des Tages zu halten hatte, welcher natürlich nur in einem Berichte über die Gegenstände der Abhandlungen

bestand, welche in den Journalen von Gilbert und Schweigger monatlich erschienen.

In Erlangen zogen mich Schelling's Vorträge eine Zeit lang an; allein Schelling besaß keine gründlichen Kenntnisse in den Fächern der Naturwissenschaft und das Einkleiden der Naturerscheinungen mit Analogien und in Bildern, was man Erklären nannte, sagte mir nicht zu.

Ich kam nach Darmstadt zurück mit der vollen Ueberzeugung, daß ich meine Ziele in Deutschland nicht erreichen könne.

Die Abhandlungen von Berzelius, namentlich die bessere Uebersetzung seines Handbuchs, welche damals sich verbreitete, waren wie Erquickungen in einer dürren Wüste.

Mitscherlich, H. Rose, Wöhler, Magnus waren damals nach Stockholm zu Berzelius gegangen, allein Paris bot mir in sehr vielen anderen Zweigen der Naturwissenschaft, namentlich der Physik, Mittel zum Unterrichte dar, wie sie sich an keinem anderen Orte vereinigt fanden. Ich faßte den Entschluß, nach Paris zu gehen, ich war damals $17^1/_2$ Jahre alt. Meine Reise nach Paris, die Art und Weise, wie ich mit Thenard, Humboldt, Dulong und mit Gay Lyssac in Berührung kam, und wie diese Männer dem Knaben ihre Neigung zuwandten, grenzt an das Fabelhafte und gehört auch nicht hierher. Ich habe später sehr häufig die Erfahrung gemacht, daß ein ausgesprochenes Talent bei allen Menschen, ich glaube, ich kann sagen ohne Ausnahme, eine unwiderstehliche Begierde erweckt, es zur Entwicklung zu bringen, Jeder hilft in seiner Weise und Alle zusammen, wie wenn sie sich miteinander verabredet hätten; daß aber das Talent nur dann Erfolge erringt, wenn es sich mit einem festen unerschütterlichen Willen vereinigt findet; die äußeren Hindernisse seiner Entfaltung sind in den meisten Fällen sehr viel geringer, als die, welche in dem Menschen selbst liegen, denn so wie eine Naturkraft, wie mächtig sie auch sei, niemals für sich allein eine Wirkung hervorbringt, sondern immer nur im Vereine mit anderen Kräften, so kann ein Mensch das, was er ohne Mühe lernt, oder geistig erwirbt, wozu er, wie man sagt, eine natürliche Anlage hat, nur dann verwerthen, wenn er noch sehr vieles Andere dazu lernt, was ihm zu erwerben mehr Mühe vielleicht noch als Anderen macht.

Lessing sagt, daß das Talent wesentlich Wille und Arbeit sei, und ich bin sehr geneigt, ihm beizustimmen.

Die Vorträge von Gay Lyssac, Thenard, Dulong ꝛc. in der Sorbonne hatten für mich einen unbeschreiblichen Reiz; die Einführung der astronomischen oder mathematischen Methode in der Chemie, welche jede Aufgabe womöglich in eine Gleichung verwandelt und bei jeder gleichförmigen Aufeinanderfolge zweier Erscheinungen einen ganz bestimmten causalen Zusammenhang annimmt, welcher, nachdem er aufgesucht und aufgefunden ist, „Erklärung" oder „Theorie" hieß, hatte die französischen Chemiker und Physiker zu ihren großen Entdeckungen geführt. Diese Art von „Theorie" oder „Erklärung" war in Deutschland so gut wie unbekannt, denn man verstand darunter nicht etwas „Erfahrenes", sondern immer etwas, was der Mensch dazu thun müsse und mache.

Der französische Vortrag hat schon durch die Sprache in der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände eine in anderen Sprachen sehr schwer erreichbare logische Klarheit, wozu noch bei Thenard und Gay Lyssac eine Meisterschaft in der experimentalen Beweisführung kam. Die Vorlesung bestand in einer verständig geordneten Aufeinanderfolge von Phänomenen, d. h. von Versuchen, deren Zusammenhang durch die mündliche Erklärung ergänzt wurde. Für mich waren die Versuche ein wahrer Genuß, denn sie redeten zu mir in einer Sprache, die ich verstand, und sie bewirkten mit dem Vortrage, daß die Masse von formlosen Thatsachen, die ungeordnet und regellos in meinem Kopfe durcheinander lagen, einen bestimmten Zusammenhang bekamen; die antiphlogistische oder die französische Chemie hatte zwar die Geschichte der Chemie vor Lavoisier unter die Guillotine gebracht, aber man merkte, daß das Fallbeil nur ihren Schatten getroffen hatte; ich war mit den Werken der Phlogistiker, von Cavendish, Watt, Priestley, Kirwan, Black, Scheele, Bergmann weit mehr, als mit den antiphlogistischen vertraut, und was in den Pariser Vorträgen in den Thatsachen als neu und wie ohne Anfang dargestellt wurde, erschien mir in der engsten Beziehung zu vorangegangenen Thatsachen, so zwar, daß, wenn die letzteren hinweg gedacht wurden, die andern nicht sein konnten.

Ich erkannte, oder richtiger vielleicht es dämmerte in mir das Bewußtsein, daß nicht allein zwischen zweien oder dreien, sondern zwischen allen chemischen Erscheinungen in dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich ein gesetzlicher Zusammenhang bestehe; daß keine allein stand, sondern immer verkettet mit einer andern, diese wieder mit einer andern und so fort alle mit einander verbunden, und daß das Entstehen und Vergehen der Dinge eine Wellenbewegung in einem Kreislauf sei.

Was in den französischen Vorträgen am meisten auf mich wirkte, war die innere Wahrheit derselben und die sorgfältige Vermeidung alles Scheines in den Erklärungen; es war der vollständigste Gegensatz der deutschen Vorträge, in welchen durch das Ueberwiegen des deductiven Verfahrens die ganze wissenschaftliche Lehre ihre feste Zimmerung verloren hatte.

Ein zufälliges Ereigniß lenkte die Aufmerksamkeit A. v. Humboldt's in Paris auf mich, und das Interesse, was er an mir nahm, veranlaßte Gay Lyssac, eine von mir begonnene Arbeit gemeinschaftlich mit mir zu vollenden.

In dieser Weise wurde mir das Glück zu Theil, mit diesem großen Naturforscher in den innigsten Verkehr zu kommen; er arbeitete mit mir, wie er früher mit Thenard zusammen gearbeitet hatte, und ich kann wohl sagen, daß in seinem Laboratorium im Arsenal der Grund zu allen meinen späteren Arbeiten und meiner ganzen Richtung gelegt wurde. Ich kam nach Deutschland zurück, wo durch die Schulen von Berzelius, H. Rose, Mitscherlich, Magnus und Wöhler in der unorganischen Chemie bereits ein großer Umschwung begonnen hatte, und getragen durch die warme Empfehlung v. Humboldt's wurde mir eine außerordentliche Professur der Chemie in Gießen in meinem einundzwanzigsten Jahre übertragen. Im Mai 1824 begann meine Laufbahn in Gießen.

Ich denke stets mit Freude an die achtundzwanzig Jahre zurück, die ich dort verlebte; es war wie eine höhere Fügung, die mich an die kleine Universität

führte. An einer großen Universität oder an einem größern Orte wären meine Kräfte zerrissen und zersplittert und die Erreichung des Zieles, nach dem ich strebte, sehr viel schwieriger, vielleicht unmöglich geworden; aber in Gießen concentrirte sich Alles in der Arbeit, und diese war ein leidenschaftliches Genießen.

Das Bedürfniß eines Instituts, in welchem sich der Schüler in der chemischen Kunst unterrichten konnte, worunter ich die Vertrautheit mit den chemischen Operationen der Analyse und Gewandtheit in dem Gebrauche der Apparate verstehe, lag damals in der Luft, und so kam es denn, daß mit der Eröffnung meines Laboratoriums für den Unterricht in der analytischen Chemie und den chemischen Untersuchungsmethoden mir nach und nach Schüler von allen Seiten zuströmten.

Die größte Schwierigkeit hatte ich, als die Anzahl sich vermehrte, mit dem praktischen Unterricht selbst: um Viele auf einmal zu unterrichten, dazu gehörte ein geordneter Plan oder stufenweiser Weg, der erst ausgedacht und erprobt werden mußte. Die Anleitungen, welche mehrere meiner Schüler später publizirten (Fresenius und Will), enthalten im Wesentlichen den Gang, der in Gießen befolgt wurde, mit geringen Abweichungen; er ist jetzt beinahe in allen chemischen Laboratorien heimisch.

Die Darstellung von chemischen Präparaten war ein Gegenstand, dem ich ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandte; sie ist sehr viel wichtiger, als man gewöhnlich glaubt, und man wird häufiger Männer finden, die sehr gute Analysen machen können, als solche, welche im Stand sind, auf die zweckmäßigste Weise ein reines Präparat darzustellen. Die Darstellung eines Präparates ist eine Kunst und dabei eine qualitative Analyse, und es gibt gar keinen andern Weg, um sich mit den mannigfaltigen chemischen Eigenschaften eines Körpers bekannt zu machen, als wenn man denselben aus dem Rohmaterial zuerst darstellen und dann in seine zahlreichen Verbindungen überführen und diese damit kennen lernt. Durch die gewöhnliche Analyse erfährt man nicht, welch' ein wichtiges Scheidungsmittel in ihrer geschickten Handhabung die Krystallisation ist, ebenso wenig den Werth der Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten verschiedenartiger Lösungsmittel. Man denke sich nur einen Pflanzen- oder Fleisch-Extrakt, der ein halb Dutzend krystallinischer Körper in sehr geringer Menge, eingebettet in schmierige Materie, enthält, welche die Eigenschaften der anderen beinahe ganz verhüllt, und man soll nun in diesem Magma durch chemische Reactionen die Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Körpers in der gemengten Masse kennen und unterscheiden lernen wollen was Zersetzungsproduct ist und was nicht, um sie nachher mit Mitteln, welche keinen zersetzenden Einfluß ausüben, scheiden zu können. Von der großen Schwierigkeit, den rechten Weg in solchen Untersuchungen zu finden, gibt die Analyse der Galle von Berzelius ein Beispiel ab; von all' den zahlreichen Stoffen, die er als Bestandtheil derselben beschrieben hat, ist eigentlich keiner in der natürlichen Galle enthalten gewesen.

Eine außerordentlich kurze Zeit hatte den berühmten Schülern des schwedischen Meisters genügt, der Mineral-Analyse, welche auf der genauen Kenntniß der Eigenschaften der unorganischen Körper beruht, einen bewundernswürdigen Grad von Vollkommenheit zu geben, ihre Verbindungen und ihr gegenseitiges Verhalten wurden durch die schwedische Schule mit einer bis dahin ganz ungewöhnlichen und jetzt noch unübertroffenen Schärfe nach allen Richtungen

studirt. Die physikalische Chemie, welche die gesetzlichen Beziehungen der physikalischen Eigenschaften zu der chemischen Zusammensetzung untersucht, hatte durch die Entdeckungen Gay Lyssac's und v. Humboldt's über die Verbindungsverhältnisse der Körper im Gaszustand und von Mitscherlich über die Beziehungen der Krystallgestalt zur chemischen Zusammensetzung bereits einen festen Boden gewonnen, und in den chemischen Proportionen schien das Gebäude seine Spitze erhalten zu haben und vollendet dazustehen.

Alles, was das Ausland in der vorangegangenen Zeit an Entdeckungen erworben hatte, brachte jetzt auch in Deutschland reiche Früchte.

Eine organische Chemie, oder was man heute so nennt, bestand damals noch nicht; Thenard und Gay Lyssac, Berzelius, Prout, Döbereiner hatten zwar den Grund zu der organischen Analyse bereits gelegt, allein selbst die großen Untersuchungen von Chevreul über die fetten Körper erregten viele Jahre hindurch nur geringe Aufmerksamkeit. Die unorganische Chemie nahm noch allzuviele und zwar die besten Kräfte in Anspruch.

Meine in Paris gewonnene Richtung war eine andere; durch die Arbeit, welche Gay Lyssac mit mir über das Knallsilber gemacht hatte, wurde ich mit der organischen Analyse vertraut, und ich sah sehr bald, daß aller Fortschritt in der organischen Chemie wesentlich von ihrer Vereinfachung abhängig sei; denn man hat es in ihrem Gebiete nicht mit verschiedenartigen Elementen, die sich in ihren Eigenthümlichkeiten erkennen lassen, sondern immer mit denselben Elementen zu thun, deren Verhältniß und Anordnung die Eigenschaften der organischen Verbindungen bestimmt. Was in der unorganischen Chemie eine Reaction war, mußte in der organischen eine Analyse sein.

Die ersten Jahre meiner Laufbahn in Gießen verwendete ich beinahe ausschließlich auf die Verbesserung der Methoden der organischen Analyse, und mit den ersten Erfolgen begann jetzt an dieser kleinen Universität eine Thätigkeit, wie sie die Welt noch nie gesehen.

Für die Lösung unzähliger Fragen, die sich an die Pflanzen und Thiere knüpfen, an ihre Bestandtheile und an die Vorgänge ihrer Umwandlung in den Organismen führte ein gütiges Geschick in Gießen die talentvollsten jungen Männer aus allen Ländern Europa's zusammen, und man kann sich denken, welch' eine Fülle von Thatsachen und Erfahrungen durch so viele Tausende von Experimenten und Analysen an mich kam, welche jährlich und viele Jahre lang von zwanzig und mehr unermüdlich thätigen und geschickten jungen Chemikern ausgeführt wurden.

Ein eigentlicher Unterricht im Laboratorium, den geübte Assistenten besorgten, bestand nur für die Anfänger; meine speciellen Schüler lernten nur im Verhältniß, als sie mitbrachten; ich gab die Aufgaben und überwachte die Ausführung; wie die Radien eines Kreises hatten alle ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Eine eigentliche Anleitung gab es nicht; ich empfing von jedem Einzelnen jeden Morgen einen Bericht über das, was er am vorhergehenden Tage gethan hatte; sowie seine Ansichten über das, was er vorhatte; ich stimmte bei oder machte meine Einwendungen; Jeder war genöthigt, seinen eigenen Weg selbst zu suchen. In dem Zusammenleben und steten Verkehr miteinander, und indem Jeder theilnahm an den Arbeiten Aller, lernte Jeder

von dem Andern. Im Winter gab ich wöchentlich zweimal eine Art von Uebersicht über die wichtigsten Fragen des Tages. Es war zum großen Theil ein Bericht über meine und ihre eigenen Arbeiten in Verbindung gebracht mit den Untersuchungen anderer Chemiker.

Wir arbeiteten, wann der Tag begann, bis zur sinkenden Nacht, Zerstreuungen und Vergnügungen gab es in Gießen nicht. Die einzigen Klagen, die sich stets wiederholten, waren die des Dieners (Aubel), welcher am Abend, wenn er reinigen sollte, die Arbeitenden nicht aus dem Laboratorium bringen konnte. Die Erinnerung an ihren Aufenthalt in Gießen erweckt, wie ich häufig hörte, bei den meisten meiner Schüler das wohlthuende Gefühl der Befriedigung über eine wohl angewendete Zeit.

Ich hatte das hohe Glück, daß vom Anfange meiner Laufbahn in Gießen an gleiche Neigungen und gleiches Streben einen Freund mir gewannen, mit dem mich jetzt nach so vielen Jahren die engsten Bande der wärmsten Zuneigung verknüpfen. Während bei mir die Neigung vorwaltete, die Aehnlichkeiten in dem Verhalten der Körper oder ihrer Verbindungen aufzusuchen, besaß er ein unvergleichliches Wahrnehmungsvermögen für ihre Verschiedenheiten; eine Schärfe der Beobachtung vereinigte sich in ihm mit einer künstlerischen Geschicklichkeit und einer Genialität in der Auffindung neuer Mittel und Wege der Untersuchung oder Analyse, wie sie wenige Menschen besitzen.

Man hat oft die Vollendung unserer gemeinschaftlichen Arbeiten über die Harnsäure und das Bittermandelöl gepriesen; es ist dieß sein Werk. Ich kann den Vortheil nicht hoch genug anschlagen, den mir in der Erreichung meiner und unserer gemeinschaftlichen Ziele die Verbindung mit Wöhler brachte; denn in ihr verknüpften sich die Eigenthümlichkeiten zweier Schulen, und das Gute, das jede für sich hatte, kam durch das Zusammenwirken zur Geltung. Neidlos und ohne Eifersucht, Hand in Hand, verfolgten wir unsern Weg; wenn der Eine Hilfe brauchte, war der Andere bereit. Man wird eine Vorstellung von diesem Verhältnisse gewinnen, wenn ich erwähne, daß viele unserer kleineren Arbeiten, die unseren Namen tragen, von Einem allein sind; es waren reizende kleine Geschenke, die einer dem Anderen machte.

Nach sechzehn Jahren der angestrengtesten Thätigkeit stellte ich die gewonnenen Resultate, soweit sie die Pflanze und das Thier betrafen, in meiner Chemie angewandt auf Agrikultur und Physiologie, zwei Jahre darauf in meiner Thierchemie und die in anderen Richtungen gemachten Untersuchungen in meinen chemischen Briefen zusammen. Die letzteren wurden in der Regel als eine Populärschrift aufgenommen, was sie für den, welcher den Inhalt etwas näher ansieht, eigentlich nicht sind, oder damals, als sie erschienen, nicht waren.

Nicht in den Thatsachen, wohl aber in den Anschauungen der organischen Vorgänge wurden manche Fehler begangen; wir waren aber die ersten Pioniere in dem unbekannten Gebiete, und die Schwierigkeiten, den rechten Weg einzuhalten, waren nicht immer überwindlich. Jetzt, wo die Wege der Untersuchung gebahnt sind, hat man es einen guten Theil leichter; aber alle die wundervollen Entdeckungen, welche die neuere Zeit geboren hat, waren damals unsere Träume, deren Verwirklichung wir sicher und zweifellos entgegensahen.

John Henry Newman.

In Memoriam.

Am 18. August 1890 bot der Friedhof der kleinen Klosterkirche zu Rednal bei Birmingham ein seltenes, man kann wohl sagen, ein einziges Bild. An einem offenen Grabe vereinigten sich die Stimmen zweier Kirchen in der Trauer um den Todten, der die eine verlassen hatte, um in die andere einzutreten und der nun auf seinen Wunsch prunklos und still, obwohl im Purpur eines römischen Cardinals, in die heimathliche Erde gebettet wurde.

Nur die außergewöhnlichen Naturen ringen den unerbittlichsten Vorurtheilen, den unversöhnlichsten Gegensätzen der Welt solche Huldigungen ab. Dem Wetterleuchten am Abendhimmel vergleichbar, sind sie nicht weniger unerwartet als vorübergehend. Wie mit elementarer Gewalt erhellen sie plötzlich die eintönige Atmosphäre alltäglicher Gewöhnung, durchbrechen die Wolken der Controverse, verklären auf einen kurzen, flüchtigen Augenblick das irdische Schattenbild zu ihren Füßen. Dann ist Alles wieder dunkel, scheinbar regungslos und still. Das Licht aber, das unseren Augen entschwand, ist deshalb nicht weniger das Licht, und die Kraft des Zeugnisses überdauert die Lebensfrist und auch die Stimmung der Menschen, die es abgelegt haben. Auf die Frage, welcher geistige Einfluß innerhalb der angelsächsischen Welt der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts am mächtigsten gewesen sei, ist die Antwort nicht zweifelhaft. Das Geschlecht, dem Byron und Shelley das Wiegenlied gesungen, für welches Coleridge philosophirt, Walter Scott eine untergegangene Welt wieder entdeckt, Carlyle und Macaulay Geschichte geschrieben haben, nennt den Namen von John Henry Newman als desjenigen, der am tiefsten auf die Gemüther gewirkt, die Geister am stärksten bewegt und am nachhaltigsten beeinflußt hat. Bis zum letzten Tag eines neunzigjährigen Lebens war dieser Einfluß ein durchaus religiöser. Auch da, wo es ihm nicht gelang, die Menschen zu überzeugen, hat er niemals verfehlt, sie anzuziehen, zu rühren, zu gewinnen und zu begeistern. Macaulay, der in Bezug auf alle großen Probleme am andern Pol geistiger Entwicklung stand, pflegte eine 1850 von Newman gehaltene Predigt, the second Spring, auswendig herzusagen und Stellen daraus mit enthusiastischer Anerkennung zu citiren. A. Froude, der Historiker, ein abtrünniger Jünger dazu, hat in hin-

reißenden Worten den Zauber geschildert, der ihn mit den Jugendgenossen zu Oxford am Fuß der Kanzel festhielt, von welcher herab Newman Worte sprach, die ihnen dünkten, „als ob ein Echo des Paradieses bis zu ihnen gedrungen sei“.

In England vergleicht man die classische Sprache der „Apologia“, einzelne der Lyra apostolica eingereihte Gedichte, zahlreiche Stellen der Kanzelreden und sonstiger Schriften mit dem Schönsten, was die griechische Prosa uns hinterlassen hat, und betrauert in Newman den größten Meister des englischen Stils, mit welchem die Kunst, so zu schreiben wie er, „this regal English“, wohl auf immer verloren gegangen sei. „In mancher Beziehung der größte der Engländer,“ so nennt ihn eine der berufensten Stimmen in der englischen Presse, „wahrscheinlich Derjenige, dessen Leben vollständiger als das jedes anderen Menschen von Genie in diesem Jahrhundert unserer Geschichte das Ergebniß einer zusammenhängenden, tiefgehenden, ganz bestimmt im Auge behaltenen Absicht gewesen ist. Kein anderes Dasein erscheint so völlig aus einem Stück, mit so geduldiger Entschlossenheit aus dem Block herausgemeißelt wie das des Cardinals Newman.“ Uebereinstimmend mit diesem Urtheil eines Laien sagt eine der ersten lebenden Autoritäten in der anglikanischen Kirche, Church, Decan von St. Paul: „Als evangelischer Christ in der Knabenzeit, als Anhänger der Hochkirche in der Jugend, als Katholik in den reifen Jahren und im Greisenalter hat Newman stets das gleiche Ziel verfolgt, zurückzulenken zum wahren, ursprünglichen Leben des Neuen Testamentes. Bei Vielen, und darunter bei vielen Solchen, die nicht zur römischen Kirche gehören, wird das Ende von Newman Empfindungen erwecken, jenen vergleichbar, die der Tod des Apostels Johannes in der Kirche der Väter und in den Tagen erweckte, da noch die Schlußworte seiner Epistel: „Kindlein, hütet Euch vor den Abgöttern“, frisch in ihrem Gedächtniß lebten.“

Unvergleichlich mehr als ein mächtiger Denker, ein Dichter, ein Redner, ein Geschichtschreiber, ein Theologe, und vor Allem und über Alles ein Heiliger, so lautet die Todtenklage, nicht allein einer Nation, sondern einer ganzen Race am Grabe dieses Mannes. Sie läßt keinen Zweifel an der Größe seiner Bedeutung zu, aber es muß hinzugefügt werden, daß Verständniß und Gefühl für diese Bedeutung im Ganzen und Großen auf den englisch sprechenden Theil der gebildeten Welt beschränkt geblieben sind. Die geistige Bewegung in den drei großen europäischen Culturländern seiner Zeit ist von Newman selbst verhältnißmäßig nur wenig beachtet worden, und ebenso ist, mit einigen entscheidenden Ausnahmen, der Gang seiner Entwicklung der continentalen Welt zum großen Theil unverständlich geblieben, obwohl es ihm weder in Deutschland noch in Frankreich und in Italien an einzelnen guten Biographen, scharfen Kritikern und bewundernden Verehrern gefehlt hat. Nun, wo der Schleier über dieses Leben gefallen ist, ziemt sich noch einmal die Frage, wo denn der Zauber lag, der die Welt und die Kirche, die Gelehrten und die Unwissenden, die Gläubigen und die Ungläubigen mit seinem Frieden umfing, wenn sie das lichte blaue Auge schauten, das über diese Welt der Erscheinung hinweg in weite Fernen und nach dem einzig Begehrenswerthen strebte: die Vision Gottes und das ewige Leben.

I.

Die Controverse.

Seit Newman, unter Umständen, die später Erwähnung finden werden, dazu veranlaßt wurde, sich selbst zu schildern, ist eine Darstellung Dessen, was er gewesen, nur noch an der Hand der „Apologia pro vita sua“ möglich, die ebenso wenig der Vergessenheit anheimfallen wird als die Bekenntnisse des Augustinus. Ihr Inhalt bildet ein Stück der religiösen Geschichte des Jahrhunderts, und ihre Form hat die englische classische Prosa um ein Meisterstück bereichert, das der Verfasser selbst nicht wieder übertroffen hat. Die Schwierigkeit liegt darin, ein solches Bild in kurzen Umrissen wiedergeben zu müssen und doch den Eindruck nicht ganz verloren gehen zu lassen, den das Original hervorruft.

Als Sohn eines Bankherrn und seiner aus altfranzösischem Hugenottenblut stammenden Gattin wurde John Henry Newman am 21. Februar 1801 als der älteste von sechs Geschwistern zu London geboren und von der Mutter zur eifrigen Lesung der heiligen Schrift angehalten, übrigens in gemäßigt calvinischen Anschauungen herangezogen. Er war noch nicht sechzehnjährig, als die Schriften und Commentare des dieser Schule angehörenden Theologen Thomas Scott ihn zur Zusammenstellung von Schrifttexten zu Gunsten der Lehre von der Trinität anregten. Die rücksichtslose Wahrheitsliebe dieses Mannes, der selbst als Unitarier begonnen hatte, wirkte so mächtig auf den Jüngling, daß er später bezeugte, „fast dürfe er sagen, daß er ihm für seine Seele verpflichtet sei“, denn ihm verdanke er die Einsicht, daß Heiligkeit vor Frieden gehe, daß Wachsthum Zeichen und Bedingung alles Lebens sei, zwei leitende Gedanken, die seine ganze spätere Entwicklung beherrscht haben. Dazu studirte er eifrig Theologie und wurde insbesondere durch Milner's Kirchengeschichte zuerst auf die patristische Literatur verwiesen. Die Ueberzeugung, daß Gottes Wille ihn zur Ehelosigkeit bestimmt habe, stammt gleichfalls bereits aus dieser Zeit und währte mit kurzen Unterbrechungen des Zweifels bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre, von welcher Zeit an sie zum bestimmt festgehaltenen Entschluß wurde. Als Student von Trinity College in Oxford mußte Newman in Folge schwerer pecuniärer Verluste des Vaters seine Studien sehr beschleunigen: „Gescheut und ausdauernd fleißig“ nennt ihn einer seiner Lehrer, doch zeichnete keine hervorragende Leistung seine Laufbahn auf der Hochschule aus. Die akademischen Lorbeern fielen überreich auf das Haupt des glänzenden jüngern Bruders, Frank Newman, für dessen Wohl er nach dem frühen Tode des Vaters sorgte, zu dem er sprach:

„Dear Frank, we both are summoned now
As champions of the Lord;
Enrolled am I, and shortly thou
Must buckle on the sword;
A high employ, nor lightly given,
To serve as messenger of Heaven.“

Diese Hoffnungen erfüllten sich nicht. Frank Newman, der ein bedeutender Mann wurde, verhielt sich immer ablehnend, eine Zeit hindurch auch feindselig gegen den Entwicklungsgang des Bruders, dessen Abschluß er vor 1826 kommen sah. „Es ist befremdend,“ schreibt Frank, „daß zwanzig Jahre darüber hingehen

sollten, bevor er (J. H. Newman) die Stätte fand, wohin seine Doctrinen gehörten“ [1]). Ein dritter Bruder, ebenfalls begabt, wandte sich von seiner Familie als „zu religiös“ ab, wurde ein Cyniker und verdarb. Auch die Schwestern waren geistreiche Frauen. Nicht eins der Geschwister folgte Newman nach Rom.

Seit 1823, wo er die akademischen Grade erhielt, trat er als Mitglied von Oriel College in den Lehrkörper der Universität. Er hat die alte Hochschule, ein Gedicht in Stein, ihre mittelalterlichen Bogengänge und Hallen, ihre blüthenumrankten Mauern, ihre immergrün beschatteten Pfade schwärmerisch geliebt. Man zeigt noch die Lieblingsallee, in der er sich erging: „nunquam minus solus quam cum solus“ hieß es von ihm. Doch verband eine warme Freundschaft ihn mit dem Altersgenossen, den die Welt später als Dr. Pusey kennen und verehren lernte. Den calvinistischen Tendenzen, die seine erste Jugend beherrscht hatten, folgte die enge Berührung mit den Bildungselementen der anglicanischen Theologie. Unter diesen fehlte Butler's „Analogy“ nicht, ein Buch, das in Deutschland immer unbeachtet geblieben ist, während es in England seine Bedeutung heute noch nicht verloren hat. Die Erklärung der natürlichen durch die geoffenbarte Religion, die Lehre, daß die materialen Phänomene zugleich Typen und Vermittler thatsächlich vorhandener, wenn auch unsichtbarer Dinge seien, entsprach Newman's früh gewonnener Anschauung von der Unzulänglichkeit dieser sichtbaren Welt, die, wie unter einem Schleier, den tiefern Sinn und Zweck des Universums berge. Dagegen lehnte er die Doctrin, „daß Wahrscheinlichkeit die Führerin durchs Leben sei“, in Bezug auf die höchsten Fragen ab. Ein „probabler“ Gott war es nicht, zu dem Newman hätte beten können. „Seit meinem fünfzehnten Jahr“, heißt es in der „Apologia“, „war das Dogma fundamentales Princip meiner Religion. Ich kenne keine andere, ich vermag nicht in den Begriff einer andern Religion einzudringen. Religion als bloßes Gefühl ist mir ein Traum und ein Spott. Ebenso gut ließe sich Kindesliebe ohne die Existenz des Vaters und der Mutter, als Frömmigkeit ohne die Thatsache eines höchsten Wesens voraussetzen. Was ich 1816 darüber dachte, hielt ich 1833 fest, ganz ebenso wie ich es heute 1864, und so Gott will, bis ans Ende festhalten werde.“ Das war nicht der Geist, der im damaligen Oxford herrschte. Nicht der Staatskirche, sondern dem Methodismus, der von der alten Hochschule ausgegangen und dann so heftig von ihr bekämpft worden war, der frommen Begeisterung der Wesley und Whitefield war es zu danken gewesen, wenn das religiöse Bewußtsein den Sieg über die dürren Utilitätstheorien und den rohen Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts davontrug. Die Methodisten und die von ihnen ausgegangene evangelische Partei brachten die Kirche wieder in Contact mit den unteren Volksschichten, die sie aus einem Zustand oft völliger Apathie und Verwilderung dem christlichen Leben zurückgewannen. Durch Law, Scott und Milner hatte dieser Ideenkreis die erste religiöse Entwicklungsphase Newman's beherrscht. Unter ganz veränderten Verhältnissen, in ganz verschiedenen Zeiten, unerachtet aller ihrer Uebertreibungen und abstoßenden Auskunftsmittel zur Erregung der Massen, erinnert die Botschaft, welche der Methodismus in die Wildnisse von Georgien, in die Hafenplätze und verlassenen Districte von

[1]) Frank Newman, „Phases of Faith“. „The Soul, her sorrows and aspirations“.

England, Irland und Wales trug, an nichts so sehr als die Sendung der minderen Brüder zur Reformation der Kirche des dreizehnten Jahrhunderts. Viele Mitglieder des anglicanischen Klerus schlossen sich der Bewegung an, allein die Kirche selbst verhielt sich zuerst ablehnend, dann feindselig gegen Eiferer, die zwar zum größern Theil ihre Lehre festhielten, aber ihre Disciplin durch die Laienpredigt unterbrachen, ihre Bildung verachteten, ihre Lauheit denuncirten, und endlich in völlige geistige Stagnation geriethen. „Eine Kirche von Gentlemen für Gentlemen", hat Newman dagegen das Etablishment genannt. „Sein Klerus genoß in Oxford und anderswo die Früchte einer hochentwickelten, geistigen Cultur. Er wachte eifersüchtig über seine Rechte und Privilegien, erfreute sich reicher Pfründen, war mäßig, vernünftig, comfortabel, philanthropisch, tolerant und wohlthätig. Alles das war gut, selbst bewundernswerth: das Leben des neuen Testamentes war es nicht. Die anglicanische Kirche hatte die Religion für die Civilisation, das erste für das neunzehnte Jahrhundert, den Geist des Evangeliums für eine Nachbildung desselben durch Paley oder Mr. Simeon eingetauscht und schien seiner Aufgabe untreu geworden . . . . . Der Prophet hatte aufgehört, zu rügen, zu warnen, zu leiden"[1]). In diesem Stadium der Unsicherheit, des ungestillten Bedürfnisses nach frischen, geistigen Lebensquellen, „einem Stadium der Reform", wie man es nannte, fand Newman das Oxford, das England jener Tage, von welchem er selbst gesagt hat, sein einziger Kirchenhistoriker sei Gibbon gewesen![2]). Man hat Oxford später als die Stätte bezeichnet, wohin die deutschen Philosophen gehen, wenn sie sterben. Damals, wo sie am lebendigsten waren, verrieth nichts innerhalb der Schranken der alten Universität, daß continentale Geistesströmungen in Oxford auch nur bemerkt worden wären. Wie man über Kant dachte, hat Carlyle erzählt[3]). Ein mächtiger Denker, Coleridge, war tief in die Geisteswelt des Königsberger Philosophen eingedrungen, und vornehmlich durch ihn spiegelte sie in der Dichtung von Wordsworth sich wider. Man hat den Beweis zu führen versucht, daß die Kantische Lehre auf dem gleichen Wege bis zu Newman gedrungen sei. Er aber entgegnete: „die Behauptung, als ob ich Kant und Coleridge für meine Entwicklung verpflichtet sei, muß ich durchaus verneinen. Ich habe nie ein Wort von Kant gelesen. Ich habe nie ein Wort von Coleridge gelesen. Ich habe kein einziges Werk von Coleridge in meinem Besitz gehabt. Dasselbe könnte ich von Hurrell Froude, Keble und Pusey sagen, wenn mir das Recht zustände, für Andere zu sprechen"[4]). Newman's bester Biograph fügt hinzu: „die Dichtung Wordsworth's hat ihm eigenthümlicher Weise nichts zu sagen gehabt (never found Dr. Newman)[5]). Ebenso unbemerkt blieb die katholische Reaction in Frankreich, deren entscheidende Theorien gerade in den Jahren vor und nach 1820 durch die bedeutendsten Werke De Maistre's und La Mennais' „Essai sur l'Indifférence" ihren Ausdruck fanden. In Oxford ging man seine eigenen, durch

[1]) Church, Dean of St. Pauls, über Newman. Guardian, 16. August 1890.

[2]) Development, Introduct. § 5, p. 8. Lord Acton, „Doellinger's Historical Work" (The English Historical Review, October 1890, S. 710).

[3]) Carlyle, Misc. Essays, I, 56.

[4]) Brief Newman's vom 17. August 1884 (Fortnightly Review, September 1890, S. 435).

[5]) R. Hutton, Cardinal Newman, London 1891, p. 6.

die classische Bildung und die nationalen und kirchlichen Ueberlieferungen vorgezeichneten Wege. Einem der vorzüglichsten Träger derselben, Dr. Hawkins, dankte Newman stets die dialektische Schärfe, „that finer care in the use of words", in der man später sehr mit Unrecht eine Errungenschaft seiner katholischen Tage sehen wollte. Hawkins lehrte ihn „die Doctrin der Tradition", dieses nämlich, daß die kirchliche Ueberlieferung die ursprüngliche Auctorität für die Lehre gewesen sei: „die Schrift wurde niemals dahin verstanden, als ob sie den ersten Neubekehrten ein Glaubensbekenntniß bereit gehalten habe. Sie sollte vielmehr das Bekenntniß beglaubigen, welches die Ueberlieferung der Kirche ihnen überantwortet hätte" [1]). Dr. Whateley, später Erzbischof von Dublin, „der mir zu denken und meine Vernunft zu gebrauchen lehrte", heißt es in der „Apologia", vermittelte, was Newman den Liberalismus in religiösen Dingen nennt, d. h. „die Anwendung des Denkprocesses auf Materien, in Bezug auf welche das Denken in Folge der Beschaffenheit des menschlichen Geistes zu keinem erfolgreichen Ergebniß gelangen kann und deshalb nicht am Platz ist." Dahin gehören die grundlegenden Begriffe (first principles) und zuerst unter diesen die wichtigsten und heiligsten, die Wahrheiten der Offenbarung. „Liberalismus in religiösen Fragen," lautet eine spätere Definition Newman's „ist die Lehre, daß die Religion keine positiven Wahrheiten zu bieten hat, daß ein Glaubensbekenntniß so gut wie ein anderes ist, eine Lehre, welche die Erkenntniß von der Wahrheit irgend einer Religion ausschließt" [2]). Ein ganz anderer Geist beherrschte John Keble, den Dichter des „Christian Year", der Butler's Theorien von der lebendigen Macht des Glaubens und der Liebe durchdrungen wissen wollte. Keble war ein junger Mann von seltener Demuth und Reinheit der Gesinnung, den der natürliche Zug seines Wesens nicht auf Forschung und Kritik, sondern auf Anlehnung an die Auctorität verwies. Das Gewissen, die Schrift, die Kirche, das Alterthum, Vorschriften und Lehren der Weisen, ethische Wahrheiten, historische Erinnerungen, juristische und Staatsmaximen spiegelten ihm, jedes in seiner Weise, Inhalt und Wesen dieser Auctorität wider. Im Gegensatz zu dem Torythum Oxfords und des Anglicanismus stimmten solche Anschauungen ihn mild gegen die alte Kirche, die Newman von den calvinischen Führern seiner Jugend als die Verkörperung des Antichrist zu betrachten gelernt hatte. Keble war denn auch der einzige seiner Partei, der für die Emancipation der Katholiken stimmte, während Newman, nachdem er Jahre lang dafür petitionirt hatte, aus Abscheu für die zu Gunsten derselben ins Werk gesetzten Mittel, „aus akademischen, nicht aus politischen Gründen", wie er sagt, nun gegen Peel und die Emancipation sich erklärte.

Er selbst hat keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß die Persönlichkeit, die ihn in den Oxforder Tagen am meisten ergriff, die des früh verstorbenen Hurrell Froude, des Bruders des Historikers, gewesen ist. H. Froude, durchaus originell und höchst begabt, „von Ideen überströmend", sanft und gewinnend in seinem Auftreten und rücksichtsvoll in der Discussion, verband streng kritische Schärfe des Geistes mit einem liebevollen, tiefen Gemüth. Aus seiner Abneigung gegen die Reformatoren, aus seiner Sympathie mit der römisch-katholischen Kirche

[1]) R. H. Hutton, Cardinal Newman, London 1890, S. 21.

[2]) „Apologia". Ausgabe von 1865, S. 192, 203, 285. Rede zu Rom, 12. Mai 1879.

machte er kein Hehl. Seine Vorliebe galt der historischen Forschung, „der politischen Seite der Religion", der mittelalterlichen mehr als der alten Kirche. Er glaubte an die wirkliche Gegenwart, und aus seiner ascetischen Auffassung des in den evangelischen Räthen ausgesprochenen Ideals der Heiligkeit hatte sich ein an Novalis erinnernder Mariencultus entwickelt.

Auf Newman machten Froude's Anschauungen tiefen Eindruck. Alles großartig und edel Angelegte in der Menschennatur hat ihn stets empfänglich gefunden. Mit tiefernsten Fragen beschäftigt, gerieth er niemals in Einseitigkeit, verlor sich nicht in die Welt der Abstractionen. Ehrgeiz und weltliche Vergnügungen hielt er fern, aber seine Stimmung war natürlich heiter; seine Sinne schienen nicht weniger feingestimmt als sein Geist. Er war ein kühner Reiter, ein vertrauter Freund der Natur. Wenn Weinvorrath für den Keller des College zu besorgen war, mußte Newman entscheiden. Eine fröhliche, anregende Tischgesellschaft hat er stets gern um sich versammelt. Als Wellingtons Depeschen erschienen, wurde er gefragt, was er darüber denke. „Denken!" erwiderte er, „man brennt vor Begierde, Soldat zu sein." Er war ein Künstler auf der Violine. Bis ins hohe Alter hat er das Bedürfniß gefühlt, sich in Tönen auszusprechen, die Musik mit begeistertem Verständniß geliebt[1]). Dazu kam ein eigenthümlicher, von Allen, die ihn gekannt haben, betonter Zug: Newman's Entwicklung war eine außerordentlich langsame. Aus seinen Oxforder Studienjahren ist nichts erhalten als das im Verein mit seinem Freund J. Bowden verfaßte Gedicht über die Bartholomäusnacht. Neben den Theologen las er Hume und Voltaire, allein er hat stets behauptet, daß Montaigne der Stärkere gewesen sei und mächtig auf den Gedankengang des modernen Lebens gewirkt habe. Von sich selbst sagt er, dieser Jahre gedenkend: „ich stand im Begriff, die intellectuellen über die sittlichen Vorzüge zu stellen. Ich wurde in der Richtung des eben herrschenden Liberalismus mit fortgezogen." Der allgemeine Eindruck war der, daß er zu den Anschauungen Whateley's neigte. Schon damals gingen die Ansichten über ihn weit auseinander. Die Einen nennen ihn bestimmbar und aneignungsbedürftig; der Nekrolog der „Times" spricht von seinem unabhängigen, autokratischen Sinn. Ein Oxforder Studiengenosse äußerte: „hier ist Einer, der, so lange er schweigt, sich niemals zum Reden entschließen kann. Hat er einmal zu reden angefangen, so wird er niemals wieder schweigen können." Das Zünglein in der intellectuellen Wage zitterte bis 1827. Dann weckten zwei harte Schläge, Krankheit und Todesbotschaften, den jungen Mann, wie er sagt, aus seinem Traum. Im darauf folgenden Jahr 1828 begann er das Studium der Kirchenväter und der Concilien, das zur Entstehung seiner „Geschichte der Arianer des vierten Jahrhunderts" führte. Das Buch war erst begonnen, als die Revolution von 1830 ausbrach und, ein Jahr später, die Schlacht um die Reformbill in England geschlagen wurde. Was in Frankreich geschehen war, verurtheilte Newman aufs Bestimmteste als ungesetzlich und verderblich. Hätte er Goethe's 1806 gesprochene Worte gekannt, er würde sich dieselben damals angeeignet haben: „wenn Paulus sagt: ‚gehorchet der Obrigkeit, denn sie ist Gottes Ordnung', so spricht er eine ungeheure Cultur aus, die wohl auf keinem frühern Wege als

[1]) Moseley, „Reminiscences". A. Froude, „Short studies on great subjects".

dem christlichen erreicht werden konnte." Nicht weniger hätte er mit Niebuhr, dessen Namen er nennt, sympathisirt. Es galt zunächst, dies anglicanische Kirchenwesen vor der Gefahr, „liberalisirt" zu werden, zu bewahren; allein „zwischen Apathie und thörichter Angst und Verwirrung schwankend", schien es unfähig, dem Sturm zu trotzen. Die Grundsätze der Reformation konnten es nicht retten; dem Verfall der Gegenwart sollte das ideale Bild der apostolischen Zeiten entgegengehalten, der Erastianismus des Staates durch die Aufrechthaltung und Anerkennung einer göttlich eingesetzten Autorität bekämpft werden. Im Jahr 1832 erschien, im Dienste dieser Ideen, in einer Form, die „trocken bis zur Sprödigkeit" genannt worden ist, das Buch über die Arianer. Der anglicanische Theologe bestand auf der Nothwendigkeit einer dogmatischen Feststellung der geoffenbarten Wahrheit durch die Auctorität der Kirche als einer göttlichen Anstalt, und im selben Augenblicke, wo die berühmte Abhandlung „Comment les dogmes finissent" der französischen Orthodoxie den Fehdehandschuh hinwarf[1]), gipfelte seine Argumentation in dem Satz: „wenn Gott seinen eingebornen Sohn nicht ausgesandt hat in die Welt, dann ist die ganze Geschichte der Offenbarung ein Traum und das Leben der Menschen hienieden seiner geistigen Grundlage beraubt."

Newman vertheidigt die Orthodoxie der griechischen Theologen. Von Antiochien, nicht von Alexandrien sei der Arianismus ausgegangen. In der Philosophie der Clemens und Origines fand er seinen Lieblingsgedanken wieder, wonach die ganze äußere Welt, die physische wie die historische, die bloße auf unsere Sinne berechnete Manifestation einer Wirklichkeit ist, größer als diese Welt. Die Natur ist eine Parabel, die Schrift eine Allegorie; die heidnische Literatur, Philosophie und Mythologie sind, recht verstanden, eine Vorbereitung zum Evangelium; die griechischen Dichter und Weisen im gewissen Sinne Propheten: „for thoughts beyond their thought to those high bards were given." Wenn eine directe, göttliche Dispensation für die Juden erfolgt war, so schloß diese eine mindere zu Gunsten der Heiden nicht aus. Und wie die ganze Lehre des Evangeliums erst nach und nach sich Bahn gebrochen und ihre Entfaltung erlangt hatte, so war Raum gewonnen für eine künftige, vollständiger zu erwartende Offenbarung von Wahrheiten, die noch mit dem Schleier, des Buchstabens bedeckt, zu ihrer Zeit kund werden sollen: „the visible world still remains without its divine interpretation. Holy church, in her Sacraments and her hierarchical appointments, will remain, even to the end of the world, after all but a symbol of those heavenly facts which fill eternity!" [2])

Newman selbst nennt seine Geschichte der Arianer „im Denken ungenau und incorrect in der Sprache". Der Versuch, das Buch zu verbessern, würde seine Zertrümmerung zur Folge gehabt haben[3]).

Nach Vollendung des Werkes trat er in Begleitung von Hurrel Froude eine Erholungsreise nach den Küstenländern und Inseln des Mittelmeers an. Auf diesen Seefahrten entstanden Lieder und Gedichte, die, später der „Lyra Apostolica" eingereiht, Newman's Bedeutung als Dichter begründet haben. Nicht alle

[1]) Th. Jouffroy, Melanges Philosophiques, 1833.

[2]) Apologia, S. 26—27.

[3]) Brief vom 27. Juni 1882 (Fortnightly Review, September 1890, S. 434).

sind religiösen Inhalts. Classische Erinnerungen und politische Antipathien wechseln mit lyrischen Stimmungen und dem Ausdruck tiefernster, in das Göttliche sich versenkenden Begeisterung. Einzelne derselben, über „Die Elemente" z. B. und über „Die jüdische Rasse" sind von großartigster Inspiration, „die," fügt ein Bewunderer hinzu, „Aeschylos nicht verleugnet hätte". Wieder andere sind Lieblingshymnen der anglicanischen Kirche geworden. Hatte schon die fromme Innigkeit von Keble's „Christian Year" die Gemüther mächtig ergriffen, so traten jetzt Accorde hinzu, die bis in den Grund der Menschenseele drangen.

Das lange nicht erwachte Bewußtsein, daß eine außerordentliche Aufgabe seiner warte, war inzwischen über Newman gekommen. In Sicilien, wo ihn eine tödtliche Krankheit befiel, traf er seine letzten Anordnungen, wiederholte aber stets dem Diener, der ihn pflegte: „ich werde nicht sterben. Ich habe nicht gegen das Licht gesündigt."

Ihm selbst war nicht klar, was er damit meinte.

Zu Rom, im April 1833, hatte er sich von Hurrell Froude getrennt. Dieser schrieb ihm aus Neapel: „Sie haben mir vorhergesagt, daß ich bei meiner Rückkehr ein besserer Engländer sein würde, als bei der Abreise, beruhigter nicht nur darüber, daß unsere Kirche in der Theorie der Wahrheit am nächsten kommt, sondern auch, daß sie, unerachtet aller Mißbräuche, praktisch das Richtige treffe.... Ihre Prophezeihung erfüllt sich.... Mögen die Whigs ihr Schlimmstes thun. So tief können sie unser allerdings tief gesunkenes Kirchenwesen von England nicht in den Staub ziehen, als die Leute hier gefallen sind, während sie noch den Schein des religiösen Lebens bewahren." Das war der Eindruck, den diese katholischen Länder, den Rom vor Allem auf den Apologeten der alten Kirche, den leidenschaftlichen Bekämpfer der Reformatoren gemacht hatte. Auch diese römische geistliche Welt mußte auf ihr Urbild zurückgeführt werden, wenn die zweite, die wahre Reformation gelingen sollte.

Am ersten Sonntag nach Newmans Wiedereintreffen in Oxford predigte Keble über „die nationale Apostasie", wie später die Predigt genannt wurde. Sie war der Ausgangspunkt der Bewegung, deren Seele Newman sein sollte. „Wir haben ein Werk in England zu thun," hatte er mit ernstem Nachdruck bei einer flüchtigen Begegnung in Rom dem Cardinal Wiseman erwidert, als dieser ihn zur Rückkehr in die ewige Stadt aufforderte. „Ich habe ein Werk in England zu thun," rief er schluchzend zu Leonforte, da er dem Tode nahe schien.

Die Kirche, so glaubte er, war in ihrer Existenz bedroht, seit die Aufhebung der Testtacte den politischen zum religiösen Liberalismus gefügt, die Kirche der Reformation aufgehört hatte, Staatskirche zu sein, und zur Stufe einer vom Staate bevorzugten Kirche herabgesunken war. Oriel College, mit ihm G. H. Froude, W. Palmer, A. Perceval, H. Rose, J. Keble, endlich Newman selbst entfalteten die Fahne der Reaction zur Vertheidigung der kirchlichen Rechte gegen die Eingriffe der politischen Macht. „Es war der Ansatz zu einer Schule, mehr als zu einer Partei," sagt Newman, der die Rolle eines Parteiführers stets abgelehnt hat. Der (1833 erfolgte) Anschluß Pusey's „gab uns Stellung und Namen.... Bis dahin waren wir Individuen, nun wurden wir eine Partei" [1]). Die Doctrin,

[1]) Apologia, S. 61—62.

die sie als die ihrige aufstellte, war Festhalten an der Wahrheit einer bestimmten religiösen Lehre auf Grund des dogmatischen Princips, mit andern Worten, „der Glaube an eine sichtbare Kirche, mit Sacramenten und Riten, zur Ausspendung einer unsichtbaren Gnade." Im ersten, im December 1833 erschienenen „Tract for the Times", den Newman selbst verfaßte, erfolgt auf die Frage: „Auf was sollen wir unsere Auctorität begründen, wenn der Staat uns verläßt?" die bündige Antwort: „auf unsere Abstammung von den Aposteln." Newman erzählt, daß sein unerschütterlicher Glaube an die Unbesiegbarkeit dieses seines Standpunktes seinem Auftreten in jenen Tagen ein Gemisch „both of fierceness and of sport" gegeben und Viele verletzt habe. Es machte ihm Vergnügen, einen Gegner Schritt für Schritt bis an den Rand eines intellectuellen Abgrundes zu drängen und ihm zu überlassen, wie er den Rückweg finden wolle. Den Bischöfen sagte er auf der ersten Seite des ersten Tracts, „so groß das Unglück für das Land auch wäre, ihnen selbst habe er kein segensreicheres Ende, als den Verlust ihres irdischen Gutes und das Martyrium zu wünschen." Seinen Bischof aber erklärte er für seinen Papst, den Stellvertreter Christi, den Nachfolger der Apostel. Die Nothwendigkeit einer strengern Disciplin war eine der ersten Anforderungen, die er stellte.

Die Antwort der Gegner ließ nicht auf sich warten. Es ward ihm erwidert, Dogmen seien nichts Anderes, als theologische Meinungen; der Geist der anglicanischen Kirche sei kein dogmatischer; er selbst aber steure mit vollen Segeln nach Rom. Gegen diese doppelte Behauptung ist die Schrift gerichtet, in der Newman seine Definition der „Via media" aufstellt[1]), welche die Bewegung vor der Gefahr bewahren sollte, künftig mit dem Romanismus oder mit dem Protestantismus verwechselt zu werden. „Protestantismus und Papstthum," heißt es in der Einleitung, „sind wirkliche Religionen.... Allein die „Via media", als integrales System betrachtet, hat niemals anders als auf dem Papier existirt.... Wenn wir zu unserer „Via media", als zu der von den Aposteln gepredigten Wahrheit uns bekennen, so erscheinen wir den Zuschauern als bloße Antiquare oder Pedanten, die mit Täuschungen oder gelehrten Subtilitäten sich abgeben, nicht aber mit den Dingen, so wie sie wirklich beschaffen sind, sich auseinandersetzen können."

Auf der dreifachen Grundlage des Dogmas, des sacramentalen Systems und des Gegensatzes zu Rom wollte er aber den Anspruch des Anglo-Katholicismus, „der Religion von Andrewes, Laud, Hammond, Butler und Wilson" erhärten, eine wirkliche apostolische Kirche, eine solche Via media zu sein. Die Protestanten wurden an die Unmöglichkeit erinnert, ins weite Meer des Lebens ohne jede Führung sich hinauszuwagen. Was kein werthvolles Privilegium, sondern eine Absurdität in Bezug auf Denken und Wissen genannt werden müsse, sei vollends absurd auf dem Gebiete der geoffenbarten Wahrheit, wo es so nahe liege, eine Seite der göttlichen Lehre zu übertreiben, während man eine andere ignorire oder gar unterdrücke. Der römische Anspruch auf Infallibilität dagegen mache andrerseits die römische Kirche nicht nur arrogant in Bezug auf das private Urtheil

[1]) „Lectures on the Prophetic Office of the Church, viewed relatively to Romanism and Popular Protestantism". 1837.

der Gläubigen; er verleite sie zur gleichen Haltung gegenüber dem ihr anvertrauten Glaubensschatze und der kirchlichen Ueberlieferung selbst, und führe zur Gleichgültigkeit gegen die Auctorität des Alterthums, und damit zum Bruch mit der Tradition. Newman führte als Beweise dafür die Wandlungen betreffs der Lehre vom Purgatorium, von den Ablässen und von der Infallibilität selbst an. Der gleichen Absicht dienten die Vorlesungen über die heilige Schrift in ihrer Beziehung zum katholischen Glaubensbekenntniß, und jene über die Rechtfertigung durch den Glauben, die Döllinger eine der größten Leistungen Newmans — the greatest masterpiece of theology that England has produced in a hundred years — nannte[1]). In dieselben Jahre fällt die Herausgabe der Biographien englischer Heiligen, die Verfassung des Werkes über die Schriften des hl. Athanasius, die Veröffentlichung des Nachlasses von Hurrell Froude, der 1836 vollendet hatte, an den er die unvergeßlichen Worte richtete:

„. . . Dearest! he longs to speak as I to know,
And yet we both refrain!
It were not good; a little doubt below,
And all will soon be plain."

Als Vicar von St. Mary hielt dabei Newman jene denkwürdigen Predigten, welche die Kirche, wie zur klaren Definirung der Gründe für ihren Glauben und ihre Auctorität, so zur Anerkennung eines Ideals der Heiligkeit herausforderte, das unverträglich war mit ihrer „kalten, selbstzufriedenen Ruhe", das auf die höchste Verfeinerung des Gewissens, auf die rückhaltloseste Selbstentäußerung drang und in der Frage gipfelte: „wenn den Christen Wohlergehen statt Prüfung zu Theil wird, ist da nicht Grund, zu fürchten, daß sie die Verheißung und das Vorrecht, zu leiden, durch Ungehorsam eingebüßt haben?"[2]) Man hat zu oft hervorzuheben vergessen, daß Predigten, wie jene über „unaufrichtige Worte", über die „Religion des Tags", über die „Wagnisse des Glaubens", entscheidender für die endliche Wendung der Dinge, als alle Controversen gewesen sind. Newman nannte diese Zeit zwischen 1834 und 1841 die glücklichste seines Lebens. „Wir gediehen und wuchsen. . . . Die Bewegung erstarkte mit jedem Jahr, bis sie in Collision mit der Nation und mit der Kirche der Nation gerieth, zu deren Dienst sie ausgegangen war."

Die anglicanische Kirche hatte anfangs nicht den geringsten Grund, sich einer Bewegung zu widersetzen, welche ihren Stammbaum auf die Apostel zurückführte und die Laien zum strengern Gehorsam gegen sie verpflichtete. Bedenklich wurde man erst durch die Tractate über Taufwiedergeburt und Abendmahlslehre, über das römische Brevier, über die Disciplin der alten Kirche, durch die Veröffentlichung des Nachlasses H. Froude's und die darin wiederkehrende maßlose Heftigkeit seiner Verurtheilung der Reformation, durch die Aufstellung des Satzes, Glaubensnorm seien nicht die 39 Artikel, sondern die Lehren der primitiven Kirche. Newmans Bischof, Dr. Bagot, machte Schwierigkeiten, und der Vicar von St. Mary erbot sich, die Tracts zurückzuziehen oder zu sistiren. Beides wurde abgelehnt. Die Gegner aber drängten und fragten jetzt die Tractarianer: „wie könnt ihr die 39 Artikel unterschreiben, da sie gegen Rom gerichtet sind?"

[1]) Parochial and Plain Sermons. Ausgabe von 1868, Bd. V, S. 290—292.

[2]) Ebendaselbst, Bd. V, S. 45; Bd. I, S. 313 ff.; Bd. IV, zwanzigste Predigt.

Da beschloß Newman, seinen Standpunkt und den seiner Gesinnungsgenossen einer entscheidenden Probe zu unterwerfen und die 39 Artikel zu commentiren. Er unterschied dabei 1. die katholische Lehre der ersten Jahrhunderte, 2. die römischen Dogmen der späteren Concilien, besonders des Tridentinums, 3. den gegenwärtigen, von Rom gutgeheißenen (sanctioned) Glauben und die Gebräuche der katholischen Bevölkerungen. Mit § 1 erklärte Newman die Artikel nicht in Widerspruch; § 3 verurtheilten sie, und in Bezug auf § 2 meinte er, daß sie Manches verwarfen, Anderes billigten. Darüber müsse man ins Klare kommen. So, sagt er, verwarfen die Artikel zwar nicht das Gebet für die Verstorbenen, wohl aber das Purgatorium, welches ein römisches Dogma ist. Dagegen ist die Infallibilität der ökumenischen Concilien auch ein römisches Dogma, welches die Artikel nicht verwerfen. Das Feuer des Purgatoriums ist ein römischer Aberglaube, kein römisches Dogma, die Artikel verwerfen ihn. Die 39 Artikel datiren von 1562, zwei Jahre vor Promulgation der Bulle, durch welche die Beschlüsse des Tridentinums de fide wurden. Sie richten sich nicht gegen die katholische Lehre, sondern gegen die herrschenden Irrthümer und die populäre Corruption, die sich unter dem Namen Roms barg. Ihr Ziel war ein politisches, kein religiöses, nämlich Auflehnung gegen die Suprematie des Papstes. Ihr praktischer Zweck war dieser, den „Papisten" den Uebertritt in die Staatskirche zu ermöglichen. Folglich mußten diese Papisten den Inhalt der Artikel im katholischen Sinn interpretiren können. Thatsächlich sind die 39 Artikel auch keine Negation der papistischen Lehre, keine Anerkennung des Protestantismus. Ihr Wortlaut ist ein absichtlich unbestimmter, um einer katholischen Interpretation den weitesten Spielraum zu gewähren. Sie allein bringt den Inhalt der Artikel im Einklang mit dem Prayer-book. Das ist, in gedrängter Kürze, der wesentliche Inhalt des berühmten Number XC, vom Februar 1841. Lord Acton hat daran erinnert, daß seine Grundzüge bei Dawenport sich wieder finden, einem jener katholischen Irenike, die nach der Rückkehr der Stuarts ein gleiches Ziel der Verständigung anstrebten[1]).

Der Tract 90 blieb der letzte der Serie.

Newman's Eindruck war unerachtet vieler Bedenken immer noch dieser, daß sein anglicanischer Standpunkt haltbar sei. Die Suprematie des Papstes lehnte ja auch er ab; er theilte die Anschauung von Tract 89, nach welcher die anglicanische wie die römische Kirche legitime Tochter der Urkirche war. Auf die Schriften anglicanischer, nicht katholischer Theologen begründete er sein Recht, den 39 Artikeln die katholischste Auslegung, die ihr Wortlaut zuließ, zu geben. „Die Menschen haben ihr Möglichstes gethan, die alte katholische Wahrheit zu entstellen, zu verstümmeln, aber trotz alledem ist sie noch in den Artikeln." Er empfahl noch einmal die Via media für Alle, „die weder demokratisch noch pantheistisch, noch papistisch zu werden gesonnen seien".

Gegen ihn aber erhob sich jetzt ein fürchterlicher Sturm. Auf den Kanzeln, in den Tageblättern, in Gesellschaften, in Eisenbahnwaggons, in Versammlungen reagirte die andere, die protestantische Deutung der Artikel und nannte ihn Verräther.

[1]) Acton a. a. O.

Die Universität erwog die (übrigens formell nie erfolgte) Verurtheilung von Tract 90; Keble und Pusey standen aufs edelste zu ihrem Freund und erklärten sich solidarisch mit ihm. Sein Bischof, dessen Güte er lobt, verlangte Sistirung der Tracts. Newman gehorchte unverzüglich. Er konnte die Universität, ja das Land selbst herausfordern, aber Empörung gegen die Auctorität war undenkbar für ihn: „das Vertrauen in mich war erschöpft, allein ich vertraute mir selbst nicht mehr.... Ich erkannte klar, daß mein Platz in der Bewegung verloren war." Er verließ Oxford und zog im Sommer 1841 nach dem einige Meilen davon entfernten Littlemore, das zur Pfarrei von St. Mary gehörte, und wo er sich der Seelsorge widmete. Dort wollte er ein Kloster errichten. Den Rücktritt von der Führerschaft der Bewegung empfand er nicht als Verlust, sondern als Befreiung von schwerer Verantwortung. Allein Ruhe sollte ihm darum nicht werden.

Seit 1839 beschäftigte ihn das Studium der Geschichte der Monophysiten und drängte zu einem eigenthümlichen Vergleich „zwischen den todten Zeugnissen der Vergangenheit und der fieberhaft erregten Chronik der Gegenwart". Die Kirche von damals war die Kirche von heute; die Monophysiten heißen jetzt Protestanten: „was nützte es, die Controverse fortzusetzen oder meine Stellung zu vertheidigen, wenn ich am Ende doch nur Argumente für Arius oder Eutyches schmiedete und als Advocatus diaboli gegen Athanasius und den majestätischen Leo auftrat ..... dem die alte Kirche sich unterwarf"[1]). Der Eindruck ging vorüber, und Newman bestärkte sich im Entschluß, sich nur durch Vernunftgründe bestimmen zu lassen, alle Eindrücke der Phantasie, alle Regungen des Gefühls absolut fern zu halten: „had it not been for that severe resolve, I should have been a catholic sooner than I was." Im Sommer 1841 wiederholte sich derselbe Eindruck bei dem erneuerten Studium des arianischen Streites. Die anglicanische Kirche, im Besitz der apostolischen Succession und der Sacramente, war nicht häretisch, allein in den ersten Jahrhunderten der Kirche war das anglicanische System nicht vollständig zu finden. Die römische Kirche hatte Dogmen und Sacramente besser gewahrt als die anglicanische; die Via media zerfiel darüber in Staub[2]).

Newman hörte von diesem Zeitpunkt an auf, eine Lehre anzugreifen, von der er sich sagen mußte, daß sie ihm eines Tags als wahr erscheinen könnte. Um so entschiedener wandte er sich gegen die römische Politik und Controverse, gegen ihre Heftigkeit und ihre Intriguen. Eine lebendige Illustration derselben, Daniel O'Connell, „der sich mit Leuten jeder Religion und keiner Religion gegen die anglicanische Kirche verband", war ihm ganz besonders antipathisch, ja geradezu unerträglich[3]). Nicht weniger abstoßend wirkten Bekehrungsversuche von katholischer Seite. Die Abneigung, die er zeitlebens gegen das „Convertitenmachen" hegte, schreibt er ausdrücklich persönlichen Erfahrungen zu.

Während dieser innern Kämpfe und fortgesetzter Angriffe der Bischöfe, die einer Verurtheilung des Tract 90 so nahe kamen, als die kirchliche Disciplin es zuließ, gab ein äußeres Ereigniß den Anstoß zur endlichen Wendung der Dinge.

[1]) Apologia, S. 115—117.
[2]) Apologia, S. 111, 120—121.
[3]) Apologia, S. 123.

Der Erzbischof von Canterbury und Herr von Bunsen, letzterer um den Angriffen zu entgehen, welche die Einführung des Episkopalsystems in der deutschen lutherischen Kirche mit Sicherheit zu gewärtigen hatte, beschlossen die Errichtung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem. Im selben Augenblick also, wo Newman aufs Heftigste getadelt wurde, weil er den 39 Artikeln eine Deutung gab, die seiner Meinung nach nicht katholisirender war als die Artikel selbst und die anglicanischen Formulare es zuließen, willigten anglicanische Bischöfe darein, mit protestantischen Gemeinden zu fraterniſiren, die sich ohne jede Retractation oder Erklärung über ihre Stellung zur Lehre von der Taufe und Rechtfertigung, von der wirklichen Gegenwart u. s. w. u. s. w. unter einen anglicanischen Bischof stellten.

Und unter den gleichen Bedingungen sollte der anglicanische Bischof Uebertritte von schismatischen oder griechischen Orientalen gutheißen.

Nicht ohne schweren Kampf entschloß sich Newman zum feierlichen Protest, den er im Bewußtsein schloß, „daß die anglicanische Kirche hiedurch ihren eigenen Boden, ihr Anrecht an Katholicität aufgab, und durch Ausübung der Jurisdiction über Lutheraner und Calviniſten ihre Desorganisation beginne". „Von da an," heißt es in der „Apologia", „lag ich in Bezug auf meine Zugehörigkeit zur anglicanischen Kirche auf dem Sterbebett, obwohl ich dessen erst nach und nach, und in soweit gewahr wurde, als es mir nicht vergönnt blieb, in Frieden zu sterben."

Noch gab er nicht alle Hoffnung einer günstigeren Lösung auf. Ein Fehltritt des Episkopates rechtfertigte in seinem Geist den Austritt aus der Kirche noch nicht: in ihr pulsirte trotz Allem ein göttliches Leben, „which is as great a note of the Church as any can be" [1]). Ebensowenig hielt er sich zum Uebertritt zur römischen Kirche berechtigt, „die im Cultus Maria's und der Heiligen Idolatrie trieb."

Unerachtet seiner eingewurzelten Bedenken gegen Rom und der Verurtheilung seiner Bräuche durch seinen Verstand und sein Gewissen, unerachtet seiner Liebe zu Oxford und Oriel empfand er seit lange einen geheimen, starken Zug der Hinneigung zu ihr, der Mutter der englischen Christenheit.

Für Newman war das ein Grund, Alle, die um Rath und Hülfe zu ihm kamen, vor der Gefahr zu warnen, „sich durch Sympathieen" bestimmen zu lassen, statt durch die Vernunft; mit anderen Worten, vom Uebertritt der Individuen nach Rom rieth er nachdrücklich ab [2]). Tief in seiner Natur lag das Bedürfniß begründet, dem Gegner gerecht zu werden, seinen Standpunkt zu verstehen. In den Tagen seiner heftigsten Controverse gegen Rom sucht er die Sache der römisch-katholischen Kirche mit möglichster Schärfe zu führen. Die Betonung von der Plausibilität des Atheismus, im Lichte der bloßen Vernunft betrachtet, kehrt häufig bei ihm wieder. Der Einwand, daß seine ganze Theorie dem Skepticismus zuneige und ihm dienstbar gemacht werden könne, ist ebenso gegen Newman wie gegen Pascal geltend gemacht worden. Der fran-

[1]) Apologia, S. 193.
[2]) Apologia, S. 188.

zösische Philosoph Cousin hat einen ganzen Band geschrieben, um sich und Andern zu beweisen, daß die „Pensées“ des Verfassers der Provinzialbriefe nicht etwa eine Apologie des Christenthums, sondern eine solche des Skepticismus bezweckten. Der englische Gelehrte Huxley hat die Behauptung aufgestellt, aus Newman's Schriften, besonders aus dem „Essay on Ecclesiastical Miracles“, dem Tract 85 über „Holy Scripture in Relation to the Catholic Creed“, dem „Essay on Development“ ließe sich ein recht wirksames Manual der Ungläubigkeit: „Primer of Infidelity“ zusammenstellen [1]). Allein die „Pensées“ sind ein Fragment; Cousin hat sich geirrt, und Newman war, wie Pascal, eine der subtilsten Intelligenzen, die jemals die großen Probleme des Lebens erwogen haben. Im Jahre 1841 wußte die ganze englische Welt, wohin er ging, nur er selbst wußte es nicht. Er sah Schwierigkeiten und Unebenheiten des Terrains, wo Andere nur glatte Flächen vor sich zu haben glaubten. Wenn man ihn drängte und quälte, suchte er sich der geistigen Verfolgung durch vage Antworten zu entziehen, die ihm dann als Zweideutigkeiten oder Unwahrheiten ausgelegt wurden. Ihn verlangte nach einer Höhle, um dort zu sterben, wie ein verwundetes Thier. Aber Doctoren der Theologie und Oxforder Studenten umschwärmten Littlemore, beobachteten seine Bewohner, denuncirten sein Treiben. Als einer der jungen Leute, die dort Aufnahme bei Newman gefunden hatten, auf seinen Rath nicht hörte und zur katholischen Kirche übertrat — es war der spätere Rosminianer, P. Lockhart — gab Newman seine Stellung zu St. Mary in Oxford auf, weil er fühlte, daß er die seinem Bischof gegenüber eingegangene Verpflichtung völliger Passivität in dieser Beziehung nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Auf die fortwährenden Angriffe gegen ihn und seine Freunde entgegnete er in einem Brief an seinen Oberhirten: „wenn ich gesagt habe, daß die Doctrinen der Tracts die Kirche aufbauen und das Parteiwesen zerstören würden, so setzte ich dabei voraus, daß man sie gebrauchen, nicht daß man sie denunciren werde. . . . . Wenn die ganze Welt darin übereinstimmt, einem Mann zu sagen, daß nichts mehr in der Kirche für ihn zu thun ist, wird er am Ende zum Schluß kommen, daß dem wirklich so sei.“

Im Februar 1843 leistete er einen öffentlichen Widerruf seiner Beschuldigungen gegen Rom und lebte fortan als Laie. Er hat damals daran gedacht, seine außerordentlichen Kenntnisse in der Mathematik als Ingenieur nützlich zu machen. Aus Oriel schied er nicht. So unwahrscheinlich es war, es blieb immerhin noch möglich, daß seine Bedenken schwinden, seine Zweifel an der Berechtigung des Anglicanismus, an Orthodoxie eine Lösung zu ihren Gunsten finden würden. Die Bitterkeit der Stellung Newman's wurde noch dadurch vermehrt, daß, während der englische Episkopat den an ihn gerichteten Anspruch auf Anerkennung der Katholicität seiner Lehre im protestantischen Sinn ablehnte [2]), Newman gewahren mußte, wie in seiner unmittelbaren Nähe, unter Denjenigen, die ihm gefolgt waren, in den Ward und Genossen, die ausgesprochensten Sympathien für den streitbaren Katholicismus, für ultramontane Machtansprüche und Herrschaftsgelüste, für

[1]) R. H. Hutton, Cardinal Newman; Chapter V, „Newmans alleged Scepticism“.

[2]) R. H. Hutton, Cardinal Newman, Hirtenbriefe der Bischöfe gegen Newman, S. 150 ff.

alle Uebertreibungen und weltlichen Auswüchse des Systems erwachten, die ihm in der Seele zuwider waren. Er selbst aber sagte sich: „wie konnte ich hoffen, meine Freunde jemals von der Richtigkeit meiner zweiten Theologie zu überzeugen, nachdem ich sie mit meiner ersten so in die Irre geführt hatte? Mußte es sich nicht klar für sie erweisen, daß Gewißheit überhaupt nirgends zu finden sei. . . . . Vom anglicanischen Standpunkt aus gibt es nur zwei Alternativen: den Weg nach Rom und den Weg zum Atheismus. Der Anglicanismus ist die Station auf der einen Hälfte des Wegs, wie der Liberalismus auf der andern. Wie Viele, ich wußte es, waren da, die mir nicht folgen, sondern den Anglicanismus für das liberale Lager verlassen sollten . . . . . Zu meiner eigenen Vertheidigung konnte ich nur ein lahmes Argument aufstellen, eben doch das wahre, — dieses nämlich, daß ich die Väter nicht aufmerksam genug gelesen, und zwar vornehmlich deshalb, weil ich mich zu viel auf die Behauptungen von Leuten wie Usher, Jeremy Taylor oder Barrow verließ und durch sie getäuscht worden war. Valeat quantum — war Alles, was dazu gesagt werden konnte“ [1]). Mehr und mehr bestärkte er sich in der Erkenntniß, daß er vor Allem für seine Seele verantwortlich sei; den Gedanken eines Massenübertritts nach ganz verschiedenen inneren Voraussetzungen verurtheilte seine Vernunft als eine Absurdität [2]). Er beschloß, seinen eigenen Uebertritt von dem Resultat einer letzten Untersuchung abhängig zu machen, und schrieb, im Lauf des Jahres 1844, den unvollendet gebliebenen „Essay on the Development of Doctrine.“

Das Princip, welches dieser denkwürdigen Arbeit zu Grunde liegt, beschäftigte seinen Geist seit 1832, wo er die Geschichte des Arianismus schrieb. Es ist der Angelpunkt seiner theologischen Lehre, die Grundidee seiner Religionsphilosophie. Insofern es überhaupt im Rahmen einer so kurzen Darstellung beleuchtet werden kann, soll das im nächsten Abschnitt geschehen. Nur des Zweckes sei hier gedacht, den Newman sich gesetzt hatte. Er wollte eine Erklärung für die ihm klar gewordene Thatsache finden, daß, wenn auf religiösem Gebiet auch die Principien unwandelbar dieselben bleiben, so doch die Doctrinen Entwicklungs- und Expansivkraft besitzen, unter neuen Bedingungen, die neues Licht über sie verbreiten, sich behaupten, sich erklären, moralische Consequenzen, Gebräuche, Institutionen, Formen des Cultus ins Dasein rufen müssen. Ohne eine solche Fähigkeit der Entwicklung wäre auch die ursprüngliche Lehre, das Depositum fidei, nur eine todte Formel, keine lebendige, fortwirkende Macht.

Indem er nun die einzelnen kirchlichen Lehrsätze an der Hand dieser Theorie prüfte, gelangte er zu einer Art der Beantwortung seiner Fragen, die sich in Uebereinstimmung mit dem Princip dessen befand, was die große wissenschaftliche Errungenschaft des Jahrhunderts sein sollte.

Jahre bevor Darwin und Wallace diesen Begriff der biologischen Evolution wissenschaftlich erklärt und illustrirt hatten, bekundete Newman, durch Anführung zahlreicher, der Biologie entlehnter Beispiele eine tiefe, überraschende Einsicht in die Gedankenwelt, welche die neuere, naturwissenschaftliche Forschung

[1]) Apologia, S. 205.
[2]) Apologia, S. 219.

erschlossen hat. Als Hauptmerkmale, wodurch Evolution und stetige Entwicklung sich von völliger Umwandlung und Corruption unterscheidet, nannte er 1. Erhaltung der Typen, 2. Continuität der Principien, 3. Assimilationsfähigkeit, 4. Anticipation der künftigen, reifen Form, 5. Logische Verkettung der Ideen, 6. Präservative Ergänzungen, 7. Historische Continuität.

Daß der „Essay on Development" unvollendet blieb, wurde bereits gesagt. Die Oxforder Ueberlieferung erzählt, daß Newman immer blasser und leidender ausgesehen habe, bis zum Augenblick, wo er die Feder niederlegte, weil ihm klar geworden war, daß seine Unterwerfung nunmehr die Bedingung seiner Wahrhaftigkeit, sein Uebertritt nicht, wie er es so lange vorausgesetzt, „durch die Vernunft allein, sondern auch durch das Gewissen" gefordert war.

Seit einiger Zeit war er über Mariencultus und Heiligenverehrung im Briefwechsel mit einem katholischen Priester, Dr. Russell, von Maynoth in Irland, dem es auch gelang, Bedenken zu heben, die nicht gegen die Sache selbst, sondern gegen ihre Mißbräuche und Uebertreibungen gerichtet waren. Im Uebrigen standen die Dinge so, wie sein Brief vom November 1844 sie schildert: „ich nähre keine Hoffnungen, keine Aussichten der Thätigkeit in einer andern, mir mehr entsprechenden Sphäre. Mit römischen Katholiken habe ich keinerlei Sympathie; kaum daß ich, auch auf dem Continent, einem ihrer Gottesdienste beigewohnt habe. Ich kenne keinen von ihnen, und was ich von denselben höre, gefällt mir nicht." Seine letzte Predigt in Littlemore[1]), „Das Scheiden von Freunden", sein Postscriptum zum „Essay on Development" sagten den pathetischen Schmerz seiner Seele. „Wie einsam ich bin, können Sie denken," schrieb er einem Freund. Am 8. Oktober 1845 wurde ein Passionist nach Littlemore gerufen, ursprünglich ein Bauernjunge aus den Apenninen, dessen in Newman's Roman „Loss and Gain" gedacht ist. Der Ordensmann wußte nicht, zu welchem Zweck er gerufen wurde. Am 9. October legte der größte Convertit des neunzehnten Jahrhunderts das katholische Glaubensbekenntniß in seine Hände ab.

„Die anglicanische Kirche," so lautet ein berühmter Ausspruch Disraeli's „taumelte — reeled — unter dem Austritt Newman's."

„Newman," so schrieb das vornehmste Organ derselben anglicanischen Kirche, „The Guardian", vor wenigen Wochen und bei seinem Tode, „Newman ist der Gründer der anglicanischen Kirche, so wie sie jetzt ist."

Sie glaubte mit ihm abgeschlossen zu haben, und er hat sie bezwungen.

---

[1]) Es war die letzte Predigt, die er, als Anglicaner, in der kleinen Kirche hielt, zu der seine Mutter den Grundstein gelegt und wo sie ihr Grab gefunden hatte. Die letzte in Oxford gehaltene Predigt war der „Sermon of Development" vom 2. Februar 1843.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Ueber Shakespeare's „Maß für Maß".

Von

Friedrich Curtius.

Unter den vielen Dichtungen Shakespeare's, welche Gegenstände des Staats- und Rechtslebens berühren, ist doch meines Wissens keine, bei welcher dieses Motiv so deutlich hervortritt, wie „Maß für Maß". Der ganze Verlauf dieses Dramas dreht sich um eine Frage der Rechtspflege, und dieser Gegenstand wird so ausführlich besprochen, so nachdrücklich hervorgehoben, daß er selbst durch das hohe poetische Interesse, welches die Gestalten des Dichters erwecken, nicht in den Hintergrund gedrängt wird. Es ist daher begreiflich, daß man von juristischer Seite den Versuch gemacht hat, die Ideen des Werks zu formuliren. Ein solcher Versuch findet sich in dem Buche Kohler's: „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz"[1]). Seine Ansicht ist folgende: Angelo, des Herzogs Statthalter, wendet gegen Julia's Verführer Claudio ein drakonisches Gesetz an, welches zwar niemals durch den Gesetzgeber aufgehoben, aber durch Gewohnheitsrecht beseitigt ist. Er begeht hierdurch einen juristischen Fehler, indem er die Kraft des Gewohnheitsrechtes, auch geschriebene Gesetze aufzuheben, verkennt. Schwerer aber als dieser juristische Irrthum wiegt seine Weigerung, die Gnade walten zu lassen, wo die Natur des das sittliche Gefühl verletzenden Gesetzes und die Umstände des Falls die Anwendung dieses höchsten Regentenrechts als eine unabweisbare Pflicht erscheinen lassen. Ist schon die Weigerung der Gnade unentschuldbar, so natürlich noch viel mehr das Versprechen derselben gegen einen durch sinnliche, egoistische Motive bestimmten Preis, ein Versprechen, dessen Bruch dann wieder den tiefsten Fall des Regenten bezeichnet.

Im Sinne dieser Ausführungen nennt Kohler „Maß für Maß" „das Stück von der desuetudo" — d. h. der Kraft des Gewohnheitsrechts, Gesetze aufzuheben — „und von der Gnade".

Gewiß ist die Idee der Gnade, welche der Dichter in so vielen seiner Werke mit wahrhaft priesterlicher Hoheit verkündet, auch „Maß für Maß" nicht fremd. Aber doch bildet dieselbe, wie mir scheint, nicht das Hauptmotiv des Stückes.

[1]) Würzburg 1884.

Ganz fern aber liegt dem Gedankenkreise des Dichters die juristische Lehre von der derogirenden Kraft des Gewohnheitsrechts. Nirgends wird die Rechtsbeständigkeit des Gesetzes, welchem Claudio zum Opfer fällt, in Zweifel gezogen. Aber nirgends wird auch in dem Bestande dieses Gesetzes eine unbedingte Nöthigung seiner Anwendung gefunden. Daher wird auch zwischen der Urtheilsfällung und der Entscheidung in der Gnadeninstanz gar nicht unterschieden. Sondern es steht von vornherein fest, daß Angelo als des unumschränkten Herrschers unbeschränkter Stellvertreter in dem gegebenen Falle thun und lassen kann was er will. Er vertritt die Staatsgewalt in ihrer Fülle und Einheit. Was gegen ihn angeführt wird zu Claudio's Vertheidigung, läßt die rechtliche Begründung seines Spruches ganz unberührt, und was Angelo's Urtheil bestimmt, ist nicht die formelle Geltung des Gesetzes, sondern die Ueberzeugung von der inneren Berechtigung dieses Gesetzes. Wenn daher Angelo irrt, so ist sein Irrthum nicht ein juristischer, sondern ein ethischer und politischer.

Der ganze Proceß des Claudio ist ja überhaupt nur ein einzelner Zug eines Regierungssystems, welches mit Klarheit und Energie das ganze Gewicht der Staatsgewalt für die Besserung der öffentlichen Moral einsetzen will. Ob dieses Ziel, so wie es Angelo sich gesetzt hat, vernünftig, eines Staatsmannes würdig, und ob es mit den von ihm gewählten Mitteln zu erreichen ist, darin besteht das ideale Problem des Stückes, welches den denkenden Zuschauer von Anfang bis zu Ende beschäftigt. Und das eminent praktische Interesse dieser Frage, welche in jedem Staate und zu jeder Zeit eine Tagesfrage ist, macht das Werk für den Juristen und Politiker so anziehend. Natürlich wird dieses allgemeine Thema nur dadurch dramatisch, daß sich jenes Bestreben in der Person des Angelo verkörpert. Sein Charakterbild und sein tiefer Fall bilden den psychologisch anziehendsten Theil der Dichtung, und auf der wunderbar kunstvollen Verarbeitung beider Motive des allgemein politischen und des persönlich psychologischen beruht die Geist und Gemüth gleichmäßig ergreifende Wirkung des Stückes. Man kann daher dem Gedankeninhalt des Dramas nicht gerecht werden, ohne die Charakteristik Angelo's näher zu würdigen.

Kein Shakespeare'scher Bösewicht erscheint so hassenswerth und verächtlich zugleich wie Angelo in der Vollendung seines Falles. Und doch verschließt sich das Verständniß des Stückes, sobald man über ihn als einen Tyrannen und Heuchler von vornherein den Stab bricht. Die Absicht des Dichters ist jedenfalls ganz entgegengesetzt. Denn mit Vorbedacht werden in der Exposition des Stückes die edeln Züge dieses Charakters durch die übereinstimmenden Aussagen der verschiedenartigsten Beurtheiler festgestellt.

„Es übt in Wien Lord Angelo, ein Mann
Der keuschen Selbstbeherrschung und der Strenge,
An meiner Stelle unumschränkte Herrschaft."

Mit diesen Worten rechtfertigt der Herzog die Wahl seines Stellvertreters, und der würdige, erprobte Escalus bestätigt diese Charakteristik:

„Wenn irgendwer in Wien hat vollen Werth,
So hohe Ehr' und Gnad' auf sich zu nehmen,
So ist's Lord Angelo."

Selbst der Spötter Lucio, welcher nach der Art niedrig denkender Menschen überhaupt die Existenz der Tugend leugnen möchte und dadurch zum schamlosen Verleumder wird, kommt doch nicht auf den Gedanken, Angelo's Tugend in Zweifel zu ziehen. Er bezeichnet ihn als einen Mann,

„des Blut zerlass'ner Schnee ist,"

einen, der der Sinne

„Begier und süßen Stachel niemals fühlte,
Nein, stumpft und schwächt den Antrieb der Natur
Durch Geistesarbeit, Fasten und Studiren."

Angelo's hauptsächlichster Charakterzug ist also die Herrschaft der geistigen, auf das Ideale gerichteten Thätigkeit, durch welche er inmitten einer in Sinnlichkeit versunkenen Gesellschaft geradezu einzig dasteht. Dem unermüdeten Ernste geistiger Arbeit verdankt Angelo einen hohen Grad sittlicher Freiheit, eine anscheinend unangreifbare Festigkeit und Würde des Wandels. Nirgends wird auch nur angedeutet, daß Angelo vielleicht von jeher ein Heuchler gewesen sei. Vielmehr trägt der Dichter Sorge, jeden durch den Verlauf des Stückes erweckten Verdacht dieser Art am Ende desselben ausdrücklich zurückzuweisen, indem er die reine Isabella sagen läßt:

„Aufricht'ge Pflicht hat all' sein Thun regiert,
Bis er mich sah."

Die Sittenstrenge Angelo's macht ihn strenge auch gegen Andere, und da der Gegenstand seines Studiums der Staat ist, so ergibt sich ihm naturgemäß die Frage, ob nicht die Staatsgewalt in den Dienst des Ideals sittlicher Reinheit gestellt werden könne. Zu solcher Frage mußten die Zustände Wiens besonders auffordern. Denn daß daselbst eine öffentliche Sittenverderbniß schlimmster Art eingerissen war, darüber läßt uns der Dichter keinen Zweifel. Edelleute verkehren auf offener Straße in vertraulichster Weise mit der Kupplerin und ihrem Gesinde. Der Herzog selbst schildert, wie in Wien „Verderbniß dampft und siedet und überschäumt", und macht sich den Vorwurf, daß seine Milde diesen Zustand herbeigeführt habe. Darum will er erproben, wie ein anders gearteter Herrscher an seiner Stelle die Pflichten seines Amts auffassen wird. Er wählt zu seinem Vertreter nicht Escalus, dem er doch das Zeugniß gibt, daß Niemand wie er die Natur des Volkes, die Institutionen der Stadt und Theorie wie Praxis des Rechts kenne, und der außerdem vor Angelo den Vorzug des Alters hat. Offenbar erkennt der Herzog in Angelo die höher angelegte Natur, den geborenen Herrscher, neben welchem dem gelehrten und erfahrenen Escalus die Rolle des vortragenden Raths zukommt. Reinheit und Idealität des Strebens, verbunden mit ungewöhnlicher Energie des Willens, erfordern für Angelo eine productive Thätigkeit. Seine Tugend soll „der Fackel gleich leuchten". Der Herzog darf, indem er Angelo die Zügel der Regierung übergibt, die Ueberzeugung mitnehmen, daß er den rechten Mann an die rechte Stelle gebracht habe.

Auf Angelo's Vorleben ruht nur ein Flecken, ein Act der Untreue, wie ihn die Welt leicht verzeiht. Er hat seiner Verlobten das Wort gebrochen, nachdem diese durch den unglücklichen Tod des Bruders ihr Heirathsgut verloren hatte. Der Bund mit einer armen Frau, die Belastung mit Familiensorgen drohte Angelo's

politischem Streben unerträgliche Fesseln anzulegen. Wie Claudigo zerriß er deshalb aus Ehrgeiz den Bund des Herzens, und während die verlassene Geliebte in rührender Hingebung das Heiligthum ihrer Liebe und ihres Schmerzes hütet, wird Angelo's Charakter durch diesen gewaltsamen Bruch verhärtet. Seine Sittenstrenge empfängt jetzt einen herben und unnatürlichen Zug. Er verlacht die Macht der Liebe, und diese Verstandessünde, dieser Sieg der trocknen Berechnung über das Gefühl ist der Anfang seiner Schuld, die Ursache seines Falls. Angelo's Verhärtung zeigt sich, nachdem er an die Spitze des Staats gestellt ist, in der Art, wie er sein Reformwerk angreift. Jeder lebendig empfindende Mensch muß sich sagen, daß sittliche Verirrungen, welche mit den mächtigsten Trieben unserer Natur zusammenhängen, unmöglich durch plumpe Gewaltmaßregeln corrigirt werden können. Nur Angelo's eigene Geschichte macht ihn unfähig, dieser einfachen Wahrheit gerecht zu werden. Daher auch seine bornirte Gleichgültigkeit gegen die mildernden Umstände in Claudio's Vergehen. Weil Angelo selbst die Liebe wie eine böse Lust aus seinem Herzen gerissen hat, so steht ihm auch Claudio's Liebe, die sich zwar vergangen hat, die aber doch in ihrem Ursprung und in ihrer Tendenz durchaus sittlich und legitim war, nicht höher als die Zügellosigkeit des Wüstlings. So folgen aus Angelo's Untreue diejenigen Züge seines Charakters und seines Unternehmens, welche beide zu Fall bringen. In Isabella, welche von dem tugendstrengen Regenten das Leben des Bruders erbitten will, tritt diesem harten Verächter der Liebe der ganze Zauber idealster Weiblichkeit gegenüber. Isabella kann durch ihre Vertheidigungsrede Angelo nicht überzeugen. Vielmehr bleibt er in dem logischen Wortgefechte mit ihr Sieger — aber was bedeutet dieser Sieg neben der Niederlage des Herzens und der Sinne, die sich in der langen Unterredung allmälig entwickelt. Leise Andeutungen bezeichnen schon im Beginne des Gesprächs die Anfänge der Versuchung Angelo's — wenn er Isabella „schönes Mädchen" nennt, oder in dem kurzen „bitte, geht!" die erste leise Furcht vor einer ihm selbst drohenden Gefahr anklingen läßt. Nachdem Isabella scheinbar vergeblich ihre Beredtsamkeit erschöpft hat und sich nun rückhaltlos der Macht ihres Zornes überläßt, wird sie in dieser leidenschaftlichen Erregung doppelt verführerisch. Jetzt bemerken schon Lucio und der Kerkermeister die Wirkung auf Angelo und ermuthigen Isabella, fortzufahren. In diesem kritischen Moment sagt sie, ahnungslos, wie wahr sie spricht:

„Greift in den eig'nen Busen,
Klopft an und fragt Eu'r Herz, ob nichts drin wohnt
Gleich meines Bruders Fehl."

Dieses Wort, welches vielleicht in einem andern Momente eine unverfängliche Mahnung zur Milde gewesen wäre, muß nun, da in Angelo's Brust die Versuchung schon zu einer furchtbaren Macht erwachsen ist, die Krisis beschleunigen. Indem die dunkle Macht in seinem Innern sich bei ihrem Namen gerufen hört, bekennt sie nun selbst ihr Dasein und durchbricht damit die letzte Schranke. Jetzt bekennt Angelo:

„Sie spricht so sinnvoll, daß mein Sinn sich regt."

„Lebwohl," fügt er hinzu und macht damit einen letzten verzweifelten Versuch sich loszureißen. Da Isabella dieser Aufforderung nicht folgt, so ist Angelo verloren. Er verschiebt die Entscheidung auf morgen und veranstaltet selbst eine neue Begegnung mit Isabella, welche seine Niederlage vollenden wird.

Angelo's Fall ist ein Beweis von der Allmacht der Liebe, welche, wenn man ihr den Krieg erklärt, wenn man ihr sanftes Gesetz verhöhnt, furchtbare Rache nimmt. Angelo hat gegen die Liebe gefrevelt, indem er Marianne verließ: jetzt erfaßt ihn die Liebe in ihrer wildesten Gestalt, wie sie kein Recht und keine Sitte scheut und als eine furchtbare Naturgottheit ihre Opfer seelisch und moralisch vernichtet. Denn es ist das gemeinsame Gesetz der Natur und der Geisteswelt, daß jede lange und gewaltsam zurückgehaltene Kraft, wenn sie einmal ihre Fesseln zerrissen hat, nun um so furchtbarer und unwiderstehlicher waltet. Daher kommt Angelo gar nicht auf den Gedanken, um Isabella's Hand zu werben, sein Gefühl in die Formen des Rechts und der Sitte zu fügen. Sondern nur der unmittelbare, unbeschränkte Besitz und Genuß kann seiner wilden Leidenschaft genügen.

In dem Anfang seines gefallenen Zustandes offenbart Angelo noch Züge seiner edeln Anlage. Er bleibt seiner Gewöhnung an ernstes Nachdenken getreu, und im Fallen reflectirt er über die Gesetze des Falls. Er grübelt über den scheinbaren Widerspruch, daß gerade die Tugend in ihrer reinsten Verkörperung ihm eine Versuchung zum Bösen geworden ist:

„Nie konnte feile Wollust,
Mit ihrer Doppelmacht Natur und Kunst
Mich je verlocken, doch dies fromme Mädchen
Besiegt mich ganz."

Hieraus ergibt sich die Frage der sittlichen Skepsis, ob er denn nicht unschuldig falle:

„Ist sie schuld oder ich?" Aber Angelo hat noch Besonnenheit genug, sich diese Frage vollkommen zutreffend dahin zu beantworten, daß in seinem Herzen ein Princip des Bösen sein müsse, da ohne dieses die Tugend ihm nicht zur Versuchung habe werden können.

Wir sehen aus den harten inneren Kämpfen Angelo's, daß er kein Heuchler ist, sondern eine ursprünglich edle Natur, deren tiefer Fall nur einen Beleg bietet für die alte Wahrheit der Religion und Erfahrung, daß der Mensch, so lange er lebt, vor sittlichem Schiffbruch nicht sicher ist, und daß gerade das Gefühl der Sicherheit den Anfang der Gefahr enthält.

Die Wirkung der zur Herrschaft gelangten Macht des Bösen schildert der Dichter als eine Lähmung der Willenskraft:

„Ach, wenn uns erst erlosch der Gnade Licht,
Nichts geht dann recht: wir wollen — wollen nicht."

Hand in Hand mit dieser moralischen Entkräftung geht die Erschlaffung der geistigen Fähigkeiten. Die Freude an dem politischen Wirken, welche bisher die beherrschende Tendenz in Angelo's Leben gewesen, ist ganz dahin:

„Der Staat, mein Studium einst,
Ist wie ein gutes Buch, zu oft gelesen,
Schal und verhaßt."

Wie der König im Hamlet ist Angelo unfähig zu religiöser Erhebung. Er kann wohl Worte des Gebets formen, aber das Herz folgt diesen Worten nicht:

„Mir im Munde
Bleibt Gott, als müßt' ich diesen Namen kauen,
Im Herzen aber schwillt die starke Sünde,
Die meinen Sinn erfaßt."

Wir sehen, daß die Herrschaft der Leidenschaft vollendet und kein Widerstand mehr möglich ist, so daß sich die weitere Entwicklung nach Naturgesetzen vollzieht. „Blut, du behält'st dein Recht," das ist der verzweifelte Ausdruck der Resignation von Angelo's edlerem Selbst. Wenn er in seinem Monolog bekennt, daß bisher „der Tugendsinn all sein Stolz" gewesen sei, so empfinden wir nun, daß der Stolz kein ausreichender Schutz gegen die Versuchungen der Sinnlichkeit, vielmehr der Weg zwischen den beiden Extremen menschlicher Sünde leicht zurückgelegt ist. Der Stolz tritt jetzt nur als ein neues Motiv der Schuld zu der Niederlage der Sinne hinzu, indem er den Fall um jeden Preis verbergen will. Der Compromiß zwischen beiden Mächten des Bösen ist die Heuchelei, welche Angelo auf die tiefste Stufe des Verderbens hinabführt. Er bedroht Isabella, sie als Verleumderin hinzustellen, wenn sie, was zwischen ihnen vorgegangen, bekannt machen sollte, und läßt diese Drohung in dem Verhör vor dem Herzoge zur That werden. Er bricht das Versprechen der Begnadigung Claudio's, damit nicht dieser durch die quälende Erinnerung des Preises, welcher für sein Leben bezahlt ist, zur öffentlichen Anklage getrieben werde.

Je tiefer Angelo's Fall, um so ergreifender wirkt dann die himmlische, erlösende Macht der Gnade. Diese zeigt sich zunächst darin, daß gegen Angelo's Willen durch die geheimen Maßnahmen des Herzogs Isabella's Unschuld und Claudio's Leben gerettet werden. Der strenge Moralist wird einwenden, daß hierdurch Angelo keineswegs entlastet werde. Aber ein warmes Herz und wahre Humanität urtheilen anders. Wie in jeder Schuld ein Element des nicht Zuzurechnenden ist, was der Handelnde über sich ergehen lassen muß und was doch seine Rechnung belastet, so kommt denn auch wieder dem Urtheil über die Person zu Statten, was die Umstände in der äußeren Gestaltung der Verhältnisse glücklich gefügt haben. Dieselben dunkeln Mächte, welche den Armen schuldig werden lassen, hindern ihn auch gelegentlich, schuldig zu werden. Der große Staatsmann und der große Feldherr wissen, daß sie einen Theil ihres Ruhmes dem Glück verdanken. Und im Großen wie im Kleinen wird Derjenige gepriesen, dem man eine „glückliche Hand" zuschreibt. So entspricht es durchaus unserem sittlichen Gefühl, wenn der Dichter den Umstand, daß Angelo's böse Absichten nicht zu Thaten werden, zu seinen Gunsten gelten läßt. Aber freilich würde diese bloß objective Entlastung nicht befreiend wirken, wenn nicht die innere Umkehr hinzuträte. Reue und Buße sind aber ein zu ernstes, zu ausschließlich religiöses Thema, um in einem dramatischen Werke ausführlich dargestellt zu werden. Goethe hat Faust's Buße nicht geschildert. Der erste Theil des Werkes endet mit Faust's Verzweiflung, und der Beginn des zweiten Theiles führt uns schon das Wirken der Elfen vor, welche des Herzens grimmen Strauß besänftigen und des Vorwurfs glühend bittere Pfeile entfernen — ein Symbol der Genesung

nach schwerer Krisis des Gemüths. Es wäre Unrecht, hieraus zu schließen, daß Goethe die Nothwendigkeit innerer Umkehr des Gefallenen verkennte. Er schweigt darüber, weil er in der Kunst wie im Leben alle Zeit die Ansicht vertreten hat, daß das innere Heiligthum der Religion durch gefühlsseliges Aussprechen und Breittreten profanirt werde. Auch Shakespeare, welcher die innere Entwicklung des Bösen in Angelo so ausführlich darstellt, bezeichnet seine Bekehrung mit einem einzigen kurzen Worte, dem letzten, welches wir aus seinem Munde vernehmen:

„Die Scham durchdringt so tief mein reuig Herz,
Daß Tod ich wünsch' mehr als Begnadigung,
Verdient so hab' ich's, und ich bitt' nicht anders."

Die Gnade, welche Angelo zu Theil wird, erscheint personificirt in den beiden Frauengestalten, Marianne, deren Liebe dem Treulosen bis in die tiefsten Tiefen der Schuld und Schande gefolgt ist und welche vor dieser aufgedeckten Tiefe das ergreifende Wort spricht:

„Nicht andern je noch bessern Mann begehr' ich"

und Isabella, der am tiefsten Beleidigten, welche knieend für den Schuldigen bittet. Gegenüber der so gründlich zu Fall gekommenen Gerechtigkeit der Männer stehen die edelsten Frauengestalten als Vertreterinnen der Gnade. Die Frauen haben keine Begabung für Gerechtigkeit: sie geben nicht Maß für Maß, sondern sie heischen und sie geben ohne Maß. Man kann nicht umhin, wieder an Faust zu denken, wo auch die höchste, vollendende Gnade in dem Bilde des ewig Weiblichen erscheint.

Der juristische Kritiker Shakespeare's macht dem Dichter einen Vorwurf daraus, daß Angelo der Strafe seines Frevels entgeht und nicht wenigstens aus der Gesellschaft verbannt wird. „Ein schreiender Mißton," sagt Kohler, „schließt das Ganze: der Sieg der sittlichen Macht ist ein unvollkommener, und die Sonne der ewigen Wahrheit bricht nicht mit voller Macht aus den Wolken hervor." Es muß seltsam erscheinen, daß Shakespeare diesen „schreienden Mißton", der ja nach Kohler's Anweisung leicht zu vermeiden war, nicht empfunden haben sollte. Aber der Dichter wußte sehr wohl, warum er Angelo Gnade widerfahren ließ. Angelo ist kein Bösewicht, der zur Befreiung der Gesellschaft vernichtet werden muß. Sondern er ist eine edel angelegte Natur, welche durch das unheilvolle Zusammenwirken äußerer Umstände mit einer ihm selbst verborgenen Macht des Bösen in seiner Brust zum tiefen Falle gekommen ist. Darum muß die Gnade das letzte Wort haben. Ohne sie würden wir mit dem Eindruck scheiden, daß den Mächten des Bösen in der Welt der Sieg gehört, und das Stück würde mit einer Dissonanz schließen.

Was aber ist das Endurtheil des Dichters über Angelo's Politik?

In dem Monologe am Schlusse des dritten Aufzugs spricht der Herzog über Angelo das Urtheil:

„Wer führen will des Himmels Schwert,
Muß heilig sein und ernst bewährt —
Schande dem, der tödlich schlägt
Unheil, das er selber hegt."

Hiernach könnte es scheinen, als ob der Dichter Angelo's Regierungssystem nicht mißbilligte und nur die Person des Regenten, weil derselbe sich in der Versuchung nicht bewährt hat, für die Erfüllung seiner Mission für unfähig erklärte. Aber die Worte des Herzogs sagen doch nur so viel, daß die persönliche Integrität des Charakters die erste Forderung ist, welche man an den Regenten stellen muß. Ein Urtheil über Angelo's Regierungsgrundsätze ist darin nicht enthalten. Es bedarf eines solchen Urtheils auch nicht, denn Angelo's Werk richtet sich selbst. Den ersten Eindruck des neuen Regiments erhalten wir in der zweiten Scene des ersten Aufzugs. Claudio und seine gefallene Geliebte werden am hellen Tage durch volkreiche Gassen in das Gefängniß geschleppt. Auf Claudio's Frage:

„Mensch, warum muß die ganze Welt mich sehn?"

antwortet der Kerkermeister:

„Ich thu' es nicht aus eig'nem bösen Willen,
Nein, weil's Lord Angelo bestimmt verlangt."

Hier tritt uns sofort das Unsittliche in Angelo's Staatsweisheit entgegen. Der Gedanke, einen Vorgang, der vor Allem die discreteste Behandlung verlangte, in plumpster Weise öffentlich zu machen, ist eine grobe Verletzung des sittlichen Gefühls. Was Angelo hierzu verleitet, ist seine Theorie der Abschreckung, die er denn in der ersten Unterredung mit Isabella ausführlich entwickelt.

Nicht todt war das Gesetz, wiewohl es schlief.
Die vielen hätten nicht gewagt den Frevel,
Wenn gleich der erste, der die Vorschrift brach,
Für seine Schuld gebüßt. Nun ist's erwacht,
Fragt, was verübt ward, und Propheten gleich
Sieht es im Spiegel, was für künft'ge Sünden
Ob jetzt schon, ob durch Nachsicht neu erzeugt
Und ferner ausgebrütet und geboren —
Sich künftig stufenweis *nicht* mehr erneu'n,
Nein, im Entstehen enden."

Auf Isabella's Rath: „Zeigt doch Mitleid," erfolgt die Antwort:

„Am meisten, wenn Gerechtigkeit ich zeige,
Denn dann erbarmen mich, *die ich nicht kenne*,
Die jetzige Nachsicht einst verwunden möchte."

Die Rechtsgeschichte Wiens hätte Angelo an dem praktischen Werth dieser Theorie zweifelhaft machen können. Jene alten Gesetze, auf deren Wiedererweckung aus dem Schlafe Angelo sich so viel zu gute thut, waren doch einst in Kraft. Sie haben offenbar ihren Zweck nicht erfüllt. Im Gegentheil hat ihre übermäßige Härte ihre Anwendung hintertrieben, und dadurch gerade ist die Mißachtung von Gesetz und Sitte groß geworden. Aber die eigenen Worte Angelo's ergeben die innere Ungerechtigkeit seiner Anschauung. Er will die Strafgewalt üben im Interesse Derjenigen, welche später versucht werden könnten zu sündigen. Die Strafe ist ihm also nicht die vernünftige Folge des Unrechts, sondern eine Maßregel der Zweckmäßigkeit, um Wiederholungen des Vergehens vorzubeugen. Der Schuldige leidet nicht, was seine Thaten werth sind, sondern ein willkürlich ausgedachtes Uebel, welches seine Berechtigung aus der erhofften

Wirkung auf Andere ableitet. Und wenn schon diese Motivirung der Strafe das Gerechtigkeitsgefühl beleidigt, so noch viel mehr die aus diesem Gesichtspunkte erfolgende Zumessung der Strafe. Denn natürlich kann nach dem Princip der Abschreckung die Strafe gar nicht zu hoch gedacht werden: je schrecklicher das Strafgesetz, um so sicherer seine Wirkung. Wohin diese Theorie führt, zeigt Claudio's Proceß. Nach dem sicheren Rechtsgefühl des Zuschauers wäre sein Vergehen gesühnt, wenn er die Geliebte heirathet. Wenn er trotz der Bereitschaft hierzu gestraft werden soll, so kann dies nur damit begründet werden, daß vielleicht Andere in gleicher Lage minder ehrenhaft zu handeln versucht sein möchten. „Um zu schrecken Mißbrauch und Genuß" soll Claudio das Leben, soll Julia die Ehre und den Gatten und das ungeborene Kind den Vater verlieren. Dieses empörende Mißverhältniß zwischen Schuld und Strafe setzt die Rechtspflege selbst ins Unrecht und muß den Rechtssinn des Volkes gegen die Obrigkeit aufbringen. Aber die entscheidende Frage ist doch, ob Angelo's Hoffnung, durch die gegenwärtige Härte künftige Vergehen zu verhindern, psychologisch berechtigt ist. Bekanntlich hat einer der größten modernen Criminalisten das Princip des sogenannten psychologischen Zwanges, und zwar genau in Angelo's Fassung, zur Grundlage seiner Strafrechtslehre gemacht. „Alle Uebertretungen," sagt Feuerbach, „haben ihren psychologischen Entstehungsgrund in der Sinnlichkeit, inwiefern das Begehrungsvermögen des Menschen durch die Lust an oder aus einer Handlung zur Begehung derselben angetrieben wird. Dieser sinnliche Antrieb wird dadurch aufgehoben, daß Jeder weiß, auf seine That werde unausbleiblich ein Uebel folgen, welches größer ist als die Unlust, die aus dem nicht befriedigten Antriebe zur That entspringt." Die Mängel dieser Theorie muß Angelo durch seinen Fall illustriren. Da ihm Isabella mit den Folgen seines Frevels droht, trotzt er auf die Unmöglichkeit eines gegen ihn zu führenden Beweises, und zeigt dadurch, was ja auf der Hand liegt, daß die psychologische Wirkung der Strafdrohung aufgehoben wird durch die Hoffnung, das Verbrechen verbergen zu können, eine Hoffnung, die mit seltenen Ausnahmen jedem Verbrecher schmeichelt. Und Angelo's Versuchungsgeschichte zeigt ferner, daß selbst bei einem im Reflectiren starken Menschen die Feuerbach'sche Ausgleichung zwischen den aus der Sinnlichkeit stammenden Antrieben und den Eindrücken der Strafdrohung nicht stattfindet, vielmehr eine mächtige Leidenschaft aller Einwendungen der Reflexion spottet.

Die Verwerflichkeit des Abschreckungsprincips im Strafrecht — seine innere Ungerechtigkeit bewiesen durch Claudio's Proceß und die Hinfälligkeit seiner psychologischen Grundlage bewiesen durch Angelo's Fall — das ist die erste und nachdrücklichste Lehre, welche der Dichter dem Juristen ertheilt.

Aber Angelo's Irrthum ist nicht lediglich criminalistischer Natur. Nicht nur seine Mittel sind verwerflich, sondern das Ideal selbst, welches ihm vorschwebt, der Gedanke einer staatlich erzwungenen Sittenreinheit, ist unmöglich und im letzten Grunde unsittlich. Die Sittlichkeit muß ihre Wurzel in der Gesinnung haben, die öffentliche Sittlichkeit in der Gesammtüberzeugung des Volks. Denn der Staat ist nur die rechtliche Anstalt für das Handeln des Volks. Sein Wirken muß bestimmt sein durch Bewegungen der Volksseele, und darum

kann auch der Staat nicht sittlicher sein wollen als das Volk. Jede Obrigkeit ist Vertreterin des Volks, und ihr Handeln kann deshalb nur soweit gerecht und fruchtbar sein, als es von der Gesammtüberzeugung des Volks getragen wird. Wo diese Grundlage fehlt, da beginnt die Tyrannei. Der Regent wird zum Tyrannen, sobald er eine rein persönliche Ansicht und Absicht durch die Zwangsmittel des Staats durchsetzen will. Sofort nach Angelo's ersten Eingriffen erhebt sich die Opposition gegen „den Halbgott Obrigkeit."

„Ob's nun die Schuld des neuen Glanzes ist,
Ob das gemeine Wesen nur als Pferd
Vom Herrn Statthalter soll geritten werden,
Der, neu im Sattel, daß es wissen mag,
Er könn' es lenken, läßt den Sporn gleich fühlen."

Gerade edeln und sittlichen Bestrebungen kann man keinen schlechteren Dienst leisten, als wenn man sie in tyrannischer Weise verfolgt, weil man dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch jene Bestrebungen ins Unrecht setzt. Der Tyrann hat immer Unrecht, einerlei ob ihn bloß egoistische Motive leiten, oder ob er ein persönliches Ideal der Vernunft und Sittlichkeit seinen Unterthanen aufzwingen will. Denn in jedem Falle verkennt er die Natur und die Aufgabe des Herrscherrechts.

Auch wenn Angelo persönlich tadelsfrei geblieben wäre, würde sein Werk keinen Bestand gehabt haben. Denn eine unüberwindliche Opposition der öffentlichen Meinung war nach der Art seines Vorgehens unvermeidlich. Schon in dem ersten Aufzuge erfahren wir, daß die schlechten Häuser der Vorstädte dem Boden gleichgemacht werden sollen, daß aber für die in der inneren Stadt „ein wohlweiser Bürger sich ins Mittel gelegt hat." Der Eigennutz einflußreicher Personen hat also schon den Kampf gegen Angelo's Bestrebungen erfolgreich eröffnet, und diese Opposition wird den Sieg gewinnen, weil ihr in Folge von Angelo's Tyrannei die öffentliche Meinung zur Seite steht.

Ist es nun des Dichters Meinung, daß die Obrigkeit die Volksmoral, als außerhalb ihrer Sphäre liegend, einfach sich selbst überlassen solle? Gewiß nicht, denn sonst würde der Herzog sich nicht wegen der Vernachlässigung seiner Pflichten Vorwürfe zu machen haben. Wenn der Regent sich darüber klar ist, daß das sittliche Handeln aus der sittlichen Gesinnung folgt, daß daher jeder sittliche Fortschritt sich zunächst in der Gesinnung vollziehen muß, so wird er nicht in die Versuchung gerathen, eine plötzliche Aenderung der sittlichen Zustände des Volks durch ein Machtgebot erzwingen zu wollen. Es wird ihm einleuchten, daß die Gesinnung die Frucht der Erziehung ist und daß daher der Staat auf die öffentliche Moral nur durch das Mittel der Volkserziehung einwirken kann. Soweit die Obrigkeit diese beherrscht, ist sie für die öffentliche Sittlichkeit verantwortlich. Und die Erziehung des Volks vollzieht sich nicht nur durch die Anstalten von direct pädagogischem Charakter, die öffentliche Schule und das Volksheer, sondern alle Institutionen, welche eine Beziehung zur Religion und Moral haben, müssen auf den Volkscharakter einwirken. Denn der Geist der das Volksleben beherrschenden Ordnungen theilt sich Denjenigen mit, welche genöthigt sind, ihre Lebensführung diesen Ordnungen anzupassen. Hieraus ergibt sich, daß der Staat

zweifellos sittliche Ideale haben muß, daß aber eine Reform der öffentlichen Moral ein sehr complicirtes Unternehmen ist, welches die Staatsgewalt, soweit sie demselben überhaupt gewachsen ist, nur nach vielseitiger Prüfung und Vorbereitung beginnen und nur langsam und vorsichtig ins Werk setzen soll.

Thöricht ist der Wahn, durch ein plötzliches Dreinschlagen auf irgend eine Aeußerung der Unsittlichkeit etwas Dauerndes erreichen zu können.

Nur in einem Punkte ist allerdings der unmittelbare Zwang berechtigt. Der Staat muß den öffentlichen Anstand schützen. Der Anstand ist die niedrigste Stufe der Tugend, die jedermann erreichen kann; er ist zugleich etwas rein Aeußerliches, was erzwungen werden kann. In dieser Hinsicht hat es offenbar der Herzog an Energie fehlen lassen, und insofern wirft er sich mit Recht vor, „daß seine Schuld dem Volk die Zügel ließ". Er hat seinen persönlichen Einfluß auf die vornehme Gesellschaft nicht gebraucht und hat die Polizei, welche den öffentlichen Anstand schützen soll, verwahrlosen lassen. Halbblödsinnige, abgelebte Menschen sind die Wächter der Ordnung, und selbst der milde Escalus sieht nach des Herzogs Abreise ein, daß er sofort eine Anzahl tüchtiger Polizeiagenten anstellen muß. Die schamlose Art, wie sich Pompejus vor seinen Richtern vertheidigt, das verkommene Straßenleben in Wien und die Würdelosigkeit der vornehmen Gesellschaft zeigen, daß in diesem Punkte aufgeräumt werden muß. Hierin wird der Herzog Angelo's Spuren folgen dürfen aber die größere, ernstere Aufgabe, die allmälige Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, muß offenbar ganz anders verstanden werden, als Angelo es gethan hat.

Dem reinen und freudigen Genusse einer großen Dichtung mag die juristische Formulirung seiner Ideen als eine Art Gewaltthat erscheinen. Aber „Maß für Maß" ist bei allem Zauber der poetischen Gestaltung doch durchaus von einem so hohen Ernste erfüllt, daß man dem Dichter nicht gerecht werden kann, wenn nur die Phantasie sich an seinen bunten Bildern erfreut. Immer wieder drängt sich der Wunsch auf, die letzte Meinung des Dichters über die das Stück bewegenden ethischen Probleme zu ergründen. Daher darf auch dieser Versuch auf nachsichtige Beurtheilung hoffen.

Crispi's Schriften und Reden.

Am Abend seines Lebens tritt der italienische Ministerpräsident mit einer Sammlung seiner Schriften und Reden[1]) in die Oeffentlichkeit, die uns wohl eher Zeugniß von der Schweigsamkeit als von der Eloquenz des Sicilianers geben sollen, der seit nunmehr über drei Jahren an der Spitze der Regierung steht. Bedenkt man, daß Cavour im Parlament allein, in dem er doch nur ungefähr ein Jahrzehnt seines Lebens zubrachte, elf umfangreiche Bände gesprochen hat, daß er aber auch ein fruchtbarer politischer und wirthschaftlicher Schriftsteller gewesen ist, so wird man darüber staunen, daß Francesco Crispi, der eine vierzigjährige politische und eine dreißigjährige parlamentarische Thätigkeit hinter sich hat, uns heute nicht mehr als 765 gedruckte Seiten vorlegt, die er in vier Decennien geschrieben und gesprochen. Wohl sind die Reden, mit denen der Sicilianer in der Kammer selber aufgetreten ist, und die Artikel, die er in den italienischen Journalen niedergelegt hat, insofern sie ein Nachhall der Ereignisse des Tages waren, in dem Bande nicht enthalten, der soeben an das Licht der Oeffentlichkeit gelangt ist; aber immerhin drängt sich uns sofort die Wahrnehmung auf, daß der Schriftsteller und Redner Crispi nicht nur ungleich weniger fruchtbar ist als Cavour, sondern auch als es D'Azeglio und Minghetti, diese Meister der Feder, ja vielleicht sogar als es Depretis und Cairoli gewesen. Es wird nicht Wenige in Italien geben, die da meinen, Crispi habe mehr für sein Vaterland gethan als die Letztgenannten, die seine unmittelbaren Vorgänger in der Regierung waren; daß er aber viel mehr als sie für sein Vaterland gesprochen und geschrieben, wird Niemand behaupten. Und thatsächlich ist der berühmte Sicilianer weder ein großer Schriftsteller noch ein besonderer Redner. Er lallt, er stammelt vor uns, er spricht und schreibt mit Mühe. Er entschädigt uns nicht, wie der große Feldmarschall Moltke, durch seine herrlichen Schriften für seine kurzen Reden, in denen mehr Anstrengung als Kunst ist. Crispi ist zwar stets sachlich, aber immer etwas unbeholfen; er läßt uns ahnen, was er will, aber er vermag es nicht in ausdrucksvollen Worten und Bildern darzustellen, wie etwa Fürst Bismarck, für den er in mancher seiner Reden ein Wort

[1]) Scritti e Discorsi politici di Francesco Crispi. (1849—1890.) Roma, Unione cooperativa editrice. 1890.

der Bewunderung äußert. Menschenkenner entdeckten bereits vor Jahrzehnten in dem Schriftsteller und dem Redner Crispi den Mann der That; wir entdecken ihn heute, wo wir wissen, daß er im Leben mehr durch Thaten als durch Worte Lorbeern geerntet, um so leichter.

I.

Wir wollen uns zunächst mit seinen Schriften beschäftigen. Ein großer Theil derselben bezieht sich auf Crispi's engere Heimath, die Insel Sicilien, für deren Befreiung vom Joche der bourbonischen Dynastie er mehr als ein Jahrzehnt hindurch ununterbrochen thätig gewesen. In allerlei Variationen, durch geschlossene Darstellung der historischen Thatsachen, durch die Publication der nackten Documente, durch Betrachtungen über die 1848er Revolution in Sicilien, wobei der Augenzeuge in ihm das Wort führt, durch eine Studie über die Einrichtung der Communen in Italien im Allgemeinen und im Königreiche beider Sicilien im Besonderen, sucht sich der Sohn des vulkanischen Eilandes darüber klar zu werden, daß seine Heimathsinsel einem Gesetze politischer Nothwendigkeit folgte, wenn sie sich, um frei zu werden, an Piemont anschloß. Und so wie das revolutionäre Streben Siciliens erst im Jahre 1860 durch die kühne Landung Garibaldi's mit seinen „Tausend" in Marsala von Erfolg gekrönt war, so findet die Anhänglichkeit Crispi's an seine Heimath ihren energischesten und zugleich subjectivsten Ausdruck in dem Tagebuche, das er unmittelbar vor dem Garibaldischen Zuge führte, bei dem er neben dem Dictator die Hauptrolle spielte. Er macht kein Hehl daraus, daß er, so lange er nur die Absetzung der Bourbonen im Auge hatte, Republikaner und ein unbedingter Jünger Mazzini's war; er bekehrte sich aber, als es galt, im Namen Victor Emanuel's Sicilien zu befreien, zur Monarchie. Er war, wie dies aus jeder Zeile seiner Schriften hervorgeht, seit dem ersten Tage, an dem er überhaupt Politik trieb, „Unitarier": er wollte ein einheitliches Italien und kein föderatives; er opferte sogar die Autonomie Siciliens, wie sie andere, den Bourbonen feindlich gesinnte Patrioten der Insel träumten, gern auf dem Altar Allitaliens. Insofern war er und blieb er ein Glaubensgenosse Mazzini's. Er findet in seinen Schriften nur wenige Worte für Cavour; er haßte am Anfange seiner Laufbahn den großen Piemontesen, den er fast im Verdacht hatte, als ob er die südlichen Staaten Neapel und Sicilien, in denen Francesco Crispi den Kern des zukünftigen einheitlichen Italien sah, für Sardinien erobern und zu Provinzen (Sardiniens) degradiren wolle, statt in ihnen mit Piemont und Ligurien gleichwerthige nothwendige Organe für den einzigen großen Organismus Italien zu gewinnen. Desto mehr liebte und bewunderte er Garibaldi, dem er treu blieb, als er längst von Mazzini, dem Republikaner, abgefallen war. Seine Schriften und Reden klingen nicht selten aus in einem Hymnus auf den großen Sohn Nizzas, in dem er nicht nur den Kriegshelden, sondern auch den Staatsmann feiert. Aber auch in Mazzini flößt ihm noch der Gegner Respect ein, und er fühlt, daß er nicht umsonst in die Schule des großen genuesischen Revolutionärs gegangen.

Der Revolutionär — das ist die erste Entwicklungsstufe im politischen Leben Francesco Crispi's. Er führt in seinen frühesten Schriften nicht nur der in

Neapel residirenden Dynastie und den dieselbe in Palermo vertretenden Behörden, sondern auch der europäischen Diplomatie und der Turiner Staatsgewalt gegenüber eine heftige verbitterte Sprache. Cavaliere Fortunato, ein gefügiges Werkzeug des bourbonischen Despotismus, hatte auf eine diplomatische Note Lord William Temple's hin scharfe Anklagen gegen die sicilischen Freiheitskämpfer geschleudert und diese vor Europa zu verleumden gesucht. Da verfaßte der in Turin im Exil lebende Crispi eine Denkschrift über die Revolution in Sicilien, in der er sich in energischen Ausfällen gegen Fortunato erging. Erst dreißig Jahre alt, zählte er doch schon zu den Leitern der Revolution. Als Mitglied des Generalparlaments in Palermo war er mit Leidenschaft für die Absetzung der regierenden Dynastie eingetreten, und da er auch, nachdem bereits Messina, Catania und Palermo capitulirt hatten, sich gegen die Aussöhnung der Inselbewohner mit den Bourbonen in dem Journal „L' Apostolato" erklärte, so wanderte er in die Verbannung nach Piemont, wo er als Mitarbeiter demokratischer Journale ein bescheidenes Dasein fristete. Er konnte nicht schweigen zu den Schmähworten Fortunato's, die ihn und seine Mitverschworenen so sehr herabsetzten. Emphatisch ruft er aus: „Seit den Lügen Louis Bonaparte's in seiner Adresse vom 6. Juni an die französische legislative Versammlung, die dann Odilon-Barrot auf der Tribüne wiederholte, hat es Niemand wieder verstanden, Angesichts Europas so schamlos zu lügen, wie der Cavaliere Fortunato. Dieser neapolitanische Minister, der seit 1789 bis auf heute alle politischen Parteien nach einander verrathen hat, weiß nun in seinem Greisenalter, durch Ehrgeiz und Habsucht allein hervorragend, zum zweitenmal dem Despotismus wunderbare Dienste zu leisten. . . . Wie sollen wir uns mit einem Souverain versöhnen, der „durch das Recht der Gewalt und nicht durch die Gewalt des Rechtes herrscht?" (pel diritto della forza e non per la forza del diritto.)

Diese Denkschrift Crispi's ist eine der Kühnheit der sicilischen Revolutionäre würdige Apologetik derselben. Seine Sprache ist die des Revolutionärs. Er spricht zwar nicht von dem prophetischen Piedestal Mazzini's herab, der, wenn er genug in der Terminologie seiner Vorgänger Jesaias, Jeremias und Ezechiel gepredigt, gewarnt und gedroht hatte, gern den Dreifuß der Pythia bestieg und sich aus Wolken heraus der mystischen Sprache des Orakels bediente; aber pathetisch war auch Francesco Crispi in jener Phase seines Lebens. „All' umanità sarà fatta giustizia" (dem Menschengeschlechte wird Gerechtigkeit widerfahren!) ruft er einmal aus, und wie trocken und sachlich er auch gewöhnlich ist, so verfällt er doch zuweilen in den declamatorischen Stil der Tribüne. Die „Moderati" (Gemäßigten) definirt er als die „Uomini di mezze misure" (Menschen mit halben Maßregeln), und er ist noch zu jung, um die Berechtigung des „juste milieu" zu begreifen, zu dem sich gewisse ausgezeichnete Patrioten Piemonts bekannten. Erst in dem „Repubblica e Monarchia" betitelten, umfangreichen Schreiben an Mazzini, das er im Jahre 1865 an den in London lebenden Agitator richtete, kommt der Staatsmann in Crispi zum Worte. Sonst argumentirt er selten, sondern gibt in absolutem Ton seine Anschauungen kund; in der Epistel an Mazzini aber weiß er sich maßvoll zu beschränken, denn er spricht zu dem Meister. Mazzini, der Republikaner, hätte — so ruft Crispi ihm zu —

ihm, dem Monarchisten, öffentlich alle Freundschaft aufgekündigt; er nehme diesen Absagebrief eines von ihm verehrten Mannes nicht an, sondern werde sich bemühen, „con animo amico" zu schreiben. Er habe sich zur Monarchie bekehrt, weil er nur in dieser Form die Gewähr für die Einheit Italiens sehe. „Sì, la monarchia ci unisce e la repubblica ci dividerebbe!" (Ja, die Monarchie einigt uns, und die Republik würde uns trennen!) Diese These sucht er nun in neunzehn Capiteln zu beweisen. Im Allgemeinen begründet er seine Anschauung durch die äußeren Verhältnisse der einzelnen Provinzen, aber er findet doch auch in den ihm anerzogenen und anempfundenen politischen Gedanken und Vorurtheilen Motive für seine ablehnende Haltung gegen die republikanische Propaganda Mazzini's. Einmal sagt er, daß Italien, wenn es Republik würde, nicht bestehen könnte, ohne sich über die Alpen auszudehnen; auch die französische Republik von 1793 suchte in der Expansion nach außen hin die Möglichkeit für ihre Fortexistenz. Eine italienische Republik würde den Franzosenkaiser herausfordern, seine in Rom und Savoyen stehenden Truppen zu vermehren, und die Franzosen würden Neapel und Piemont besetzen, ehe noch ein italienischer Soldat Ventimiglia oder den Mont Cenis überschritten hätte. Der Leser begreift, wie wenig diese beiden Argumente zutreffen — das erstere basirt auf einer einem früheren Jahrhundert und einem fremden Land entnommenen Analogie und findet in einem späteren Ereignisse, der Aufrichtung der seit 1870 bestehenden Republik, seine Widerlegung — existirt diese nicht und wird sie nicht fortbestehen können ohne Eroberungspolitik zu machen? Und warum hätte der dritte Napoleon ein republikanisches Italien occupiren müssen, wenn dieses sich auf dem Boden nationaler Einheit gebildet hätte?

Desto energischer bekämpft er Mazzini's Republikanismus aus dessen eigener Vergangenheit heraus. Im Principe Republikaner, sei doch auch Mazzini, wie Crispi ausführt, geneigt gewesen, sich der Monarchie zur Verwirklichung des Zweckes zu bedienen, dem er sein Leben widmete — der Einheit Italiens. Und die Allianz Mazzini's mit der Monarchie sei keineswegs die erste Phase, die Phase der Unreife, im öffentlichen Leben dieses Agitators gewesen, sondern er hätte erst, nachdem er vergeblich vom Papste die Erfüllung seiner Wünsche erhofft, sich der Dynastie Savoyen zugewendet. Umsonst hatte Mazzini bereits im Jahre 1831 dem König Karl Albert die Worte zugerufen: „Uniteci, Sire!" (Einiget uns, Sire!) Es vergingen fünfzehn Jahre, und die Italiener gaben sich, als Pius IX. den Thron des Apostels bestieg, der Illusion hin, er werde die in seinen Händen ruhende große moralische Macht benutzen, um das gefallene Vaterland, dessen Sohn doch auch er, das Grafenkind aus Sinigaglia, war, zur Einheit zu führen. Auch Mazzini lebte in diesem Wahne, und in einem Schreiben vom 8. September 1847, das die Runde durch Europa machte, rief er dem Pontifex zu: „Einiget Italien, Euer Vaterland. Ihr braucht ja nur diejenigen zu segnen, die für Euch und in Eurem Namen arbeiten werden." Vergebens; das Gegentheil geschah, und nun erklärte Mazzini feierlich in einem politischen Programm, das er an seine Gesinnungsgenossen verschickte: Daß es in erster Linie auf die Vertreibung der Fremdherrschaft, in zweiter auf die Einheit des Vaterlandes und erst in dritter Linie auf die Staatsform ankomme, die dem neuen Reiche eigen-

thümlich sein solle. Er versprach derjenigen Regierung seine Unterstützung, die sich der Befreiung Italiens annehmen würde. Neben den Republikanern arbeiteten denn auch solche Männer mit Mazzini, die sich in ihrem Herzen zur Monarchie bekannten, der gegenüber wenigstens weise Duldung walten zu lassen, er versprochen hatte. Die Expedition Garibaldi's nach Sicilien hat so nicht unter dem Schutze der sardinischen Monarchie allein, sondern auch mit nachhaltiger Unterstützung Mazzini's stattgefunden. „Am 15. Mai 1860," sagt Crispi, „siegten wir in Calatafimi, und die Fahne, an die sich der wackere Schiaffino sterbend klammerte und die von den feindlichen Kugeln durchbohrt ward, hatte in ihrer Mitte das Bild Italia's, wie diese ihre Rechte auf den Schild Savoyens stützt." Darum hätten die Italiener die Pflicht, diesem Schilde der piemontesischen Monarchie, die sie zum Siege und zur Einheit führte, treu zu bleiben, und nicht ungestraft würde man jetzt die phrygische Mütze aus der Schatzkammer einer längst überwundenen Vergangenheit hervorholen.

In einer ihm ungewohnten bilderreichen Sprache definirt Crispi das Italien, das man in früheren Tagen allgemein als einen nur „geographischen Begriff" bezeichnete. Er sagt: „Die Jahrhunderte hatten unser armes Vaterland zergliedert; man kann es mit einem Polypen vergleichen, der, zerhackt, auch noch in seinen einzelnen Stücken, aus denen er nun besteht, fortlebt, ohne daß die Theile wissen, daß sie einem Ganzen angehören — fortlebt ein selbständiges und fast natürliches Leben." Steckte demnach auch in dem von den Fremden geknechteten und in viele Reiche zerrissenen Italien eine nationale Seele, die aus der Nacht der Fremdherrschaft mit Licht und Wärme in die Zeit hinausstrahlte, so durfte es an dem Tage, an dem das Vaterland geeinigt dastand, innerhalb desselben keine Ersten und keine Letzten, keine Eroberer und keine Vasallen geben, und das im fernen Meere schwimmende Sicilien mußte gerade so frei sein wie etwa Sardinien, dieses alte Krongut des Hauses Savoyen, und Palermo und Messina durften in dem neuen geeinigten Reiche keine geringere Rolle spielen als etwa Turin und Genua. Es kocht in dem Innern Francesco Crispi's von patriotischem Zorn, wenn er sich vorstellt, daß sich die Piemontesen, diese Vorkämpfer in dem großen Kampfe um die Einheit, die Hegemonie über die Südländer anmaßen könnten. Etwas verächtlich spricht er von ihnen als von den „emissari piemontesi," und er sucht zu vergessen, daß der Norden thatsächlich dem Süden geistig überlegen war, daß nicht nur Cavour und Victor Emanuel, sondern auch Garibaldi und Mazzini, diese Führer der ganzen nationalen Bewegung, Nordländer waren.

Trotzdem er den Republikaner in Mazzini bekämpft, weiß er doch dessen volle Größe zu schätzen:

„Ich habe es nie vergessen und es wiederholt in der Kammer ausgesprochen, daß Ihr der Fahnenträger der Einheit Italiens seid. Der nationale Gedanke, wie ihn Dante in seinen unsterblichen Schriften niedergelegt hat, ward Euch zum Apostolat ... aber werfet mir doch nicht vor, daß ich der Macht diene, die jetzt zufällig von der Monarchie repräsentirt ist. Ihr saget, daß, wenn ich Euch morgen mächtig sähe, ich von Neuem zu Euch halten würde. Aber Ihr hättet Euch doch daran erinnern sollen, daß ich nie feige war. Während der wenigen Jahre, in denen ich an Eurer Seite conspirirte, bewunderte ich Euer Genie, verehrte ich Euren Glauben; aber ich habe doch nie bemerkt, daß Ihr besonders stark waret. In Eurem Auftrage nahm ich manche Gefahren

auf mich, aber indem ich das Leben aufs Spiel setzte, war ich doch nicht so thöricht zu hoffen, daß, wenn ich in Feindeshände fiele, Ihr kommen würdet, um mein Haupt dem Beile des Henkers zu entziehen. Ich ehre in Euch den Menschen, aber wenn Ihr heute mächtig, ja wenn Ihr wieder Triumvir wäret, so würde ich mich doch um Euch nicht kümmern."

II.

Fast noch interessanter als die schriftlichen Kundgebungen, die Crispi für die Oeffentlichkeit bestimmte, sind die intimen Aufzeichnungen über die Vorgänge der Zeit, die er in seinen Tagebüchern niederlegte. Sein „Diario" erstreckt sich über achtzig Seiten des uns vorliegenden Werkes und zerfällt in folgende Abschnitte: „Preliminari," „Primo viaggio in Sicilia," „Secondo viaggio" — „Da Londra a Messina," „In Grecia," „A Malta," „A Gibilterra," „In Ispagna," „Da Genova a Torino." Der erste Theil der Tagebücher bezieht sich auf einen Ausflug, den er im Sommer 1859 von London aus, wo er in der Nähe Mazzini's lebte, nach Sicilien unternahm, woselbst er im Einverständnisse mit diesem für einen gegen die Bourbonen zu veranstaltenden Aufstand agitirte. Schon war die Lombardei von der österreichischen Fremdherrschaft befreit, aber noch schmachteten der Löwe von San Marco und die römische Wölfin, Neapel und Sicilien in Ketten. Einer Verabredung Crispi's mit seinen sicilischen Landsleuten zufolge sollten diese am 4. October gegen die Bourbonen losschlagen. Von London aus, wo er mittlerweile wieder eingetroffen war, begab sich Crispi zum zweiten Male nach dem Continent in der Verkleidung und mit dem Passe eines gewissen Tobia Glivaie, der Malteser von Geburt und demnach englischer Unterthan war. Glivaie hat schwarzes Haar, schwarzen Schnurr- und Kinnbart, ist fünfundvierzig Jahre alt, d. i. um fünf Jahre älter als Crispi. Der für den 4. October festgesetzte Aufstand ist auf den 12. October verschoben. Der Sicilianer besteigt am 8. October in Marseille das Schiff „Carmel," an dessen Bord er die beiden Lenormants, Vater und Sohn, Charles und François, den Archäologen und den Orientalisten, kennen lernt, von denen der eine, der Vater, schon am folgenden 22. November in Griechenland sterben sollte. In Messina angekommen, erfährt Crispi am 11. October am Bord des Schiffes, daß seine Genossen in Palermo den Aufstand neuerdings auf unbestimmte Zeit vertagt hätten. Niedergeschlagen von dieser Hiobspost, beschließt er, nach Griechenland aufzubrechen, um von dort aus acht Tage später nach dem Vaterlande zurückzukehren. Mit Resignation schifft er sich nach dem Piräus ein. Die Reise nahm wider Erwarten mehr als zwei Wochen in Anspruch, denn erst am 27. October sagte er den Küsten Griechenlands Lebewohl. Dann ging er nach Malta, Gibraltar und Spanien, und erst nach dieser Odyssee sah er im December den Boden Italiens wieder.

Die kurze Zeit, die er in Athen hinbrachte, wußte er wohl anzuwenden. Schon der Verkehr mit Lenormant, mit dem französischen, durch seine Studien über das Gefängnißwesen bekannten Philanthropen und Schriftsteller Appert und mit dem griechischen Revolutionär Rigopoulo regte ihn mächtig an. Dazu hegte er als italienischer Patriot die größten Sympathien für jene hellenischen Patrioten, die noch immer in ihren Herzen der Hoffnung Raum gaben, daß sich die Träume

erfüllen würden, die so viele edle Philhellenen aus ganz Europa auf den Trümmern der Akropolis geträumt hatten. Freudig waren die griechischen Patrioten den Ereignissen auf den lombardischen Schlachtfeldern gefolgt; denn in Turin kämpfte man für dasselbe nationale Princip wie in Athen. Zu der Zeit, als Crispi in Griechenland weilte, residirte der Bayernprinz Otto als König in Athen; aber sein Thron stand auf schwachen Füßen und brach bald darauf unter den Schlägen der Revolution zusammen. Die Patrioten flehten vergeblich die Schutzmächte an, die über Griechenland wachten, dem Lande seine „natürlichen Grenzen" zu geben. Es vergingen noch Jahre, bevor die jonischen Inseln, und Jahrzehnte, bevor gewisse Theile von Thessalien und Epirus griechisch wurden. Damals allerdings wünschte man nicht nur Thessalien und Epirus, sondern auch Kreta dem hellenischen Vaterlande einverleibt zu sehen, und der als Gast in Athen weilende sicilische Revolutionär fand diese Ansprüche der Patrioten gerecht; ein Bekenntniß in diesem Sinne legt er uns in seinen Tagebüchern vor. Vielleicht ist Crispi erst in den letzten Jahren, wo er anläßlich des gegen die türkische Herrschaft gerichteten Aufstandes in Kreta verurtheilt war, die in einigen Noten an die Mächte gerichteten Anklagen Griechenlands gegen die Türkei im Interesse des status quo und des europäischen Friedens im Namen Italiens und im Anschlusse an die entsprechende Haltung der Centralmächte abzuweisen, daran gemahnt worden, daß der Staatsmann oft genug anders handeln muß, als es der Revolutionär gewünscht.

Als Crispi vor einem Menschenalter in Athen weilte, da befand sich die Hauptstadt Griechenlands in einem recht ärmlichen Zustande. Griechenland zählte damals nicht viel über eine Million und Athen 40 000 Einwohner; heute hat sich, wie die Bevölkerung des Landes, so auch die der Hauptstadt mehr als verdoppelt. Die Finanzen und die Armee haben entsprechende Fortschritte gemacht, und ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen, die dem Lande noch vor dreißig Jahren fehlten, durchzieht es heute. Wie Palmerston und Gladstone, denen Griechenland zum Theil die ihm lange vorenthaltenen jonischen Inseln verdankte, und die englischen Liberalen überhaupt in ihrem Geiste ahnten, Griechenland werde Fortschritte machen, so knüpfte auch Francesco Crispi damals schon Hoffnungen an die Zukunft des Landes, an dem manche weniger liberale Politiker verzweifelten. Freiheitsdurstig schöpfte er im Schatten des Parthenon neue Hoffnungen für Sicilien, das schon vor Jahrtausenden durch seine Colonien in den innigsten Beziehungen zu Griechenland gestanden hatte. Crispi's Tagebücher sind weder stilistisch noch sachlich hervorragend; aber sie wirken auf uns durch ihre Schlichtheit und durch die tüchtige Ueberzeugung Desjenigen, der sie in schweren Tagen schrieb.

Wir versuchen es, in den nachfolgenden Zeilen die Bekenntnisse des Sicilianers, der am 11. October 1859 von seiner Heimathsinsel nach Griechenland aufbrach, deutsch wiederzugeben.

„Wir verlassen Messina um 12 Uhr 35 Minuten Nachmittags. Wir fahren längs der Küste dahin. Diese bietet sich dar in all' ihrer Pracht, denn wohlgepflegt sind die Felder, und es glänzt der Himmel.

„Wir speisen um 6½ Uhr. Ich plaudere mit den Lenormants, Vater und Sohn, aber nicht über Politik. Wir discutiren vielmehr lebhaft mit einander über griechische Literatur und antike Kunst.

„Um zehn Uhr Abends sind wir schon in das Jonische Meer eingefahren.

„12. October: Wir stecken in voller See. Das Wasser ist ruhig, und es segelt sich vortrefflich.

„Um 3 Uhr Nachmittags bekommen wir Festland zu Gesicht. Wir streiten uns darüber, ob wir die Bai von Navarin oder die benachbarten Inselchen der Sapienza vor uns haben.

„Um 6 Uhr 20 Minuten sind wir an der Stelle angelangt, wo vor einunddreißig Jahren die große Schlacht geschlagen ward, in der Frankreich, England und Rußland die türkische Seemacht vernichteten und über die Schicksale Griechenlands entschieden.

„Der Mond glänzt mit seinem ganzen Lichte, und es strahlen die Wogen.

„Der Mond ist heute schöner als er im Jahre 1821 und 1827 gewesen," ruft ein Grieche, einer von unseren Reisegefährten, aus.

„In einigen Jahren wird er noch schöner sein," antwortet ein Anderer.

„Sie haben Beide Recht: der Erste gedachte der Vergangenheit, der Zweite hofft auf die Zukunft. O dieses Griechenland und unser Italien, werden sie nicht beide eines Tages befreit und innerhalb ihrer natürlichen Grenzen politisch wieder hergestellt sein?"

Constantin Rigopoulo, den Crispi von London her kannte, wo jener mit Mazzini, Kossuth und Ledru Rollin in dem „europäischen Comité" saß, macht ihm den Cicerone in der Stadt des Perikles, an der table d'hôte tauscht er dann mit den beiden Lenormants Betrachtungen aus über das antike Athen, und bei Appert holt er sich Belehrung über den moralischen Zustand der modernen Stadt.

Am 15. October schreibt er in sein Tagebuch:

„Ich besuche die dem Heiland geweihte Kathedrale.

„Es ist mehr auf die Politik als auf die Religion zurückzuführen, wenn diese Kirche, die größte Athens, dem Stifter des Christenthums geweiht ward. Der Krieg gegen die Türken nämlich war ein christlicher und nationaler Krieg. Das Banner, unter dem sich die Aufständischen im Jahre 1820 schaarten, schmückte das Kreuz, das Symbol der Erlösung und der Freiheit.

„Was die Londoner Conferenz im Jahre 1830 festgesetzt hat, das ist der Keim eines Königreichs; dabei jedoch wird und kann es nicht bleiben.

„Von der großen hellenischen Familie sind bisher nur etwas über eine Million vereinigt, sechsmal so viel Griechen aber schmachten noch unter fremdem Joche. Wenn, wie dies die Gerechtigkeit erheischte, die Inseln des Archipelagus, Kreta, Thessalien und Epirus zu dem neuen Königreiche hinzukämen, dann könnte daraus ein Staat entstehen, der auf eine sichere Zukunft rechnen dürfte und eine Bürgschaft des Friedens im Orient wäre. Wie aber Griechenland heute ist, kann es unmöglich conservativen Instincten folgen; es wird vielmehr die Balkan-Halbinsel in beständiger Aufregung halten, die Mächte aber werden wie im Jahre 1854 genöthigt sein, es mit Gewalt in der ihm angelegten Zwangsjacke stecken zu lassen.

„16. October: Ich stehe bei Tagesanbruch auf und öffne das Fenster meines Gemachs, das nach Osten geht. Rosig ist der Horizont, und je mehr die Sonne die benachbarten Hügel vergoldet, desto stärker strahlt der Himmel von glänzendem Blau.

„Ambrosische Düfte steigen von der Ebene auf. Nicht ohne Grund haben die Alten die Wiege der Götter hierher verlegt.

„Begeistert von all' dieser Schönheit stehe ich mehr als eine Stunde da, um Gottes herrliche Natur zu bewundern.

„19. October: Ich brachte den Tag in der Universitätsbibliothek hin, um dort statistische Angaben über den moralischen und materiellen Zustand Griechenlands zu sammeln. Der Genius Griechenlands und Italiens ist von den Feinden dieser Länder bei jeder Gelegenheit herabgesetzt worden. Der deutsche Gelehrte Fallmerayer ging in seiner Abneigung gegen die Bevölkerung Griechenlands so weit, daß er beweisen wollte, die griechische Race sei im Mittelalter ausgestorben. Wenn die Wunder der letzten Erhebung und die Ueberlieferungen der Sprache nicht genügten, den antiken Ursprung der heutigen Griechen zu beweisen, so haben ja doch diese, und unter ihnen ganz besonders Herr Papagiropoulo, Professor der Nationalgeschichte an der Universität Athen, Forschungen angestellt, welche so thörichte Annahmen, wie die Fallmerayer's, ein für allemal ver-

nichten. Auch diejenigen, welche die griechischen Kaufleute — Kaufleute, die sich die ganze Welt zu erobern wußten — als unmoralisch hinstellen, verdienen keinen Glauben; übrigens haben sich ja unter den Engländern, bei denen es sonst nicht an Männern fehlt, die die Griechen verkleinern, unabhängige Stimmen zur Vertheidigung derselben erhoben.

„Aber mehr noch als die Zeitungsartikel und die Abhandlungen der Professoren besagen mir die statistischen Angaben, die ich über die von den Griechen in fünfundzwanzig Jahren eines freien Daseins gemachten Fortschritte gesammelt habe, das, was dieses Volk ist.

„Es fiel mir in Athen auf, daß in dieser eminent demokratischen Sprache die wichtigsten Begriffe dem Volke entlehnt sind. Die Commune heißt δῆμος (Volk), das Municipium δημαρχία, das Publicum δημόσιος. Das Wort Provinz ist hier unbekannt, die Römer aber nannten so die eroberten Gebiete.

„Die modernen Sprachen sind, wenn es gilt für ein öffentliches Amt oder ein öffentliches Institut ein Wort zu schaffen, weit serviler.

„Alles im Lande weist auf Fortschritt hin. Die von mir gesammelten statistischen Daten über den öffentlichen Unterricht und der sich allerwärts zeigende Wissensdurst lassen mich ahnen, daß Griechenland sich entwickeln und eines Tages den ihm in Europa gebührenden Platz einnehmen werde. Aber Alle beklagen sich hier über den Einfluß, den Oesterreich auf den griechischen Hof übt — einen Einfluß, der sich an Stelle jener Fremdherrschaft, die man am 3. September 1843 verjagte, geltend macht. Oesterreich fürchtet die Fortschritte einer so intelligenten Macht wie es die hellenische ist, und will diese nicht ganz aufkommen lassen. Das Wiener Cabinet will das griechische Volk in jenem Prokrustesbette erhalten, in das es die Londoner Conferenz hineingezwängt hat. Wenn Griechenland in seiner ganzen Größe auferstünde, dann würden sich auch die benachbarten slavischen Stämme unter dem Einflusse der griechischen Freiheit erheben und Oesterreichs Ansprüche auf den Orient in Rauch aufgehen.

„Wenn Griechenland aber derzeit officiell eine so unglückliche politische Stellung einnimmt, so kennt doch das Volk jene Intriguen und verabscheut die Urheber derselben. Während unseres letzten Krieges mit Oesterreich ließ das Volk Te Deums anstimmen, so oft die mit einander verbündeten Italiener und Franzosen über die Oesterreicher siegten. Eines Tages brachte das Volk eine so lärmende begeisterte Kundgebung für die Sache Italiens aus, daß man höheren Orts für die öffentliche Ruhe besorgt zu werden anfing. Der Polizei bemächtigte sich eine gewisse Erregtheit, das Ministerium versammelte sich, um energische Maßregeln zur Unterdrückung dieser Volksbewegung zu ergreifen, aber schließlich legte es sich doch Zurückhaltung auf, um nicht die öffentliche Meinung zu reizen, die sich sonst zu positiveren Entschlüssen aufgerafft hätte, und man beschränkte sich darauf, den österreichischen Botschaftspalast mit Gensdarmen zu umgeben, um ihn vor etwaigen Angriffen des Volkes zu schützen.

„Das griechische Volk weiß, daß Oesterreich ihm stets feindlich gesinnt war und feindlich gesinnt bleiben wird und daß es an Italien den besten Freund hätte, wenn dieses mit seinen sechsundzwanzig Millionen Einwohnern eines Tages unter den Staaten mächtig dastehen sollte. Das Volk mit seinem feinen Instinct täuscht sich nicht; die Italiener könnten nicht umhin die Sympathie zu erwidern, die, wie ich mich in allen Schichten der Gesellschaft von Athen zu überzeugen Gelegenheit hatte, diese Schwesternation für uns hegt.

„Als ich heute mit meinem Freunde Rigopoulo spazieren ging, da kamen wir in die Philhellenenstraße und von dort zu den Trümmern des Tempels des olympischen Jupiter. Zu Anfang der Straße befinden sich die russische und die englische Kirche; als ich die beiden Gotteshäuser zu Gesichte bekam, da bemerkte ich, mit Anspielung auf die Haltung der Russen und der Engländer, Rigopoulo gegenüber, wie schlecht doch diese Heiligthümer in die Philhellenenstraße hineinpassen.

„Du hast ganz Recht," erwiderte er unverzüglich. „Ich spreche nicht von England, das, um die jonischen Inseln unter seinem Joche zu behalten, unser Land auf alle Weise anfeindet; Rußland aber ist heute unser größter Gegner. Nach dem Orientkriege hat es sich überzeugt, daß es ihm jetzt schwerer als je gelingen dürfte, Constantinopel zu besetzen, und da hat es seine Taktik geändert; es will, daß das griechische Reich aus den Grenzen, innerhalb deren es jetzt eingeschlossen ist, nicht heraustrete und daß sich aus den Hellenen und den anderen in Religion und Sprache uns verwandten Stämmen wie aus den übrigen der Türkei unterworfenen nichtmohammedanischen

Völkerschaften lauter kleine, für sich ohnmächtige Staaten bilden, die unter dem Pantoffel des Czars stünden. Kaiser Napoleon unterstützt den Beherrscher aller Reußen in seinen Plänen, denn im Interesse Frankreichs sieht er den Orient gern schwach. So haben wir keine einzige europäische Regierung auf unserer Seite."

„Entschuldige, Freund; ich möchte doch nicht annehmen, daß Ihr, Du und Deine Mitbürger, alle Balkanvölker zu einem einzigen Reiche vereinigen wollt."

„Und warum nicht?"

„Es wäre eine Thorheit und zugleich ein Unrecht, das man an den anderen Nationen beginge. Ihr Hellenen könnet höchstens Anspruch darauf erheben, daß Euer Gebiet bis zu den Grenzen Macedoniens reiche, und auch auf die griechischen Inseln hättet Ihr ein Anrecht. Aus den Rumänen und Slaven jedoch müßte man so viele Staaten machen, als Sprachen vorhanden sind und dabei den Traditionen dieser Völker Rechnung tragen. Alle aber müßten sich vereinigen, und Griechen, Serben, Rumänen, Bulgaren, Macedonier, Ihr alle solltet einen Staatenbund mit Constantinopel als Hauptstadt bilden."

So sehen wir in Crispi's Tagebuch aus Griechenland die Träume des Idealisten zum Theile schon von den Anschauungen des Realpolitikers abgelöst, der in der Orientfrage den Quell großer zukünftiger Verwicklungen erblickt. Manche von den Gedanken jener Tage hat der gegenwärtige Staatsmann über Bord geworfen; daß er aber auch noch heute der Selbständigkeit der Balkanstaaten und einer föderativen Verbindung derselben zugethan ist, die freilich noch in weiter Ferne liegt, hat er wiederholt als Deputirter und als Minister zu erkennen gegeben.

III.

Der Revolutionär hatte sich allmälig zum Deputirten entwickelt, der praktischere Ziele in's Auge faßt, und ungefähr ein viertel Jahrhundert war dieser dazu verurtheilt, von den Bänken der Opposition gegen die jeweilige Regierung zu sprechen. Aus dieser Periode liegt uns in seinem Werke ein wichtiges Schriftstück vor, in dem er, ein Mann von fast sechzig Jahren, sein politisches Programm darlegt. Das Cabinet Minghetti war gefallen, und Depretis, damals ein Parteigenosse Crispi's, hatte am 25. März 1876 die Regierung angetreten. Da suchte dieser in einer Schrift, die sich „I Doveri del Gabinetto del 25. Marzo" betitelt, den neuen Ministerpräsidenten an seine Pflichten zu mahnen, und es war ein Bekenntniß von ziemlich radicaler Färbung, das er in jener Zeit entwarf, von der uns heute kaum fünfzehn Jahre trennen. „Die Italiener," sagt er, „sollen die Sachsen der lateinischen Race werden (i Sassoni della razza latina — mit Anspielung auf die Engländer) und die parlamentarischen Einrichtungen im Geiste der Wahrheit begründen und functioniren lassen." Er stellt den „Stato-provvidenza" dem „Stato-autorità" gegenüber und verlangt, daß der Staat nur „Vorsorge" und nicht „Autorität" sei. „Oft sprechen die Autoritätsgläubigen von den Rechten des Staates. Das ist ein Irrthum. Der Staat hat keine Rechte und kann keine haben. Er empfängt vom Volke eine Vollmacht zur Ausführung der ihm zugetheilten Functionen, und das Volk, welches die Grenzen seiner Vollmachtertheilung überschreitet und seine Rechte an den Staat abgibt, ist nicht der Freiheit würdig, sondern legt mit seinen Händen den Grund zu Despotismus und Sclaverei." Das Parlament ist berufen, ängstlich darüber zu

wachen, daß nicht die Grenze zwischen Staat und Volk verschoben werde; den Anwalt des erstern macht gewöhnlich die Rechte, und die Linke den des letztern. Gäbe es in einer Kammer keine solchen zwei Parteien, so müßte man sie im Interesse des Landes schaffen. „Aber Rechte und Linke sollen in der Aula der Gesetzgebung wie zwei Athleten auftreten, die sich zum Wohle der Nation mit einander schlagen, und nicht zwei ehrgeizige Parteien sein, die sich, um persönliche Interessen zum Siege zu bringen, die Herrschaft des Landes einander streitig machen." Crispi verlangt eine energische Cur für den angeblich durch die lange Herrschaft der Rechten krank gewordenen Staatsorganismus, er fordert eine „Instauratio ab imis". Ironisch nennt er den Senat „Cimitero della Camera alta" (Friedhof des Oberhauses), in dem die „Patres conscripti" alle Reformen, die einen Fortschritt bedeuteten, begraben hätten. Der Senat, der sich bis jetzt aus lebenslänglich vom König ernannten Mitgliedern zusammensetzt, solle dadurch aufgefrischt werden, daß das Volk berufen wäre, die Mitglieder desselben zu wählen. Es sei unerhört, sagt er, daß die Minister, wenn sie zufällig Deputirte oder Senatoren seien, ihre Stimme im Parlament beibehalten. „Es ist geradezu lächerlich, daß der Minister (der gleichzeitig Deputirter ist), wenn man im Parlament die Cabinetsfrage aufwirft, zugelassen wird zu der Erklärung, daß er Vertrauen in sich hat."

So sprach einst der Deputirte Francesco Crispi — nichtsdestoweniger hat eben derselbe Deputirte, der zufällig nun Minister ist, wiederholt in den letzten Jahren durch sein Votum in der Kammer die Erklärung abgegeben, daß er zu dem Minister Crispi das vollste Vertrauen hat! Und auch der Senat ist unter der Regierung Crispi's derselbe geblieben wie früher. Und die Mitglieder der Kammer werden noch immer nicht in Italien für die Ausübung ihres Mandats entschädigt, trotzdem der Deputirte Crispi es vor Jahren als unerläßlich hingestellt hat, daß die Volksvertreter, damit auch Arme ein Mandat anzunehmen in der Lage seien, bezahlt werden. Damals beschwerte er sich darüber, daß Italien drei Polizeien unterthan sei, der dem Ministerium des Innern zugetheilten, der der Carabinieri und der municipalen. Und Alles ist doch, trotz seiner nun mehrjährigen Regierung, beim Alten geblieben. Der Deputirte hatte in Anlehnung an die Pariser Juli-Revolution die Formel aufgestellt: „Monarchie im Staate, Republik in der Commune" — auch dieses Problem hat der Cabinetschef noch nicht gelöst. Aber wenn er es damals beklagte, daß in dem einheitlichen Italien nach drei verschiedenen Strafrechtsordnungen Justiz geübt werde, so darf er heute mit Genugthuung darauf hinweisen, daß er bald nach Beginn seiner Regierung dem Lande ein einheitliches Strafrecht gegeben hat. In jener Schrift von 1876 sagt Crispi ferner, daß Italien als politische Einheit dasteht, aber er vermißt noch die moralische Einheit. Italien könne sich in Hinsicht auf seine militärische Stärke nicht mit Frankreich und Preußen messen. „Das officielle Italien hat in seiner militärischen Geschichte herrliche Seiten aufzuweisen, deren es sich rühmen darf, aber es sind doch nur erhabene *Episoden* in einem Gedichte und kein Gedicht . . . . In den drei Kriegen, die wir von 1848 bis 1866 *allein* gegen Oesterreich ausfochten, haben wir nie gesiegt. Schlaget doch die Annalen

dieser achtzehn Jahre auf: sie beginnen mit Custozza, sie schließen mit Custozza, und Novara ist in der Mitte. Palestro und San Martino, Calatafimi und der Volturno, Castelfidardo und Tirol können nicht unsere Niederlagen vergessen machen."

So spricht der Patriot, der aber bald dem Parteichef das Wort gibt, wenn er Rattazzi als den einzigen Staatsmann feiert, dem Italien in den letzten Jahren etwas zu verdanken gehabt habe. Er war damals noch blind für die Verdienste, die sich Ricasoli und Minghetti um ihr Vaterland erworben hatten. Er betrachtete die nunmehr abgelaufene Herrschaft der Rechten als eine Periode des „politischen Jesuitismus" und proclamirt die Linke als die ausschließliche Schatzmeisterin fortschrittlicher Ideen.

IV.

Vielleicht hat Crispi die meisten Reden, die er in früheren Jahren gehalten, jetzt, wo er ein Greis ist, für nicht reif genug erachtet, um sie nunmehr der Oeffentlichkeit zu übergeben. In der „Discorsi" betitelten und die zweite kleinere Hälfte des Werkes ausfüllenden Abtheilung liegen uns fast ausschließlich Reden aus dem achten und neunten Decennium unseres Jahrhunderts vor. Der oppositionelle Deputirte eröffnet diese Abtheilung mit einem im „Collegio Romano" im Jahre 1884 zu Gunsten der Hülfskasse für arme Studenten gehaltenen Vortrage über „die nationale Einheit mit der Monarchie"; der Ministerpräsident beschließt sie mit dem politischen Programm, welches er am 8 October 1890 anläßlich eines ihm zu Ehren im „Politeama" zu Florenz veranstalteten Banketts entworfen hat. Der Staatsmann vertheidigt die Allianz Italiens mit den Centralmächten gegen die irredentistischen Eiferer, deren Streben auf den Abschluß eines Bundes mit Frankreich geht. Wiederholt kommt der Redner auf das Verhältniß der Nationalität zur Religion zu sprechen, und hier entfernt er sich völlig von dem Boden der positiven Confessionen und steht auf durchaus rationalistischem Standpunkt. Er will, insoweit der Papst das Dominium temporale beansprucht, von keinem Ausgleich des Staates mit dem Träger der Tiara wissen. Noch selten hat es ein im Amte befindlicher Minister in Italien gewagt, mit solcher Heftigkeit, wie er, die Grundidee des Conflicts zwischen Quirinal und Vatican bloßzulegen. Bei einem im „Hôtel des Palmes" in der Hauptstadt Siciliens ihm zu Ehren am 14. October 1889 stattgehabten Bankett sagte er:

„Ich werde keine Worte verschwenden, um das Anrecht der Italiener, das Anrecht der Römer auf Rom zu beweisen. Das italienische Volk hat in seinen Versammlungen Italien als Eines und Untheilbares unter der Herrschaft des Hauses Savoyen proclamirt, und Rom konnte von diesem Einheitsstaate nicht ausgeschlossen bleiben. . . . . Der Papst als weltlicher Herrscher hatte keine größeren Rechte als die anderen entthronten Fürsten, die Römer andererseits hatten keine geringeren Rechte als die anderen Bürger Italiens. . . . Der Papst als weltlicher Herrscher war nur eine vorübergehende Erscheinung im Leben Roms. . . . Rom wird auch ohne den Papst existiren können. Man soll im Vatican klagen und drohen — es wird Alles umsonst sein. Jegliches intellectuelle Princip soll bei uns dieselbe Freiheit wie der Katholicismus genießen. Und hat es auch in neuester Zeit einen Menschen gegeben, der die Rolle des Kerkermeisters der Italiener in Rom spielte, so könnte doch Italien nicht, ohne einen Selbstmord zu begehen, den Kerkermeister der Gewissen spielen . . . Italien wird für die Vernunft kämpfen, und unser Staat soll den evidenten Ausdruck derselben bilden."

Einen sympathischen Hintergrund zu der politischen Beredtsamkeit Francesco Crispi's bilden die Excurse des Sicilianers auf das Gebiet der italienischen Kunst. Unter dem Titel „Discorsi sull'arte" sind zwei Reden vereinigt, die er im Mai 1887 und im Mai 1888, die eine in Venedig, die andere in Bologna, beide in Gegenwart des italienischen Königspaares, gehalten hat. In Venedig eröffnete der damalige Minister des Innern die „Esposizione nazionale di belle arti e di arti industriali", in Bologna eröffnete der damalige Ministerpräsident die „Esposizione regionale emiliana" (Ausstellung des die Emilia umfassenden Gebiets). Da tritt der Redner der Anschauung entgegen, als ob die schönen Künste ein Volk entnerven, und als ob es ein historisches Gesetz sei, daß Sparta ohne seine Musen Athen mit seinen Musen schlage. Die Kunst creire nicht, sondern schildere nur die Thaten und Gedanken der Menschen; diese aber müssen bereits auf der Höhe der Entwicklung angekommen sein, um die Kunst zu inspiriren. „Die reine Kunst ist Geschichte — Geschichte in ihrer anziehendsten und erhabensten Form". Auch von der italienischen Kunst erwartet der Redner, daß sie eines Tages der Welt erzählen werde, wie Italien ein moderner Staat geworden. Uebrigens sei, noch bevor es ein modernes Italien gab, die Kunst jenes Hochplateau gewesen, auf welches in einem Augenblicke, wo ganz Europa sich verschworen hatte, den Namen Italien aus der Weltgeschichte zu streichen, die Freiheit flüchtete, um dann neu gestärkt auf das Schlachtfeld hinabzusteigen. „Als der Gedanke bei uns verurtheilt war, stumm zu bleiben, da schleuderte Spartacus aus seinem Marmor das Schwert der Revolution hervor und entflammte die Herzen." Ihm ist die Kunst nicht nur der erhabenste Ausdruck der Nationalmacht, sondern auch das edelste Werkzeug derselben.

Der künstlerische Instinct, der in Francesco Crispi vorhanden ist, hat ihn vielleicht getrieben, sich zeitweilig ganz von den politischen Fesseln zu befreien und aus der schwülen Luft der Partei in die reine Sphäre der Menschlichkeit hinauszutreten. In einem Nachruf, den er am 16. Januar 1887 auf Einladung der „Associazione della Stampa" dem kurz zuvor verstorbenen Marco Minghetti hielt, ist es der Mensch, der den Menschen feiert. Er hatte Jahrzehnte hindurch den Führer der Rechten in Minghetti bekämpft; nun aber wurde er sich, als der edle Bolognese seine Seele ausgehaucht hatte, der großen Tugenden des Verstorbenen bewußt und empfand das Bedürfniß, gleichsam den Manen desselben öffentlich Abbitte dafür zu leisten, daß er zuweilen im Leben diesem loyalen Gegner Unrecht gethan. Da sagte er: „Ich muß es gestehen, es war eine schöne Sache, sich mit Marco Minghetti zu schlagen. Er war der edelste Ritter des italienischen Parlaments. Er kämpfte, kämpfte manchmal auch mit Leidenschaft, aber er achtete den Gegner und verletzte ihn nicht." An der Persönlichkeit Minghetti's, die sich nun vor seinem Auge in ihrer strahlenden Reinheit und in der Folgerichtigkeit der politischen Entwicklung darstellte, lernte er begreifen, er, der einst Widersachern gegenüber im öffentlichen Leben so intolerant gewesen, daß auch der Standpunkt, den der Verstorbene vertreten hatte, berechtigt war. Minghetti vertraute auf den Sieg des gemäßigten Fortschritts, Crispi auf den Sieg der Revolution, und nun, am Abend seines Lebens, bekennt dieser, indem er mit Ruhe an sein einst so ungestümes Wesen zurückdenkt, daß viele Wege nach Rom führen;

daß sie beide, der maßvolle Minghetti, der mit Besonnenheit auf die Tiberstadt zuwanderte und oft Rast machte, und er, der leidenschaftlich auf das Capitol zueilte, aber manchmal den Athem verlor, schließlich gleichzeitig vor der Porta pia ankamen. Sage denn auch keine von den Parteien, daß sie allein das Vaterland gemacht habe; alle Parteien zusammen haben an der Aufrichtung dieses großen Baues gearbeitet.

Wie etwa D'Azeglio, so war auch Minghetti ein literarischer Staatsmann von feinem ästhetischem Gewissen; indem nun Crispi diese künstlerische Seite an dem Helden hervorhebt, dessen Bild er vor uns aufrollt, entwirft er uns gleichzeitig das Ideal des Schriftstellers und Redners, wie er, Crispi, es sich denkt. Er verlangt von dem nationalen Schriftsteller „misura, italianità, classicità". „Mit der Eleganz des Schriftstellers und Redners", sagt er, „ist es, wie mir scheint, ganz so, wie mit der Eleganz bestellt, die die Mathematiker in jenen Demonstrationen finden, durch welche man auf dem kürzesten und oft auf dem ungewöhnlichsten Weg zum Schlusse kommt." Dieses Ideal mag wohl auch dem Redner und Schriftsteller Francesco Crispi stets vorgeschwebt haben; aber das gesprochene oder geschriebene Wort war ihm doch nie so sehr künstlerischer Selbstzweck, daß er, wie Guizot oder Thiers oder auch nur wie D'Azeglio oder Minghetti, formale Vollendung angestrebt hätte. An Crispi's Reden und Schriften darf man nicht den Maßstab ästhetischer Kritik legen; wenn aber der Staatsmann seinem Werke das selbstgewählte Motto vorausschickt: „Italien hat es verstanden, das große Problem der Vereinigung der Demokratie mit dem Principat zu lösen," so enttäuscht er seine Leser nicht. Dieses sein politisches Bekenntniß offenbart sich vielmehr in jedem Satze, den er gesprochen, in jeder Zeile, die er geschrieben.

Sigmund Münz.

Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse Nordafrikas.

Von

Dr. **Gustav Nachtigal**[1]).

Obgleich Afrika seiner Größe und Einwohnerzahl nach den dritten Rang unter den Continenten einnimmt, seine Ausdehnung etwa den siebenten Theil der Erdoberfläche bildet und seine gegen zweihundert Millionen betragende Bevölkerung gleichfalls ungefähr den siebenten Theil aller Erdbewohner ausmacht, so hat es doch in seiner Allgemeinheit bisher keinerlei Rolle im Culturleben der Menschheit zu übernehmen vermocht. Trotzdem es in seinem nordöstlichen Theile das älteste geordnete Staatswesen, die Wiege menschlicher Gesittung erblühen sah, seine Küstenländer zum großen Theile bereits in den Anfängen der Geschichte bekannt und gesucht waren und sein Norden den jeweiligen Centren des Weltgebietes nahe lag oder selbst den Schauplatz weltbewegender Ereignisse bildete, so ist es doch im Ganzen und Großen geblieben, was es vor Jahrtausenden war. Die

[1]) Der Aufsatz, den wir in Folgendem unseren Lesern mittheilen werden, hat sich vollständig, wie wir ihn hier veröffentlichen, im Nachlaß des großen Afrikaforschers vorgefunden, dem es beschieden war, nachdem er sechs Jahre lang (Januar 1869 bis Ende 1874) in den dunkelsten Gegenden des dunklen Erdtheils, der Sahara und den Sudanländern, ein Verschollener gewesen, in der amtlichen Stellung eines kaiserlich deutschen Generalconsuls von Tunis 1884, als Erster an der westafrikanischen Küste die Fahne des Reiches aufzupflanzen. Fünf Jahre sind indessen über seinem Grab in Kamerun dahingegangen. Aber den Lesern der „Rundschau" nicht am wenigsten wird sein Andenken unvergessen sein. Nachtigal's letzter Beitrag in dieser Zeitschrift, über „Tunis", findet sich in deren siebentem Jahrgang (1881, Bd. XXVII, S. 439 ff.) und schließt mit den Worten: „Ein zweiter Artikel über Land und Leute von Tunis folgt" . . . Er ist nicht erfolgt; aber hier, lange nach seinem Tode, und wenn auch in etwas anderer Weise, löst unser alter, treuer Mitarbeiter sein damals gegebenes Versprechen ein. Es ist nicht Tunis allein, es sind die Handels- und Verkehrsverhältnisse ganz Nordafrikas, die hier von einem Kenner, wie es deren schwerlich einen zweiten gegeben hat, erörtert werden. Freilich reichen die Daten der Arbeit nur bis zum Jahre 1885, dem Todesjahr Nachtigal's, aber wenn seitdem Vieles sich geändert, so ist Afrika gewissermaßen auch uns Allen näher getreten, und Einzelheiten, wo es nöthig sein sollte, wird daher der aufmerksame Leser je nachdem zu ergänzen oder zu berichtigen leicht im Stande sein. Ohne Weiteres wird einleuchten, welchen Werth in diesem Augenblick der beginnenden Transformation die Nachlaßarbeit Nachtigal's beanspruchen darf.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

im Laufe der Zeit häufig genug gemachten Versuche, das sich hartnäckig verschließende Innere des Continents zugänglich zu machen und zur Weiterentwicklung anzuregen, haben nur sehr spärliche Ergebnisse zu erzielen vermocht. Der neuesten Zeit ist es endlich gelungen, die meisten seiner geographischen Geheimnisse zu entschleiern; der Zukunft bleibt es vorbehalten, ihn in den Weltverkehr hineinzuziehen und die auf der bescheidensten Stufe der Entwicklung stehen gebliebenen Verkehrsverhältnisse in seinem Innern zu entfalten. Daß dies nicht früher in ausgedehnterem Maße geschehen ist, daß der Verkehr und Handel Afrikas mit den übrigen Erdtheilen und seiner Küstenländer mit dem eigenen Innern einen so geringen Grad der Ausbildung erhalten haben, hat seine Gründe in der Lage und äußeren Gestaltung des Continents, in seiner physischen Beschaffenheit und im Klima, in einem relativen Mangel an natürlichen Lockmitteln und in der Natur, Dichtigkeit und socialen Constitution der Bevölkerung.

Afrika ist als eine große Insel zu betrachten, die, in ihrer südlichen Hälfte wenigstens, allen Cultureinflüssen völlig abgekehrt, von Asien wie von Europa durch große Meeresräume geschieden ist. Plump und massig hebt sich der dunkle Continent aus dem Meer empor, zeigt eine äußerst geringe Küstengliederung, streckt keine Halbinseln ins Meer hinaus und ist arm an tieferen Einschnitten. Die Küsten selbst sind im nordwestlichen Theile schroff und klippenreich, im Süden und Osten steil abfallend, im Nordosten am Mittelmeer sandig und die Schiffahrt erschwerend. Sie entbehren im Ganzen der vorgelagerten Inseln, und die spärlichen Golfe und Buchten bieten keine sicheren Häfen. Die Flüsse, welche in anderen Erdtheilen fremder Cultur den Zugang erleichtern und die hauptsächlichsten Verkehrs- und Handelswege bilden, können in Afrika diesem Zwecke nur in sehr geringem Grade dienen, obgleich sie in großer Anzahl und mächtiger Stromentwicklung vorhanden sind. Sie endigen in schwer zugänglichen, sumpfigen Deltas oder haben versandete Mündungen und sind fast sämmtlich Kataraften-Ströme. Entsprechend diesen Hindernissen für den Zugang von außen her haben auch die afrikanischen Küstenvölker sich niemals zu einer nennenswerthen maritimen Thätigkeit aufschwingen können. Sie begnügten sich mit bescheidener Küstenschiffahrt und sind in der Schiffbaukunst nicht über die bescheidenste Stufe der Entwicklung hinausgekommen.

Wie die äußeren Umrisse in ihrer starren Unzugänglichkeit und die Unwegsamkeit der Flüsse der Entwicklung des Verkehrs mit den Außenländern ungünstig sind, so zeichnet sich auch das Innere des Continents durch eine unvortheilhafte Einförmigkeit aus. Es ist arm an weitverzweigten Gebirgszügen und ausgedehnten Tieflandschaften und entbehrt der beziehungsreichen Wechsel zwischen Hoch- und Tiefland. Es steigt als ein massiges Hochplateau mit niedrigem, oft verschwindend schmalem Küstensaume auf, und an den Plateau-Rändern erschweren noch vielfach den Küsten parallele Gebirgszüge, die sich terrassenförmig und arm an Querthälern gleich starren Wällen erheben, den Eingang.

Die Einförmigkeit des Innern gab den Völkern dieselben oder gleichartige Lebensbedingungen und Nahrungsquellen; das Klima sicherte ihnen im größten Theile des Continents die leichte Erfüllung ihrer Ansprüche an das tägliche Leben und forderte in keiner Weise ihre Energie zur Beschaffung von Nahrung,

Kleidung und Wohnung heraus. So blieben die Bewohner Inner-Afrikas in kleine Gemeinwesen zerstreut und brachten es nur in einzelnen begünstigten Gegenden aus sich selbst zur Staatenbildung. Den einzelnen Gruppen fehlten die gegenseitig sich ausgleichenden Interessen, welche Frieden und freundnachbarliche Beziehungen herbeiführen. Jede gewann ihrer Heimath die Erfüllung gleichartiger und zureichender Lebensbedürfnisse ab und hatte nichts im Gebiete des Nachbars zu suchen. Wer dort erschien, wurde als Eindringling behandelt, und Krieg und Raub entwickelten sich weit mehr als friedlicher Handelsverkehr, der dann nur mittelst größerer Karawanen und nicht ohne Gefahr betrieben werden konnte.

Es kommt noch für sehr viele Gegenden Afrikas hinzu, daß der Verkehr durch das gänzliche Fehlen von zum Transport geeigneten Hausthieren erschwert wird. Dort muß der Kopf des Negers Kameel, Pferd, Maulthier, Ochse oder Esel ersetzen, und der Mensch ist das wenigst tragfähige, unlenksamste und überdies kostspieligste Lastthier. Der Transport von Handelsgütern erfordert also eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Menschen, welche in der Lage, sich zu vertheidigen und darum bewaffnet oder von Bewaffneten begleitet sein müssen. Damit werden die Karawanen schwer beweglich und kostspielig und erhalten ein unfriedliches Gepräge, das leicht zu gewaltthätigem Gebahren Veranlassung gibt und schließlich aus ihnen mehr kriegerische Expeditionen als harmlose Handelsunternehmungen macht.

Zu den ungünstigen Configurations- und Lage-Verhältnissen des afrikanischen Continents gesellt sich ein schwer vertragbares und unheilvolles Klima. Vier Fünftel Afrikas gehören der heißen Zone an, und die weniger ungesunden, weil hochgelegenen Gegenden des Innern sind durch eine Krankheit und Tod drohende, besonders an Malariakeimen reiche Küstenzone vom Meere getrennt. Je schwerer zugänglich jene sind, desto mehr sind die auf Verkehr und Handel mit Afrika begierigen Bewohner der gemäßigten Klimate auf den Küstenaufenthalt angewiesen, und nur allzu Viele opfern dem Streben nach Gewinn ihr Leben oder führen ein trauriges Leben des Siechthums.

Sodann vereinigen die Afrikaner mit dem niedrigen Zustande der Gesittung, in welchem sie aus den angedeuteten Verhältnissen zurückgeblieben sind, eine physische und psychische Widerstandsfähigkeit und eine Bevölkerungsdichtigkeit, die ihre Abneigung gegen den Verkehr mit Fremden zu einem ernstlichen Hinderniß machen. Im australischen Continent, der im Uebrigen durch seine entfernte und abgesonderte Lage im stillen Ocean und durch seine physische Beschaffenheit noch weniger begünstigt für eine Entwicklung seiner Verkehrsverhältnisse erscheint, konnte wenigstens durch seine körperlich und geistig verkümmerte und äußerst dünne Bevölkerung dem Eindringen Fremder nicht der geringste Widerstand entgegengesetzt werden, und auch die Indianer Amerikas, obwohl höher veranlagt, wurden in Folge ihrer spärlichen Zahl ohne Weiteres von dem Strome fremder Einwanderer überfluthet. Inner-Afrika weist Länder auf, in denen die Dichtigkeit der Bevölkerung diejenige der nordöstlichen Provinzen Preußens erreicht, und dort verbindet der Eingeborene mit ausgezeichneter physischer Entwicklung eine nicht zu verachtende Thatkraft und eine anerkennenswerthe Zähigkeit des Widerstandes gegen fremde Cultureinflüsse. Nur in den meisten Küstenstrichen hat die Masseneinfuhr alkoholischer Getränke von Seiten der Culturländer, deren Genuß

sie sich nur zu bald ergeben haben, den Eingeborenen einen Theil ihrer ursprünglichen Energie geraubt.

Endlich fehlen dem größten Theil von Afrika außergewöhnlich werthvolle Objecte für den Welthandel, wie sie z. B. in Amerika und Australien die Culturvölker nach der Entdeckung dieser Continente trotz aller Hindernisse und Gefahren anzogen; der Durst nach Gold ließ dieselben gering achten und überfluthete die Länder mit Fremden. Edle Metalle und kostbare vegetabilische Producte sind in Afrika nicht in demselben Maße vorhanden, und wenn der Handel mit Sklaven früher einen großen Nutzen abwarf, so wurde derselbe andererseits wieder ein Hinderniß für den friedlichen Verkehr. Straußfedern und Elfenbein sind zwar sehr gesuchte afrikanische Erzeugnisse, doch sind beide Luxusartikel, und das letztere verschwindet in Folge der unvernünftigen Ausrottung der Elephanten mehr und mehr. Alle übrigen Erzeugnisse des afrikanischen Continents lohnen die oft weiten Transporte zur Küste nicht und können nur eine verhältnißmäßig geringe Anziehungskraft ausüben.

Die im Vorstehenden angedeuteten Hindernisse für den Verkehr der Afrikaner mit der Außenwelt und unter sich haben vorzugsweise Geltung für den äquatorialen und südäquatorialen Theil des Continents. In seiner massigen Nordhälfte, die fast zwei Drittheile des ganzen Erdtheils ausmacht, kommen wesentlich andere Verhältnisse in Betracht. Hier erleichterte die Völkerbrücke des Isthmus von Suez und die Nähe des nur durch den schmalen Golf des Rothen Meeres von Afrika getrennten Arabiens im Osten den Verkehr mit Asien. Im Norden bildete das Mittelmeer keine unübersteigliche Schranke für den Verkehr mit Europa, und die vom Atlantischen Ocean bespülte Westküste war wenigstens von den jeweiligen Culturvölkern leicht erreichbar. Freilich fand im Innern Nordafrikas der Verkehr ein bis auf den heutigen Tag unbesiegbar gebliebenes Hemmniß in der Sahara oder großen Wüste.

Nach Maßgabe dieser Verhältnisse mußten sich in Nordafrika Handel und Verkehr in besonderer Weise entwickeln (obwohl auch hier die besprochenen erschwerenden Einflüsse keineswegs ganz fehlen). Eine Betrachtung und Besprechung der Handels- und Verkehrsverhältnisse kann sich nicht gut auf die nördlichen Küstenländer beschränken, denn diese sind in den genannten Beziehungen ebensowohl auf Europa, als auf die südlich von der großen Wüste sich ausdehnenden Gegenden, den sogenannten Sudan angewiesen und bilden mit diesem *ein* Handels- und Verkehrsgebiet. Damit erhalten wir ein ungeheures Gebiet, welches sich vom Rothen Meere bis zum Atlantischen Ocean und vom Mittelmeer bis in den Sudan erstreckt, und dessen einzelne Theile in mehr oder weniger regen Wechselbeziehungen zu einander stehen. Auch geographisch begrenzt sich Nordafrika dementsprechend. Das ganze afrikanische Plateau scheidet sich natürlich in eine höhere südliche und in eine niedrigere nördliche Stufe durch eine Grenzlinie, welche von der Mündung des Benuë in den Niger über den Schari längs der Südgrenze Wadaï's und Dar-Fors bis zu den nördlichen Grenzlandschaften Abessiniens am rothen Meere verläuft.

Das so begrenzte Nordafrika zerfällt in die nordwestlichen Küstenländer, in die Sahara mit Aegypten und den nordöstlichen Küstenländern und in das sudanische Plateau.

I.

Den nordwestlichen Küstenländern, welche Marokko, Algerien und Tunesien umfassen, wird ihr Charakter durch das System des Atlas aufgeprägt, das sich in einer Länge von mehr als 2000 km vom Atlantischen Ocean bis zur Ostküste von Tunesien erstreckt und dessen ansehnlichster Theil auf Marokko entfällt. Oestlich von Marokko geht die Hauptkette in ein breites Hochplateau über, dessen Nordabfall das durch eine Reihe von Salzsümpfen und flachen Salzseen (Schott) charakterisirte algerische Steppenplateau bildet und sich in dem mannigfach gestalteten fruchtbaren „Tell" zum Mittelmeer senkt. Nach Süden zu, wo es noch zweimal in Algerien zu massigen Gebirgsstöcken, dem Amur und Aünes, anschwillt, fällt es theils steil, theils allmälig zur Sahara ab. Diese Plateaubildung geht dann auf tunesischem Gebiet wieder in eine Reihe unterbrochener und veräftelter Gebirgsketten und -Stöcke über, welche in östlicher Richtung Tunesien durchsetzen, um theils am Cap Bon zu endigen, theils gegen die kleine Syrte hin sich in vereinzelte Berg- und Hügelzüge aufzulösen. Nördlich von der Atlaskette und Marokko und dem Plateau in Algerien streicht eine Reihe unterbrochener Ketten längs der Küste hin, welche man wohl als „Kleinen Atlas" bezeichnet hat, und die sich nach Osten bis in das nördliche Tunesien fortsetzt. Die Abflüsse dieses Gebirgssystems sind mit wenigen Ausnahmen, die jedoch der Schiffahrt nicht dienen können, nicht perennirend. Dem geologischen Bau nach vermitteln die Länder des Atlassystems den Uebergang nach Europa, mit dem sie einst unzweifelhaft zusammenhingen, wenn sich auch die Grenze dieses Zusammenhanges nach Süden noch nicht bestimmen läßt.

Die tripolitanischen Küstengebiete mit ihren die große Syrte umgebenden Erhebungen und dem Plateau von Barka müssen als Glieder der großen nordafrikanischen Wüste betrachtet werden. Diese, das Sahara-Plateau, deckt einen Flächenraum von etwa neun Millionen Quadratkilometer, umfaßt das ganze Nordafrika mit Ausnahme der Atlas-Länder bis zu einer Linie im Süden, welche längs des Senegal und des nördlichen Nigerbogens verläuft, dann die Nordgrenze der Haussastaaten, Bornus, Wadaïs, Dar-Fors, Kordofans bildet und sich mit nördlicher Abweichung über Chartum, wo sie den Nil erreicht, bis zum Rothen Meere erstreckt. Die ungefähre Hälfte des Saharagebietes entfällt auf vegetationslose, steinige Ebene (Hammada, Serir), ein Fünftel etwa auf Gebirgs- und Felsmassen, und der Rest theilt sich zwischen Steppen und Sanddünen, die sich nahezu die Wage halten, und Oasenland, welches den geringsten Flächenraum einnimmt. Während man früher geneigt war, die Sahara als ein Sandmeer anzusehen, nehmen in Wirklichkeit die Dünenregionen nur etwas mehr als den zehnten Theil der Wüste ein, und die früher vermuthete Einförmigkeit hat sich als ein mannigfach gestaltetes Bodenrelief erwiesen.

Die Sahara liegt nicht etwa unter dem Meeresniveau, sondern ist ein gewölbter Landkörper, der nur an der Peripherie einzelne Depressionen (die Schottregion im Süden von Tunesien und Ostalgerien, die Jupiter-Ammon's Oase mit Umgebung) zeigt und in seinem mittleren Theile drei massige Erhebungs-Centren (die Berglande Ahaggar, Tibesti und Ahir) hat. Man war früher geneigt, die Sahara als mächtigen Meeresboden anzusehen, doch die Anhänger dieser Theorie

verringern sich mehr und mehr, obwohl man nicht umhin kann, anzunehmen, daß die große Wüste in vorhistorischer Zeit ein feuchteres Klima hatte. Dafür sprechen auch manche Funde, und ein Vergleich der Daten und Traditionen aus den Anfängen geschichtlicher Zeit mit der Gegenwart macht es wahrscheinlich, daß der Austrocknungsproceß der Sahara erst verhältnißmäßig spät begonnen hat und noch nicht beendigt ist.

Aegypten, dem die tiefe und fruchtbare Thalrinne des Nil einen ganz besonderen Charakter verleiht, und die wild zerklüftete Gebirgsgegend zwischen Nil und rothem Meer nördlich von Abessinien, welche die sogenannte nubische Wüste bildet und sich bis in die Nähe der ägyptischen Hauptstadt erstreckt, müssen als im Ganzen zur Sahara gehörig angesehen werden.

Im Süden des Sahara-Gebietes dehnt sich vom atlantischen Ocean bis zum rothen Meere in einer ungefähren Breite von sechs Graden (16° bis 10° n. Br.) das sudanische Plateau aus, eine fruchtbare Landschaft, welche durch die Einsenkung des Tsâd-Sees in eine westliche und östliche Hälfte geschieden wird. Jene umfaßt die Mandingo- und Haussa-Länder mit den Strömen Senegal und Gambia, dem Niger und Benuë und den Küstenländern des atlantischen Oceans bis zum Golf von Guinea; diese Wadaï, Dar-For, Kordofan, Sennaar u. s. w. Die centrale Einsenkung mit dem Tsâd-See und seinem wasserspendenden Schari umfaßt Bornu und Bagirmi.

Die Länder des Atlassystems erfreuen sich der Herbst- und Winterregen; die Sahara ist im Ganzen und Großen ein regenloses Gebiet, und der Sudan fällt in das Gebiet der tropischen Sommerregen. Das subtropische Klima der erstgenannten Länder wird von Fremden gut vertragen und erleichtert also den Verkehr derselben mit der Außenwelt. Das Wüstenplateau hat zwar unerträglich hohe Tagestemperaturen, trotzdem aber, und nicht am wenigsten durch seine trockene Luft, im Ganzen eine vorzügliche Salubrität; die Südgrenze des Sudan fällt ungefähr mit der Linie der höchsten Temperatur, die in Afrika nördlich vom Aequator liegt, zusammen.

Entsprechend diesen natürlichen Bedingungen gestalten sich die Vegetations- und Bodencultur-Verhältnisse. Der Pflanzenwuchs der nördlichen Küstenländer, soweit die Herbst- und Winterregen reichen, ähnelt demjenigen der europäischen Mittelmeerländer, besonders der pyrenäischen Halbinsel. Die Cultur von Getreide (Weizen und Gerste, Mais und Durra) und von Hülsenfrüchten ist eine sehr ausgedehnte; die Färbepflanzen sind durch Krapp, Safran und Indigo, die Oelpflanzen durch Sesam und Mohn, die Fruchtbäume durch Dattelpalme, den Oelbaum, die Mandel-, Feigen-, Pfirsich-, Pistazien-, Maulbeer-Bäume und den Weinstock vertreten. In Aegypten ist die einheimische Flora zum großen Theil durch die Cultur eingeführter Pflanzen verdrängt, von denen die bemerkenswerthesten die Baumwollenstaude und das Zuckerrohr sind.

Die Wüstenflora ist natürlich sehr ärmlich und beschränkt sich auf Futterkräuter und -gräser an den begünstigsten Stellen. Nur in den Oasen, der eigentlichen Heimath der Dattelpalme, ist die Vegetation üppiger und werden die Cerealien sowohl der nördlichen Küstenländer als auch der sudanischen Landschaften cultivirt. Diese mit ihren tropischen Regen haben natürlich einen sehr

viel reicheren und mannigfaltigeren Pflanzenwuchs aufzuweisen, sowohl an Waldbäumen und Steppenpflanzen als an Culturgewächsen. Die meisten derselben haben einen großen Reichthum an Getreide, Gemüsen, Textilpflanzen, Färbe- und Nutzhölzern, während die subtropischen Fruchtbäume und die Dattelpalme hier weniger gut gedeihen.

Betrachten wir nunmehr die Entwicklung von Handel und Verkehr in den im Vorstehenden charakterisirten Gegenden.

Jeder Anknüpfung eines Völkerverkehrs steht ein lockendes Ziel vor Augen, entweder die Eroberung und der daraus sich ergebende Machtzuwachs, oder der Erwerb der Producte auf dem Wege des Austausches, des Handels. Dem Austausch der beiderseitigen Producte können sich die Völker nicht entziehen; auch das auf der niedrigsten Stufe der Gesittung stehende hat, wenn auch noch so bescheidene, Bedürfnisse und sucht dieselben, wenn die eigenen Hülfsquellen nicht genügen, auf friedlichem oder gewaltsamem Wege bei den Nachbarn zu befriedigen. Da jeder Himmelsstrich, jedes Land ihm eigenthümliche Erzeugnisse besitzt, deren Erwerb anderen Menschen wünschenswerth ist, so finden wir einen Austausch derselben, eine wechselseitige Ergänzung der verschiedenen Lebensbedingungen seit Anbeginn der Geschichte. Sehen wir uns in Nordafrika nach diesen natürlichen Lockmitteln des Verkehrs, wie Oskar Peschel sie genannt hat, um, so finden wir, daß dieselben, wenn auch nicht so zahlreich und so begehrenswerth als in anderen Continenten, ebenfalls ihre Rolle gespielt haben; daß dieselben nicht gerade überwältigender Natur sind, ist einer der Gründe, welche die Entwicklung des Völkerverkehrs hier hintenangehalten haben.

In Nordafrika beginnt die Verkehrsentwicklung bereits in vorgeschichtlicher Zeit, als die Aegypter und andere libysche Völker aus ihren asiatischen Ursitzen über den Isthmus von Suez in den Nachbarcontinent eindrangen, und als in ähnlicher Weise andere Asiaten, kuschitische Völker über Südarabien und die Straße von Mandeb sich in den afrikanischen Küstenlandschaften des rothen Meeres festsetzten und weit in den Sudan hineindrängten. Als die Aegypter zunächst das Nilthal durch bewunderungswürdige Arbeiten (Regulirung des Stromes, Canalisirung Unterägyptens u. s. w.) zu einem an Fruchtbarkeit und Productionskraft unübertroffenen Wohnsitze gemacht und daselbst ihr mächtiges Staatswesen aufgerichtet hatten, fühlten sie sich bald zur Ausdehnung ihrer Machtsphäre gedrängt, zogen über die ersten Kataracte hinaus, eroberten Nubien, und stießen dann auf die erwähnten kuschitischen Völker, die sie gleichfalls unterwarfen. Es war nicht bloß das Bestreben, turbulente Nachbarn zur Ruhe und Ordnung zu bringen und über weite Gebiete zu herrschen, das sie nach Süden führte, sondern das Bedürfniß, sich der dortigen Landesproducte zu versichern. Unter diesen bildete den Hauptanziehungspunkt das Gold, mit dem die Aegypter, abgesehen von dem eigenen Verbrauch, auch einen großen Theil Vorderasiens versahen. Auch Elfenbein und Straußfedern waren bereits damals geschätzte Artikel und wurden von dorther bezogen. Als die Puna, ein den Kusch verwandtes und zu beiden Seiten des rothen Meeres wohnendes Handelsvolk, Myrrhen und Weihrauch aus ihren heimathlichen Sitzen nach Aegypten brachten, entsendeten die Herrscher dieses Landes alsbald Expeditionen, um diese geschätzten Artikel

aus der heutigen Somali-Halbinsel selbst zu holen. Daß die Aegypter mit ihrer vorgeschrittenen Cultur überhaupt den Verkehr von allen Seiten an sich zogen und nach allen Richtungen den Absatz der Producte ihrer hochentwickelten Industrie betrieben, ist natürlich, und wie sie sich die Schaffung und Verbesserung der Verkehrswege angelegen sein ließen, erhellt am besten aus den schon damals aufgetauchten Plänen einer Durchstechung der Landenge von Suez und einer Canalverbindung zwischen Nil und rothem Meer. Vom Nildelta gelangten übrigens die Aegypter an der Küste des Mittelmeeres nach Westen nur bis zur großen Syrte, wie sie auch aus dem ihnen nächstgelegenen Theil des Sudan nach Westen nicht weiter vorgedrungen zu sein scheinen; die Wüste war ein von ihnen unbetretenes Gebiet.

Während bei den Aegyptern die Entwicklung des Handelsverkehrs mit den Nachbarländern sich aus der Ausdehnung ihrer staatlichen Macht ergab, war sie bei den Phöniziern Selbstzweck. Diese, höchst wahrscheinlich die directen Nachkommen der vorerwähnten Puna, bethätigten in den nordafrikanischen Küstenländern einen Handels- und Colonisationstrieb, der zu den weltgeschichtlich bedeutsamsten Resultaten führte. Zunächst durch die hohe Culturentwicklung Aegyptens angelockt, spielten sie anfangs nur eine kaufmännisch vermittelnde Rolle zwischen dem Lande der Pharaonen und dem andern Cultur-Centrum jener Zeit am Euphrat und Tigris. Das Bestreben, die Producte ihres eigenen Landes abzusetzen und ihnen fehlende bei sich einzuführen, brachte sie dann nach Cypern, Rhodus, Malta, Sicilien, Sardinien und der pyrenäischen Halbinsel; endlich gründeten sie Handelsstationen längs der ganzen Nordküste Afrikas, unter denen Utica, Carthago und andere zu höchster Bedeutung gelangten, und sollen an der Westküste des heutigen Marokko dreihundert blühende Stationen besessen haben. Wenn wir nach den natürlichen Lockmitteln fragen, welche diese Länder dem unternehmenden Handelsvolke bieten konnten, so waren dieselben sehr zahlreich, wenn auch nicht von ungewöhnlicher Anziehungskraft. Die Producte des Pflanzenreichs werden unter denselben kaum eine hervorragende Rolle gespielt haben. Nordafrika, besonders das nordwestliche, war zwar im ganzen Alterthum wegen seiner Fruchtbarkeit, seines Reichthums an Getreide und Fruchtbäumen berühmt; doch die Cultur dieser wird von den Phöniziern wahrscheinlich mehr gefördert als vorgefunden worden sein. Die nomadisirenden Libyer-Stämme hatten schwerlich eine hohe Stufe des Ackerbaus erreicht, und die Fruchtbäume sind theilweise nachweislich erst von den Phöniziern dorthin gebracht, z. B. der Weinstock und der Olivenbaum. Wenn dieselben auch Nutzhölzer, Esparto- (Halfa-) Gras, Flachs und dergl. gehandelt haben werden, so konnten diese Erzeugnisse doch kaum bestimmend auf ihre Unternehmungen einwirken.

Das Thierreich lieferte schon verlockendere Artikel, so z. B. die wiederholt genannten Elephantenzähne und Straußfedern, sei es daß dieselben aus dem fernen Innern gebracht, sei es daß sie an Ort und Stelle gewonnen wurden, denn Elephanten und Strauße hatten früher nördlichere Verbreitungsgebiete. Von der Fischerei der kostbaren Edelkoralle, welche jetzt in der Nähe der tunesisch-algerischen Grenze betrieben wird, ist freilich im Alterthum keine Rede gewesen. Aber dafür wurde an der kleinen Syrte und an anderen begünstigten Stellen

die Purpurschnecke gefunden, und gleichfalls an der kleinen Syrte und an der Nordküste von Tunis der Fang des Thunfisches mit Eifer betrieben. Von großer Wichtigkeit war das Vorkommen von begehrenswerthen Mineralien in Nordafrika, von denen freilich die edelsten: Gold, Silber, Zinn — zur Broncefabrikation sehr gesucht — sich daselbst nur in geringer Menge fanden. Doch ist es wahrscheinlich, daß, wie die eine Hauptfundgrube für Gold (Nubien) ihren Abfluß nach Aegypten hatte, die andere im oberen Nigergebiete schon damals ihre Producte mittelst Karawanen nach Marokko und in die Syrtenländer schickte. Aber Kupfer, Eisen, Blei und das als Toilettenmittel geschätzte Antimon, sowie Schwefel, Natron und Marmor wurden an den nordafrikanischen Küstenländern in ziemlicher Menge gewonnen. Waren auch diese Artikel schwerlich die ursprüngliche Veranlassung der phönicischen Handels- und Colonial-Unternehmungen, so mußten sie doch erheblich zur Entwicklung des Verkehrs beitragen.

Carthago mit seiner vortheilhaften Lage gegenüber Sicilien und Sardinien blühte rasch zu hohem Glanze empor, während die an der atlantischen Küste begründeten Ansiedlungen von den Eingeborenen bald wieder zerstört wurden. Das Bemühen, dieselben wieder aufzurichten, führte die Ansiedler zum Senegal und über das Cap Verde hinaus bis in die Bucht von Guinea. Doch bleibt es auffallend, daß so wenig Nachrichten über den Handel dieser Colonien mit den Nigerländern aus dem Alterthum auf uns gekommen sind. Es ist also wohl wahrscheinlich, daß die Carthager selbst keine Wüstenreisen bis in den Sudan gemacht haben, wenn sie auch ohne Zweifel in Waarenaustausch mit den Landstrichen südlich von der Wüste standen.

Die während dieser ganzen Periode des Alterthums gewonnene Handels- und Verkehrsentwicklung in Nordafrika beschränkte sich auf das ägyptische Reich und den Nordrand des Continents. So blieb es auch in den späteren Zeiten des Alterthums, in denen die Griechen und nachher die Römer die leitende Rolle im Kreise der Mittelmeervölker spielten. Die Griechen waren lange Zeit fast ausschließlich auf die Erhaltung ihrer staatlichen Macht bedacht und zogen für ihren Handelsverkehr nur von dem Nutzen, was in dieser Richtung bereits vor ihnen geschehen war. Doch gründeten sie Kyrene, das mit seinem fruchtbaren Hinterlande lange Zeit als selbständiger Handelsstaat (Kyrenaïca) blühte. Auch sie machten einen ausgedehnten Gebrauch vom Thunfischfang, verarbeiteten Elfenbein zu Kunstwerken und hatten in der Kyrenaïca das kostbare Sylphium, das die vornehmlichste Quelle des Reichthums und der Macht Kyrenes wurde. In dieser Periode erhielt der Nordrand Afrikas, das sich damals einer Fruchtbarkeit erfreute, die klimatische Veränderungen seit dieser Zeit vermuthen läßt, eine stets wachsende Bedeutung für die damaligen Culturländer durch seinen Ueberschuß an Getreideproduction. Besonders als er in den Länderkreis der römischen Weltherrschaft eintrat, erfuhr seine Bodencultur eine mächtige Förderung, und das heutige Tunesien wurde eine Kornkammer Roms. Städte über Städte entstanden, und überall in der Umgebung ihrer Reste finden wir noch heute die Spuren der ausgezeichneten Arbeiten damaliger Zeit zum Zwecke ausreichender Bewässerung des Bodens. Auch waren die alten Römer und ihre Colonisten eifrige Minenarbeiter, welche besonders die Eisen- und Bleilager der nordwestlichen Küsten

ausbeuteten; sie lagen dem Fange des Thunfisches und der Gewinnung der Edelkoralle ob, ließen Natron und Schwefel aus der Wüste kommen und handelten von den Sudankarawanen Elfenbein, Straußfedern und Gold ein. Allmälig wagten dieselben sich auch selbst in die Wüste hinein und eroberten kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung Ghadames und das heutige Fezzan (Phazania, Land der Garamanten). C. Suetonius Paullinus unternahm, wie es scheint, Kriegszüge bis in die Negerländer, und noch später erreichten Septimus Flaccus und Julius Maternus das Land Agisymba, das entweder im Sudan selbst (Bornu?) oder doch nahe dem Südrande der Wüste (Aïr?) lag. Daß die Errichtung einer römischen Provinz mitten in der Wüste (Phazania) dem Verkehr und Handel der nördlichen Küstenländer mit den Oasen der Wüste und den Negerländern einen erheblichen Aufschwung geben mußte, ist augenscheinlich.

Mit dem Untergange des weströmischen Reiches trat für mehrere Jahrhunderte ein Stillstand in der Verkehrs- und Handelsentwicklung in und mit Nordafrika ein; es erhellt dies aus der damaligen geographischen Kenntniß von diesem Theile des Continents, die weit hinter der des Alterthums zurücksteht. Erst mit der Eroberung Nordafrikas durch die Araber trat ein bedeutender Umschwung ein. Als diese den Nordrand des Continents überflutheten, drangen sie alsbald überall in den nördlichen Theil der Wüste ein: von Benghasi und Barka nach Audschila und Dschalo, von Tripolis in das nördliche Fezzan und nach Ghadames und von Marokko bis zum Cap Nun. Im heutigen Tunis und Algerien erschwerte der gebirgige Charakter des Landes und die Widerstandsfähigkeit der vorgefundenen Berberbevölkerung die vollständige Eroberung desselben. Als aber die Berber dieser Länder und Marokkos den Islam angenommen hatten, wurden die Oasen der algerischen Sahara mit in den Verkehrsbereich der Küstenlandstriche gezogen, und von Marokko her drängten die aufgeregten, von mächtigen Aspirationen getriebenen Bekenner des Islam — Araber und Berber — bis in die Senegal- und Nigerländer nach Süden. Der Zielpunkt des nordischen Handels war damals hauptsächlich der Stapelplatz Ghana (das heutige Dschenni), der später (im 13. Jahrhundert) durch Timbuktu verdrängt wurde. Die Murabetin (Almoraviden) hatten im 11. Jahrhundert den Staat Marokko begründet, die dattelreichen Oasen am Südfuße des Atlas erobert (Tafilelt, Sidschilmesa u. a.) und drangen durch die Wüste nach Ghana und einem anderen blühenden Negerreiche Namens Melle — wahrscheinlich das heutige Bambara — vor, die viel von ihnen zu leiden hatten. Daß in jener Zeit von dort ein verhältnißmäßiger Handelsverkehr durch die Wüste mit den Oasen südlich vom Atlas statt hatte, berichten die arabischen Geographen el-Bekri und Edrisi. Einige Jahrhunderte später war der Verkehr mit den westlichen Sudanländern so weit entwickelt, daß der arabische Geograph Leo Africanus (el-Hasen Ibn Mohammed el Wazzan) von den marokkanischen Fürsten als Gesandter an die dortigen Königshöfe geschickt wurde, Timbuktu besuchte und nach Osten sogar bis Bornu gelangte. Auch Ibn Batuta ging als marokkanischer Gesandter nach den Nigerländern und erreichte von dort sogar Agadem im südlichen Theil der mittleren Wüste. Wie entwickelt und ausgedehnt damals der Verkehr der nördlichen Küstenländer mit dem Sudan war, erhellt am besten aus der Thatsache,

daß ein König von Ranem (Bornu) Verträge mit dem Beherrscher von Tunis abschloß. Wahrscheinlich gelangten auch um diese Zeit die ersten Berberpferde von der Nordküste nach Bornu, wo sich dieselben seitdem so ausgezeichnet acclimatisirt haben.

Nach der europäischen Seite waren die Araber weniger geeignet und beeifert, den Völkerverkehr zu heben. Als sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt über den Nordrand von Afrika ergossen und auf die Inseln des Mittelmeers übersprangen, schwand vor ihrem räuberischen Gebahren der friedliche Handel dahin, und das Mittelmeer verödete mehr und mehr, bis die italienischen Städterepubliken, Venedig, Genua und Pisa zu voller Machtentfaltung gelangten. Der Schauplatz der Thätigkeit dieser waren vorzugsweise der östliche Theil Nordafrikas, Aegypten und die Küstenlandschaften des Rothen Meeres, und besonders Venedig bekam den europäischen Handel mit Indien ganz in seine Hand. Dieser zog sich durch das Rothe Meer, an dessen Küsten außerdem die Pilger aus Asien und Afrika zusammenströmten. Alexandrien, das seine merkantile Bedeutung als Vermittlerin zwischen Abend- und Morgenland ganz verloren hatte, wurde nach und nach wieder der Hauptbrennpunkt des Weltverkehrs. Auch Kairo erblühte zu einer Macht und Größe, welche die Bewunderung der Zeitgenossen hervorrief, und bald war Aegypten unstreitig die erste Macht im Morgenlande. Auch die übrigen afrikanischen Küstenländer des Mittelmeers wurden in den Handelsverkehr der italienischen Städte gezogen, und Handelsverträge mit Tripolis, Tunis, Bugia u. s. w. sicherten Venedig, Genua, Pisa, Florenz weitgehende Privilegien. Als es diesen gelungen war, das Mittelmeer von den arabischen Seeräubern einigermaßen zu reinigen und dieselben auch in ihren afrikanischen Schlupfwinkeln zu bedrohen, blühte Handel und Wandel daselbst wieder in kaum gesehenem Grade. Die Italiener konnten sich ungefährdet im Innern der afrikanischen Mittelmeerländer bewegen und versahen diese vorzugsweise mit Baumwollenstoffen, Waffen, Glaswaaren, Kupfer, Seidenzeugen, Gewürzen, Färbe- und Bauhölzern, Eisenwaaren, Segel- und Takelwerk, gegen welche sie Wolle, Oel, Honig, Schwefel, Natron, Südfrüchte, Senna, Schwämme, Goldstaub, Elfenbein und Straußfedern eintauschten. Aus jener Zeit stammen die bei den nordafrikanischen Kaufleuten noch jetzt üblichen Gewichtsbezeichnungen Rottel (Botolo), Cantar (Cantaro) und Onca (Uncia). Im weiteren Westen wurden von ihnen die canarischen Inseln Madeira und die Azoren entdeckt oder wieder entdeckt, und das goldreiche Nigerland Guinea ein häufig angestrebtes Ziel. Auf die commerzielle Thätigkeit der italienischen Städterepubliken folgen die Entdeckungen und Bestrebungen der Portugiesen, welche sich zwar hauptsächlich auf den Süden und Osten des Continents beziehen, aber doch im nordwestlichen Theil desselben ihren Anfang nahmen und daselbst nicht wenig zur Hebung des Handelsverkehrs beitrugen. Zunächst colonisirten sie die von den Genuesern wiederentdeckten canarischen Inseln, Madeira und die Azoren. Sodann eroberten sie Ceuta und Tanger und strebten nach der Auffindung der goldreichen Nigerländer. Nach Umschiffung des Cap Nun wurden Cap Blanco, Cap Arguin und Cap Palmas entdeckt, der Senegal, Gambia und Rio Grande beschifft, feste Plätze angelegt und der europäische Handelsverkehr mit der Nordwestküste Afrikas nahm einen

mächtigen Aufschwung. Als die Länder bis zur Goldküste entdeckt, vom Rio Grande Goldstaub und Seehundsfelle als erste Waaren nach Portugal gebracht und die genannten Flüsse bekannt geworden waren, suchten die Portugiesen auch die anliegenden Hinterländer in den Bereich ihres Handels zu ziehen. Sie schickten Gesandte an die Negerfürsten, besuchten die Goldmärkte des Innern, und es gelang ihnen, stetigen Handelsverkehr mit Timbuktu zu unterhalten. In diesen Zeiten des Glanzpunktes der Handelsbestrebungen in den europäischen Mittelmeerländern hatte der Schiffbau eine Ausbildung erfahren, welche großartige Unternehmungen zur See zu erleichtern wohl geeignet war. So drängten die Portugiesen, in denen der Entdeckungstrieb Heinrich's des Seefahrers lebendig war, immer weiter nach Süden. Wie der Letztere stets der Hoffnung gelebt hatte, auf einem südlichen Wege das Reich des Erzpriesters Johannes (Abessinien) zu erreichen, so gelang es endlich Vasco de Gama, die Südspitze Afrikas zu umsegeln und den Seeweg nach Indien zu finden. Damit wurde dem ergiebigen ägyptischen Zwischenhandel seine reichste Quelle verstopft, der bereits gesunkenen Handelsbedeutung der Catalonen und Genuesen im Mittelmeer der Todesstoß versetzt und die Blüthe Venedigs geknickt. Das Mittelmeer wurde aufs Neue still und stiller, und der letzte Hauch des noch kurz zuvor so lebendigen Völkerverkehrs an dieser begünstigsten Stelle, dem Berührungspunkte dreier Continente, erlosch mit der Eroberung Aegyptens durch die Osmanen im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Während dieser ganzen Periode waren es zwar die alten Lockmittel des Handels, welche die fremden Kaufleute nach Nordafrika führten, doch durch den Eingriff der Araber trat ein wesentlicher Umschwung in der Ausübung des Verkehrs ein. Bis dahin hatten die Waaren der Wüste und der Sudanländer wohl den Weg zur Nordküste gefunden, doch ohne daß die Anwohner der letzteren einen directen und bewußten Antheil an ihrer Beschaffung gehabt hätten. Dieselben wußten nicht, woher die einzelnen Waaren stammten, und die Kaufleute waren nicht selbst in die Ursprungsgebiete der Waaren gereist. Die Araber begnügten sich nicht mehr damit, den Waarenaustausch an den nördlichen Endpunkten der Karawanenwege vorzunehmen, sondern begannen im Osten selbst sich mit der Elephantenjagd zu beschäftigen und hatten von dort außer dem Kupfer noch Gummi als lohnenden Austauschartikel nach Norden zu führen. Aus den Oasen der Wüste versahen sie die Küstenstriche mit Datteln, und als sie im Westen, von Marokko aus, den Sudan erreichten, begannen sie diesen mit dem Salz der Wüste, das ein wesentlicher Hebel des Verkehrs wurde, zu versehen, und Goldstaub, Elfenbein, Straußfedern, Gummi u. s. w. unter den günstigsten Bedingungen einzutauschen. Durch die Aehnlichkeit ihrer heimischen Wohnsitze mit den Wüsten und Steppen Afrikas und durch ihre vielfach nomadische Lebensweise waren die Araber in hervorragender Weise zu diesen Reisen geeignet. Mit einem ausgezeichneten Ortssinn und einer Vorliebe für abenteuerliches, herumschweifendes Leben verbanden sie große Mäßigkeit, eine zähe Körperconstitution und ein unleugbares Geschick für den Handel. Vor Allem waren sie aber geschickt, das Kamel nutzbar zu machen, ohne welches ein regelmäßiger Verkehr in der Sahara gar nicht stattfinden konnte. Dasselbe war zwar im Alterthum bekannt und

wahrscheinlich auch von den alten Aegyptern als Lastthier verwendet worden, gelangte aber erst im Mittelalter für weitere Karawanenreisen durch die Wüste zu allgemeinem Gebrauch.

Das Kameel macht die Sahara erst bewohnbar und passirbar. Dasselbe fügt den unzulänglichen Existenzmitteln derselben ein kostbares hinzu, indem es dem Bewohner seinen Antheil am Handelsverkehr zwischen den Mittelmeerländern und dem Sudan sichert. Das Kameel ist seine beste Habe. gedeiht prächtig auf den kümmerlichen Weiden, in den Thaleinschnitten der Hammada und zwischen Sanddünen, erfordert keinerlei Culturpflanzen zu seiner Ernährung, arbeitet auch, wenn ihm monatelang Nahrung und Getränk mangelt, und vereinigt mit dieser Mäßigkeit eine große Körperkraft und einen unübertroffenen Ortssinn. Während die Kameele für längere Wüstenreisen im Allgemeinen mit nicht mehr als vier Centnern belastet zu werden pflegen, tragen diejenigen der Nilländer nicht selten bis zu acht und zehn Centnern, wenn auch nicht für längere Zeit. Im Allgemeinen läßt man sie nicht gern mehr als drei Tage ohne Nahrung und drei bis fünf Tage ohne Wasser; aber im Nothfalle kann diese Zeit auch verdoppelt werden. Haben sie frische Kräuter zur Nahrung, so können sie sehr viel längere Zeit ohne Wassergenuß bleiben. Wenn die Kameele der nördlichen Küstenländer mit ihren Lasten die ganze Wüste durchquert haben, gehen sie nach ihrer Ankunft im Sudan in Folge der Klima- und Nahrungsveränderung, besonders in der feuchten Jahreszeit, bald zu Grunde. In einzelnen Gegenden, besonders in den Tuarikländern und bei dem Stamm der Bischarin (zwischen Nil und Rothem Meere), hat sich eine Rasse herausgebildet, welche ausschließlich zum Reiten verwendet wird und sich durch Lenksamkeit, leichte und schnelle Bewegungen und große Ausdauer im Laufen auszeichnet. Die Rennkameele unterscheiden sich von den Lastkameelen, wie das Edelroß vom Karrengaul, und können mehrere Wochen hindurch ca. zehn deutsche Meilen täglich zurücklegen, ohne ernstlichen Schaden zu leiden.

Nur mittelst dieses Thieres gelang es den Arabern, die langen Wüstenstrecken zwischen den Mittelmeerländern und den großen Handelsemporien des Sudan regelmäßig zu bereisen und so einen ununterbrochenen Verkehr der Küstenländer mit demselben zu sichern.

Nicht minder wichtig als das Kameel für diesen Verkehr ist die Dattelpalme, welche im Mittelalter und in den Händen der Araber eine ganz andere Bedeutung und Verbreitung gewann als zuvor. Wenn auch dieser nützliche Baum bereits von den alten Aegyptern in der Oase Audschila, wie schon an anderer Stelle erwähnt, cultivirt wurde, so fehlt doch im ganzen Alterthum weiter nach Westen jede Kunde von seiner Zucht, und selbst Sallust erwähnt seiner nicht aus dem heutigen tunesischen Dattellande Dscherid, wo er selbst gewesen war. Den Arabern, mit ihrer hohen Verehrung für diese ihre Ernährerin in der Heimath, muß das Verdienst zugesprochen werden, die Verbreitung und Veredlung der Dattelpalme in den Oasen der Sahara, wie wir sie gegenwärtig dort finden, vermittelt zu haben.

Jetzt kann man sich einen Verkehr in Nordafrika und die Existenz in der großen Wüste ohne Dattelcultur kaum denken. In den nordwestlichen Küsten-

ländern, wo die Dattel weder auf dem fruchtbaren, getreidereichen Küstensaume, noch auf den weidereichen atlantischen Hochplateaus reift, findet ein reger, höchst wichtiger Austausch der Producte beider Regionen gegen die Datteln der südlich vom Atlasgebiete gelegenen Oasen statt. Ebenso ist es in Tunis, wo die reichen Dattelernten des Beled-el-Dscherid eine große wirthschaftliche Rolle spielen, und in Tripolitanien, wo die Gegenden des Küstensaumes keine reifen oder doch nur sehr untergeordnete Datteln hervorzubringen vermögen und die daselbst herumschweifenden Stämme ohne die Datteln Fezzan's, Audschila's und Kufra's einen schwer ersetzbaren Ausfall in ihren Existenzbedingungen erleiden würden. In den Oasen der Sahara ist dieser segenspendende Baum nicht allein der Ernährer der Menschen im ausgedehntesten Sinne des Wortes, sondern auch die Hausthiere, Kameele, Pferde, Hunde, Ziegen, verdanken ihm einen großen Theil ihrer Nahrung. Selbst die Dattelkerne werden zerquetscht als Kameelfutter verwendet, und das junge Holz des Baumes verschafft den an Genußmitteln so armen Wüstenbewohnern den Palmenwein. Außerdem liefert der Stamm das unumgänglich nöthige Holz; aus den Blättern werden die Hütten und Umfriedigungen der Wohnstätten und Gärten hergestellt, und die faserige Umhüllung der Blattursprünge gibt die für Karawanenreisende so überaus wichtigen Stricke von unübertroffener Haltbarkeit.

Wie die Dattel den Verkehr zwischen den nördlichen Oasen der Sahara und den Küstenlandstrichen des Mittelmeers vermittelt und beherrscht, so ist im Süden der Sahara das Salz von derselben Wichtigkeit für den Verkehr in den Sudanländern. Die Wüste ist überaus reich an Salz, das entweder in Klumpen aus dem Boden gebrochen oder durch Wasser aus demselben ausgelaugt und auch aus den Sümpfen und Flachseen durch Verdunstung gewonnen wird. Im nördlichen Theile der Sahara hat der Reichthum an Salz nicht dieselbe hohe Bedeutung, da auch die Küstenlandschaften reichlich damit versehen sind. Aber im südlichen Theile ist das fast unentbehrliche Genußmittel von allerhöchster Bedeutung für den Verkehr, denn so reich die Wüste an demselben ist, so stiefmütterlich sind in dieser Beziehung die Sudanländer von der Natur behandelt. Die Fundstellen für diesen kostbaren Handelsartikel sind in der ganzen Wüste sehr zahlreich; doch nur die im mittleren und südlichen Theile gelegenen können für die Sudanländer in Betracht kommen. Von diesen hat fast jedes seine nahegelegenen, fast unerschöpflichen Bezugsquellen in der ganzen Länge des Continents, von der atlantischen Küste bis zum Nil. Viel wird übrigens in der Wüste selbst consumirt und zwar von den Kameelen, welche zu ihrem Gedeihen eine noch größere Menge desselben erheischen als das Rindvieh.

Außerordentlich gesichert wurde der Handelsverkehr der afrikanischen Mittelmeerländer mit dem Sudan dadurch, daß in dem letzteren der Islam so schnell Wurzel faßte und sich verbreitete. Die mohammedanische Religion ist hervorragend geeignet, uncivilisirte Völker der Cultur zu gewinnen, weil sie mit praktischem Verständniß das ganze sociale Leben in ihren Bereich zieht, die Gemeinwesen construirt, das Verhältniß der Regierten zu den Regierenden festsetzt, das Familienwesen und die Erbschaftsverhältnisse, die Verwaltung und die Gerechtigkeitspflege, Handel und Verkehr, kurz das ganze öffentliche und private Leben regelt. Sie

hat eine große organisatorische Kraft in sich, wenn sie auch, allzusehr auf die Form bedacht, des innern Lebens entbehrt und damit der Erstarrung anheim fallen muß. Sobald von Marokko aus die fanatischen Anhänger des neuen Glaubens festen Fuß in den Nigerländern gefaßt hatten, vollzog sich dort bald die Bildung fest geordneter Staaten. So entstanden bereits in den ersten Jahrhunderten nach der Begründung des Islam mohammedanische Regierungen am Niger und am Tsadsee: Kanem und Bornu; später folgten die Haussaländer Dar-For, Bagirmi und zuletzt Wadaï, das vor etwa zweihundertfünfzig Jahren in die Reihe der islamitischen Staaten eintrat.

Wo der Islam die herrschende Religion geworden war, konnten sich die mohammedanischen Kaufleute der nördlichen Küstenländer frei und sicher bewegen: sie fanden dort dieselben Gesetze, wenn auch nicht dieselben Sitten, und standen als die legitimsten Vertreter des neuen Glaubens in hohem Ansehen. Bald waren die Mittelmeerländer durch bestimmte Wüstenwege mit den sudanischen Staaten verbunden, und ein regelmäßiger Karawanenverkehr fand zwischen Marokko, Algier, Tunis und Tripolis einerseits und Timbuktu, den Haussastaaten und Bornu andrerseits statt. Dar-For, Kordofan und Sennar waren von Alters her auf die Verbindung mit Aegypten angewiesen, der directe Verkehr der Mittelmeerländer mit Wadaï datirt aus späterer Zeit. Nun erst konnten die Bedürfnisse der Sudanländer, ihre Erzeugnisse und Lockmittel für den Handel autoptisch studirt werden. Die nordischen Kaufleute, welche früher aus Beschreibungen sich nur sehr unvollkommene Vorstellungen von jenen Gegenden zu bilden in der Lage gewesen waren, fanden dort zu ihrer Ueberraschung dicht bevölkerte Landstriche, deren Wasserfülle und Fruchtbarkeit, Pflanzenüppigkeit und Thierreichthum einen verführerischen Gegensatz zu den heimathlichen Steppen oder Wüsten bildeten. Auf der weidereichen Uebergangszone zwischen Sahara und Sudan schweiften Strauß und Giraffe umher und tummelten sich zahlreiche Antilopenheerden. Dicht bewohnte Landstriche mit fruchtbaren Feldern, reich an Getreidearten und Gartenfrüchten, mit Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen, deren Zahl und Schönheit Staunen erregen mußte, waren gefolgt von üppigen Wäldern mit schattenreichen, stolzen und riesigen Bäumen von fremdartiger Schönheit, bevölkert von Affen und Papageien, Elephanten und Nashörnern, Giraffen und Antilopen, Löwen und Leoparden, während die Flüsse und Seen von Fischen, Nilpferden und Krokodilen wimmelten und sich an ihren Ufern ein überraschend reiches Vogelleben entfaltete.

Von diesen Reichthümern des Sudan konnte freilich nur sehr Weniges für den Handel in Betracht kommen. Nichts war werthvoll genug, um den langwierigen und kostspieligen Transport durch die große Wüste ertragen zu können, als die altbekannten Handelsartikel: Goldstaub, Straußfedern und Elfenbein. Diesem Umstande ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Menschenhandel eine so beklagenswerthe Ausdehnung gewann.

Der Sklavenhandel reicht in Afrika in die ältesten Zeiten zurück, in die Zeiten der ägyptischen Dynastien und phönikischen Colonien. Doch konnte er ohne regelmäßig bereiste Karawanenstraßen durch die Wüste damals nicht in dem späteren Maßstabe betrieben werden. Es kam hinzu, daß, als islamitische Reiche

im Sudan begründet waren, der neue Glaube mehr durch das Schwert als durch die Lehre verbreitet wurde. Theils wurden unaufhörliche Kriege gegen die Heiden geführt, in denen die Beute vorzugsweise aus Sklaven bestand, theils machten die verfolgten Stämme von der durch das mohammedanische Gesetz gestatteten Berechtigung Gebrauch, sich durch Tribut Frieden zu erkaufen, und der Tribut bestand in — Sklaven. Es widerstrebte dies ihren Sitten durchaus nicht, denn von jeher waren die Kriege zwischen den innerafrikanischen Völkern mit Menschenraub verbunden gewesen. Als nun auch im fernen Ausland die Nachfrage nach dieser lebendigen Waare wuchs, erfuhr der Handel mit ihr natürlich einen großen Aufschwung. Kein Erzeugniß eignete sich in der That mehr zur Ausfuhr durch die Wüste als die Sklaven, denn diese machten nicht allein keine Transportlasten, sondern konnten selbst noch als Transportmittel verwerthet werden. Zunächst wurden alle Länder der mohammedanischen Welt mit Sklaven versorgt, und bald begannen Portugal und Spanien sich an diesem schmählichen Handel zu betheiligen. Den Hauptaufschwung erfuhr dieser in der Neuzeit, in der er von fast allen europäischen Handelsvölkern mit Lebhaftigkeit betrieben wurde. Besonders seit der Entdeckung Amerikas, welche im Uebrigen das Handelsinteresse zum großen Theile von Afrika ablenkte, wuchs die Nachfrage nach Negersklaven beständig. Der weitaus größte Theil derselben wurde von der afrikanischen Westküste nach dem neuen Continente übergeführt. Fast drei Jahrhunderte lang ist dieser von Afrikanern cultivirt worden, welche so den Grundstein zu seinem späteren wirthschaftlichen Aufschwung gelegt haben. Die europäischen Handelsvölker nahmen damals keinerlei Anstoß an diesem entwürdigenden Handel, sondern ihre Regierungen verpachteten oder verkauften sogar die Berechtigung zu demselben an Einzelne oder an Compagnien. Die Portugiesen hatten den Anfang gemacht; die Spanier, welche die größte Anzahl Sklaven bedurften, bezogen dieselben anfangs von den Portugiesen, später von den Franzosen (Guinea-Compagnie) und endlich von den Engländern (Südsee-Compagnie). Auch die Holländer, Schweden, Dänen u. s. w. betheiligten sich daran. Hunderttausende von Negern wurden alljährlich aus ihrer Heimath fortgeschleppt, und dies hat bis in unser Jahrhundert fortgedauert. Viele wurden einfach geraubt, viele gegen Waaren oder Geld eingetauscht.

Während dadurch der sonstige friedliche Handelsverkehr begreiflicherweise nicht gewinnen konnte, so machte sich gleichzeitig eine ähnliche gesetzlose und barbarische Erscheinung, das Seeräuberthum, geltend, welche die Fortentwicklung von Handel und Verkehr in den Mittelmeerländern hintanhielt. Schon im Alterthum war das Mittelmeer vielfach der Schauplatz der Seeräuber. Im Mittelalter wurde diese fortgesetzt, gewann aber durch den Gegensatz zwischen Islam und Christenthum eine besondere Verschärfung. Seit die Mohammedaner an der Nordküste von Afrika und auf vielen Inseln des Mittelmeers festen Fuß gefaßt hatten, hat ein nur zeitweise unterbrochener Krieg gegen die Christen angedauert, der noch besonders Nahrung durch die Kreuzzüge erhielt. Schiffe wurden geplündert, Küstenortschaften überfallen und ein schwunghafter Handel mit den geraubten Menschen getrieben. Hierin gaben die Christen, besonders die Venetianer, Genuesen und Catalonier den Mohammedanern nichts nach, ja sie übertrafen diese, welche wenigstens

ihre Glaubensgenossen verschonten, noch dadurch, daß sie auch an den europäischen Küsten Menschen überfielen und verkauften. Als die Osmanen Herren im östlichen Mittelmeer geworden und die Mauren aus Spanien nach Afrika hinübergetrieben waren, bildeten sich im Beginn der Neuzeit die nordafrikanischen Piratenstaaten, deren ganze Existenz auf Seeraub begründet war. Der Korsar Cheireddin, genannt Barbarossa, eroberte im Beginn des 16. Jahrhunderts Algier und seine Küstenstädte, unterwarf sich Tunis und führte Schreckenskriege gegen Spanien und die italienischen Handelsrepubliken. Ein anderer Pirat, Namens Dragut, bemächtigte sich Tripolis, und so bildeten sich die drei berüchtigten Barbaresken-Raubstaaten, die sich nominell unter die Oberhoheit des Sultans in Constantinopel stellten und dem Christenthum einen unerbittlichen Krieg machten. Da Verträge mit dem Beherrscher der Gläubigen zum Schutz der Schiffahrt und des Handels im Mittelmeer sich als durchaus unzulänglich erwiesen, so verstanden sich die im Mittelmeer handeltreibenden europäischen Mächte zu den schimpflichsten Verträgen mit den Räubern und suchten ihre Schiffahrt durch eine entwürdigende Tributzahlung einigermaßen zu sichern. Die Geschichte der Verträge der Barbaresken-Staaten mit den Italienern, Spaniern und Portugiesen ist eine ununterbrochene Kette von Uebereinkommen, Treubruch, Vergewaltigung von beiden Seiten, wobei jedoch die christlichen Mächte allmälig den Kürzeren zogen. Es ist fast unglaublich, daß dieser Zustand der Dinge bis in die neueste Zeit dauern konnte; daß noch im vorigen Jahrhundert Länder, wie England, Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden an die Seeräuber in Marokko, wo das Piratengewerbe nicht verstaatlicht war, sondern einzelnen Städten oder Gemeinden als Privilegium gegeben wurde, einen Tribut zahlten, der freilich die euphemistische Bezeichnung „Geschenk" führte; daß noch in diesem Jahrhundert algerische und tunesische Korsaren nordeuropäische Handelsschiffe bis weit in den Atlantischen Ocean hinein verfolgen konnten; daß endlich erst vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert dem mit dem Piratenwesen auf das Innigste zusammenhängenden Institut der christlichen Sklaven in den nordafrikanischen Raubstaaten ein Ende bereitet werden konnte.

Drei Jahrhunderte hat dieser Rückgang friedlichen Handelsverkehrs im Mittelmeer gedauert: von der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien bis in unser Jahrhundert. Die Raubstaaten der Barbarei prosperirten gleichwohl in gewissem Sinne während dieser Periode. Der Seeraub und die Kriege im Mittelmeer lieferten ihnen einen Theil der von den italienischen Republiken aufgespeicherten Schätze, und ganz Europa lieferte ihnen das Kriegsmaterial und zahlte ihnen Tribut. Doch die Beute erschöpfte sich und die europäischen Handelsvölker zogen sich mehr und mehr aus dem Mittelmeer zurück. Die Blüthe der italienischen Städterepubliken war dahin, Spanien wurde durch Amerika in Anspruch genommen, und Portugal richtete sein Augenmerk auf die Gestade des indischen Oceans. Das, was noch vom mediterranen Handel geblieben war, kam in die Hände Frankreichs, welches auch schon durch eine Gesellschaft, die später zur Compagnie royale d'Afrique wurde, im 16. Jahrhundert in der Gegend von la Calle den Korallenfang betrieb. In denselben Gewässern hatte die genuesische Familie der Lomellini gegen die Mitte des

16. Jahrhunderts die Insel Tabarka erworben und betrieb durch mehrere Jahrhunderte dort den ergiebigen Korallenfang, bis die Insel wieder von den tunesischen Herrschern in Anspruch genommen wurde. Wie sehr Handel und Wandel zurückgegangen war, trat klar zu Tage, als im Anfange dieses Jahrhunderts den Barbareskenstaaten das Räuberhandwerk definitiv gelegt wurde, und damit auch die Geschenke der europäischen Staaten aufhörten. Friedliche Arbeit, die im Volk keineswegs erloschen war, konnte bei ungeordneter Verwaltung, Intriguantenwirthschaft und Bestechlichkeit der Beamten den prachtliebenden Fürsten und ihren Günstlingen nicht die Mittel zur Befriedigung ihrer Launen gewähren. Es begann nun ein System wirthschaftlicher Verblendung, welches durch Monopolisirung der natürlichen Ausführproducte für die Regierung, d. h. die Fürsten und ihre Creaturen, und durch Belastung des Handels mit immer wachsenden Ein- und Ausfuhrzöllen diese für den Völkerverkehr so günstig gelegenen Länder dem gänzlichen Ruin entgegengeführt hat.

Während dieser Zeit des Handelsrückgangs im Mittelmeer blieb das Interesse der europäischen Handelsvölker trotz der verlockenden Entdeckungen in Amerika immer noch einigermaßen den atlantischen Küstenländern im Nordwesten Afrika's zugewendet. Wenn auch die Portugiesen nach Vasco de Gama's Umseglung des Kaps der guten Hoffnung die von ihnen in Senegambien, an der Goldküste, am Rio-Grande und in der Bucht von Benin begründeten Niederlassungen allmälig vernachlässigten, so blieben ihnen doch noch manche Punkte, und an den übrigen traten andere Völker an ihre Stelle. Am Senegal setzten sich die Franzosen im Beginn des 17. Jahrhunderts fest, und wenn ihnen auch die Ausbreitung des Gebietes schlecht gelang, so haben sie dasselbe doch nie wieder verlassen. Fast zwei Jahrhunderte lang sehen wir privilegirte französische Gesellschaften, mit dem Handelsmonopol daselbst betraut, eine nach der anderen zu Grunde gehen, und seit die große Revolution alles Monopolwesen abgeschafft, und die Regierung selbst die Colonie in die Hand genommen hat, sind bis in die neuste Zeit ebenso wenig günstige Resultate zu verzeichnen gewesen. Ungefähr zu gleicher Zeit ließen sich die Engländer fest am Gambia nieder, um die Goldländer des Innern auszubeuten und mit dem großen Goldmarkt Timbuktu in regelmäßige Verbindung zu treten, kamen jedoch nicht weit mit diesen Versuchen. Die Holländer begannen bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts mit der ihnen eigenen Energie und Emsigkeit als Mitbewerber am Handel dieser Gestade aufzutreten. Mit Gewalt entrissen sie den Portugiesen eine Ansiedlung nach der andern, zwangen dieselben in der Mitte des 17. Jahrhunderts zur Verzichtleistung auf alle ihre Ansprüche in Senegambien und an der Goldküste und legten selbst eine lange Reihe von Niederlassungen an. Um viele Plätze hatten sie mit den Engländern zu kämpfen, und auch da, wo sie ihre befestigten Niederlassungen behaupteten, suchten jene sich in nächster Nähe ebenfalls festzusetzen. Als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich auch noch die Dänen und Brandenburger an der Guineaküste niederließen, war eine bunte Reihe von Kastellen, Faktoreien, Colonieen der verschiedensten Nationen entstanden, die einzeln namhaft zu machen um so überflüssiger erscheinen dürfte, als viele derselben nur ein ephemeres Dasein führten und die meisten den an sie geknüpften Er-

wartungen nicht entsprechen, sondern unergiebig dahinsiechen. Dieser negative Erfolg beruht zwar zunächst auf dem Erlöschen des Sklavenhandels, sodann aber auch auf zwei anderen Gründen: dem den Europäern so überaus gefährlichen Klima, in welchem gelbes Fieber, Dysenterie, Malaria und Leberkrankheiten endemisch sind, und den ungünstigen geographischen Verhältnissen. Die zahlreichen daselbst mündenden Flüsse haben meist einen kurzen, stark gewundenen Verlauf, sind theils wegen Stromschnellen und Katarakten, theils wegen Wassermangels nur kurze Strecken schiffbar, und bei fast allen hindern Barren den Zugang. Die Guineaküste bietet weder sichere Buchten noch gute Häfen, noch bequeme Rheden, und eine starke Brandung macht überall das Landen schwierig. Charakteristisch für einen Theil der Guineaküste — von der Zahnküste bis zur Nigermündung — sind die Lagunen, welche zwar, wenn sie zugänglich sind, die Schiffe vor der Brandung sichern, aber den Küstensaum in hohem Grade ungesund machen.

Als der Sclavenhandel sistirt war, der eine reichere Ausbeute ergab, als der Goldstaub, welcher das erste Lockmittel nach diesen Gegenden gebildet hatte, lieferte bis in das 17. Jahrhundert hinein der Guinea- oder Malaguetta-Pfeffer einen nutzbringenden Handelsartikel. Später kaufte man daselbst Elfenbein, Gummi, Erdnüsse (Arachis), Sesam, Häute, Wachs, Palmöl, Ingwer, Baumwolle, Kautschuk, Indigo, Hölzer, etwas Kaffee und einige minder wichtige Erzeugnisse. Haupthandelsartikel sind Gummi (für die Senegal-Region) und Palmöl, das mit Sierra Leone beginnt und in immer größerer Menge gewonnen wird, je mehr man sich der Nigermündung nähert; die übrigen, mit Ausnahme des Kaffees, der hauptsächlich in Liberia gedeiht, sind mehr oder weniger allen dortigen Küstenländern eigen.

Diese ganze Küste könnte bei ihrer eigenen großen Fruchtbarkeit und den sich bis an den Niger erstreckenden reichen Hinterländern ansehnliche Beiträge zum Export nach Europa liefern, wenn die Eingeborenen emsiger und thatkräftiger und die politischen Verhältnisse günstiger wären. Ein großer Theil des Sudan könnte von ihr aus seine Producte verschiffen, anstatt sie im kostspieligen und langsamen Kameeltransport durch die große Wüste an die Nordküste zu bringen. Besonders Senegambien scheint durch seine Lage bestimmt, den westlichen afrikanischen Mittelmeerländern Concurrenz zu machen, und Oberguinea würde durch die Nähe der centralen Sudanländer (Haussa, Bornu, Bagirmi) sogar in der Lage sein, einen Theil des tripolitanischen Handels an sich zu bringen. Unglücklicher Weise verhindert das Klima die Europäer, dort wirkliche Colonien zu schaffen und die natürlichen Hülfsquellen daselbst nutzbar zu machen und auszubilden, und die Hinterländer stehen in Folge der Feindseligkeit der Eingeborenen, der Zersplitterung und niedrigen Culturstufe der Bevölkerung mit den Küstenländern in nur unzureichender Verbindung.

Die Gegenwart hat für die Verkehrs- und Handelsverhältnisse der nordostafrikanischen Länder keine wesentlichen Veränderungen mit sich gebracht, wie wir bei der folgenden Einzelbesprechung derselben sehen werden.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Entwicklung der modernen Medicin und die Heilbarkeit der Tuberkulose.

Kurz vor der Mitte des November 1890 wurde, nachdem vorher nur wenige hoffnungsvolle Andeutungen laut geworden, die Welt durch die Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Ereignisses überrascht, wie es noch zu keiner Zeit aus der Werkstatt des Forschers herausgetreten ist und eine Erregung aller Gemüther verursacht hat, wie sie mit solcher Macht und Plötzlichkeit noch niemals durch ein friedliches Ereigniß hervorgerufen wurde.

Wodurch Robert Koch mit seiner Entdeckung eines Heilmittels gegen Tuberkulose nicht nur die Fachkreise und die gebildeten Klassen aller Nationen, sondern das Denken der breitesten Volksschichten in allen Culturstaaten unter geradezu fieberhafter Spannung in seinen Bannkreis zwingt, das läßt sich nur verstehen auf Grund der grausamen, aber zahlenmäßig feststehenden Thatsache, daß mehr als ein Siebentel aller Menschen der schrecklichen Krankheit erliegt, und daß sich der dritte Theil der Opfer gerade in dem Lebensalter befindet, das, gemeiniglich in der Vollkraft seiner Leistungen stehend, einen beträchtlichen Factor derjenigen Elemente bildet, welche für den Wohlstand der Nation ausschlaggebend sind. Erfüllt sich auch nur ein Theil aller Hoffnungen, die, nicht durch die Schuld des Entdeckers, in ungezügelter Hast entfesselt sind, dann greift das Ereigniß so tief und segensreich in alle Bedingungen des privaten wie des öffentlichen Lebens ein, daß sich im Einzelnen die Folgen keineswegs im Voraus berechnen lassen. Soviel aber ist gewiß, daß neben der Geistescultur und der Rechtspflege, welche, solange es eine Civilisation nur irgendwo gegeben hat, die Grundlage jeder staatlichen Entwicklung bildeten, die systematische Gesundheitspflege den Platz erringen wird, der bisher nur schüchtern für sie beansprucht wurde, der aber aus nicht minder materiellen Gründen — und solche sind im Kampfe ums Dasein allein erfolgreich — ihr in vollstem Maße gebührt. Das wird sich nicht mit einem Schlage und als das Werk einer einzigen Generation vollziehen, doch der Grund zu diesem außerordentlichen Culturfortschritt wird am Ende des 19. Jahrhunderts gelegt, und es darf jeden Deutschen mit Stolz erfüllen, daß dies zuerst in Deutschland geschieht, als das Resultat deutscher Arbeit und des tiefgehenden werkthätigen Verständnisses, welches die wissenschaftliche Errungenschaft an den höchsten Stellen des Deutschen Reiches und bei der deutschen Reichsregierung gefunden hat.

Zur Zeit, da diese Zeilen niedergeschrieben werden, wenige Wochen nach der Publication von Koch's Entdeckung, und da die Wirkungsweise des seiner Bereitungsart nach unbekannten Heilmittels noch nicht so ausreichend erforscht ist, um das Gebiet, auf dem es vollen Erfolg gewährt, von demjenigen abzugrenzen, wo der Natur der Dinge entsprechend der Erfolg nur ein theilweiser sein kann, zu dieser Zeit ist jede Voraussage verfrüht. Ob die Seuche in absehbarer Zeit ganz ausgerottet oder auf einen unbedeutenden Antheil an der Gesammtsterblichkeit zurückgedrängt werden kann, ob Jahrzehnte oder Generationen zu solcher Entwicklung nöthig sein werden: daß sie schließlich einmal erfolgen wird, darf man schon jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, ebenso wie die daraus resultirende Verlängerung der mittleren Lebensdauer. Welche weiteren Folgen bezüglich der Bekämpfung anderer Infectionskrankheiten die wissenschaftliche Großthat finden wird, das muß hier vorerst unerörtert bleiben; dagegen ist es möglich, eine kurze geschichtliche Uebersicht der glänzenden Entwicklung zu geben, in welcher die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts die Vorbedingungen und Robert Koch seine besondere Disciplin geschaffen und zu dem jetzt noch unübersehbaren Siege geführt hat. Es gibt uns dies zugleich Veranlassung, einen Blick zu thun in eines der vielseitigsten und für das Wohl der Menschheit wichtigsten Gebiete des Mikrokosmos.

Dem Bestreben, jeden Enthusiasmus zurückzuhalten und in objectiver Darstellung dem verwickelten Gegenstande gerecht zu werden, möge der Leser es zugute halten, wenn bei den folgenden gemeinverständlichen Ausführungen eine gewisse Nüchternheit Platz greift, welche vielleicht um so befremdlicher anmuthet, je mehr der interessante Kampf zwischen Thier und Pflanze, dem wir hier nähertreten müssen, mit dem Reiz des Fremdartigen die Phantasie anzuregen geeignet ist.

I.

Wie die neueste und erfolgreichste Entdeckung auf dem umfassenden Gebiet der Heilkunde Koch's Namen unsterblichen Glanz verliehen hat und trotz der Mitarbeit zahlreicher berufener Forscher Koch allein als der anerkannte Führer im Kampfe gegen die belebten Feinde der Menschheit dasteht, so ist dieser erst seit etwa fünfzehn Jahren datirenden Entwicklung eine fast das gesammte Gebiet der wissenschaftlichen Medicin umfassende Arbeit vorausgegangen, welche die Grundlage der modernen wissenschaftlichen Auffassung vom Leben und Erkranken des menschlichen Körpers ausgebildet hat. Dieselbe war gleichfalls das Werk eines Mannes, der Jahrzehnte hindurch in unermüdlicher, zielbewußter Thätigkeit der aus allen neu erworbenen Kenntnissen hervorgehenden Thatsache Geltung verschaffte, daß die Lebensäußerungen des gesunden, wie des kranken Körpers das Resultat von Vorgängen an den kleinsten, den Organismus aufbauenden Elementen, den Zellen, sind. Rudolf Virchow bereicherte mit Hülfe der strengen naturwissenschaftlichen Forschungsmethode nicht nur die Heilwissenschaft, sondern auch die verwandten Naturwissenschaften. Die Zoologie und die Botanik — Krankheiten verschonen weder Thiere noch Pflanzen — schöpften neue Anregungen aus dem durch ihn begründeten medicinischen System. Dasselbe hat den naturwissen-

schaftlichen Disciplinen reichlich zurückgegeben, was von ihnen entlehnt war in Gestalt der inductiven Forschungs-Methode, die, zum Theil wegen der breiteren Möglichkeit des Experimentes, des naturwissenschaftlichen Versuchs, in denselben eine höhere Ausbildung erreicht hatte. Es sind die gefeiertsten Namen der deutschen Medicin, Brücke, du Bois-Reymond, v. Helmholtz, deren Träger als die geistigen Erben des genialen Johannes Müller die exacte Methode in die von ihnen bearbeiteten Zweige der Heilwissenschaft einführten, während Virchow der Reformator der modernen Pathologie, der Lehre von den Krankheiten, ward. Er führte die Umwälzung durch, indem er die noch vielfach herrschende scholastische Ueberlieferung stürzte und die pathologische Anatomie, die Lehre vom Aufbau und der chemischen Zusammensetzung des leidenden Körpers, zum Ausgangspunkte der ärztlichen Forschung machte. Es würde die gezogenen Grenzen weit überschreiten, sollte hier auf die Bedeutung seiner „Cellularpathologie" für den weiteren Fortschritt der medicinischen Wissenschaften im Einzelnen eingegangen werden; nur das muß hervorgehoben werden, daß durch Virchow's Arbeit und Beispiel die Erforschung der Krankheitsursache als das nächste Ziel der ärztlichen Wissenschaft hingestellt wurde, weil, sobald die Ursache eines Uebels bekannt wird, sich in wissenschaftlicher Weise die Mittel zur Abhülfe aufsuchen lassen. Zu dem, die gewöhnliche Leistungsfähigkeit eines Menschen weit überschreitenden Arbeitsfelde Virchow's, dessen Kenntniß er durch eine kaum übersehbare Reihe von grundlegenden Erfahrungen bereicherte, gehört auch eine große Klasse von Leiden, die er unter dem Namen der „Infectionskrankheiten" zusammenfaßte, weil sie alle durch ihre mehr oder weniger hervortretende Ansteckungsfähigkeit sich auszeichnen. Das Gebiet dieser Krankheiten ist es, dem Koch's rastlose Arbeitsthätigkeit zugute kam und auf dem er einen noch vor zwei Jahrzehnten kaum gehofften Fortschritt verwirklichte.

Schon 1840 hatte Jacob Henle, der spätere Göttinger Anatom, die von ihm 1853 in seinem „Handbuch der rationellen Pathologie" näher ausgeführte Ansicht vertreten, daß die durch ein sogenanntes Contagium (Ansteckungsstoff) übertragbaren Krankheiten auf pflanzlichen Schmarotzern beruhten, welche außerordentlich klein sind und im Körper sich entwickeln und vermehren; ohne eine sichere thatsächliche Unterlage, nur gestützt auf wohl überlegte Vermuthungen, kam derselbe zu einer Vorstellung, die in weiterem Umfange, als er überhaupt ahnen konnte, bestätigt werden sollte.

Zuerst hatten Botaniker und Zoologen bei niederen Thieren parasitäre Krankheiten gefunden, welche durch mikroskopische Pflanzen und Thiere hervorgerufen wurden, aber es dauerte sehr lange, bis auch beim Menschen und den höheren Thieren entsprechende Beobachtungen gemacht und richtig gedeutet worden sind. Dies kam zum Theil daher, daß alle kleinsten pflanzlichen Lebewesen solange als etwas Zufälliges angesehen wurden, als ihre Entstehung durch Urzeugung (Entstehung an Stellen, wo keine Keime ihrer Art sich befinden) für möglich galt. Es ist das Verdienst Pasteur's und seiner Schüler, in einwandfreier Weise die Möglichkeit einer solchen widerlegt und damit den Boden geschaffen zu haben für die weiteren Fortschritte, welche aus der Schule Virchow's hervorgingen: Rindfleisch, Waldeyer, v. Recklinghausen, Hüter, Klebs und Orth fanden bei

einer Reihe von Krankheiten kleinste kugelförmige Pflanzenzellen als regelmäßige Bewohner des kranken Körpers. Bis dieselben aber als unbestreitbare Ursachen der Krankheiten durch Koch und seine Schüler nachgewiesen wurden, verging wiederum eine geraume Zeit, und als Koch seine wissenschaftliche Thätigkeit begann, erfreuten sich erst zwei pflanzliche Krankheitserreger des anerkannten Bürgerrechts, die stäbchenförmige mikroskopische Pflanze (Bacterium), welche beim Milzbrand[1]) von Pollender 1855 und Davaine 1863 aufgefunden war, und die spiralige, lebhaft sich bewegende Spirochaete, welche Obermeier während der Anfälle des Rückfallfiebers im Blute der Kranken entdeckte. Obermeier starb an der Cholera, die er sich zuzog, als er 1873 in Virchow's Laboratorium nach dem Ansteckungsstoffe derselben suchte, ebenso wie 1883 Louis Thuillier, das Mitglied der französischen Cholerakommission in Aegypten bei dem gleichen Unternehmen, dessen Gelingen in demselben Jahre, wie alle anderen Entdeckungen Koch's, auf der systematischen und exacten Ausbildung seiner Untersuchungsmethoden beruht.

Hatte Virchow die Kenntniß des erkrankten thierischen und menschlichen Körpers auf eine Höhe gebracht, welche einen tieferen Einblick in die krankhaften Lebensvorgänge gestattete, so setzte Koch's Thätigkeit, wenn man so sagen darf, bei der Gegenpartei ein. Seine erste Aufsehen erregende Arbeit stellte den ursächlichen Zusammenhang der schon erwähnten Milzbrandkrankheit mit dem mikroskopischen Pflänzchen durch genaue Erforschung der Vegetationsvorgänge des letzteren in allen Einzelheiten klar.

Er bediente sich hierbei direct dem Arsenal der Botaniker entnommener Methoden, welche in der ihnen von Koch gegebenen weiteren Ausbildung vorbildlich für die bakteriologische Forschung geworden sind und den Arzt darauf hinwiesen, daß auch er, wie ein geschickter Feldherr, den Feind studiren müsse, um ihn zu schlagen. Durch diese Methoden sind bis jetzt als Krankheitserreger bei höheren und niederen Thieren, einschließlich der Menschen, niedere Pflanzen nachgewiesen worden, welche den Klassen der Schimmelpilze, der Sproßpilze und der Spaltpilze angehören. Die große Mehrzahl aller beim Menschen bekannten parasitären Pflanzen wird der letzten Classe zugerechnet. Sie sind kleine, aus einer einzigen Zelle bestehende Wesen, in deren Aufbau nur verhältnißmäßig wenig Einzelheiten wahrzunehmen sind und die sich alle durch Theilung (Spaltung) vermehren. Nur von einigen Arten kennt man außerdem eine Fortpflanzung durch unter geeigneten Bedingungen auftretende sogenannte Sporen, eine Wuchsform, die, widerstandsfähiger als die gewöhnliche Spaltpilzzelle, im Stande ist, auch ungünstige Verhältnisse zu überdauern und unter besseren Auspicien der Ausgangspunkt neuer Generationen zu werden.

Die mikroskopisch kleinen Zellen des menschlichen Körpers mit ihrem durchsichtigen Aufbau, der meistens in dem größeren Zellkörper noch einen kleineren nach Form und chemischer Zusammensetzung davon trennbaren Zellkern erkennen läßt, sind von hoch entwickelter Structur und ungeheure Riesen im Vergleich mit den meisten kugel- und stäbchenförmigen Spaltpilzen. Bei Elementen, welche sich

[1]) Die Krankheit tritt beim Rindvieh in gewissen Districten epidemisch auf. Sie wird gelegentlich auf den Menschen übertragen und endet fast immer tödtlich.

wie diese Mikroorganismen soweit unterhalb der Grenzen derjenigen Vorstellungen bewegen, welche die Gewohnheit des bürgerlichen Lebens in uns hervorbringt, ist es schwer, dem Laien eine klare Vorstellung ihrer minimalen Größenverhältnisse zu geben. Zu den in ihrem Ausmaße beständigsten Zellen des gesunden menschlichen Körpers gehören die farbigen Zellen des Blutes, gleichzeitig die kleinsten Zellen des Menschen. An sich nur leicht gelblich gefärbt, bringen sie trotzdem durch ihre ungeheure Zahl das intensive Blutroth hervor. Sie haben die Form runder Scheiben, welche so klein sind, daß in einem Kubikmillimeter der Flüssigkeit, in der sie schwimmen, neben einer geringeren Menge anderer, farbloser Elemente ihrer etwa vier bis fünf Millionen gezählt werden. Der Durchmesser eines Blutkörperchens ist also eine ziemlich konstante Größe, und diese wird nur von einem Theil der stäbchenförmigen Schmarotzerpflanzen (Bacillen) des Menschen in der Längsrichtung ein wenig überschritten. Die Dicke der Pflänzchen ist dabei so geringfügig, daß die Stabform stets mehr oder weniger deutlich hervortritt. Die kugeligen Spaltpilze (Mikrokokken) gar sind so klein, daß ihrer mehrere aneinandergereiht erst die Länge einer der eben erwähnten stäbchenförmigen Pflanzen erreichen. Die Gefahr, welche die in den Körper gelangten Spaltpilze bedingen, ist oft das Product von Millionen solcher Einzelwesen und deshalb so groß, weil jedes der einzelnen Individuen da, wo es im Stande ist, seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen, durch fortgesetzte, unter Aufnahme neuen Nahrungsmaterials vorschreitende Theilung eine unter Umständen unabsehbare Nachkommenschaft gleicher Art hervorbringt.

Die Lebensbedürfnisse der kleinen Pflanzen sind sehr verschiedene. Es gibt solche, die fast überall in der Natur ihren Boden und ihr Klima finden, wie solche, welche höchst subtile Nahrung und eine sehr gleichmäßige Temperatur verlangen. Unmöglich ist es, auch nur annähernd auf die wechselnden Ansprüche hier einzugehen, welche die mannigfachen Arten der Spaltpilze erheben. Nur das muß auch hier beachtet werden, daß nicht nur die Form und die Wachsthumseigenthümlichkeiten der Bakterien als Merkmale dienen, um die zahllosen Arten derselben zu trennen, sondern auch die Bedingungen, unter denen sie vorkommen, wie die Producte, welche sie durch ihren Stoffwechsel[1]) erzeugen.

Von vielen Arten niederer Pflanzen kennen wir keine hervorstechende chemische Leistung, aber eine Reihe anderer zeichnet sich beispielsweise durch sehr auffällige Farbstoffproductionen aus; wieder andere leuchten im Dunkeln, und seit Jahrtausenden benutzt der Mensch, zwar ohne sein Wissen, die praktischen Eigenschaften anderer, welche wichtige wirthschaftliche Vorgänge einleiten. Unter den Sproßpilzen sind solche, ohne deren Thätigkeit als Gährungserreger weder Brot noch Bier, noch Wein gerathen kann, und bestimmte Arten von Spaltpilzen, die ihren gefürchtetsten Verwandten in hohem Maße ähneln, bereiten den friedlichen Käse und andere nützliche Nahrungsmittel. Es geschieht dies durch Absonderungen der Pilze, welche die Substanz, in der sie wachsen, in bestimmter Weise zerlegen. So wird auch der Thierkörper nicht von den gefähr-

[1]) Verarbeitung der aufgenommenen Nahrung und Ausscheidung der zur weiteren Vegetation unbrauchbaren Stoffe.

lichen Stoffen verschont, welche die lebenden Schmarotzerpflanzen in ihm absondern. Das wies schon 1874 der geistreiche Copenhagener Pathologe Panum nach. Zudem aber werden auch die mechanischen Störungen, welche das Wachsthum der kleinen Pflanzen mit sich bringt, den Zellen des Körpers gefährlich, obwohl sie hinter den chemischen Schädlichkeiten sehr weit zurückstehen.

Das Mittel, durch welches es möglich ist, den mikroskopisch kleinen Pflänzchen in ihren sämmtlichen Lebensäußerungen nachzugehen, ist die „Reincultur." Schon vor Koch hatten Pasteur, Klebs, Brefeld den Versuch gemacht, Pilze zu züchten durch Cultivirung in Flüssigkeiten, welche die zur Ernährung der Pflänzchen nöthigen Stoffe gelöst enthielten. Die von ihnen angewandten Methoden gewähren indeß keine Garantie gegen Verunreinigung sowohl der Aussaat, wie des späteren Gewächses, und Koch blieb es vorbehalten, durch die systematische Benutzung der von dem Breslauer Botaniker Ferdinand Cohn und seinen Schülern, vorzugsweise von Schröter, zuerst angewandten festen Nährböden die bei so subtilen Arbeiten zu keiner Zeit entbehrliche Controle geschaffen zu haben. Die Botaniker hatten bis dahin nur gekochte Eier, Scheiben von verschiedenen Wurzeln, auch Kartoffeln verwendet, die noch jetzt als Nährböden bei vielen Culturen mit Erfolg benutzt werden, aber erst zu solchen, deren reine Abkunft durch voraufgehende Züchtung auf einem festen und durchsichtigen Nährboden gesichert ist. Zuerst benutzte Koch Gelatinelösungen, welche, mit den zur Erhaltung der Lebensfunctionen unentbehrlichen Salzen und in Wasser löslichem Eiweiß (Pepton) versehen, bei Temperaturen unter 22° C. fest werden. Als sich aber das Bedürfniß geltend machte, gewisse wählerische Schmarotzerpflanzen, den Warmhausgewächsen vergleichbar, in höherer, der menschlichen Körperwärme entsprechender Temperatur zu halten, stellte er aus der Blutflüssigkeit der Hausthiere, die, von den rothen Blutzellen und dem leicht gerinnenden Faserstoff befreit, bloß schwach geblich gefärbt erscheint und bei einer Temperatur von etwa 68° zu einer gallertartigen Masse erstarrt, einen festen, durchsichtigen Nährboden her, ebenso aus dem den Hausfrauen wohl bekannten Agar-Agar[1]). Die letztere Substanz mit den üblichen Beigaben von Eiweiß und Salzen und einem sehr wirksamen Zusatz von Glycerin (durch die Franzosen Nocard und Roux eingeführt) gibt ein Substrat, das auch den verwöhntesten „Mikrobien" genügt. In welcher Weise die Reincultur auf diesen festen, durchsichtigen Nährböden vor sich geht, kann hier nicht ausgeführt werden. Es gehört ein sorgfältiges Studium dazu, um mit ihnen zu arbeiten, und eine nicht unbeträchtliche Erfahrung ist nöthig, um trotz der relativen Einfachheit und der Vortheile, die sie vor den flüssigen Nährlösungen bieten, nicht in die vielen Fehlerquellen zu verfallen, welche alle Arbeiten mit den in Frage stehenden niederen Pflanzen bedrohen[2]).

[1]) Eine Pflanzengallerte, die aus einer in den ostasiatischen Gewässern heimischen Art Seetang gewonnen wird.

[2]) Wie viele Irrthümer einem einzelnen Forscher auf diesem Gebiete möglich sind, hat z. B. der Jenenser Botaniker Hallier gezeigt, der im Laufe der siebziger Jahre nacheinander die pflanzlichen Krankheitserreger der verschiedensten, zum Theil noch jetzt nicht aufgeklärten Infectionskrankheiten entdeckte. Nicht einer seiner Funde ist in der Folgezeit bestätigt worden.

Einer großen Reihe eifriger Forscher ist es denn auch gelungen, bei einer ganzen Anzahl menschlicher Krankheiten, sowie bei Thierkrankheiten die Pflänzchen zu ermitteln, von deren Anwesenheit im Körper der Ausbruch der Krankheit abhängt. Allen voran an Erfolgen steht der Erfinder der Methode, Koch, dessen Studien über sogenannte „Wundinfectionskrankheiten" bei verschiedenen Thieren einen dreifachen bahnbrechenden Fortschritt herbeiführten. Koch stellte fest, daß die verschiedenen Arten von Schmarotzerpflanzen sich den verschiedenen Thierspecies gegenüber nicht in gleicher Weise verhalten; sowohl, daß bei bestimmten Thieren ganz bestimmte Parasiten vorkommen, während andere in ihnen keinen Boden finden, wie auch, daß die Folgen der pflanzlichen Einwanderung bei den einzelnen Thierarten verschieden sind. Ferner verlangte er für die einwandfreie Feststellung des Causalnexus zwischen den Parasiten und der Krankheitsursache, daß 1) die Parasiten durch eine so lange Reihe von Generationen bei fortgesetzter Uebertragung auf einen frischen Nährboden gezüchtet würden, bis mit Sicherheit anzunehmen sei, daß in der letzten Cultur keine Individuen der ersten Aussaat (dem kranken Thierkörper entnommen) mehr vorhanden seien, sondern nur Nachkommen derselben; dann muß 2) eine Uebertragung von Theilen einer solchen Reincultur auf Exemplare einer geeigneten Thierspecies an denselben die gleiche Krankheit hervorrufen, und 3) in den so inficirten Thieren dieselbe Pflanzenart nicht nur durch das Mikroskop, sondern auch wiederum durch das Culturverfahren nachgewiesen werden. Die erwähnte Arbeit über die Wundinfectionskrankheiten ist auch dadurch bahnbrechend geworden, daß Koch in die medicinische mikroskopische Technik verbesserte optische Instrumente einführte, die sogenannten Oelimmersionen und den Abbe'schen Beleuchtungsapparat.

Es waren schon seit länger als zwei Jahrzehnten die geringen Unterschiede im Lichtbrechungsvermögen der mikroskopischen Bestandtheile von Pflanzen und Thieren, ihre etwaigen Abweichungen, sowie ihr Verhalten gegen gewisse chemische Reagentien nicht mehr die einzigen Wahrnehmungen, welche man an ihnen mittelst des Mikroskops machte, sondern ihre chemische Verwandtschaft zu verschiedenen Farbstoffen war benutzt worden, um auch einzelne Theile durch eine kräftige Färbung auszuzeichnen. Die erste zu diesem Zwecke verwandte Substanz, der Karmin, wurde 1854 von dem noch jetzt in Erlangen lebenden Anatomen Gerlach in die medicinische Forschung eingeführt, nachdem die Botaniker Göppert und Cohn bei botanischen Untersuchungen und der Zoolog Hartig († 1885 in Utrecht) zur Färbung thierischer Gewebe von ihr zuerst Gebrauch gemacht hatten. Der Farbstoff des Campecheholzes war später von Waldeyer (1863) in gleicher Weise verwandt worden, und nach der gewaltigen Umwälzung, welche die Anilinfarbenbereitung in der gewerblichen Färbetechnik herbeiführte, war es vorzugsweise Weigert, der in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die neuen Farben zur isolirten Darstellung der Bakterien heranzog. Koch erkannte die Vorzüge, welche die Combination einer elektiven Färbung mit der Benutzung der homogenen Immersionslinsen und des vollen Lichtkegels für die Auffindung der Bakterien im Körper darbot, und seit 1878 sind diese Hülfsmittel unentbehrlich für Jeden, der bakteriologische Arbeiten auszuführen unternimmt. Es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, das große Verdienst anzuerkennen, welches sich durch fortgesetzte

Verbesserungen am Mikroskop, deren geistiger Urheber der Jenenser Physiker Abbe ist, die Firma Zeiß in Jena erworben hat, ohne deren vortreffliche vielfach nachgeahmte Instrumente mancher der von Koch und Anderen errungenen Erfolge unmöglich gewesen wäre.

II.

Was Koch seit seiner Anstellung im Kaiserlichen Gesundheitsamt, was er als Leiter der Choleracommission 1883 in Aegypten und Indien geleistet, ist so bekannt, daß es hier nicht wiederholt zu werden braucht. Leider müssen wir es uns auch versagen, auf die mit seinen Methoden, zu einem großen Theil von seinen Schülern erreichten, Fortschritte einzugehen, welche nicht nur die Auffindung bis dahin unbekannter Krankheitserreger betreffen, sondern welche fast die ganze Biologie der niederen Pflanzen umfassen und noch auf eine Reihe von Jahren hinaus eine Fülle von Arbeit bieten für die Hunderte, welche dem neuen Zweige der Forschung fortgesetzt zuströmen. Unter den Bestrebungen, welchen Koch's Methoden eine geordnete und zweckmäßige Ausführung gesichert haben, steht eine Richtung obenan, welche die Resultate der bakteriologischen Forschung direct in den Dienst der Heilkunde stellt und Schutz vor, bezw. Heilung von, Krankheiten zu erzielen sucht. Diese Untersuchungen knüpfen an die größte Errungenschaft der Medicin des achtzehnten Jahrhunderts, an Jenner's Kuhpockenimpfung, an. Schon lange vor Jenner war es bekannt, daß das Ueberstehen der Pocken, welche damals die größten Verheerungen anrichteten, das Individuum für die weitere Lebenszeit vor neuer Erkrankung an denselben schützte, und dies hatte in Indien, China und anderen Ländern des Orients schon frühzeitig zu dem Gebrauche geführt, durch Einimpfung echter Pocken (Variolation), welche unter bestimmten Verhältnissen relativ leicht verliefen, einen Impfschutz herzustellen, der sich sicher bewährte. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts in England eingeführt, verbreitete sich die Sitte Angesichts der drohenden Gefahr umsomehr, als durchschnittlich auf dreihundert Geimpfte nur einer an den Folgen der Impfung starb. Die vielen Uebelstände aber und die weitere Ausbreitung der Krankheit durch Ansteckung Ungeimpfter, welche das Verfahren mit sich brachte, führte schnell zu seiner Verdrängung, als Jenner's Entdeckung sich Geltung verschaffte.

Landleute hatten die Erfahrung gemacht, daß ein am Euter der Kühe nach Ansteckung mit Pockengift entstandener Ausschlag nicht selten auf die Hände der Melkenden überging und trotz der lästigen Störungen, die er gerade an den Händen hervorbrachte, das Gute hatte, die von ihm Betroffenen vor den Menschenpocken zu schützen. Auf Grund dieser Beobachtung ging Jenner 1796 systematisch mit Einimpfung von Kuhpocken (Vaccination) vor, und heute ist die ehedem so gefürchtete Krankheit in verhältnißmäßig enge Grenzen zurückgedrängt. Der unermeßliche Segen, den dieses Verfahren im Gefolge hatte, ließ den Gedanken, durch Einimpfung schwächerer Krankheitsgifte Schutz oder Heilung von schädlichen Leiden zu erzielen, in der Folgezeit in verschiedenen Versuchen Gestalt gewinnen. Unter diesen ist der bedeutendste das von Auzias-Turenne († in Paris 1870) in den vierziger Jahren vorgeschlagene Verfahren zur Bekämpfung einer weit verbreiteten Lustseuche, das in Sperino (in Turin) und Boek (in

Christiania) eifrige Verfechter fand und erst Ausgang der fünfziger Jahre in Deutschland durch den Berliner Kliniker von Bärensprung wieder beseitigt wurde, weil es nachweisbar unheilbringend gewesen ist. Mit mehr Glück hatte Pieringer 1848 eine als „Pannus" bezeichnete Augenkrankheit, bei der durch Bildung einer undurchsichtigen Membran auf der Hornhaut das Sehvermögen in hohem Grade gefährdet ist, dadurch behandelt, daß er mittels Einimpfung einer gewissen Art Eiters in die Augenbindehaut eine Eiterung hervorrief, die sich als heilsam erwies. Allein das Verfahren bot immerhin große Gefahren für die Sehkraft, wenn es nicht gelang, der neuen Krankheit Einhalt zu gebieten, und es ist definitiv verlassen worden, nachdem eine wirksame Arzneibehandlung gefunden war.

Eine neue Aera für die Bekämpfung der Infectionskrankheiten brach erst mit dem Aufschwung der bakteriologischen Forschung durch Koch's Methoden an, und es sind wesentliche Erfolge erzielt worden, nachdem durch die Ausbildung der Desinfectionsverfahren, d. h. der Vernichtung von Krankheitskeimen außerhalb des lebenden Körpers, weitgehende prophylaktische Maßnahmen gesichert waren. Bis dahin bestand zwar ein in seinen Grundzügen vortreffliches und in seinen Wirkungen durchaus erfolgreiches Seuchengesetz in Preußen und dem Reiche, allein es beruhten die dort gebotenen Desinfectionsmaßregeln auf empirischen Grundsätzen, was in mancher Beziehung Uebelstände für die Praxis mit sich brachte. Ebenso war dies bei Lister's antiseptischer Wundbehandlung der Fall, die, schon in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, von ihrem genialen Schöpfer praktisch durchgeführt, der Wissenschaft bezüglich der Abwehr der Wundinfectionskrankheiten weit voraneilte. Eine dritte im höchsten Maße nützliche Einrichtung war die organisirte Fleischschau, welche zum Theil auf Grund des durch Leukart, Zencker und vor Allem Virchow erkannten Wesens der Trichinenkrankheit in weitem Umfange eingeführt wurde. Die neuen bakteriologischen Methoden führten aber bald dazu, auch die Ertödtung, bezw. Ausrottung der in den thierischen und menschlichen Körper eingedrungenen pflanzlichen Parasiten zu erstreben.

Es sind wesentlich drei verschiedene Gesichtspunkte, aus denen diese Versuche unternommen wurden. Zuerst hatte 1880 Buchner an Milzbrandbacillen nachgewiesen, daß Bakterien bei fortgesetzter Uebertragung auf neue Nährböden ihre Fähigkeit, Krankheit zu erregen, einbüßen, und auf Grund darwinistischer Anschauungen gewann derselbe die allerdings irrige Vorstellung, daß eine andere Art, die harmlosen Heubacillen, aus den gefährlichen Schmarotzern entstanden sei. Pasteur, der gleichzeitig mit den Mikrobien der Hühnercholera Abschwächungsversuche, übrigens gleichfalls unter Beibehaltung seiner alten Methoden, anstellte, erreichte zuerst durch Einbringung von in anderer Weise abgeschwächten lebenden Pilzculturen wirksamen Impfschutz gegen diese Krankheit, und auf seinen Vorgang sind die zahlreichen Versuche zurückzuführen, welche seitdem von verschiedenen Seiten angestellt wurden, nicht nur, um Schutz vor den Krankheiten zu finden, sondern auch eine ganze Reihe „bakteriotherapeutischer" Versuche, welche ausgebrochene Krankheiten durch Einverleibung lebender Reinculturen zu heilen bezweckten. Wiederum war es Pasteur, der durch abgeschwächte Milzbrandculturen sonst empfängliche Thiere immun, d. h. für die natürliche Infection unempfäng-

lich machte. Wir müssen die vielen auch von anderen anerkannten Forschern in dieser Richtung gemachten Versuche hier übergehen und kommen zu der zweiten Classe von Versuchen, zu denjenigen, welche zur Immunisirung keine lebenden Pilzculturen, sondern die Stoffwechselproducte derselben verwandten. Die Ersten, denen auf diese Weise Impfschutz gelang, waren 1886 die Amerikaner Salmon und Smith und zwar bei der Hog-Cholera, einer Schweine- und Geflügelkrankheit, durch welches Verfahren sie einen neuen Fortschritt der Präventivimpfungen inaugurirten. Wie weit Pasteur's berühmte, immerhin in ihren Erfolgen nicht ganz einwandsfreien Hundswuthimpfungen und die, wesentlich durch Zeitungsberichte bekannt gewordenen, wahrscheinlich höchst bedenklichen Choleraimpfungen Ferran's den vorliegenden Bestrebungen oder denjenigen der folgenden Classe zuzurechnen sind, kann hier nicht erörtert werden. Einen besonderen wichtigen Fortschritt stellt aber die chemische Arbeit Brieger's dar, welcher, nach dem Vorgange Nencki's, von den Leichengiften (Ptomoïne) ausgehend, dazu kam, bestimmte, den pflanzlichen Alkaloïden nahestehende thierische Stoffe auch aus den Stoffwechselproducten rein cultivirter Pilze zu isoliren. Seine mehrfachen Publicationen lassen noch keinen Abschluß dieser aussichtsreichen Unternehmungen absehen. Sie haben aber mehr als alle anderen die Aufmerksamkeit der Forscher auf gewisse schon in kleinen Gaben außerordentlich wirksame Erzeugnisse der Bakterien gelenkt.

Erst in den letzten beiden Jahren und von verhältnißmäßig wenig Autoren betrieben, ist dann eine Reihe von Untersuchungen zur Geltung gekommen, die an gewisse im Volk verbreitete Vorstellungen über die Giftigkeit des Blutes mancher Thierclassen anknüpfte. Besonders die Aale erfreuen sich einer, auch durch wissenschaftliche Experimente bestätigten, sehr gefährlichen Giftwirkung, welche ihre Blutflüssigkeit auf andere Thiere ausübt. Durch Arbeiten in dem Flügge'schen Laboratorium ist zuerst von Nuttal, dann von Petruschky die Bakterien-vernichtende Wirkung des Blutserums[1]) verschiedener Thierclassen ermittelt und von Behring im Berliner Hygienischen Institut systematisch erforscht worden. Die Versuche haben eine ganz außerordentliche Fähigkeit des Körpers ergeben, sich gegen schädliche Einflüsse gewisser, bei den verschiedenen Thierclassen wechselnder Bakterienarten zu schützen. Dadurch wurde eine andere, zeitweise einer gewissen Beliebtheit sich erfreuende Vorstellung zurückgedrängt. Schon im Anfang der achtziger Jahre hatte Metschnikoff, ein hervorragender russischer Forscher, durch Beobachtungen und Experimente festgestellt, daß bestimmte Zellen des lebenden Thierkörpers, welche, was schon seit Jahren bekannt war, feinste körperliche Bestandtheile verschiedener Art in sich aufnehmen, so auch befähigt sind, Bakterien sich einzuverleiben, ohne daran zu Grunde zu gehen. Metschnikoff war der Ansicht, daß diese Bakterien von den Zellen gefressen und dementsprechend verdaut und zerstört werden. Schon vor den oben erwähnten Arbeiten war aus verschiedenen Gründen diese Lehre von der „Phagocytose" von den meisten Mikroskopikern Deutschlands bekämpft worden, da sie keine Erklärung für das massenhafte Zugrundegehen der in den Körper eingedrungenen Pilze bot,

[1]) Die bei der Gerinnung des aus dem Körper entnommenen Blutes sich ausscheidende klare Flüssigkeit.

es vielmehr schien, als wenn bereits abgestorbene Parasiten unter gewissen Bedingungen von den Zellen aufgenommen und beseitigt würden. Die Bakterientödtende Wirkung, welche nicht bloß dem Blut, sondern auch den anderen Körpersäften zukommt, erklärt in bei Weitem verständlicherer Weise die bei der spontanen Heilung mancher Pilzkrankheiten eintretenden Vorgänge[1]).

III.

Welchem von den eben erörterten Wegen Koch's Heilmittel in seiner Wirkung nahesteht, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit sagen; doch ist es wahrscheinlich, daß es von den Stoffwechselproducten der Tuberkelbacillen Gebrauch macht. Es macht die Meerschweinchen, deren Tuberkulose es geheilt hat, für die Folge gegen dieselbe Krankheit immun. In der besondern Art und Weise seiner Wirkung hat es aber nicht seinesgleichen unter allen seinen Vorläufern. Es bekämpft die chronische Krankheit, gegen welche es angewandt wird, mit denselben Mitteln, welche dem Vordringen der Tuberkelbacillen im menschlichen Körper vielfach ein Ziel setzen, und knüpft somit an den natürlichen Heilungsvorgang an. Wenn eine Differenz zwischen den nach Koch's Angaben nicht zweifelhaften vollständigen Heilungen der damit behandelten Meerschweinchen und den bis jetzt bei tuberkulösen Menschen erzielten Resultaten besteht, so liegt dies zum Theil an der größeren Fähigkeit des Meerschweinchens, nicht nur im Verhältniß zum Körpergewicht, sondern sogar absolut viel größere Gaben des Heilmittels zu vertragen, als es dem Menschen möglich ist. Koch hat selbst betont, wie unstatthaft es ist, an Thierversuchen gewonnene Resultate ohne genaue Controle auf den Menschen zu übertragen. Dann aber liegt es auch an dem ganz verschiedenen Ablauf, den die künstlich auf das Meerschweinchen übertragene Tuberkulose nimmt im Gegensatze zu den außerordentlich verschiedenen Formen der Krankheit beim Menschen.

Daß die Tuberkulose infectiös ist, weiß man noch gar nicht so lange. Nachdem 1865 durch Villemin die ansteckende Natur derselben durch Thierimpfungen bewiesen war, wurde sie wiederum bestritten, weil die Producte der Thierversuche sich außerordentlich von denjenigen unterscheiden, welche im menschlichen Körper durch das Eindringen der 1882 von Koch entdeckten Bacillen hervorgebracht werden. Wie alle Krankheitserreger aus dem Pflanzenreich, so rufen auch die Tuberkelbacillen einen socialen Kampf hervor, indem auf der Gegenseite die Zellen des thierischen Organismus stehen. Dem feindlichen Ansturm gegenüber gerathen die Zellen in einen Zustand der Mehrleistung, der bis zur massenhaften Reproduction neuer, gleichartiger Elemente sich steigern kann. Diese Neubildungen können dann eine mehr oder weniger dauerhafte Schutzwehr gegen die weitere Ausbreitung des Feindes darbieten. Aber wie im Körper unendliche Scharen der feindlichen Eindringlinge, so erliegen oft auch ganze Complexe von Zellen

[1]) Während der Drucklegung dieses Aufsatzes haben Behring und Kitasato eine vorläufige Mittheilung veröffentlicht über eine durch systematische Versuche erzielte Immunität von Mäusen gegen Diphtherie und Wundstarrkrampf, während das Blut und andere Säfte der immunen Mäuse im Stande sind, die ausgebrochene Krankheit zu heilen; in der That ein glänzender, wahrscheinlich auch für die menschliche Pathologie höchst bedeutsamer Erfolg.

mit der dazu gehörigen Zwischensubstanz den Giftwirkungen des belebten Contagiums, und nicht unbeträchtliche Theile der Körpergewebe können auf diese Weise absterben. Die todten Theile bilden wiederum einen Anreiz zu neuer Zellthätigkeit, die zuerst die in dem Gebiete enthaltenen Bacillen boycottirt, dann das abgestorbene Körperstück zu sequestriren strebt. Die räumlichen Bedingungen, wie sie in dem complicirten Aufbau des Körpers gegeben sind, welche entweder den abgestorbenen Theil an seiner Stelle festhalten oder seine Entfernung in irgend einer Weise ermöglichen, verwickeln in hohem Maße die Bilder, die von vornherein schon verschieden sind nicht nur nach der Stelle, in welcher der Kampf vor sich geht, sondern sogar nach dem Wege, auf dem die Bacillen an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangen[1]). Bei der menschlichen Tuberkulose sind die Heilungsvorgänge, welche der Organismus stellenweise erzielt, vielfach recht augenfällige; aber wie die menschlichen Zellen verhältnißmäßig erfolgreich sich dem im Vergleich mit Anderem langsam wachsenden Bacillus gegenüber zur Wehr setzen, so hat der Tuberkelbacillus sich wiederum in so hohem Maße den im Thierkörper gegebenen Bedingungen angepaßt — er vermag nicht einmal mehr außerhalb desselben überhaupt zu existiren — daß es ungemein schwer ist, ihn aus einem einmal inficirten Körper auszurotten, sei es durch die Zellenthätigkeit allein, sei es durch die zur Unterstützung derselben erfolgenden ärztlichen Eingriffe. Deshalb waren es auch bisher nur Fälle von räumlich begrenzter Hauttuberkulose und meistentheils mit den Gelenken zusammenhängende Erkrankungen, in welchen die ärztliche Kunst fast vollständige Heilung erzielte; während bei der Lungenschwindsucht, der Eingangs in ihrer Ausbreitung charakterisirten fürchterlichen Geißel der Menschheit, sehr viel schwerer, in Summa in äußerst seltenen Fällen, eine, wenn auch unter günstigen Bedingungen nicht unbedeutende Besserung erreicht wurde. Koch's Heilmittel bringt das Gewebe, welches unter der Einwirkung des bacillären Feindes steht, zum Absterben, so daß dann die heilenden Factoren des Organismus in Thätigkeit treten können, wie beim natürlichen Ablauf der Krankheit. Jedoch mit dem Unterschied, daß aus dem in weiterer Ausdehnung abgestorbenen Gewebe heraus nicht so leicht eine weitere Verbreitung der Parasiten erfolgt, wie aus dem inficirten lebenden; es wird daher auch bei allen denjenigen Fällen, welche mit den bisherigen Hülfsmitteln leichter zu bekämpfen waren, eine volle Heilung eher zu ermöglichen sein, als bei der Lungenschwindsucht und ihren Folgekrankheiten. Nach den vorliegenden Erfahrungen werden

[1]) Wir haben die interessante Frage, wie die parasitären Pflanzen in den menschlichen Körper eindringen, bisher nicht berührt, da ihre Behandlung zu sehr zu Einzelheiten führen müßte. Es soll daher hier nur angeführt werden, daß, wie die anderen den Menschen heimsuchenden Schmarotzer, so auch die Tuberkelbacillen, mit der Luft, die wir einathmen, und mit den Nahrungsmitteln, die wir zu uns nehmen, sowie durch zufällige, oft minimale Verletzungen, heimtückisch sich einschleichen. Wo günstige, noch vielfach unbekannte Bedingungen ihre Ansiedelung und Vermehrung gestatten — glücklicher Weise ist das nicht unter allen Verhältnissen der Fall — fassen sie festen Fuß und verbreiten sich im Körper, theils durch ihnen eigene Wachsthumsvorgänge, theils durch die im Körper vor sich gehenden Säfteströmungen, auf den letzteren dienenden Bahnen. Von der unter gewissen Wachsthumsbedingungen beobachteten Eigenbewegung mittelst besonderer Organe (Geißeln) scheinen nur wenige der so ausgestatteten Pflanzen im Thierkörper Gebrauch zu machen.

aber frischere, weniger ausgebreitete Erkrankungen der Art immerhin erheblich gebessert werden. Zu der frühzeitigen Erkennung des Leidens bietet nun das Mittel selbst die Hand, und es wird schließlich auch da, wo es nicht radikal helfen kann, abgesehen von einer großen Zahl ganz aussichtsloser Fälle, in hohem Maße bessernd wirken. Die Möglichkeit, durch das Mittel selbst schwer erkennbare Erkrankungen deutlich zu machen, bietet nicht nur für die Heilung des menschlichen Leidens, sondern auch für die analoge Thierkrankheit sehr hoffnungsreiche Ausblicke. Eine nicht zu unterschätzende Quelle für die menschliche Tuberkulose bildet diejenige des Rindviehs, und diese wird sicher, sobald die ausreichende Quantität des Heilmittels vorhanden ist, in verhältnißmäßig kurzer Frist ausgerottet werden, weil die Schwierigkeit der Erkennung, welche es früher mit sich brachte, daß schwerkranke Thiere ihre Stallgenossen anstecken konnten und so die Seuche verbreiteten, nunmehr vollständig wegfällt; sobald ein verdächtiges Thier die Koch'sche Reaction zeigt, wird es getödtet und die Ansteckungsgefahr ist beseitigt. Beim Rindvieh wird die Tuberkulose sicherlich viel früher aussterben, als beim Menschen, wenn bei diesem durch das vorliegende Mittel eine vollständige Ausrottung der Lungenschwindsucht überhaupt zu erreichen ist.

Erst in der Zeit, wo es keine veralteten Fälle von Lungensucht mehr geben wird, kann sich die Wirkung des neuen Heilmittels, falls nicht ein wirksameres gefunden wird, was für die Schwindsucht übrigens nicht so wahrscheinlich ist, ganz entfalten und auch in den statistischen Erhebungen, welche die Verlängerung der Lebensdauer betreffen, zu Tage treten. Bis dahin aber können wir hoffen, daß es gelingen wird, auch andere pflanzliche Parasiten mit ihren eignen Producten zu bekämpfen, und daß der gewaltige Fortschritt, welcher der Heilkunde durch Koch's Heilmittel gegen Tuberkulose zu Theil geworden ist, noch zu weiteren wichtigen Funden geführt haben wird. Aber nicht nur diese werden noch viel friedliche, wie bisher internationale Arbeit erfordern, sondern auch die zweckmäßige Anwendung des Tuberkuloseheilmittels muß noch nach allen Richtungen studirt werden. Es ist deshalb nicht als ein Ausfluß tadelnswerther Engherzigkeit, wie es von verschiedenen Seiten aufgefaßt wurde, sondern als die besonnene Zurückhaltung des Entdeckers anzusehen, wenn zunächst nur wenigen berufenen Stellen, vorzugsweise geeigneten Heilanstalten, das Mittel übergeben wird. Es würde bei der in den Einzelheiten noch unbekannten Wirkung desselben und dem erklärlichen außerordentlichen Zudrang der Kranken leicht das größte Unheil entstehen können. Gerade das persönliche Verhalten Koch's, der trotz der unvergleichlichen Erfolge in philosophischer Bescheidenheit verharrt, erweckt die größte Bewunderung und wird den Wohlthäter der Menschheit eher zu einer allen dankbaren Zeitgenossen sympathischen, als zu einer populären Erscheinung machen.

Der Welfenschatz.

Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg. Beschrieben von Professor Dr. W. A. Neumann. Wien.

Das Wort Welfenschatz hat für uns in Deutschland keinen sympathischen Klang; wir haben heute von einer sehr achtungswerthen Publication zu berichten, welche diesen unbequemen Namen vermeidet, aber wir können ihn doch nicht umgehen, sobald wir ein bekanntes Object mit seinem bekannten Namen bezeichnen wollen.

Der Schatz, um den es sich handelt, unterlag ebenso wie der Welfenfonds und andere Besitztitel dem Abkommen, welches 1867 zwischen Preußen und der ehemaligen hannoverschen Königsfamilie getroffen wurde. Der Schatz war 1867 noch wenig bekannt, erst als er nach Wien, dem damaligen Wohnsitze des Königs Georg, ausgehändigt war, und von dem Besitzer in liberalster Weise dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie zur langjährigen Ausstellung überlassen wurde, lernte man würdigen, ein wie wichtiger Bestandtheil niederdeutschen Kunstbesitzes nunmehr seiner Ursprungsstätte entzogen und allen Zufälligkeiten eines durchaus privaten Besitzes ausgesetzt war.

Diesen unbehaglichen Empfindungen gegenüber müssen wir es um so dankbarer begrüßen, daß der jetzige Eigenthümer des Schatzes, der Herzog von Cumberland, das nobile officium eines solchen Besitzes in vollem Maße anerkannt und demselben eine so vorzügliche Publication hat zu Theil werden lassen, daß sie fast alle wissenschaftlichen und künstlerischen Forderungen befriedigt und den Schatz hiermit zu einem wirklichen Gemeingut der Alterthumswissenschaft macht. Das in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattete Werk mit 144 Abbildungen bildet einen sehr stattlichen Folianten, der nur in einer mäßigen Anzahl von Exemplaren abgedruckt und zum erheblichen Theil wissenschaftlichen Instituten zum Geschenk gemacht worden ist. Auch das Berliner Kunstgewerbe-Museum hat ein Exemplar erhalten, welches in der Bibliothek eingesehen werden kann. Daß der Publication ein politisch tendenziöser Charakter durchaus fern gehalten werden sollte, dafür bürgt schon der Umstand, daß der Director des Wiener Museums, Jacob von Falke, den Auftrag erhielt und übernahm, die Einleitung zu schreiben. Der archäologische und historische Text fußt auf Vorarbeiten des Professor Haas, ist aber in den wichtigsten Theilen die sehr verdienstliche Arbeit des Professor Neumann, Mitglied des Cistercienserordens. Der Schatz umfaßt nicht weniger als 82 Stücke, die sämmtlich der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters angehören und bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreichen. Mit dem Welfenhause als einer weltlichen Macht steht er nur in losem Zusammenhange; er ist in seinem ganzen Umfange der alte Kirchenschatz des Domes von Braunschweig und ist erst im Jahre 1671 in den Besitz eines welfischen Fürsten gelangt.

Der dem heiligen Blasius geweihte Dom zu Braunschweig ist eines der ehrwürdigsten kirchlichen Denkmale in deutschen Landen. Der jetzige Bau ist eine

Schöpfung Heinrich des Löwen, dessen Grabmal er überwölbt, die gewaltige Schönheit der Architektur und der alle Theile überspinnenden Bemalung ist durch die umfassenden Restaurationsarbeiten des letzten Jahrzehnts zur vollen Wirkung gelangt. Aber noch älter als der jetzige Bau ist der Reliquienschatz, dessen frühestes Stück bereits zum Andenken des 1038 gestorbenen Herzogs Liudolf von Braunschweig von seiner Gattin Gertrud gestiftet ist. In diese Kirche des Hauses Braunschweig, wo auch vor wenigen Jahren der letzte Sprosse zur Ruhe gebettet wurde, stifteten die Glieder des Herrscherhauses in steter Folge fromme Gaben. Hier häuften sich zu stattlicher Fülle Reliquienbehälter und Altargeräthe jeder Art, und so eng war die historische Erinnerung mit diesem kirchlichen Gute verknüpft, daß auch die Reformation die Stücke in ehrfürchtiger Schonung treu bewahrte. Ein Einbruchsdiebstahl hat im Jahre 1574 eine Lücke gerissen; schlimmer noch waren die Einbußen, welche Mitglieder des Herrscherhauses durch gelegentliche Entnahmen herbeiführten. Aber der Hauptstamm, und gerade die ältesten und wichtigsten Stücke, blieben beisammen; selbst die alten Kirchengewänder wurden aufbewahrt, und in den Reliquienkästen waren sogar trotz des Kampfes der protestantischen Kirche gegen den Reliquiencultus die heiligen Gebeine mit allen ihren Zuthaten unangetastet geblieben. Erst in den Nöthen des dreißigjährigen Krieges dachte man gelegentlich an einen Verkauf. Die Zweifel über die Berechtigung zu einem solchen Vorgehen wurden sehr kurzer Hand erledigt, als bei einem Aufstande der Stadt Braunschweig von dem regierenden Herzog Rudolf August die hannöverschen Vettern zu Hülfe gerufen wurden, und einer derselben, Johann Friedrich, welcher 1651 katholisch geworden war, diesen Schatz, eben um der Reliquien willen, mit einer nicht abzuweisenden Bestimmtheit als Kriegsentschädigung für sich begehrte. Der Herzog von Braunschweig mußte nachher noch die Kirche entschädigen, allerdings nur mit 5000 Thalern in Höhe des Metallwerthes. Das Einzige, was der Dom von St. Blasius sich erhalten hatte, waren einige gewissermaßen persönliche Andenken an den Stifter, sein Horn, sein Arm und Aehnliches.

So wanderte denn der Kirchenschatz von Braunschweig in die Hofkirche von Hannover und wurde auch nach dem 1679 erfolgten Tode des katholischen Herzogs von seinen protestantischen Nachfolgern als zum Kronfideicommiß gehörig in der nunmehr wieder protestantischen Hofkirche aufbewahrt und sorgsam behütet. Im Jahre 1803 flüchtete er mit anderem Krongut nach England, kam 1815 zurück, dann aber in das Archiv, wo er schwer zugänglich war.

Im Jahre 1861 wurde das Welfenmuseum begründet, welches bei nur etwas längerer Entwicklung eines der wichtigsten Kunstinstitute Norddeutschlands hätte werden können. Zu der Bildung eines solchen Landesmuseums bedarf es des guten Willens und der Opferbereitschaft aller kirchlichen und weltlichen Corporationen, welche sich noch im Besitze aller Kunstdenkmäler befinden. Die bald folgenden Ereignisse brachten in die flott begonnene Sammelthätigkeit einen noch nicht wieder überwundenen Einschnitt, ja sie entzogen dem neuen Museum seinen eigentlichen Grundstock, eben jenen damals als „Welfenschatz“ bezeichneten Schatz, der 1862 dahin übergeführt und der wissenschaftlichen Welt noch kaum bekannt geworden war.

Die bald darauf erfolgte vieljährige Ausstellung in Wien hat dem Schatze allerdings eine Weltbekanntschaft gesichert, welche er in Hannover nicht in gleicher Schnelligkeit errungen hätte, aber immerhin bleibt es schmerzlich, daß dieser Schatz von dem eigentlichen Boden seines Wachsthums losgerissen ist. Unter den 84 Stücken seines Bestandes sind kaum vier, welche nicht im Lande oder doch zum Mindesten im niederdeutschen Kunstbereich entstanden wären; darunter ist eine Reihe von Stücken, welche durch Schönheit der Ausführung, durch Bedeutsamkeit der Darstellung, durch die feste Datirung der Zeit und des Meisters zu dem wichtigsten Grundstocke deutschen Kunstbesitzes gehören, und dies gerade für die Frühzeit der Kunstentwicklung das elfte und zwölfte Jahrhundert, aus der uns jedes fest bezeichnete Stück einen unschätzbaren Merkstein bildet.

Der Schatz enthält nicht weniger als elf Kreuze aus romanischer Zeit, darunter eines, welches die engste Verwandtschaft mit einem in Velletri befindlichen Kreuze zeigt und dadurch einen wichtigen Prüfstein für den Zusammenhang italischer und deutscher Kunst in der Zeit des elften Jahrhunderts abgibt. Unter den zehn Tragaltären ist ein sicher datirter des Adeloldus († 1100) und der Gertrudis († 1117), ferner eine der seltenen Arbeiten, die ihren Verfertiger nennen, der archäologisch hochberühmte Altar des Eilbertus Coloniensis, auf welchen sich unsere Kenntniß der niederrheinischen Emailarbeit des zwölften Jahrhunderts stützt. Der Verfasser der vorliegenden Publication möchte allerdings auch diesen Altar in der Nähe Braunschweigs, am liebsten in Helmershausen, entstanden sehen, welches wir als Heimath herrlicher Miniaturen jener Zeit kennen; Eilbertus soll demnach nur als ein aus Köln stammender Künstler bezeichnet sein. Eine solche Bezeichnung ist innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft, welche sogar den ursprünglichen Familiennamen aufhob, nicht recht wahrscheinlich; wenn wir die von Neumann nachgewiesene große Aehnlichkeit der von Eilbertus angewendeten Ornamente mit den Helmershausener Miniaturen beachten, so zeigt dies nur, in wie naher Kunstgemeinschaft die klösterlichen Werkstätten von Niedersachsen und dem Niederrhein standen, ein Umstand, der uns nicht zu verwundern braucht; bildet doch das von den Ottonen begründete Stift zu Essen die natürliche Brücke zwischen Cöln und dem niedersächsischen Stammsitze Hildesheim. Ein Prachtstück ersten Ranges ist das in Schmelzarbeit ausgeführte große Reliquiar in Form einer Kuppelkirche, das wahrscheinlich um 1200 für Otto IV. gefertigt ist. Nur das nicht mehr unversehrte Reliquiar in Darmstadt und das vor vierzig Jahren vom Rheine her an Soltikoff in Paris verkaufte und von dort in das South-Kensington-Museum übergegangene Exemplar lassen sich dem herrlichen Kasten des Welfenschatzes an die Seite stellen. Ferner finden wir hier eine der seltenen ganz mit Schmelz bedeckten Platten byzantinischer Kunst, den heiligen Demetrius als Ritter zu Roß darstellend; ferner von dem Schöpfer deutscher Kunst, Bernward von Hildesheim, eine gravirte Patene, bereits im fünfzehnten Jahrhundert als Reliquie in ein Ostensorium gefaßt.

Besonders reich ist die Gruppe der Reliquien-Arme, von denen nicht weniger als elf erhalten sind, die ebenfalls bis in das elfte Jahrhundert zurückgehen. Die Arbeiten des späteren Mittelalters, welche in andern Kirchenschätzen zu überwiegen pflegen, die Ostensorien, Monstranzen und Kelche gothischer Form sind vorhanden, treten aber an Zahl und Bedeutung gegen die frühmittelalterlichen Stücke zurück.

Nicht zu übersehen ist auch der Umstand, daß zum größten Theil auch noch die Reliquien selbst, in ihrer ursprünglichen Umhüllung von kostbaren Seidenstoffen, erhalten sind. Wir werden aus der noch ausstehenden Bestimmung dieser Stoffe werthvolle Anhaltspunkte für die Geschichte der Seidenweberei und den Import orientalischer Prachtstoffe im Mittelalter gewinnen.

So wären wir jetzt dahin gelangt, die Bedeutung dieses Welfenschatzes für die vaterländische Kunstgeschichte in vollem Umfange übersehen zu können. Die wichtigsten Früchte des Studiums erscheinen durch die sorgsame und verständnißvolle Form der jetzigen Publication eingeheimst, die Abbildungen sind mit größter Genauigkeit durch Zuhülfenahme der Photographie in der meisterhaft arbeitenden Werkstatt von Baader hergestellt; wenn nöthig, sind die Stücke von mehreren Seiten und in besonderen Einzelheiten abgebildet, mehrfach sind auch verwandte Stücke als Vergleichsmaterial beigefügt: aber grade eine so gute Publication, welche jedes einzelne Object in die allgemeine Betrachtung rückt und besondere kunstgeschichtliche Fragen aufwirft, macht ein wiederholtes Eingehen auf die Originale um so nothwendiger. Aber jetzt schon ist die Ausstellung des Schatzes im Wiener Museum auf einen Theil seines Inhaltes beschränkt und wird — wie aus dem Werk zu entnehmen ist — demnächst vollends aufhören.

Sehen wir den Schatz lediglich nach seinem jetzigen Besitztitel als Privatgut einer fürstlichen Familie an, so werden wir derselben unseren Dank für eine mehr als zwanzigjährige Ausstellung und eine so reiche Publication in vollem Umfange aus-

sprechen müssen; aber unterdrücken können wir doch nicht das schmerzliche Gefühl, daß ein solcher mit dem Kunstleben der deutschen Vorzeit so eng verwachsener Schatz herausgerückt ist aus dem Bereiche des Schutzes, den nur der öffentliche Charakter des Besitzes, sei er staatlich oder kirchlich, unter gesetzlichen Vorschriften gewährt. Jeder Privatbesitz, auch der einer fürstlichen Familie, ist den Gefahren der Verschleppung und Versplitterung ausgesetzt.

Die jetzt abgeschlossene Publication des Schatzes unter dem freigewählten Titel „Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg" bürgt für die Gesinnung des jetzigen Besitzers, den Schatz als festes Hausgut und als ein Untheilbares anzusehen; aber schon eine Verlegung des Wohnsitzes, etwa nach England, würde genügen, den Schatz für Deutschland unzugänglich zu machen.

Es ist wohl natürlich, daß unter solchen Umständen immer wieder der Wunsch rege wird, daß doch eine Form gefunden werden möchte, welche diesen Schatz in festerer Weise an Deutschland bindet. Die gegenwärtige politische Constellation bietet hierzu wohl nur geringe Aussicht, aber die Hoffnung bleibt doch nicht ausgeschlossen, daß ein friedliches Abkommen die nun einmal historisch gewordene Umwälzung der deutschen Regierungsverhältnisse besiegelt; grade in letzter Zeit war mehrfach — wir wissen nicht, ob mit Grund — die Rede von der Regelung des Welfenfonds. Möchten doch unsere Staatsmänner bei einem solchen Abkommen auch des Braunschweiger Kirchenschatzes gedenken! Vielleicht macht das Gefühl der Pietät, welches aus dieser Publication spricht, den fürstlichen Besitzer auch dem Gedanken zugänglich, den Schatz in festen Staatsbesitz Deutschlands übergehen zu lassen. Muß doch selbst der Herausgeber bekennen, daß für viele einschlägige Fragen nicht einmal bei der litterarischen Bearbeitung die Entfernung von Niedersachsen und seinem Quellenmaterial zu überwinden war; für ein wirkliches fruchtbringendes Studium gehört der Schatz nach Niederdeutschland, für dessen Kunst- und Kulturgeschichte er einen der wenigen unverrückbaren Ecksteine bildet.

Julius Lessing.

Die Berliner Theater.

Berlin, 9. December 1890.

Wenn nur die Fülle der Dinge auch immer ihre Güte in sich schlösse! Dann müßten in der Theaterstadt Berlin die dramatische Dichtung und die Schauspielkunst auf ihrem Gipfel stehen. An besonders glücklichen Abenden vermögen die Theater, so viele ihrer sind, dem Andrange des schaulustigen Publicums nicht zu genügen. Drei, vier erste Aufführungen sind wiederholt an den Abenden des Sonnabends, die für solche Vorstellungen mit Vorliebe von den Directoren gewählt werden, nichts Seltenes gewesen. Zum Verdruß des sogenannten Premièren-Publicums, das doch nur in einem Theater sein konnte und gern alle besucht hätte. An den verschiedensten Neuigkeiten, an mancherlei dramaturgischen Versuchen und einigen wohlgelungenen Vorstellungen hat es darum nicht gefehlt. Aber etwas Ueberraschendes, künstlerisch Hervorragendes ist doch nicht an das Licht getreten. Ein Stück wie Hermann Sudermann's „Ehre", das sowohl durch seine Originalität und die Keckheit seines Wurfes wie durch das Unerwartete seines Erscheinens wirkte, ist uns die Saison noch schuldig geblieben; ein so lebhafter und heftiger Meinungsaustausch, wie ihn im vergangenen Jahre die ersten Aufführungen der „Freien Bühne" erregten, hat sich nicht wieder entwickelt. Eine Stimmung, die den Ausschreitungen und den Gräßlichkeiten des Naturalismus mit jedem neuen Drama dieser Art abholder wird, hat sich des Theaterpublicums bemächtigt und spricht sich immer lauter aus. Nicht nur der Verein „Freie Bühne", der einen beträchtlichen Theil seiner Mitglieder verloren hat und aus dem weiträumigen Lessing-Theater nach dem bescheidenen Residenz-Theater gewandert ist, auch die neuen Schauspiele von Wildenbruch, Sudermann und Alphonse Daudet haben diesen Umschlag der öffentlichen Meinung erfahren.

Das Zeichen der Zeit ist das Verschwinden der historischen Tragödie wie des Lustspiels auf historischem Hintergrunde aus der modernen dramatischen Dichtung, wenigstens so weit sie Zutritt zu der Bühne erhält. Unsere sämmtlichen Theater beschäftigen sich mit den Neueinstudirungen und Neubelebungen classischer Dramen, mit literar-historischen Ausgrabungen oder mit Schauspielen aus der unmittelbaren Gegenwart. In den letzteren herrschen der socialdemokratische Zug und die tragische Stimmung vor. Wie in einem Mittelpunkte strömt alles Häßliche und Widerliche auf der Bühne zusammen. Die Verfasser dieser modernen realistischen Theaterstücke sind unerschöpflich in der Erfindung neuer Folterqualen für die Zuschauer, in der Vorführung roher Scenen und gemeiner Verbrechen. Die realistische Theorie hat den Begriff des Tragischen aus dem Furchtbaren in das Kriminalistische umgewandelt; nicht unser Gemüth soll durch eine schwere Schuld tragisch erschüttert, nur unsere Sinne sollen durch die Gemeinheit und die Unsittlichkeit des Verbrechens gereizt werden. Nicht vor das tragische Forum, alle diese Uebelthäter gehören auf die Anklagebank der zukünftigen Zuchthäuslinge. In diesen drei Monaten haben wir nach einander zwei gelungene und eine versuchte Verführung beinahe auf offener Scene erlebt; von zwei

Todschlägen wurde der eine im Zorn, der andere mit kaltem Blute aus Rache verübt; ein Raubmord war die That eines interessanten jungen Menschen, der zu großen Hoffnungen berechtigte; eine Frau, die uns der Dichter als einen Unschuldsengel abmalte, beging mit voller Ueberlegung das Verbrechen der Bigamie; einem Tobsüchtigen legte man vor unseren Augen die Zwangsjacke an, und die nichtswürdige Frau, die ihn in die Verrücktheit hineingehetzt hatte, sah mit der Miene erheuchelten Mitleids zu. Bei alledem hatten die Verfasser nicht den Muth ihrer Meinung und getrauten sich nicht, auf dem Theaterzettel ihre Stücke als Trauerspiele zu bezeichnen, weil sie die Abneigung des Publicums gegen einen solchen Titel kennen. So gehen Greueltragödien, in denen zwei oder drei Leichen auf dem Platze bleiben, unter dem farblosen Namen Schauspiel, Drama oder Sittenbild einher. Nicht um die Reinigung, um die Reizung brutaler Leidenschaften handelt es sich in diesen Stücken; alle spritzen ihr Gift gegen die bestehende Gesellschaftsordnung aus und stellen die schändlichsten Thaten als nothwendige Folgen unserer Sitten und Einrichtungen hin. Unter dem Einfluß der modernen Anschauungen war das Publicum so verwirrt und so feige geworden, daß es keinen ernsten Protest gegen diese Dinge mehr wagte. Es hatte wohl ein dunkles Gefühl, daß diese Stacheln gegen es selbst gerichtet waren, aber hypnotisirt wie es war, fühlte es keinen Schmerz. Der Versuch der Polizei, sich mit Verboten in die Entwicklung einer literarischen Richtung einzumischen, hat einzig den Gemaßregelten genützt und sie mit der Glorie der Verfolgten umgeben. Die Befreiung von dem pessimistischen Alp, der auf der Literatur lastet, kann nur durch einen Ruck des Publicums kommen; wenn die Saison für unsere Theater sich in der Unerquicklichkeit fortsetzt, in der sie begonnen hat, wird alle Welt einen tiefen Athemzug thun und damit das Nachtgespenst verscheuchen.

Von einer gewissen Verschuldung an dem völligen Niedergang des historischen Schauspiels, des feineren Salonlustspiels, der romantischen Märchendichtung ist das Schauspielhaus nicht freizusprechen. Wenn ein Theater, so hat das königliche in den Kampftagen der dramatischen Literatur die Verpflichtung, die ideale Kunst zu unterstützen. Von den verschiedensten Organen der Staatsverwaltung wird die Abwehr der socialdemokratischen Tendenzen, die Erweckung patriotischer Empfindung, die größere Einfachheit der Lebensführung als eine Pflicht all' Derer gefordert, denen die Erhaltung der Ordnung und die allgemeine Wohlfahrt, über alle selbstsüchtigen Einzelinteressen hinaus, am Herzen liegt. Wie dringend müßte diese Mahnung dann an das Schauspielhaus ergehen! Hier sollten nicht nur die classische Kunst gepflegt, sondern auch die Keime des Guten und Schönen in der modernen gefördert werden. Weniger als alle anderen Bühnen der Stadt hängt die des Schauspielhauses von dem Geschmack der Menge ab. Ein conservatives, meinetwegen ein zopfiges Publicum sitzt auf seinen Stühlen; es ist den neuen Ideen nicht unzugänglich, aber keineswegs gewillt, sich ihnen blindlings unterzuordnen. Ihm kann man ein romantisches Drama, eine einfache Liebesgeschichte, eine anständige Gesellschaft, die zu keinem Sudermann'schen Sodom Modell gestanden hat, die Helden unserer Geschichte in der Hoffnung auf Erfolg vorführen; hier ist der gegebene Schauplatz für die Bewerber um den Schillerpreis: Aber wie so ungenügend füllt das Schauspielhaus nun schon seit einer Reihe von Jahren seine Stellung aus! Dem neuen Director, Dr. Otto Devrient, der über ein Jahr lang seines Amtes waltet, sind, dem Gerüchte nach, größere Machtbefugnisse als seinen Vorgängern zugestanden worden. Von seinen Kenntnissen, seiner Initiative hat man sich das Beste versprochen. Die Kritik ist seinen Plänen, seinen Bestrebungen nicht entgegengetreten; man hat ihm Zeit gelassen, die Verhältnisse, die Kräfte der Künstlerschaft, die er zu leiten berufen ist, allseitig kennen zu lernen. Wie schwach die moderne Production auch an unmittelbar brauchbaren, Erfolg verheißenden Theaterstücken ist, in dem Laufe eines Jahres müssen ihm einige Stücke in die Hand gekommen sein, die eine Darstellung verdienten oder doch literarischen Werth genug besaßen, um ihre Aufführung zu entschuldigen. Auch ein Regietalent zweiten Ranges würde mit den Künstlern des Schauspielhauses in jeder dritten Woche ein neues Stück

zur Darstellung bringen können; spielt doch das Berliner Theater beinahe in jeder Woche eine Novität. Böte man so dem Publicum in geschicktem Wechsel mannigfaltige Unterhaltung, würden auch Mißerfolge, die nicht ausbleiben können, leichter verschmerzt werden. Statt dessen aber hat das Schauspielhaus bis heute zwei Neuigkeiten, Heinrich Bulthaupt's Drama „Eine neue Welt" und ein durchgefallenes Lustspiel von Heinrich Münden, „Der Marquis von Robillard", aufgeführt, von denen das erste auch schon einige Jahre alt ist, und das zweite nur auf die Bühne des Cadettenhauses in Lichterfelde, an einem Festtage der Anstalt, gehört. Zweifellos haben die Liebhabereien des Directors dies bedenkliche Resultat mit herbeigeführt. Die Neigung, selber als Schauspieler sich noch thätig zu erweisen, beeinträchtigt empfindlich die Regiethätigkeit. Wiederholt ist Herr Devrient in seinem Luther-Festspiel als Luther aufgetreten; auf der Bühne des Schauspielhauses erschien er in Lessing's Drama „Nathan der Weise" in der Rolle des Nathan. Eine kleinere Bühne, Theater wie die zu Weimar und Oldenburg, würden die rhetorische Kraft und den gebildeten Vortrag Herrn Devrient's ganz anders zu schätzen wissen als das Publicum der Hauptstadt. Denn nicht einen denkenden Schauspieler mehr braucht das Schauspielhaus, sondern einen raschen, entschlossenen und wagmuthigen Director. Die antiquarischen Liebhabereien Devrient's finden hier weder bei den Künstlern noch bei den Zuschauern Anklang. Mit dem Stolz einer kühnen That führte er am Dienstag den 30. September den ersten Entwurf Goethe's, „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand", auf, um beinahe ganz damit zu verunglücken. Daß Goethe selbst schon nach einem Jahre diesen Entwurf zu dem Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" umarbeitete, brauchte nicht besonders betont zu werden; es ist ja eine bekannte Sache, daß die Dramaturgen pietätlos sind. Schlimmer war es schon, daß Devrient nicht bei der ältesten Handschrift blieb, sondern milderte und schwächte, was ihm zu derb darin erschien, auf die Ausgabe von 1773 einging und schließlich sogar die von Goeth, 1804 unternommene Bearbeitung seines Schauspiels für die Bühne nicht verschmähtee um einige Goldkörner daraus zu entnehmen. Eine solche Mosaikarbeit kann der Natur der Sache nach weder den Kenner noch den naiven Zuschauer befriedigen. Der Letztere ist an den Götz gewöhnt, wie er ihn auf der Bühne zu sehen pflegt; eine Aenderung des Textes und der Scenenreihe verwirrt ihn nur. Um so stärker, je unruhiger in ihrem unaufhörlichen Scenenwechsel die neue älteste Bearbeitung ist. Die Zusammenhangslosigkeit der Dichtung ist in dem ersten Entwurfe so groß, daß uns zuletzt gar nicht Götz als der Held des Drama's erscheint, sondern an seine Stelle Adelheid, Weislingen und Franz treten. Die Auftritte, welche den Aufstand der Bauern schildern, die Zigeunerscenen, das Vehmgericht übertreffen an leidenschaftlicher Bewegung und romantischem Reiz weit die Vorgänge, die in Götzens Burg und in seinem Gefängniß sich abspielen. Verhängnißvoller aber noch als die Wahl des Textes wurde die theatralische Aufführung der „Geschichte Gottfriedens". Herr Devrient war auf den Gedanken gekommen, die Bühne der Tiefe nach in zwei gleiche Hälften zu scheiden, von denen die eine Götzens Burg, Jaxthausen, die andere Bamberg bedeuten sollte, um dadurch den Zwischenvorhang während der Veränderung der Decoration zu vermeiden. Er hatte ihn aber nur statt vor der Bühne, auf der Bühne angebracht. Wenn in Jaxthausen gespielt wurde, verhüllte ein schwarzer Vorhang den Schauplatz Bamberg, und umgekehrt. So gab es ein beständiges Auf- und Zuziehen der beiden Guckkästen. Daß in diesen engen Räumen den Schauspielern die Möglichkeit jeder freien und großen Bewegung fehlte, daß jedes Bild zu einer Miniatur zusammenschrumpfte, liegt auch für den Leser klar. Für den Zuschauer im Theatersaal war der Eindruck der unerquicklichste. Die „Geschichte Gottfriedens" verschwand denn auch nach wenigen Vorstellungen vom Repertoire.

Kein besseres Geschick ward dem Lustspiel in vier Aufzügen von Heinrich Münden, „Der Marquis von Robillard", zu Theil, das am Dienstag den 25. November zur ersten Aufführung kam. Ein Intriguenstück auf historischem

Hintergrund in derber Holzschnittmanier, das seine thörichten und nicht immer feinen Possenstreiche durch wohlfeilen Patriotismus zu würzen sucht. Die Handlung spielt in dem Hauptquartier des Prinzen Soubise auf dem Schloß eines Kammerherrn von Voß, unmittelbar vor der Schlacht bei Roßbach. Zwei preußische Officiere, die sich gegenseitig nicht kennen, haben sich als Kundschafter in das Schloß geschlichen, der Eine in der Verkleidung eines Bauern, der Andere als Marquis von Robillard, der mit Depeschen für Soubise von Versailles erwartet wird. Der Preuße hat den Marquis in Kassel im Duell erstochen und sich seiner Papiere bemächtigt. Er führt seine Rolle auch durch, trotzdem die Schloßherrin ihn als Herrn Karl von Berndorff aus Potsdam erkennt. Da er ihr aber mittheilt, daß die Depeschen, die er zu überbringen hat, dem Prinzen befehlen, dem Könige eine Schlacht zu liefern, verräth sie ihn nicht. Denn sie haßt den König Friedrich ingrimmig, weil er sich über sie lustig gemacht hat, und ist überzeugt, daß ihn die Franzosen und die Reichsarmee vernichten werden. Ein Theil der französischen Officiere ist dagegen einem Kampfe abgeneigt und will Soubise von einem Treffen zurückhalten. In diesem Widerstreit der Meinungen siegen endlich der verkleidete Marquis von Robillard und die Baronin, die so wider ihren Willen für den König von Preußen arbeitet. Der Aufbau der Intrigue, die Verwicklungen innerhalb der vier Acte, die bloße Umrißzeichnung der Charaktere beweisen den Dilettantismus des Verfassers. Von einer Vertiefung in den Geist des vergangenen Jahrhunderts oder auch nur in Willibald Alexis' Roman „Cabanis" keine Spur; die Sprache ist so platt wie die Erfindung leer.

Heinrich Bulthaupt's Drama, „Eine neue Welt", wurde am Sonnabend den 6. December zum ersten Male aufgeführt, in vier Acten, da man den fünften Act der Dichtung, die 1886 erschienen ist, als überflüssig gestrichen hatte. Obgleich dieser fünfte Act die interessanteste und dem Gedankengehalte nach bedeutendste Scene des ganzen Drama's enthält. In ihr stoßen nämlich die Gegensätze der Zeit am stärksten zusammen, die alte und die neue Weltanschauung des Reformationszeitalters. Ein junger Deutscher, Ludwig Behaim, der nach einer neuen Welt, einer neuen sittlichen Ordnung, einem reineren Glauben sich sehnt, trifft auf der Flucht aus dem Kerker der Inquisition am Hafen von Sevilla auf Columbus, der mit Ketten beladen vor das Gericht der Königin Isabella geführt wird. Der große Entdecker will die neue Welt nur gefunden haben, um ihr den Glauben der alten aufzuzwingen; in der neuen Welt, die Behaim sucht, soll die Freiheit des Gewissens herrschen. Bulthaupt versucht in seinem Schauspiel die Verschmelzung einer romantischen Liebesfabel mit geschichtsphilosophischen Ideen. Aber der Guß ist nicht gelungen, das Ganze gibt einen hohlen Klang. Ludwig Behaim und Don Adone lieben dieselbe schöne Maria. Auf einem Schiffe fahren Beide nach den westindischen Inseln. Das Fahrzeug scheitert; Don Adone kehrt allein nach Sevilla zurück, und Maria willigt ein, seine Gattin zu werden. Am Vorabend der Trauung erscheint indessen Ludwig. Auch er hat sich aus dem Schiffbruch gerettet und klagt Adone als seinen Mörder an, der ihn vom Wrack in das Meer gestoßen habe. Von der Königin begünstigt, vom Volke geliebt, ist er nahe daran, die Braut davonzutragen, als er wegen seiner Verbindung mit Savonarola der Ketzerei angeklagt wird. In der Seele des jungen Deutschen erwacht der Drang der Wahrheit; er hält der Königin Isabella eine Rede im Stile Posa's und verfällt dem heiligen Gericht. Um ihn zu retten, verspricht Maria dem Don Adone, sein Weib zu werden, wenn er Ludwig die Pforte des Gefängnisses erschließt. Da Adone noch immer von einer rasenden Leidenschaft zu ihr erfüllt ist, thut er ihr den Willen, und während Ludwig auf ein deutsches Schiff flüchtet, nimmt sie Gift. Die Handlung, die wiederholt an die Oper „Der Troubadour" erinnert, ist denn auch durch allerlei melodramatische Zuthaten in das Opernhafte gewandt. Die gespannte, hier und dort schwungvolle und schwärmerische Sprache gibt der Romantik der Begebenheiten vollends den Stich in das Abenteuerliche und Unwirkliche. Am kräftigsten erweist sich Bulthaupt's Talent in der Bewältigung und Gruppirung des schwierigen Stoffes; das Drama spielt nur wenige Tage; in keinem

Acte wird die Decoration geändert; der geschickte Dramaturg überragt um Kopfeslänge den dramatischen Dichter.

Das Deutsche Theater hat außer einigen Neuaufführungen älterer Dramen drei neue moderne Schauspiele gebracht: am Sonnabend den 20. September ein Schauspiel in 4 Aufzügen von Ernst von Wildenbruch „Die Haubenlerche"; am Sonnabend den 1. November ein Schauspiel in 3 Aufzügen von Ludwig Fulda „Das verlorene Paradies"; am Sonnabend den 15. November ein Trauerspiel in 5 Acten von Ludwig Anzengruber „Hand und Herz". Das Fulda'sche Stück ist das liebenswürdigste, das Wildenbruch'sche das originellste und das Anzengruber'sche das trostloseste von den dreien. Der Eindruck, den der Zuschauer von dem ersten Acte der „Haubenlerche" empfängt, ist ein ebenso überraschender wie erfreulicher. Ernst von Wildenbruch ist unter das Volk, nicht unter das historische, sondern unter moderne Arbeiter, aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus der Staatsaction in das Kleinleben gegangen. Nichts von großen, volltönenden Worten, nichts von Massentumult, Alles einfachste, schlichteste Wirklichkeit. Es ist in der Morgenfrühe auf dem Vorhofe, der zwischen der Papierfabrik und dem Herrenhause liegt. An dem berlinischen Dialekt der Leute merken wir die unmittelbare Nähe der großen Stadt. Ein junges Dienstmädchen Lene will eben an die Arbeit gehen, als sie bemerkt, daß ein Mann über die niedrige Mauer, die den Hof von der Straße trennt, klettert. Es ist Hermann, der zwanzigjährige Stiefbruder des Fabrikbesitzers, ein leichtfertiger überreifer Schlingel. Nun gibt es ein lustiges Gerede und Geschäker; zimperlich ist das Mädchen nicht, aber Handgreiflichkeiten weiß sie sicher abzuwehren. „Haubenlerche" nennt sie Hermann, weil sie die Früheste und Munterste auf dem Hofe ist. Zwanglos gruppiren sich dann die Personen auf beiden Seiten des Bildes: auf der einen, um Lene, ihre kränkliche Mutter, die Wittwe eines Arbeiters aus der Fabrik, Paul der erste Büttgeselle, der in seiner Schüchternheit noch nicht das rechte Wort gefunden hat, um Lenen Hand und Herz anzubieten, und der Lumpenfactor, der socialdemokratisch angehauchte Ale Schmalenbach, Lenens Onkel — in der musterhaften Darstellung des Herrn Engels eine der köstlichsten Volksfiguren aus dem modernen Berliner Leben; auf der anderen der Fabrikbesitzer August, ein idealer Arbeiterfreund, der ganz und gar sein Dasein mit dem seiner Arbeiter verschmelzen möchte, der von Gleichheit und Brüderlichkeit überfließt, über dessen „geschwollene" Redensarten der nichtsnutzige, aber weltgewandte Bruder sich bald vor Lachen ausschütten, bald vor Aerger bersten will; die Cousine Juliane, ein älteres sanftes Mädchen mit einer verschwiegenen Liebe zu August im Herzen, die ihre beständige Noth hat, zwischen den beiden an Jahren so ungleichen, in ihren Charakteren so feindlichen Brüdern zu vermitteln und den Ausbruch eines unversöhnlichen Streites zu verhindern. Jede dieser Figuren gibt sich lebenswahr, voll und rund, selbst der Idealist bleibt in diesem ersten Acte noch innerhalb der Schranken der Wirklichkeit; das Ganze ist so anschaulich, so frisch und unmittelbar, das Wirklichkeitsbild so geschickt in die Bühnenoptik gerückt, daß Wildenbruch bisher nichts geschrieben, was dieser Scenenreihe an Natürlichkeit und Einfachheit, an Uebersichtlichkeit und Bewegung aus dem Innern heraus, ohne äußerliche Zuthaten, gleichkäme. Aber einem solchen Stoffe gegenüber, bei dem Alles von der Entwicklung der Charaktere abhängt, in dessen Handlung der Zufall nicht mitspielen darf, mußte sich der eingeborene Mangel des Wildenbruch'schen Talents als doppelt verhängnißvoll erweisen. Schon in seinen historischen Dramen, in denen ihm doch die Thatsachen den Weg des Helden bis zu einem gewissen Grade vorzeichnen und ihm einen Halt gewähren, wenn er zu stürzen droht, leidet seine Motivirung an Unsicherheit und Sprunghaftigkeit. Um zu seinem Ziel zu kommen, verschlägt es ihm nichts, mit den wunderlichsten Einfällen zu arbeiten. Die große historische Bewegung, der Schwerterklang, der Lärm einer Volksversammlung verschlingt dann die Unwahrscheinlichkeit. Bei einer Handlung aus dem modernen Kleinleben rächt sich jede Entfernung von dem, was wir für wahrscheinlich halten, jede leise Umbiegung der Charaktere ungleich empfindlicher. Daß der Fabrik

besitzer die lustige Lene liebt, begreift man, daß er um ihre Hand bei Mutter und Onkel anhält, wird man nur kopfschüttelnd zugeben, daß er sich ihrer Liebe indessen gar nicht versichert, daß er sie auf der Stelle heirathen will, daß ihm aus dem Benehmen, den Anschauungen, Aeußerungen des Mädchens die Kluft nicht aufdämmert, die Beide zunächst noch trennt, geht über das Mögliche hinaus. Statt eines Mannes, den wir achten sollen, den einzig die Leidenschaft und der Traum einer idealen Gleichheit der Menschen betrügt, haben wir einen Einfältigen vor uns, der vollauf den Hohn des jüngeren Bruders verdient. Eine noch stärkere Zumuthung stellt der Dichter hinsichtlich der „Haubenlerche" an uns. Daß sie der Werbung des reichen Mannes, der all' ihre Sorgen um die kranke Mutter mit einem Worte beseitigt, kein Nein entgegensetzt und ihre Liebe zu dem Büttgesellen zum Schweigen zu bringen sucht, ist selbstverständlich. Der Versuch mißglückt, ihre Unzufriedenheit mit ihrer Lage, ihre Unentschlossenheit, durch ein offenes Eingeständniß sich daraus zu befreien, treiben sie zu dem Plane, aus dem Hause zu entfliehen: wie abenteuerlich der Einfall auch ist, liegt er doch in dem Bereich des Wahrscheinlichen, und würde sie nun gar mit dem Geliebten entfliehen, so gewänne die Handlung über das theatralisch Mögliche hinaus einen Schimmer des Wirklichen. Allein dieser Ausgang seiner Fabel ist Wildenbruch, weil er sich Jedem gleichsam von selbst darbietet, zu alltäglich erschienen; er wollte mit einer kühnen, noch nicht dagewesenen Scene schließen. Unwillkürlich übt die naturalistische Suggestion ihren Einfluß auf die Dramatiker aus; einer sucht den anderen an Kühnheit und Krassheit zu übertreffen. Und so muß die kluge und aufgeweckte Lene sich von Hermann, der sich zu diesem Zwecke aus einem jungen Schlingel in einen nichtswürdigen Schuft verwandelt, zu einem nächtlichen Besuche auf seinem Zimmer verlocken lassen, um dort die Stunden von Mitternacht bis vier Uhr Morgens zuzubringen und dann auf der Eisenbahn mit ihm nach Berlin zu fahren. In diese plumpe Falle würde nicht einmal ein romantisches Haideprinzeßchen fallen, wie viel weniger ein Fabrikmädchen aus der Umgegend von Berlin. Die „Haubenlerche", die den jungen Leichtfuß im ersten Acte so derb abweist, soll im dritten nicht wissen, wozu er sie um Mitternacht auf sein Zimmer einlädt, soll seine Goldstücke gierig betrachten, während sie nur in das nächste Gemach zu gehen braucht, um als ehrliche Frau des Fabrikbesitzers zehnmal so viel Goldstücke durch ihre Finger laufen zu lassen! Ja, wenn sie ihn liebte; allein sie liebt ihn so wenig, wie seinen Bruder. Wildenbruch jedoch hat seine Verführungsscene mit allen naturalistischen Requisiten ausgestattet, mit der verhüllten Lampe, dem berauschenden Wein, dem Klingklang des Goldes, den aufgelösten Haaren des Mädchens, der verriegelten Thür, dem leidenschaftentbrannten Wüstling. Das Bedenklichste vom künstlerischen Standpunkt ist nicht sowohl die Unwahrscheinlichkeit der Erfindung oder die bis zur Grenze des Erlaubten gehende Ausführung, sondern die Ueberflüssigkeit der Scene. Denn auf Lene's Geschrei läuft das ganze Haus zusammen, es gibt Auseinandersetzungen, Geständnisse von allen Seiten; Hermann entflieht, Lene zieht mit ihrem Gesellen ab, und der Fabrikbesitzer verwünscht seine Ideale. Man sieht, wie dem Dichter am Schlusse des zweiten Actes sich der Faden der Handlung verwirrte. Er wollte ihn nicht mehr auf dem Spinnrad der Einfachheit weiterspinnen. Die Verführungsscene hatte ihm vermuthlich schon als größter Treffer von vornherein vorgeschwebt. Aber er fand die richtigen Mittel nicht, die aus der Idylle des ersten Actes zu ihr hinüberleiteten, und änderte rasch entschlossen die ganze Structur seiner beiden Hauptgestalten, um seinen Effect nicht darangeben zu müssen. Noch dazu einen sehr zweifelhaften Effect, denn das Publicum bleibt diesem vierten Acte gegenüber kalt und verdrießlich; die schmähliche Niederlage des Idealisten verstimmt uns, und der Versuch einer Gewaltthat verdrießt das feinere Gefühl.

Wildenbruch hat sich durch die Uebertreibung und die Jagd nach dem Effect um jeden Preis, Ludwig Fulda durch die Schwächlichkeit seines letzten Actes um die volle Wirkung gebracht. Unter unseren modernen Dramatikern ist Ludwig Fulda mehr ein Zeichner als ein Maler. Seinen Gestalten fehlt es an lebendiger Farbe, seinen Erfindungen an frischer Ursprünglichkeit. Den Grundgedanken hat sein neues

Schauspiel „Das verlorene Paradies“ mit seinen früheren Stücken „Unter vier Augen“ und „Die wilde Jagd“ gemeinsam: die Sehnsucht nach der Lebensfreude und der Gemüthlichkeit der früheren Zeit. Dies „Paradies“ ist den reichen Leuten wie den Arbeitern verloren gegangen. Der lustige Narr des Stückes, ein Schriftsteller Dr. Walter Heideck, der die Handlung epigrammatisch begleitet, hofft es in der Geburtsstadt seiner Frau, in Rudolstadt, wiederzufinden, aber er schaudert im nächsten Augenblick davor zurück — er würde in der Stille und Langweiligkeit der kleinen Stadt vor Sehnsucht nach dem rauschenden Gesellschaftsleben Berlins vergehen. Die eigentliche Fabel des Stückes bringt indessen diesen Gedanken nicht zur allseitigen Erscheinung. Herrenhaus und Fabrik sind einander gegenübergestellt und gleich im Beginn des Schauspiels als feindliche Mächte. Gerade am Geburtstag seiner einzigen Tochter erfährt der Fabrikant Bernardi, daß seine Arbeiter mit einem Strike drohen. Der Techniker der Fabrik, Hans Arndt, der in der letzten Zeit auch ihre geschäftliche Leitung geführt hat, räth zur Nachgiebigkeit und Bewilligung der höheren Lohnforderung. Aber Bernardi hat so große Ausgaben; die Erziehung Edith's, das kostspieligste Leben, Reisen und Feste verschlingen seine Einnahmen; wie könnte er den Lohn seiner Arbeiter auf Kosten seines Wohllebens steigern! Heute gar, wo er seine Tochter mit einem früheren schneidigen Officier Richard von Ottendorf verlobt. Richard ist der Sohn eines berühmten Vaters; er hat die nationalökonomischen Schriften und die chemischen Erfindungen seines Vaters freilich nicht studirt, aber er genießt den Ruf des Verstorbenen und gilt, da er eine Zeit lang in einem Londoner Handelshause gearbeitet hat, für eine bedeutende Kraft. Diese Kraft und sein Name sind Alles, was er in die Ehe mitbringt, das Geld dazu soll der Schwiegervater geben. Bernardi erschrickt zuerst über Ottendorf's Forderungen; aber dieser weist seine Zögerung mit den Worten zurück: soll es Ihre Tochter in meinem Hause schlechter haben, als sie es in dem Ihrigen hatte? Wie könnte Bernardi einer solchen Mahnung widerstehen! Er hat nur für sein Kind gearbeitet; um sie glücklich zu machen, können auch seine Arbeiter einmal hungern. Edith ist ein überkluges Mädchen; ihre Bildung hat sie um ihre Naivetät, ihr Verstand um ihr Herz gebracht. In der Hoffnung, eine Rolle in der vornehmen Welt zu spielen, nimmt sie Ottendorf's Werbung an. Weder ihre Sinne noch ihr Gemüth sprechen lebhafter mit. Hans Arndt, der mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge hält, deutet leise, als er ihr Glück zu ihrer Verlobung wünscht, auf ihre Herzenskälte hin: sie lebt von der Arbeit Anderer und hat sich noch nie um diese Anderen bekümmert. Dieser Vorwurf führt Edith im zweiten Acte mit ihrem Verlobten, der sich schon als Theilnehmer des Geschäftes betrachtet, in die Fabrik. Hier ist Alles in dumpfer Gährung; nur mühsam verhindert Hans Arndt durch seine Ruhe und Festigkeit einen Ausbruch. Verschiedene Typen aus dem Arbeiterstande werden uns vorgeführt: der socialdemokratische Wortführer, der fleißige stille Arbeiter, den die Noth und das Elend der Seinen in dem Hinblick auf das Glück und die Behaglichkeit der Reichen zur Feindschaft gegen sie treibt. Die hochmüthige Weise, mit der Ottendorf die Leute behandelt und die Vorstellung Arndt's abweist, einen milderen Ton anzuschlagen, gießt Oel in das Feuer; Bernardi kommt zu spät, um die Aufgeregten zu beruhigen, der Strike wird beschlossen. Es war nicht leicht, einem so bewegten, kunstvoll sich steigernden zweiten Act einen dritten gleichwerthigen folgen zu lassen. Aber Fulda ist doch gar zu weit hinter der Aufgabe zurückgeblieben. Er steckt zu tief in den Auseinandersetzungen, die zu einem Bruch zwischen Edith und Ottendorf, zu einer Auflösung der Verlobung, zur Wiederherstellung des Friedens in der Fabrik, zu einer Annäherung zwischen Hans und Edith führen, und dringt vor lauter Reden zu keiner energischen Handlung vor. Hier aber gerade wären die starken Lichter und Schatten nöthig gewesen. Ein junges, kluges, groß empfindendes Mädchen, dem der erste schreckliche Einblick in die Tiefen des Lebens geworden ist! das zum ersten Male die Arbeit, die Noth, den Zorn in ihrer furchtbarsten Gestalt gesehen hat! eine tragische Erschütterung erscheint unabweisbar. Was die Kunst Fulda's auszeichnet, das Feine, Wohlerzogene, das ironische Lächeln, genügt nicht, um den Sturm

zu beschwichtigen, den er im zweiten Acte entfesselt hatte; sie bleibt uns das Finale schuldig und entläßt uns, sei es nun aus Bescheidenheit oder aus Schwäche, mit einem Wechsel auf die Zukunft, sowohl in Bezug auf das Verhältniß zwischen Hans und Edith, wie auf den Ausgleich zwischen den Arbeitern und dem Fabrikherrn.

Welche Mängel die Kritik indessen auch an beiden Schauspielen finden mag, wenn ihnen auch ein durchschlagender Erfolg bei dem Publicum gefehlt hat, immerhin sind es geistreiche Versuche, modernes Leben auf der Bühne widerzuspiegeln, dem, was uns im Innersten bewegt, Ausdruck zu geben, und Dinge und Vorfälle aus der unmittelbaren Wirklichkeit, von allgemeiner Bedeutung, denen ein typischer Zug anhaftet, dramatisch zu gestalten. Beide Dichter schöpfen aus eigenen Mitteln, ohne Anlehnung an die Franzosen oder an Ibsen, aus unseren Zuständen, aus unserer Volksart und erweitern den Kreis unseres bürgerlichen Schauspiels in erfreulicher Weise. Solch' ein Lob vermöchte ich dem Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Anzengruber „Hand und Herz" nicht zu spenden. Auf das Publicum machte es bei seiner ersten Aufführung den peinlichsten Eindruck, nach der dritten verschwand es vom Repertoire. 1874 geschrieben, hat das Trauerspiel einen altmodischen Schimmer, der die Handlung auf den Brettern noch weltfremder und unwahrscheinlicher erscheinen läßt, als sie es schon in ihrer bloßen Wiedererzählung ist. Ein Lump und Nichtsthuer Görg Friedner hat seine Frau verlassen, nachdem er ihr Vermögen durchgebracht. Die Frau hat nicht unter ihren Freunden und Bekannten länger leben wollen, da sie sich vor ihnen geschämt, und ist bei Nacht und Nebel ausgewandert in einen andern Kanton. Dort ist sie bei einem wohlhabenden Manne als Magd in den Dienst getreten, hat seine Achtung und Liebe erworben und ihn, als er um ihre Hand angehalten, geheirathet. Ihren Trauschein verbrennt sie. Fünf Jahre sind seitdem vergangen, Görg hat sie in einem Zuchthaus zugebracht. Als ein Bettler kommt er in sein Heimathsdorf zurück, in der Hoffnung, seine Frau irgendwo wieder zu finden und bei ihr unterzukriechen. Der Zufall führt sie ihm geraden Wegs entgegen; auch sie ist mit ihrem zweiten Manne zum Besuche in der Heimath. Zwar entflieht sie ihm, aber Görg erfährt den Namen ihres Mannes und folgt ihren Spuren nach Wallis. Ein schreckliches Wiedersehen, eine widerwärtige Auseinandersetzung zwischen den drei Personen, die Beichte der Frau vor einem Bettelmönch, der Almosen sammelnd in ihr Haus gekommen ist, ein gereiztes Gespräch zwischen dem ersten und dem zweiten Mann folgen. Den verwickelten Knoten hat Anzengruber nicht zu lösen vermocht. Der romantische Zufall muß die Lösung übernehmen. In Katharina's Hause lebt ein blödsinniger Knecht, der ihr mit der Treue eines Hundes anhängt; er folgt ihr, als sie in der Nacht auf das Gebot des Mönchs zur Sühne ihrer Schuld das Haus verläßt, und will sie auf einem steilen Bergpfade an ihrem Kleide zurückhalten: Beide stürzen mitsammen in den Abgrund. In derselben Minute erschlägt Paul Weller, der zweite Mann, den ersten, den schuftigen Görg, dessen Frechheit ihn zur Raserei gebracht hat. Um das Ganze ist eine dörfliche Romantik mit katholischer Frömmigkeit, Wald- und Bergduft gebreitet, die seltsam von der Gaunerphilosophie und der cynischen Nichtswürdigkeit des verlumpten Strauchdiebs absticht. Nun merkt man wohl, daß es Anzengruber nicht nur um die Darstellung einer vereinzelten Thatsache zu thun war: wie er in dem „vierten Gebot" etwas gegen das vierte Gebot, hat er in „Hand und Herz" etwas gegen das sechste Gebot auf dem Herzen. Aber weder in dem einen noch in dem andern Falle kann er es in verständliche Worte und Sätze fassen. Katharina's Ehebruch hätten wir, wenn nicht verziehen, doch begriffen und Mitleid mit der Schuldigen empfunden. Bigamie dagegen ist eine Betrügerei, nicht sowohl gegen Gott, als gegen den geliebten Mann selber. Darüber kann uns auch Anzengruber nicht hinwegtäuschen. Die wilden Reden Paul's und Katharina's über die Ungerechtigkeit des Himmels verpuffen in die Luft; sie klingen uns wie Verlogenheiten an und vermehren das Unbehagen, das uns die Handlung an sich einflößt. In der Schilderung des Zuständlichen, die der Dichter, um die Dürftigkeit seiner Fabel zu verdecken, in den drei ersten Acten breit ausgeführt

hat, finden sich manche charakteristische und anziehende Momente; die Figur des verlotterten Görg würde in einem Roman oder auf einem Bilde durch ihre Wahrheit und Ursprünglichkeit frappiren, von der Bühne herab ermüdet sie durch ihre breitspurige Geschwätzigkeit und das Wiederkäuen ihrer Ruchlosigkeiten, und die Episoden und Nebenfiguren verzögern nur den dramatischen Verlauf.

Durch die Aufführung des Schauspiels von Hermann Sudermann „Ehre" hatte sich das Lessing-Theater vor allen andern Bühnen Berlins die Führerschaft in der modernen dramatischen Literatur errungen. Auch in dieser Saison ist es durch die Rührigkeit seiner Leitung in dieser ersten Stellung verblieben. Von einigen kleineren Stücken abgesehen, hat es vier den Abend füllende Lustspiele und Dramen innerhalb von zehn Wochen dargestellt: am Donnerstag den 18. September ein Lustspiel in 4 Acten von Oscar Blumenthal „Das zweite Gesicht"; am Donnerstag den 9. October ein Schauspiel in 3 Acten von Hugo Lubliner „Im Spiegel"; am Mittwoch den 5. November ein Drama in 5 Acten von Hermann Sudermann „Sodom's Ende" und am Sonnabend den 29. November ein Schauspiel in 4 Acten „Raskolnikow", eine Dramatisirung des bekannten Romans von Dostojewski, von Eugen Zabel und Ernst Koppel. Alle diese Stücke waren von Herrn Anno trefflich eingerichtet und wurden von den Damen Ida Stägemann, Jenny Groß und Lilli Petri und den Herren Adolf Klein, Oscar Höcker und Josef Kainz meist so lebendig und charakteristisch dargestellt, daß die Leistungen der anderen Bühnen davor zurücktraten.

Von den aufgeführten Stücken nahm das Sudermann'sche Schauspiel die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme so stark und eine Weile so ausschließlich in Anspruch, daß es sich unwillkürlich in den Vordergrund der Betrachtung drängt. Ein neues Stück von dem Verfasser der „Ehre" rief, schon lange ehe der Tag seiner Aufführung bekannt wurde, Neugierde, Vermuthungen und Gerüchte aller Art hervor. Das polizeiliche Verbot der Aufführung steigerte das Interesse; überall bildete das Drama, so wenig man noch von seinem Inhalte wußte, den Stoff eifrigster Gespräche. Wie billig ergriff Jedermann dem Verbot gegenüber die Partei des Dichters. Verstieß das Stück, sei es in seiner Haltung und Tendenz oder in einzelnen Scenen, gegen die guten Sitten, so war das Publicum der einzig berechtigte Richter, der es verurtheilen durfte. Der Ruf des Dichters stand in diesem Falle in größerer Gefahr als der öffentliche Anstand. Die Einmischung der Polizei in eine ästhetische Angelegenheit machte darum, gerade wie vor drei Jahren ihr Einschreiten gegen die Aufführung des Ibsen'schen Schauspiels „Die Gespenster", eine unermeßliche Reklame für „Sodom's Ende". Welche Aenderungen Sudermann in dem Text seiner Dichtung vorgenommen hat, um den Forderungen der Polizeikritik zu genügen — weder die Haltung noch den Verlauf, weder den Ton noch den Gedanken des Stückes haben sie merklich beeinträchtigt. Sind Milderungen und Abschwächungen in größerem Maße beliebt worden, so haben sie dem Drama zum Vortheil gereicht. Bei der Stimmung des Publicums, das der ersten Aufführung beiwohnte, hätte der Dichter die schlimmste Niederlage erlebt, wenn er auch nur um eines Haares Breite weiter gegangen wäre, als er jetzt am Gängelbande der Polizei gehen durfte. „Sodom's Ende" ist ein phantastisches Kartenhaus, das auf Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen beruht. Es verletzt weniger durch das, was es uns vorführt, als durch die symbolische Bedeutung, die es diesen Vorgängen beilegt. Der Fall, als eine Thatsache im Polizeibericht erwähnt, würde kaum ein besonderes Aufsehen erregen: Sudermann stempelt ihn zu einer typischen Erscheinung. Nicht um das Bild, den Untergang Sodom's, das den jungen Maler Willy Janikow über Nacht zu einem berühmten Manne gemacht hat, handelt es sich in dem Stück, sondern um die Verurtheilung und den Zusammenbruch der reichen und verlotterten hauptstädtischen Gesellschaft, die Sudermann als Sodom und Gomorrha hinstellt. Um diese Tendenz zu verkörpern, erfindet er eine ungeheuerliche Fabel. Ein großer Künstler, ein hervorragendes Genie soll an der Nichts-

würdigkeit dieser Gesellschaft, zu der ihm sein Talent und sein Glück den Weg öffnen, zu Grunde gehen. Aber statt uns zu zeigen, wie das Gift des Genusses und der rücksichtslosen Selbstsucht einer an sich edlen Natur künstlich eingeimpft wird, wie es allmälig die besseren Regungen und schließlich das Talent des Unglücklichen selbst zerfrißt, wie er sich vergeblich bemüht, den verderblichen Tropfen auszustoßen, und tragisch in diesem Kampfe zusammenbricht, führt uns Sudermann einen schon körperlich und geistig zerrütteten jungen Menschen vor, an dem weder etwas zu bessern noch zu verderben ist. Willy Janikow ist ein vollkommener Lump und ein Platenide dazu. Adah, die Frau eines Börsenspeculanten Barczinowski, hält ihn aus; am Tempelhofer Ufer hat sie ihm ein kokettes Atelier und ein Absteigequartier für sich eingerichtet. Aber Willy ist ein verzogener, verdrießlicher Günstling; Frau Adah fängt an ihn zu langweilen, und seine Stimmung verbittert sich mehr und mehr, je deutlicher er empfindet, daß nicht nur seine Arbeitslust, sondern auch seine Schaffenskraft dahin ist. So tief steckt er in dem Sumpf der Faulheit, der Genußsucht und der Leichtfertigkeit, daß ihn seine Eltern, seine Freunde — brave schlichte Leute mit gesunden Gefühlen und Gedanken — nicht daraus retten können. Warum Frau Adah, eine Art moderner Messalina mit einem Stich in das Jüdische und Polnische, einen solchen Menschen nicht fallen läßt, wie sie sogar auf den wunderlichen Einfall kommt, ihn mit ihrer jungen, hübschen und reichen Nichte Kitty zu verheirathen, die ihrer Tante an innerer Nichtsnutzigkeit, wenn auch noch nicht an Erfahrung ebenbürtig ist, vermöchte ich nicht zu sagen. Als Mann einer reichen und schönen Frau wird er sich ja noch weniger um sie kümmern, als er es jetzt schon thut. Die Rechnung der klugen Frau hat ein um so schlimmeres Loch, als Willy's Mutter seine Liebschaft mit der Tante entdeckt hat und in ihrer Ehrlichkeit der Nichte darüber eine nicht mißzuverstehende Andeutung macht. Kitty braust zwar anfänglich zornig darüber auf, findet sich aber, als sie einmal in dem Atelier ihres Verlobten ist, leichten Sinnes in die Sache und denkt der Tante schon vor der Hochzeit ein Schnippchen zu schlagen. Leider ist dieser mühselige Aufbau, der drei Acte einnimmt, nichts als eine Arabeske, die Angel des Stückes steckt an einem andern Orte. In seiner besseren Zeit hat sich Willy der Tochter seines Lehrers, die nach dem Tode ihrer Eltern allein in der Welt steht, brüderlich angenommen. Seine Eltern ziehen sie wie ihre eigene Tochter auf; sie ist Kindergärtnerin und erfreut und erheitert wie Sonnenschein das bescheidene Haus. Ein wackrer Schulamtscandidat Kramer, der Willy als Genie vergöttert und eben eine Lobrede auf ihn auswendig lernt, ist sterblich in sie verliebt. Da er aber das Geständniß seiner Liebe nicht wagt, wirbt Willy für ihn. Bei dieser Gelegenheit erkennt er zum ersten Male, wie hübsch Clärchen Fröhlich ist, und die Nichtswürdigkeit flüstert ihm zu, daß es ein besonderer Genuß sein müsse, die Reinheit und Unschuld zu verführen. Da er nach dem Dichter ein Don Juan ist, dem kein weibliches Herz widerstehen kann, und Clärchen ein Unschuldsengel, wie sie nur noch im Märchenlande zu finden sind, hypnotisirt er sie gleichsam mit seinem Blick und verführt sie, als er in der Nacht betrunken von einem Feste heimkehrt, ohne daß die kleine Unschuld sich sträubt oder gar um Hülfe schreit, während nebenan in der Kammer der betrogene Schulamtscandidat über seiner Rede brütet. Gerade wie in Wildenbruch's Verführungsscene ist auch hier, vom Standpunkte der künstlerischen Betrachtung, die Unwahrscheinlichkeit, ja die Unmöglichkeit des Vorfalls noch bedenklicher als seine Widerwärtigkeit. Tags darauf geht Willy mit heißem Kopf — „wenn nur die Gedanken nicht wären" — sonst aber in tadelloser Haltung zu seinem Verlobungsfeste mit Kitty; Clärchen zieht sich ihr Einsegnungskleid an und stürzt sich in den Canal. So kann sie als Wasserleiche in Willy's Atelier getragen werden und seine lüsterne Plauderei mit der Braut jählings unterbrechen. Der gute Kramer braucht indessen nicht nach einer Waffe zu greifen, um den Schurken zu tödten: ein Blutsturz raubt Willy das Leben — eben hat er zu dem Pinsel und der Palette gegriffen, um den Arm der Leiche zu malen. Die tollste Romantik mit der gemeinsten Natürlichkeit verquickt. Das Stück, wie man schon aus dem Umriß erkennt, ist nichts als die Darstellung einer Katastrophe; keiner

der Charaktere entwickelt sich, keiner erfährt eine Wandlung oder eine Steigerung. Die Gewaltthat, die Willy an seiner Pflegeschwester verübt, steht in keiner innigeren Verbindung mit der eigentlichen Fabel des Stücks, man müßte denn diesen Zusammenhang darin suchen, daß seine Schändlichkeit der nothwendige Niederschlag der gesellschaftlichen Atmosphäre ist, in der er lebt. Ebenso äußerlich wie diese Vorgänge mit der Leidenschaft der Frau Adah und ihrem Heirathsplan, ist der Ausgang des Stücks mit dem Anfang verknüpft. Wiederum soll sich der Zuschauer den verbindenden Faden darin suchen, daß ein liederliches Lotterleben einen jungen Menschen leicht unter die Erde bringt. Diese rein pathologischen Zustände, die Auflösung und die ekeln Gelüste eines Schwindsüchtigen, die Nervenzufälle einer durch den Genuß zerrütteten Frau, die gierige Sinnlichkeit einer Achtzehnjährigen, gibt uns der Dichter für dramatische Motive, Scenen und Handlungen aus. Er kehrt allen Schmutz aus der Chronik des modernen Künstlerthums auf einen Haufen zusammen und ruft: Das ist die Gesellschaft, so geht ein genialer Maler zu Grunde! In dem Schauspiel „Ehre“ war die Gegenüberstellung des Vorder- und Hinterhauses, nicht nur ihren äußeren Unterschieden, sondern ihrer inneren Verschiedenheit nach, ein kühner und vortrefflich durchgeführter Wurf; in „Sodom's Ende“ hat das Gegenüber der braven Leute und der Lumpen, Jobber und Schmarotzer, der anständigen Frau und der Messalina, des unschuldigen armen und des reichen frivolen Mädchens schon einen Ton des Absichtlichen und Künstlichen erhalten. Die Einen sind gut, redlich und treu, die Andern falsch, boshaft und verlogen. Wer wollte darin ein Abbild der Wirklichkeit sehen! In seinem Gedankengehalt wie in seiner Ausführung erträgt „Sodom's Ende“ keinen Vergleich mit der „Ehre“. Gewiß ist es eine fest zugreifende Hand, die den spröden und widerwärtigen Stoff ergriffen, ein nicht geringes dramatisches Geschick, das ihn gestaltet und in dem zweiten und dritten Acte die schwierigsten Auftritte und Uebergänge, wenigstens mit einem Scheine des Natürlichen, vermittelt hat; aber die verhängnißvolle Sucht des Naturalismus, die Frivolität auf die Spitze zu treiben, die moderne Gesellschaft und das Treiben der Reichen als ein Sodom zu schildern, hat die Wirkung dieser Vorzüge gelähmt. Im idealistischen Sinne hat Octave Feuillet in seinem Drama „Dalila“ und in seinem Roman „Herr von Camors“ ähnliche Vorwürfe wie Sudermann in seinem Schauspiel behandelt; die Verlockung lag nahe, diese Menschen und Dinge einmal realistisch darzustellen, und wenn nun Sudermann in allen seelischen Beziehungen und Entwicklungen seines Helden und seiner drei Heldinnen, in der feineren Darlegung ihres Nervengeflechts, ihrer Empfindungen und Gedanken hinter Octave Feuillet's Kunst zurückbleibt, so trägt nicht sowohl der Realismus, als der Mangel an Ernst und künstlerischer Wahrhaftigkeit in seinem eigenen Talente daran die Schuld.

Neben dem Schauspiel Sudermann's verdient von den Neuigkeiten des Lessing-Theaters das Lustspiel von Oscar Blumenthal, „Das zweite Gesicht“, die meiste Beachtung. Der witzige Verfasser gehört zu den Herrschern auf dem Gebiete der Salonkomödie. Er ist bis jetzt so klug gewesen, sich auch durch die lautesten Erfolge der realistischen Kunst nicht von seinem eigensten Felde verlocken zu lassen; er hat den Salon nicht mit der Dachkammer und die Sprache der Gebildeten und Halbgebildeten nicht mit dem Berliner Dialekt vertauscht. Schon diese Enthaltsamkeit gewinnt ihm meine Zustimmung, und ich wünschte nur, daß er durch die Wahl eines glücklichen Stoffes, durch Erfindung einer der Wirklichkeit abgelauschten Handlung auch wieder den vollen Beifall des Publicums erwürbe. Im Vergleich zu seinen früheren Stücken: „Der Probepfeil“, „Die große Glocke“, „Ein Tropfen Gift“ macht sich in den letzteren das geistreiche Gespräch, die epigrammatische Wendung, die Miniaturmalerei zu übermächtig, zum Schaden der Fabel und des dramatischen Verlaufs geltend. In den Comödien „Der Zaungast“ und „Das zweite Gesicht“ drängt der Satiriker den Dramatiker beiseite. Schon im Titel spielt er Versteckens mit uns. Während wir mit dem Begriff „zweites Gesicht“ zunächst das Hellsehen, eine Vorahnung des Zukünftigen in einer Vision verbinden, will der Verfasser nur darauf hin-

deuten, daß die Thaten der Menschen oft genug ein „doppeltes Gesicht" haben, daß der Schein trügt. An einem einzelnen Falle zeigt er es. Ein junges armes Mädchen, Lehrerin und Gesellschafterin, heirathet plötzlich einen alten kranken Grafen. Nach dem Tode ihres Gatten ist Gräfin Charlotte Mengers eine reiche vornehme Frau, aber selbstverständlich betrachtet sie die Welt als eine habsüchtige, ränkevolle Kokette. Nicht nur ihr Schwager, der leichtsinnige, immer verschuldete Lebemann Graf Balduin, der durch das Testament seines Bruders um den besseren Theil der Erbschaft gekommen ist, sondern auch ihr Jugendfreund, der Advokat Otto Drontheim, der eine Weile an ihre Liebe zu ihm geglaubt hat. Die Aehnlichkeit des Vorwurfs mit Paul Lindau's Schauspiel „Gräfin Lea" ist offenbar, aber bei Blumenthal ist der Conflict ganz in das Heitere gewandt; Graf Balduin nimmt dankbar das Checkbuch, das ihm die großmüthige Schwägerin bietet, an und benutzt es ausreichend, da die unerwartete Ankunft seiner Tochter aus der Pension ihn zu allerlei Ausgaben nöthigt, und Gräfin Charlotte ist sich ihrer Unschuld und Uneigennützigkeit so wohl bewußt, daß ihre seelische Heiterkeit durch die Vorurtheile der Andern gegen sie auch nicht mit einem Hauch getrübt wird. Dem Jugendfreund erzählt sie, nicht zu ihrer Rechtfertigung, sondern zu seiner Beschämung, die Geschichte ihrer Heirath. Mit eigener Lebensgefahr hat der alte Graf ein Kind, das durch ihre Nachlässigkeit verunglückt war, aus dem Wasser gerettet. In seiner Krankheit hat sie ihn gepflegt, und da er sich von ihr nicht mehr trennen, ihrer Hülfe nicht mehr entbehren konnte, hat sie ihm das Opfer ihrer Jugend und ihrer Liebe gebracht und ist seine Frau geworden. Der dramatische Faden ist dünn und schwach, der Gegensatz der Figuren beruht nicht auf einer innerlichen Verschiedenheit, sondern auf einem äußerlichen Mißverständniß; die humoristischen Wendungen und Einfälle, das gefällige Geplauder, die munteren, durch drastische Züge bewegten Scenen bestreiten die Kosten der Unterhaltung. Wir befinden uns in lustiger Gesellschaft, in behaglichen Räumen, unter Menschen, mit denen man gern und zwanglos verkehrt. Der Eindruck ist nicht stark, aber anmuthend, und mehr als gute Laune und ein zufriedenes Lächeln verlangt der Verfasser nicht von uns.

Hugo Lubliner will in seinem Schauspiel „Im Spiegel" höher hinaus. Sein Stück soll einem Theil der großstädtischen Gesellschaft einen Spiegel vorhalten, in dem sie sich in ihrer ganzen Häßlichkeit und Nichtigkeit erkennen kann. Eifrig schwingt er die Geißel gegen die realistische Literatur, gegen Zola und Tolstoi, Ibsen und Strindberg. In zwei Figuren, einem älteren und jüngeren Schriftsteller, sucht er ihre deutschen Anempfinder und Nachahmer lächerlich zu machen. Seinem Zorn wird kein Verständiger die Berechtigung absprechen, nur daß nicht jeder Zorn schon einen guten Vers macht. Die schwächliche Handlung des Stückes läuft neben den satirischen Zügen und Ausfällen ohne innigere Verbindung her. Ein reicher Mann, Georg Arenberg, hat eine Gesellschaft von Hausfreunden und Schmarotzern um sich versammelt; er schwärmt für Berühmtheiten und ist ein begeisterter Anhänger des Realismus. In seiner Weise bemüht er sich auch, das realistische Programm im Leben zu verwirklichen. Er hat seine Liebschaften und Abenteuer und vernachlässigt seine brave und treue Frau Clotilde. Nach dem Stil der alten Comödie wird er durch die Eifersucht geheilt. Ein Hausfreund, der Maler Romberg, der Redner und Philosoph aus den Dumas'schen Schauspielen, und eine Hausfreundin Edith Laudeck, eine geistreiche junge wohlhabende Wittwe, unternehmen die Kur, die über Erwarten leicht und glücklich geräth. Eine kraftvolle Strafpredigt Romberg's erschüttert den leichtsinnigen Arenberg, dem der Realismus nur angeflogen ist, bis ins Innerste; aus dem Schwärmer für „freie Liebe" wird ein Othello im Frack und weißer Binde. Nun muß zur Beruhigung Clotildens noch ein thörichtes Mißverständniß, daß ihr Gatte ein Liebesverhältniß zu Edith unterhalte, aufgeklärt werden, bis Alles sich wieder ins Grade rückt und neben dem versöhnten Ehepaare zwei Brautpaare, das ernste, der Maler und die Wittwe, das lustige, ein Architekt und die Tochter eines realistischen Schriftstellers, auf der Bühne stehen. Bei der Harmlosigkeit des Stoffes und der noch harmloseren Ausführung nimmt sich Lubliner's Absicht um so wunderlicher aus. Mit

solchen Kindlichkeiten widerlegt man den Realismus nicht, weder in seinen Tendenzen noch in seiner Kunstform: im Gegentheil, was ihn widerlegen soll, bekräftigt ihn. Im Vergleich zu einer Marionettenwelt, wie sie uns Lubliner vorführt, sind die Wirklichkeiten des Realismus, wie abstoßend und herzkränkend sie erscheinen mögen, nicht nur wahrer, sondern auch künstlerischer. Lubliner's Muse hat in den letzten Jahren, vielleicht, weil sie sich nicht mehr eines lauten Erfolges rühmen kann, einen mürrischen grämlichen Zug bekommen, der ihrem feinen Gesichtchen und ihrem zierlichen Figürchen gar nicht steht. Sie ist wie ein Goldfischchen, das auf der Oberfläche des Teiches schwimmen muß, wenn es gesehen werden soll; so bald es in die Tiefe taucht, ist es verloren.

Die herbe und grausame Unerfreulichkeit des modernen Realismus trat uns in dem Schauspiel „Raskolnikow" entgegen. Eugen Zabel, der sich durch seine eingehenden und sorgfältigen Studien über die moderne russische Literatur zu einem ihrer Dolmetscher und Vermittler bei uns gemacht hat, und Ernst Koppel sind nicht vor dem Wagniß zurückgeschreckt, den bekannten Roman Dostojewski's in ein Drama zu verwandeln und auf die deutsche Bühne zu bringen. Aber sie haben das dramatische Element der Erzählung ebenso sehr wie die Wirkung der Reue und Buße des Sünders auf das Publicum überschätzt. Der einsame Leser bewundert die Kunst, mit der das Nervengeflecht Raskolnikow's wie auf einem Seecirtisch von dem Dichter freigelegt wird, der Zuschauer aber empfindet gegen den jammernden, unstäten und halbwegs irren Verbrecher nach der That womöglich noch einen größeren Widerwillen als vor der Verübung des Mordes. Die Qualen Raskolnikow's wie die Ermahnungen Sonja's lassen das Theaterpublicum nicht nur kalt, sondern ermüden es. Der Hauptsatz des Realismus, nicht auf die Fülle der Begebenheiten, sondern auf die Wirklichkeit und Wahrheit der Charaktere komme es an, mag im Roman für eine gewisse Klasse von Lesern gelten: für die Bühne ist er unanwendbar. Hier gilt einzig die Handlung, die feinste und tiefsinnigste Reflexion kann hier die fehlende Leidenschaft nicht ersetzen. Raskolnikow mangelt Alles zu einem dramatischen Helden. Seine Grübelei, seine Dürftigkeit, seine wissenschaftlichen Theorien, die Zerrissenheit seiner Seele nach der Vollführung seines Verbrechens, seine Zerknirschung vor dem Worte Gottes, seine Furcht vor dem Späherauge der irdischen Gerechtigkeit — alle die Eigenschaften, die ihn für den Leser so wahr, so anziehend und bemitleidenswerth machen, sind auf der Bühne ebenso viele Hindernisse seiner Heldenhaftigkeit. Im Roman versöhnt uns die saubere und genaue Detailschilderung des russischen Kleinlebens mit seinem Schmutz, seinem äußeren Elend und seiner inneren Verlumptheit; von der Bühne herab widert uns das Bild, das nur in groben Umrissen und grellen Farben gegeben werden kann, je länger wir es betrachten müssen, um so peinlicher an. Die zwei ersten Acte sind von den Bearbeitern geschickt aus der Erzählung herausgearbeitet worden und steigern sich wirkungsvoll. Der erste führt die Hauptpersonen, den blutarmen Studenten Raskolnikow, den ewig betrunkenen und ewig gerührten Kanzleibeamten Marmeladow, seine Tochter Sonja, ihren Verführer Swidrigailow, die Wucherin Aljona Iwanowna und den Untersuchungsrichter Porphyrius, in bewegten, sich wahrscheinlich und folgerichtig aneinander reihenden Scenen ein. Die Gipfelung erreicht die Handlung des Actes in dem Tode Marmeladow's, der in seiner Betrunkenheit von einem Wagen überfahren und getödtet wird. Der zweite Aufzug versetzt uns in die Wohnung der Wucherin. Durch die Schilderung ihrer Bosheit und Nichtswürdigkeit, ihrer List und ihres Trotzes gegenüber dem Gesetz, die sich in ihren Thaten und Reden offenbaren, gelingt es den Bearbeitern, unsere Abneigung und unsern moralischen Abscheu gegen die häßliche und heimtückische Alte zu steigern und Raskolnikow's Verbrechen in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Damit aber erlischt jedes dramatische Interesse. In den beiden letzten Acten wird nicht Raskolnikow von Gewissensqualen, sondern der Zuschauer von Unlust und Langerweile gefoltert. Alle Mühe der Bearbeiter, diese todten Scenen zu beleben, ist vergeblich geblieben. Seinem Stoffe nach, wie in seiner künstlerischen Form erlitt der Realismus eine Niederlage; der Stoff beleidigte, die Form langweilte das Publicum. Nach drei Aufführungen verschwand „Raskolnikow"

von den Brettern. Der realistische Roman ist auf die Bühne nicht zu übertragen; er trachtet nach Wahrheit und Unmittelbarkeit, sie will und kann einzig Illusionen geben; sie lebt von dem Schein der Dinge, er hofft ihr Wesen darstellen zu können; er bemüht sich, den Menschen in seiner Nacktheit zu schildern, und sie muß ihrer Natur nach selbst die Nacktheit noch schminken und balsamiren. Auf der Bühne ist das Conventionelle allein, das ihrer Optik und Akustik Angemessene lebensfähig, und Franz Moor in all' seiner Ungeheuerlichkeit noch einmal so wahr und wirklich wie der „realistische" Raskolnikow.

Dem Berliner Theater fehlt es niemals an dem Zulauf und dem Beifall des Publicums, wenn es ältere Stücke in neuer Einrichtung und temperamentvoller Darstellung vorführt. Es hat jetzt neben seinem Director Barnay und Nuscha Butze in Franziska Ellmenreich und Friedrich Mitterwurzer zwei hervorragende schauspielerische Kräfte gewonnen, die im Trauerspiel wie im Lustspiel gleich verwendbar und immer siegessicher sind. „Hamlet" wie „Kean", „Maria Stuart" und „Die Jungfrau von Orleans", die „Journalisten" und die „Goldfische" erregen dieselbe freudige Zustimmung eines vollen Hauses. Die wirklichen Neuigkeiten des Theaters dagegen finden weder Aufmerksamkeit noch Theilnahme. Meist sind sie schon an dem Abend ihres ersten Erscheinens verloren. Bedenklicher noch als diese Ablehnung durch das Publicum erscheint mir ihre literarische Bedeutungslosigkeit. Das Schauspiel in vier Acten von Theodor Herzl, „Der Bernhardiner", das am Donnerstag den 30. October zum ersten Male aufgeführt wurde, und das Schauspiel in vier Acten von Alexander Moszkowski und Richard Nathanson, „Das Schweigegeld", das am Sonnabend den 22. November zur ersten Aufführung kam, ertragen kaum eine kritische Betrachtung. Den Mittelpunkt des ersten Stückes bildet eine durch alle Badeorte Deutschlands, Italiens und der Schweiz abenteuernde russische Gräfin, die nach der „großen Liebe" sucht. Dabei ist diese Liebe in ihrer unmittelbaren Nähe. Treu wie ein Bernhardiner Hund begleitet sie der Sohn ihres Verwalters, ohne es je zu wagen, aus seiner untergeordneten Stellung heraus der Herrin seine Liebe zu erklären. Um besser und mit einem Schein des Rechts von ihm unterstützt werden zu können, gibt sie ihn für ihren Gatten aus und heirathet ihn endlich, nachdem sich die Experimente mit der „großen Liebe" als thöricht und aussichtslos erwiesen haben. Verquickt mit der ernsthaften Liebesgeschichte ist die lustige zwischen dem geistreichen Backfisch und dem liebenswürdigen Witzbold — Alles und Alle nach der alten Schablone gemalt. In dem Schauspiel „Das Schweigegeld" handelt es sich um eine Erpressung. Die ältere Schwester fordert von dem Liebhaber der jüngeren compromittirende Briefe zurück. Dabei wird sie überrascht und nach ihrer Verheirathung mit einem Amtsrichter von dem Mitwisser ihres geheimnißvollen Besuches bei dem russischen Nihilisten fort und fort zu einem „Schweigegeld" gezwungen. Natürlich wird der Erpresser, der diesmal, um der socialdemokratischen Stimmung zu genügen, ein Maurergesell sein muß, entlarvt; die Unschuld der Frau Amtsrichterin kommt an den Tag, und selbst die nicht ganz reinliche und zweifelsohne Unschuld der jüngeren Schwester findet einen harmlosen Liebhaber ohne Vorurtheil. Die Fabel wie die Ausführung haben sich aus dem Gerichtssaal auf die Bühne verirrt.

Auch das Residenz-Theater hat uns mit keiner geistvolleren Gabe bedacht. Einer lustigen, in sich unbedeutenden Posse von Albin Valabrègue „Familie Moulinard" folgte ohne tiefere Wirkung am Sonnabend den 22. November das Pariser Sittenbild von Alphonse Daudet „Der Kampf ums Dasein" in einer Uebersetzung von Eugen Zabel. Das Stück richtet seine Spitze gegen die Grundsätze und Lehren der rücksichtslosen, nichts achtenden, auf das Recht des Stärkeren und die Nothwendigkeit des Kampfes sich stützenden Selbstsucht, gegen den Egoismus, der sich aus der Theorie Darwin's einen glänzenden und scheinbar undurchdringlichen Schild gemacht hat. Allein Daudet hat seine Absicht nicht auszuführen vermocht; statt eines tragischen Interessenkampfes führt er uns ein altes

Ehebruchs- und Verführungsdrama vor, das dadurch nicht an Tiefe gewinnt, daß die Personen beständig von dem Kampfe um das Dasein und dem Rechte des Stärkeren reden. Zum Uebermaß des Unglücks ist das Stück für die Berliner Theaterbesucher nicht einmal recht verständlich. Es enthält nicht nur eine Fülle Pariser Anspielungen im Einzelnen, sondern gibt sich auch im Ganzen als eine Fortsetzung des Romans „L'immortel". Paul Astier, der schöne Mann und berühmte Architekt, der dort die alte Herzogin von Padovani geheirathet hat, ist nach drei Jahren der Frau überdrüssig geworden und hat ihr Vermögen durchgebracht. Er ist jetzt, um welcher Verdienste willen, erfahren wir nicht, Unterstaatssecretair geworden und jagt einem neuen Goldfische, einer jungen ungarischen Gräfin, nach. Die Herzogin ist ihm ein Hinderniß zu seinem Ziel; er will sich von ihr scheiden lassen. Als fromme Katholikin weigert sie sich, in die Scheidung einzuwilligen, und er schüttet ihr in ein Glas Wasser das Gift, das er eine Stunde vorher einem von ihm verlassenen Mädchen weggenommen hat. Wie sie nun aber trinken will, erwacht in dem feigen Schuft die Angst vor den Folgen; er entreißt ihr das Glas, es folgt eine rührende Versöhnungsscene zwischen den beiden Gatten. Fünf Monate liegen zwischen dem vierten und dem fünften Acte; in diesem Zeitraum ist die Herzogin und die verlassene Geliebte gestorben, Paul Astier kann seine Ungarin heirathen. Eben hat er ihr eine Erklärung gemacht, als ihn der Vater des Mädchens, der durch ihn unglücklich geworden ist, ein braver Postsecretär, niederschießt, mit den Worten: „Ich habe eine Waffe, Du hast keine, folglich bin ich der Stärkere im Kampfe um das Dasein — paff!" Trotz aller realistischen Einzelheiten und seiner darwinistisch angehauchten Gespräche ist das Stück ein richtiges schaurig-sentimentales Boulevarddrama, dem nicht einmal das Verdienst einer geschickten Technik zukommt.

Der Verein „Freie Bühne" hat das Relief, das ihm im vergangenen Jahre seine Rücksichtslosigkeiten in den Augen eines Theils der Berliner Gesellschaft gaben, eingebüßt. Vor dünn besetzten Bänken hat er bisher im Residenz-Theater zwei kaum beachtete Vorstellungen gegeben, am 12. October und am 30. November. In der ersten kam das wunderliche Trauerspiel des Schweden A. Strindberg „Der Vater" zur Aufführung. Der Satz, von dem der Dichter ausgeht, ist die Annahme eines ewigen Kampfes zwischen Mann und Weib. Ueber die Erziehung ihrer einzigen Tochter sind der Rittmeister und die Rittmeisterin in einen Streit auf Tod und Leben gerathen; er ist Freigeist, sie ist Pietistin. Durch ihre kalte, schlau berechnende Bosheit weiß sie in ihrer Umgebung und bei dem Arzte den Verdacht zu erwecken, daß ihr Mann geistesgestört sei. Sein Jähzorn, seine Unruhe, seine Unentschlossenheit und seine Unerfahrenheit in allen praktischen Dingen unterstützen ihre Angaben. Nachdem er eine brennende Lampe nach seiner Frau geschleudert und eine nicht geladene Pistole auf sein Kind gerichtet hat, bleibt nichts übrig, als ihn auf offener Bühne in die Zwangsjacke zu stecken. Zum Glück stirbt er bald darauf am Schlagfluß. So bleibt die saubere Mutter die einzige Herrin ihrer Tochter und erhält noch obendrein die Lebensversicherung des Verstorbenen. Solche Geschichten entziehen sich nach meiner Ansicht jeder ästhetischen Betrachtung; es sind im besten Falle Studien für Irrenärzte, nicht um den Irrsinn des Rittmeisters zu constatiren, sondern um den wundersamen Irrgängen des dichterischen Gedankens nachzuspüren. In der naturalistischen Literatur werden die Hirngespinnste eines krankhaften Denkens und Empfindens immer zahlreicher. Die zweite Aufführung des Vereins brachte nach einer platten und rohen Comödie „Angele" von Otto Ehrlich Hartleben, die natürlich wieder als Spiegelbild der Berliner Gesellschaft gelten sollte, eine dialogisirte Novelle in zwei Scenen von Marie von Ebner-Eschenbach „Ohne Liebe", voll harmlos gemüthlicher Plauderei: ein Cousin, der von der Liebe seiner ersten Frau hart zu leiden gehabt hat, und nun die Cousine „ohne Liebe", nur aus Hochachtung heirathet, obgleich sie beide einander seit Jahren schwärmerisch zugethan sind. Ein Bildchen aus dem österreichischen adeligen Leben, ohne jede satirische Spitze. Die „Freie Bühne" war während einer halben Stunde in ein Liebhabertheater für Grafen und Comtessen umgewandelt.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Der 1. Januar 1891 bezeichnet den Beginn eines bedeutsamen Abschnittes der socialpolitischen Gesetzgebung in Deutschland, da an diesem Tage das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz in Kraft tritt. Von diesem Tage ab erhält jeder Arbeiter und jede Arbeiterin, sobald sie arbeitsunfähig werden — auch abgesehen von der Unfallversicherung — vom Staate eine Invalidenrente. Ebenso wird jedem Arbeiter und jeder Arbeiterin, gleichviel ob sie noch arbeitsfähig sind oder nicht, sobald sie das siebzigste Lebensjahr erreicht haben, vom Staate eine Altersrente gewährt. Mag auch der Streit der Meinungen über das Gesetz selbst keineswegs zum Abschlusse gebracht sein, so muß eben abgewartet werden, wie es sich in der Praxis gestalten wird. Immerhin erscheint bemerkenswerth, daß der Abgeordnete Bebel im deutschen Reichstage am 9. December bei der ersten Berathung des Etats erklärte, die deutsche Socialdemokratie sei keine directe Feindin des Gesetzes; sie meine zwar, daß das darin Gewährte zu gering wäre, im Vergleiche mit den verlangten Opfern, begrüße jedoch das Gesetz als einen ersten Schritt auf dem weiten socialen Gebiete. Auch verdient hervorgehoben zu werden, wie in anderen Staaten gleichfalls socialpolitische Reformen geplant werden. Insbesondere wird die neugewählte italienische Deputirtenkammer derartige Reformvorschläge zu prüfen haben.

Die allgemeinen Wahlen für die italienische Kammer haben zu einem glänzenden Siege des Ministeriums Crispi geführt; der Conseilpräsident selbst ist in nicht weniger als vier Wahlkreisen: Palermo, Messina, Syracus und Girgenti als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen. Da die radicalen Widersacher der Regierung die Bekämpfung der Tripelallianz als Losung ausgegeben hatten, bedeutet die Niederlage der von Cavallotti, Imbriani und Bovio geführten Partei zugleich einen nicht zu unterschätzenden Erfolg des europäischen Friedensbündnisses. Ueberdies war noch in letzter Stunde im radicalen Feldlager ein heftiger Zwist entstanden, als Cavallotti im Gegensatze zu Bovio und Imbriani die von dem naturalisirten Franzosen Cernuschi zur Bekämpfung der Tripelallianz durch die Wahlagitation angebotenen hunderttausend Francs annahm, während die öffentliche Meinung in Italien in dieser vom Auslande her gewährten Geldunterstützung mit Recht eine durchaus unzulässige Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes erblickte. Kaum hatten die Radicalen alle ihre pomphaften Ankündigungen des unmittelbar bevorstehenden Sturzes Crispi's und des angeblich daraus resultirenden Zusammenbruches der Tripelallianz durch den überwältigenden Sieg der Regierung in drastischer Weise widerlegt gesehen, als sie in Uebereinstimmung mit den wenigen Parteigängern der ehemaligen Consortoria vom Schlage Bonghi's versicherten, der Conseilpräsident Crispi werde, weit entfernt, in der neuen Deputirtenkammer über eine geschlossene Regierungsmehrheit zu verfügen, vielmehr der „Gefangene" dieser aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Majorität sein. Die klerikalen Organe wiederum, die, um dem verhaßten

Conseilpräsidenten unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet zu sehen, zugleich mit den Franzosen den Sieg der Radicalen wünschten, betonten nach deren unleugbarer Niederlage, daß der Erfolg Crispi's im Hinblicke auf die ungünstigen Finanzverhältnisse des Landes wenig zu bedeuten habe, zumal die gesammte haute finance Europa's sich von Italien zurückziehe. Letztere Ausstreuung wurde von competenter deutscher Seite unmittelbar aufs schärfste als phantastische Erfindung bezeichnet: die zum Ansturme gegen den italienischen Conseilpräsidenten vereinigten Radicalen und Klerikalen, denen Bonghi mit seiner kleinen Schar Hülfsdienste leistete, sollten aber sogleich noch eine weitere herbe Enttäuschung erfahren. Hatten sie doch insbesondere darauf gerechnet, daß einer der hervorragendsten Abgeordneten der gemäßigten Partei, di Rudini, sich in eine oppositionelle Stellung gegenüber seinem sicilianischen Landsmanne Crispi drängen lassen würde. Diese Erwartung hatte sich nun bereits vor dem Beginne der parlamentarischen Arbeiten als völlig verfehlt erwiesen, nachdem der Abgeordnete di Rudini, der zugleich Führer der „jungen Rechten", einer einflußreichen Gruppe in der neuen Deputirtenkammer, sein wird, vor seinen Wählern in Termini in aller Form erklärt hat, daß er die auswärtige Politik Crispi's ebenso wie die innere im Wesentlichen zu unterstützen bereit sei. Bei dem am 6. December zu seinen Ehren veranstalteten Bankette betonte di Rudini rückhaltlos, daß er sogar noch vor Crispi ein Anhänger des europäischen Friedensbündnisses, der Tripelallianz, gewesen sei, so daß er dieser doch unmöglich jetzt Opposition machen könne. Darf Crispi daher unbedingt auf die Unterstützung seiner auswärtigen Politik durch die von Rudini geführte parlamentarische Gruppe zählen, so erklärte der erwähnte Abgeordnete in seiner Bankettrede auch, daß er die auf Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte abzielenden Bestrebungen nach besten Kräften zu fördern bestrebt sein werde. An Meinungsverschiedenheiten wird es allerdings hinsichtlich der Finanzpolitik Italiens nicht fehlen, da der Wechsel in der Leitung des Finanzministeriums, die Ersetzung Giolitti's durch Grimaldi als Finanz- und Schatzminister, neue Vorschläge oder Reformen vorhersehen läßt. Rudini, dem diese Veränderung, als er seine Rede in Termini hielt, noch nicht bekannt war, wies aber selbst bereits darauf hin, daß die parlamentarischen Verhältnisse im Vergleiche mit früheren Zeiten eine Veränderung erfahren müßten, insofern nicht mehr zwei große Parteien einander gegenüberstehen, sondern das Gros der Deputirtenkammer verschiedene Abstufungen derselben Partei aufweisen würde. Rudini hält es zugleich im Interesse des constitutionellen Régime für geboten, daß ein solches Gegengewicht, eine solche Controle vorhanden sei. So wendete sich der erwähnte Abgeordnete direct gegen Bonghi, indem er hervorhob: „Man hatte nicht, wie behauptet wurde, den anmaßenden Gedanken, Crispi zum Gefangenen zu machen; man wollte aber auch selbst nicht Gefangener der Majorität sein. Weit entfernt, Crispi zu bekämpfen, wollte man ihn vielmehr unterstützen, ohne über die Grenzen der eigenen Meinungen und Ueberzeugungen hinauszugehen." Rudini fügte hinzu, daß er und seine Gesinnungsgenossen auch in Zukunft bereit sein würden, dem Conseilpräsidenten eine loyale und entschiedene Unterstützung zu gewähren, da die von Crispi für die neue Legislaturperiode vorgezeichneten Aufgaben voraussehen lassen, daß sich keine ernsthaften Meinungsverschiedenheiten herausstellen werden.

Die Thronrede, mit welcher König Humbert von Italien am 10. November die erste Session der neugewählten Deputirtenkammer eröffnet hat, gibt der Zufriedenheit aus Anlaß der friedlichen Situation Ausdruck. Waren alle Bestrebungen der Radicalen in jüngster Zeit darauf gerichtet, an der Tripelallianz zu rütteln, so betont König Humbert gerade das treue Festhalten Italiens an seinen Bündnissen, indem er erläuternd hinzufügt, daß das Land, herzlich in der Freundschaft und von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, die Beziehungen zu allen Mächten jeder Zeit noch besser zu gestalten, mit Genugthuung sehe, wie jede Gefahr internationaler Verwicklungen zerstreut sei, so daß sich in ganz Europa die beruhigendsten Aussichten verbreiteten und befestigten. Im Hinblicke auf die Colonialpolitik versichert die Thronrede, daß nur noch übrig bleibe, das italienische Gebiet, sowie die italienische Einflußsphäre in

Uebereinstimmung mit den befreundeten Regierungen abzugrenzen. Auf dem Gebiete der inneren Politik sollen Gesetze für das Wohlergehen der Arbeiter die hauptsächliche Aufgabe der neuen Session bilden. Allerdings soll zugleich das Gleichgewicht im Staatshaushalte angestrebt werden, wobei dem italienischen Parlamente obliegen wird, durch Ersparnisse in der öffentlichen Verwaltung, sowie durch eine Umgestaltung der gegenwärtigen Steuern genügende Hülfsquellen zu finden. Sehr bemerkenswerth erscheint der Hinweis der Thronrede, daß König Humbert nach den Ueberlieferungen der Casa Savoia fest und unerschütterlich die Rechte der Staatsgewalt aufrecht erhalten werde; daß er zwar jeder Zeit die Rechte der Religion seiner Väter verbürge, ohne diejenigen anderer Culte zu beeinträchtigen, daß er aber auch nicht dulden werde, wenn seine souveräne Autorität in politischen Versammlungen im Namen dieser Religion angegriffen werden sollte.

Ein Vorgang der jüngsten Zeit hat allem Anscheine nach den äußeren Anlaß zu dem letzteren Hinweise der italienischen Thronrede geboten. Forderte doch in diesen Tagen ein vaticanisches Organ, der „Osservatore Romano", allen Ernstes zur Bildung eines eigenen katholischen Parlamentes auf. Der erste bezügliche Artikel des erwähnten Organs der römischen Curie war so gehalten, daß angenommen werden konnte, der Papst würde für die späteren allgemeinen Wahlen zur Deputirtenkammer die bisherige Losung: Nè elettori nè eletti aufheben, so daß die Klerikalen activ und passiv an den politischen Wahlen theilnehmen könnten. Allerdings müßte ein solcher Frontwechsel unmittelbar nach den soeben erst vollzogenen Wahlen seltsam genug erscheinen — c'est de la moutarde après dîner bemerkten die Spötter. Allein der „Osservatore Romano" erläuterte sehr bald seine Ansicht, indem er ankündigte, es sollte ein besonderes katholisches Parlament geschaffen werden. „So wird die Nation," bemerkte das Blatt, „sich in einer großen Körperschaft vertreten sehen, die dazu bestimmt ist, der lebendige Ausdruck des wirklichen und katholischen Italiens zu sein." Von den Debatten, die in einem solchen phantastischen Parlamente stattfinden würden, kann man sich nach der von den ultramontanen Organen geführten Sprache einen Begriff machen. Der „Osservatore Romano" und die gesinnungsverwandte Presse übersehen nur, daß die italienische Staatsgewalt ein solches Experiment ebenso wenig dulden würde wie etwa, daß der Papst, abgesehen von seinen Schweizern und Gendarmen, ein eigenes Heer errichte und andere Staatsinstitutionen schaffe. Immerhin spiegelt die originelle Idee des „Osservatore Romano" deutlich den tiefen Groll wider, den der Wahlerfolg Crispi's im Vatican nicht minder als bei allen Gegnern der Tripelallianz hervorgerufen hat.

Wie den Widersachern des europäischen Friedensbündnisses durch den glänzenden Sieg Crispi's bei den allgemeinen Wahlen für die italienische Deputirtenkammer eine schwere Enttäuschung bereitet worden ist, sehen sie auch die Erwartungen betrogen, die sie an vereinzelte Wahlerfolge der Parteigänger Gladstone's in Großbritannien geknüpft hatten. Wurde doch insbesondere von französischer Seite bereits der angeblich bevorstehende Sturz des englischen Premierministers Lord Salisbury escomptirt, dem andererseits mit Recht Sympathien für die friedlichen Bestrebungen der Tripelallianz zugeschrieben werden. Obgleich Diejenigen zu weit gingen, die versicherten, daß Lord Salisbury sogar den Beitritt der englischen Regierung zu diesem Bündnisse erklärt habe, kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß das von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien hauptsächlich im Interesse des Letzteren erforderlichen Falls zu wahrende Gleichgewicht im Mittelländischen Meere auch von Seiten der conservativen englischen Regierung vertheidigt werden würde, falls etwa Frankreich neue Anwandlungen verspüren sollte, seine dort ohnehin beträchtliche Machtsphäre auszudehnen. Gelangte dagegen ein Ministerium Gladstone zur Regierung, so brauchte Frankreich keineswegs den energischen Widerstand Englands zu befürchten. Unter diesen Verhältnissen erhält die Parnell-Krisis ihre besondere Bedeutung. Das Mißgeschick, welches den „ungekrönten König" der grünen Insel bei einem vielerörterten Ehescheidungsprocesse ereilt hat, da er hierbei eine schimpfliche Rolle spielte, trifft in seinen Consequenzen mittelbar auch Gladstone. Im Hinblicke auf die in England herrschenden

Anschauungen ist der Führer der Liberalen nicht in der Lage, das Bündniß mit Parnell als Führer der Homeruler aufrecht zu erhalten. Auf diesem Bündnisse beruhten nun aber die Hoffnungen der Gegner Lord Salisbury's, bei den nächsten Wahlen die Mehrheit im Unterhause zu erlangen. Nur der unverzügliche Rücktritt Parnell's von der Führerschaft der irischen Partei hätte Klarheit in die Situation bringen können; der „ungekrönte König" ist jedoch nicht gewillt, so leicht auf seine Macht zu verzichten. Die Erklärungen Gladstone's veranlaßten Parnell lediglich, sich mit einem Manifeste an die irische Partei zu wenden, indem er, weit entfernt, sich irgendwie schuldig zu bekennen, vielmehr dem liberalen Parteiführer sein Sündenregister vorhält. An einen von Gladstone an Morley gerichteten Brief anknüpfend, bezeichnet Parnell als den Zweck dieses Briefes, die irische Partei in der Wahl ihres Führers zu beeinflussen, sowie den englischen Liberalen ein Veto zuzuerkennen, während doch Irland die Unabhängigkeit seiner Partei als einzige Sicherheit innerhalb der Verfassung ansehe. Parnell erklärt zugleich, durch die in jenem Briefe enthaltene Drohung, England werde, falls Irland ihm das erwähnte Vetorecht nicht gewähre, die Homerule auf unbestimmte Zeit hinausschieben, gezwungen zu sein, Enthüllungen zu veröffentlichen, die Gladstone selbst ihm hinsichtlich seiner Pläne im November 1889 auf seinem Landsitze in Hawarden gemacht habe. Mehrere Punkte kamen nach der Versicherung Parnell's bei dieser Zusammenkunft in Betracht. Gladstone betonte zunächst, daß die irischen Abgeordneten im Parlamente von Westminster bleiben sollten; er wünschte ferner, die agrarischen Schwierigkeiten in Irland beseitigt zu sehen, indem er Zweifel darüber bestehen ließ, ob nach seiner Ansicht die Landankäufe in Irland von diesem oder vom vereinigten Königreiche vollzogen werden sollten. Der dritte Punkt betraf die Controle der irischen Polizei, und zwar sollten, wie Gladstone meinte, die höheren Polizeibeamten in Irland, um die öffentliche Meinung Englands zu schonen, auf unbestimmte Zeit noch von London aus ernannt werden, während Irland die Kosten zu tragen hätte. Ebenso hielt Gladstone dafür, daß die Polizeirichter für die Dauer von zehn bis zwölf Jahren noch von der Centralbehörde ernannt würden.

Im Hinblicke auf diese angeblichen Vorschläge spielt nun Parnell gegenüber seinen irischen Landsleuten den unbestechlichen Mann, indem er in dem Manifeste seine eigenen unerschütterlichen Ansichten hervorhebt. Er hält dafür, daß die irische Legislatur die Rechte der Legislatur eines Staates der amerikanischen Union erhalten müsse, wie denn auch die übrigen von Gladstone in den Vordergrund gerückten Angelegenheiten lediglich von den Iren geordnet werden müßten. In Bezug auf die irische Landfrage stellte der Führer der englischen Liberalen überhaupt kein bestimmtes Programm auf, so daß Parnell bei einer Unterredung, die er mit Morley hatte, ablehnte, von Anfang an gegen die zu erwartende Regierungsvorlage einzutreten.

Nicht in Abrede gestellt werden darf, daß Parnell mit tactischem Geschick die Schwäche der Position der englischen Liberalen erkannte, indem er zugleich die ganze Streitfrage verrückte, wobei er auf die weniger an scharfe Logik als an Schlagworte gewöhnte irische Bevölkerung rechnete. Während es sich einfach darum handelte, ob Parnell, in eine schmutzige Affaire verwickelt, nicht bloß durch diese Thatsache, sondern auch durch sein lügenhaftes Verhalten in dieser Angelegenheit der Führerschaft sich unwürdig gemacht habe, so daß die Führer anderer Parteien nicht mit ihm fernerhin in Fühlung bleiben könnten, ohne ihre eigene Sache bloßzustellen, spielt der irische Agitator sich selbst als Ankläger auf. In klangvollen Worten zählt er die Verdienste her, die er sich durch Organisirung der irischen Partei erworben habe. Seiner Führerschaft im letzten Decennium schreibt er es ausschließlich zu, daß dem englischen Volke die Nothwendigkeit von Homerule dargelegt worden sei, daß dieses Ziel aber nur erreicht werden könne, falls die irische Partei von jeder englischen unabhängig bleibe. Andererseits erachtet Parnell, indem er geschickt an die irische Bevölkerung appellirt, Homerule sowie die Gründung eines irischen Parlaments keineswegs für gefährdet, wenn das Volk ihn unterstütze. Sollte sich jedoch selbst die von der englischen liberalen Partei drohende Gefahr verwirklichen, so versichert Parnell, daß seine Anhänger mit ihm eine

Verzögerung unbedenklich der völligen Preisgebung der nationalen Rechte sowie der Annahme einer Maßregel vorziehen würden, durch welche die Bestrebungen der irischen Partei keineswegs verwirklicht werden könnten. Drängen sich für jeden Unbefangenen ohne Weiteres die mannigfachen Sophismen auf, die in der Beweisführung Parnell's enthalten sind, so sah sich Gladstone doch genöthigt, den von ihm in ihrer Gesammtheit bestrittenen Behauptungen des irischen Parteiführers öffentlich entgegenzutreten. Der Leiter der englischen Liberalen, dessen Wahrheitsliebe jedenfalls unanfechtbar erscheint, betont zunächst, daß es sich bei der Zusammenkunft mit Parnell lediglich um eine völlig freie und unverbindliche Darlegung von Punkten gehandelt habe, durch die der irische Homerule-Plan nach der Auffassung des englischen Staatsmannes und einer Anzahl seiner Collegen eine Verbesserung erfahren, und in Bezug auf welche festgestellt werden sollte, ob sie ernsten Einwendungen von Seiten Parnell's begegnen würden. Letzterer gab denn auch, wie Gladstone betont, keineswegs seinen Widerspruch zu erkennen. Sehr zutreffend wird dann ausgeführt, daß Parnell nach seiner eigenen Darstellung im Herbste des Jahres 1889 Kenntniß von wesentlichen für Irland ungünstigen Aenderungen des englischen Homerule-Plans erhalten haben will, um diese Kenntniß bis Ende November 1890 geheim zu halten und dann erst aus Anlaß einer persönlichen Angelegenheit der ganzen Welt zu offenbaren. Gladstone stellt denn auch positiv in Abrede, die ihm zugeschriebene Erklärung abgegeben oder irgend etwas Aehnliches gesagt zu haben, sei es in Bezug auf das Verbleiben der irischen Mitglieder im Parlament, sei es in Bezug auf die Regelung der agrarischen Schwierigkeiten, die Controle über die Polizei oder die Ernennung der Richter in Irland. Dem irischen Parteiführer wird zugleich das Epigramm angeheftet, daß er sich eines groben Vertrauensbruches schuldig gemacht habe; war doch die Unterhaltung der beiden Parteiführer eine streng vertrauliche, so daß sogar die Veröffentlichung eines wahrheitsgetreuen Berichtes einen Bruch des Vertrauens dargestellt hätte, während doch durch dieses allein politisches Zusammenwirken ermöglicht worden. Gladstone constatirt ferner, daß jede seiner Andeutungen auf Grund schriftlicher Aufzeichnungen erfolge, wie er denn auch seine ehemaligen Collegen im Cabinet im strengsten Vertrauen mit dem ganzen Inhalte seiner Besprechungen unmittelbar nachher bekannt gemacht habe, mit der Versicherung, daß von Seiten Parnell's in keinem einzigen Punkte ernsthafte Schwierigkeiten erhoben worden seien.

Aus den formellen Erklärungen Gladstone's, an dessen Ehrenschilde im Gegensatze zu demjenigen Parnell's sicherlich nicht der leiseste Makel haftet, geht jedenfalls die ganze Zweideutigkeit des Verhaltens des bisherigen irischen Parteiführers hervor. Als politische Consequenz — und das ist vor Allem für die allgemeine Politik bedeutsam — ergibt sich jedenfalls, daß Gladstone nunmehr für alle Zukunft durch eine unüberbrückbare Kluft von Parnell getrennt ist, gleichviel ob es diesem gelingt, die irische Bevölkerung von Neuem zu bethören und auf der grünen Insel seine einflußreiche Stellung zu wahren, oder ob sich innerhalb der irischen Partei eine fortdauernde Spaltung vollzieht. Daß die katholische Geistlichkeit in Irland Parnell's Verhalten aufs Schärfste mißbilligen würde, mußte von Anfang an angenommen werden. Thatsächlich hat sich denn auch bereits die Spaltung innerhalb der irischen Fraction vollzogen; die überwiegende Mehrheit der Mitglieder des Unterhauses, die bisher der erwähnten Fraction angehörten, haben sich in aller Form von Parnell als Parteiführer losgesagt, während dieser selbst nur wenig mehr als zwei Dutzend Abgeordnete um sein Banner zu scharen vermochte. Bei der zähen Energie, mit der Parnell seine Position zu behaupten sucht, sind Ueberraschungen aller Art, insbesondere im Hinblick auf die Stimmung der Bevölkerung in Irland selbst, nicht ausgeschlossen, zumal der bisherige irische Parteiführer nach wie vor über bedeutende Geldmittel verfügt. Sicherlich würde Parnell auch keine Bedenken tragen, mit Lord Salisbury Fühlung zu gewinnen, nachdem Gladstone in aller Form abgelehnt hat, mit der irischen Partei in weitere Verhandlungen zu treten, so lange Parnell's Führerschaft nicht vollständig beseitigt ist. Erst wenn in dieser Hinsicht ein fait accompli geschlossen, wollte der

liberale Parteiführer mit dem neuen Vorstande der irischen Fraction vertrauliche Unterhandlungen über alle Einzelheiten des Homerule-Projectes wieder anknüpfen.

Für die europäische Friedenspolitik bedeuten diese Vorgänge keineswegs eine Gefahr; ja, es darf vielmehr, wie bereits hervorgehoben wurde, angenommen werden, daß die Stärkung der Position Lord Salisbury's mittelbar auch der Tripelallianz zu Statten kommen wird. Andererseits muß im Interesse Großbritanniens eine weitere friedliche Entwicklung der inneren Politik des Landes gewünscht werden. Die finanzielle Krisis, von der England vor einiger Zeit betroffen worden ist, und welche in der Liquidation des Welthauses Baring ihren charakteristischen Ausdruck erhielt, hat jedenfalls umfassende Kreise der englischen Bevölkerung in Mitleidenschaft gezogen. Bei dem regen internationalen Verkehr, der auf dem Handelsgebiete zwischen den Nationen stattfindet, wäre es unvermeidlich, daß eine Fortdauer oder gar eine Verschärfung der Krisis in England in den übrigen Culturstaaten nachwirken würde. Hieraus erklärt sich auch in vollem Maße die Solidarität, die aus Anlaß des Zusammenbrechens des großen Londoner Bankhauses Baring allerorten die Hülfsbereitschaft wachrief, so daß es gelungen ist, die hauptsächliche Gefahr zu beseitigen. Immerhin muß auf die Ursachen der englischen Krisis hingewiesen werden, die insbesondere durch ein allzuweit gehendes Vertrauen auf die Prosperität der argentinischen Verhältnisse hervorgerufen wurde. Alle Bemühungen der betheiligten Factoren werden nicht verhüten können, daß diejenigen, welche allzu gläubig sich auf derartige exotische Speculationen einließen, Schaden erleiden. In dem Berichte, welchen der Vorsitzende des englischen Comités, Rothschild, dem Gouverneur der Bank von England erstattet hat, wird vor Allem darauf hingewiesen, wie die jüngste starke Krisis, von der die englische Geschäftswelt betroffen worden ist, die Thatsache offenbart habe, daß sehr große finanzielle Interessen in der argentinischen Republik engagirt sind, wie dann auch Denen, welche sich zur Liquidation der Angelegenheiten des Hauses Baring verbunden haben, klar geworden sei, daß das Resultat dieser Liquidation in hohem Maße von dem zukünftigen Werthe der argentinischen Sicherheiten und Obligationen abhänge. Zugleich wird hervorgehoben, daß der Werth des viel größeren in der argentinischen Republik angelegten englischen Capitals außerdem zum größten Theile von der Wiederherstellung des Wechselcourses abhänge. Da die Interessen der deutschen Gläubiger, sowie des deutschen Handels sich keineswegs völlig mit den englischen decken, darf der Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß die mit der Obhut der deutschen Interessen betrauten Factoren nicht ermangeln werden, eine für Deutschland günstige Lösung der argentinischen Krisis zu fördern.

Auch in Frankreich standen in jüngster Zeit die finanziellen Erörterungen im Vordergrunde. Konnte es aus Anlaß der Budgetdebatte und der während dieser aufgeworfenen Anleihefrage einen Augenblick den Anschein gewinnen, als ob eine partielle Ministerkrisis entstehen würde, welcher der Finanzminister Rouvier zum Opfer fiele, so fanden die bestehenden Schwierigkeiten sehr rasch ihren Ausgleich. Mit überwältigender Stimmenmehrheit gelangte die Budgetvorlage am 10. December zur Annahme, wobei noch hervorzuheben ist, daß der Abgeordnete der Rechten Dugué de la Fauconnerie in Uebereinstimmung mit den unlängst vom Cardinal Lavigérie zu Gunsten der republikanischen Regierungsform kundgegebenen Auffassung des Vaticans erklärte, es wäre Zeit, daß die Mitglieder der Minorität frei und ehrlich die Republik acceptirten. Zunächst fand diese Aufforderung allerdings keinen Anklang. Andererseits verdient jedoch hervorgehoben zu werden, daß die durch den Tod des Königs der Niederlande zugleich erledigte Thronfolge des Großherzogthums Luxemburg in Frankreich nicht als eine neue Luxemburger Frage erörtert worden ist. Diese größere Besonnenheit läßt auch für die innere Politik Frankreichs Gutes erhoffen; in diesen Wochen besteht jedenfalls die in Paris sprichwörtliche trêve des confiseurs, die selbst in erregten Perioden um die Weihnachts- und Neujahrszeit Frankreich Ruhe auf dem Gebiete der Politik verbürgt hat.

Literarische Rundschau.

Die Nordlandsfahrten Kaiser Wilhelm's.

Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890 von Paul Güßfeldt. Mit 21 Heliogravuren und 124 Holzschnitten nach Zeichnungen von Carl Saltzmann, und einer Orientirungskarte. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

„Bei Meinen Reisen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staatseinrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, sondern diese Reisen, die ja vielfach Mißdeutungen ausgesetzt waren, haben für Mich den hohen Werth gehabt, daß Ich, entrückt dem Parteigetriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals einsam auf hoher See, auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Werth einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von Meinen Landsleuten möchte Ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über Das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzungen, und das thut uns Allen Noth."

Mit diesen kaiserlichen Worten, gesprochen bei festlichem Anlaß, am 5. März 1890, eröffnet das Buch, welches bestimmt ist, die beiden norwegischen Reisen Sr. Majestät darzustellen. Der Gedanke nicht nur, gewissermaßen auch der Plan des Werkes ist aus der eigensten Initiative des Kaisers hervorgegangen, welcher dem als Gast in seiner nächsten Umgebung weilenden Verfasser den Auftrag gab, dieses Buch zu schreiben, mit dem ausgesprochenen Zweck, daß es sich nicht auf die Wahrnehmungen und Erlebnisse der Reise beschränken, sondern darüber hinaus den deutschen Leser im Allgemeinen über das Land Norwegen unterrichten, daß es zugleich belehrend und anregend wirken solle.

Selten mag einem Schriftsteller eine schönere, dankbarere und ehrenvollere Aufgabe geworden sein als diese; selten aber wohl auch eine, die größere Anforderungen an seine Verantwortlichkeit erhebt. Denn ein Monarch, ein Herrscher von weltgebietender Macht, sein Kaiser steht im Mittelpunkt der Darstellung, die nicht einmal erleichtert wird durch die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm, einsam „auf hoher See, nur Gottes Sternenhimmel über sich", jeden Vorrechts der Majestät sich begibt, außer diesem: ein nach dem Höchsten strebender Mensch zu sein. Aber mit der Sicherheit, die Paul Güßfeldt auf schwindelndem Alpenpfad so manchmal an das Ziel geführt hat, ist er auch diesmal seinen Weg gegangen — jener Sicherheit, die frei von Furcht, jedoch ganz erfüllt ist von dem Ernst und der Größe des Vorhabens. Als Resultat

liegt ein Buch vor, würdig des kaiserlichen Vertrauens, würdig des Verfassers und würdig der Wissenschaft, zu deren hervorragendsten Vertretern er gehört.

Unsere Leser kennen Paul Güßfeldt. Sie sind, seit Jahren, in der bevorzugten Lage gewesen, ihm als die Ersten auf seinen kühnen Bergbesteigungen, auf seinem Zuge nach Westafrika, seinen Forschungsreisen in den Andes zu folgen. Sie wissen, daß er, ein Mann der Wissenschaft, zugleich in eminentem Sinn eine künstlerische Natur ist, und daß jedes seiner Werke, wiewohl auf wissenschaftlichem Untergrund ruhend, dennoch in seiner Art als ein Kunstwerk gelten darf. „Wer an einem Reisenden nichts Anderes zu loben weiß als seine wissenschaftliche Gründlichkeit, der ertheilt demselben ein sehr einseitiges Lob," heißt es einmal in dem vorliegenden Buch; und von den Reisen selbst wird hinzugefügt, daß „deren Ausnutzung ebenso sehr an künstlerisches Empfinden und Gestalten gebunden ist wie an wissenschaftliches Erkennen."

Güßfeldt's Stil, immer wohl erwogen und sachlich, erhebt sich doch überall da, wo die poetische Schilderung an die Stelle der gelehrten Auseinandersetzung tritt, zu hoher Schönheit des Ausdrucks, der nie wortreich wird, aber in seinem feinen Maß zuweilen musikalisch bewegt erscheint und also stimmt. Diese Wirkung ist vielleicht unbewußt und sicher ungesucht: ganz und gar entspricht und entspringt sie seinem Empfinden. Er meint, daß es mit der Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur gehe wie mit dem Hören guter Musik, und wundert sich nicht darüber, daß es Leute gibt, die beim Anblick einer Hochgebirgslandschaft ungerührt bleiben, da es doch auch Leute gebe, „welche eine Beethoven'sche Symphonie gleichgültig über sich ergehen lassen". Aber nicht minder rein und reich als der Stimmungsgehalt ist die Plastik seines Stils. Er findet zwar, daß der Eindruck einer Landschaft sich mit nackten Worten nicht erschöpfen läßt. „Weniger noch," sagt er, „als das Werk des Künstlers sich ganz mit den Vorstellungen seiner Seele deckt, weniger noch deckt sich die Beschreibung des künstlerisch empfindenden Reisenden mit dem Bilde, welches beim Betrachten der Landschaft in ihm zu Stande kam." Dennoch mag es Wenige geben, welche Landschaftsbilder mit solcher Deutlichkeit vor die Seele des Lesers zu stellen wüßten, wie Güßfeldt: für die großen und gewaltigen, oder die lieblichen und gefälligen Züge, die den Blick fesseln oder überwältigen, für Formen, Farben, Licht und Schatten in ihren leisesten Modulationen, Unterschieden und Uebergängen sucht er so lange nach dem adäquaten Wort, bis er es gefunden, und wo das unmittelbare Wort versagt oder zu abstract erscheint, da greift er zum Vergleich oder zum Contrast. Die weiten stillen Fluthen des Hardangerfjord mit ihren Eilanden bringt er uns sofort zu greifbarer Anschaulichkeit, indem er an den Lago Maggiore und die Borromäischen Inseln erinnert. Die heimathlichen Vorstellungen vom Main und aus Thüringen beleben und erleuchten uns plötzlich den nordischen Glommenfluß und das Glommenthal. Die Einfahrt in einen norwegischen Hafen mit ihrer friedlichen Ruhe wird der Landung in Alexandria gegenübergestellt, bunt, laut, lärmend, sinnverwirrend. Und über welch' ein weites Gebiet von Aehnlichkeiten und Gegensätzen verfügt dieser Reisende, der die Continente beider Welten gesehen hat und auf den man in seiner Besonderheit wohl anwenden darf, was Platen ganz allgemein vom Dichter sagt:

Sein Geist, des Proteus Ebenbild, ist tausendfach gelaunet,
Und lockt der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erstaunet.

Man kann sich denken, daß es ohne Zahlen in einem solchen Werke nicht angeht. Aber auch sie, die Zahl, weiß er mit concretem Leben zu umkleiden, bis sie für uns eine sichtbare Wirklichkeit wird. Zum Beispiel: in der geographischen Skizze Norwegens, die der eigentlichen Reisebeschreibung im zweiten Capitel vorangeht, heißt es: „Die skandinavische Halbinsel übertrifft an Areal jedes andere Land im außerrussischen Europa; ferner ist sie so langgestreckt, daß" . . . und nun kommen Zahlen. Doch diese machen auf den, der an ihre Sprache nicht gewöhnt ist, nicht halb so viel Eindruck, wie die nun folgende Bemerkung: daß die nördlichste Stadt Norwegens, Hammerfest, und die südlichste, Christiansand, so weit von einander entfernt liegen, wie Berlin von Barcelona. Das versteht Jeder, und nun haben wir für die lang-

gestreckte Configuration der Halbinsel ein Maß und einen Ausdruck, der im Gedächtniß haftet. Ebenso, wo er von der Bodencultur des Landes spricht. „Etwa 240 000 qkm, d. h. 44 Procent von dem Areal des Deutschen Reiches, sind Wüste, und nur 88 000 qkm dienen dem Nutzen und der Ernährung des Volkes.“ Die Beziehung auf das Deutsche Reich, von dessen Umfang wir Alle doch so ziemlich einen Begriff haben, gibt den Zahlen eine Substanz und der Einbildungskraft ein Substrat, wenn es weiter heißt, daß alles bebaute Land in Norwegen „nur ein Bruchtheil jener weiten, mit Schnee, Sümpfen, Mooren, Flechten und Geröll bedeckten Hochgefilde, welche der menschlichen Existenz verneinend gegenüberstehen.“ Nachdem wir hiermit eine Anschauung der Bodenverhältnisse gewonnen haben, stellt uns ein anderes Aperçü die Bevölkerung vors Auge. „So wie London binnen Kurzem die Einwohnerzahl Schwedens erreicht haben wird, so Berlin diejenige Norwegens.“

Durch ein ähnliches Verfahren gewinnt die wissenschaftliche Definition, die doch immer bestimmte Voraussetzungen macht, die Gegenständlichkeit eines Bildes, welches ohne Weiteres auch dem ungeschulten Verständniß zugänglich ist. Es soll die Verschiedenheit der Alpengletscher und der des norwegischen Fjelds dargethan und aus ihrem verschiedenen Ernährungsgebiet erläutert werden: „Die vielen, demselben Hochgefilde angehörigen Gletscher gleichen den zahlreichen Kindern einer Familie, deren jedem ein schmales Erbtheil zugefallen ist; die Alpengletscher, wie Aletsch, Mer de Glace, Roseg, sind echte grands seigneurs, welche den ganzen Besitz der Familie in sich vereinigen. Mit ihrer vornehmen Ruhe und ihrem Reichthum können die norwegischen Gletscher nicht in Vergleich treten. Sie theilen nur das mit jenen, was auch der Reiche und Vornehme mit dem Armen und Gemeinen theilt: das Gemeinsame im Werden und im Vergehen.“ Nirgends tritt die Begabung Güßfeldt's, Abstractionen der Wissenschaft in anschauliche Bilder zu übersetzen, stärker hervor, als in dem Capitel, welches dem Klima Norwegens gewidmet ist. Der Verfasser stellt es dem Leser frei, dies Capitel zu überschlagen; aber wir würden es Keinem rathen. Mancher, dem die Wetterkarten in unseren Zeitungen mit ihren Isobaren, barometrischen Maxima und Minima und den die Richtung und Stärke des Windes andeutenden Pfeilen und Häkchen, wie Keilschrift und Hieroglyphen waren, wird sie besser verstehen, wenn er Güßfeldt's überaus klare Darstellung gelesen hat. Wenn er, aus dem Beispiele Norwegens, gelernt hat, welche Factoren zusammenwirken, um das hervorzubringen was wir Klima nennen: wie „der Begriff des Klimas aus dem Begriff der Witterung, und letzterer aus der physiologischen Beeinflussung des Menschen durch den gerade herrschenden Zustand des Luftmeeres“ entstanden ist. Es sind nicht sowohl die Elemente dieser Definition, die sich in jedem physikalischen Handbuch finden und thatsächlich von Güßfeldt vorhandenen Werken entnommen sind, als vielmehr deren Anwendung und Aufbau, durch welche die Zahlen und Begriffe lebendige Dinge für uns werden.

Wenn für einen Reisenden, wie Güßfeldt, der Reiseplan selber unter allen Umständen nicht Etwas sein kann, das vom Zufall dictirt wird, sondern das Ergebniß einer Arbeit nach wissenschaftlichen und ästhetischen Gesichtspunkten ist, so muß das von ihm, einem genauen Kenner Norwegens, entworfene Programm, welches der kaiserlichen Nordlandsfahrt zu Grunde lag, ein besonderes und erhöhtes Interesse haben. Es strebte darnach, „von allen Eigenthümlichkeiten der norwegischen Landschaft durch Einzelbilder Kenntniß zu geben; auch wurde Bedacht genommen, daß durch häufig eingeschaltete Landausflüge die Monotonie einer Seefahrt ausgeschlossen blieb. Bei der ausgesprochenen Vorliebe des Kaisers für das Seeleben und alles Seemännische war freilich in dieser Beziehung wenig zu befürchten.“ Sogleich, als Norwegen in Sicht war, ward auf der „Hohenzollern“, die den deutschen Kaiser trug, die Kaiserstandarte eingeholt: und auf dem schönen Schiff, das zum Theil nach seinen Anordnungen eingerichtet war und in einer Gesellschaft, die er selber ausgewählt, verlebte der Herrscher ungetrübt heitere Tage des Ausruhens, der Erholung und des Naturgenusses, deren Abglanz auf dem Buche Güßfeldt's ruht.

Immer bleibt als Centralfigur die jugendliche Gestalt des Kaisers vor unseren Augen: wir sehen ihn in der ungezwungen fröhlichen Tafelrunde; wir sehen ihn, nach Ankunft der Couriere, bei der Erledigung von Staatsgeschäften; wir sehen ihn in Fjord und Fjeld, und sehen ihn an dem mit der Kriegsflagge bedeckten Altare den sonntäglichen Gottesdienst abhalten. Ein idyllischer Zug bezeichnet diese Fahrt, auf welcher der Kaiser, wenn nicht ganz unerkannt, doch völlig frei von allen Pflichten der Repräsentation, in grünen Wiesen sich ergeht, jedem der Kinder, welche die Gatter ihm öffnen, ein Goldstück mit seinem Bildniß schenkt und „die vielen schmutzigen Pfötchen", die sich dankend ihm entgegenstrecken, nicht zurückweist, „denn er selbst ist ja Vater von fünf blühenden Söhnen".

Mit solchen Scenen eines tiefen und stillen Friedens wechseln dann die großen und glänzenden Bilder der zweiten Nordlandsfahrt, welche Se. Majestät an Bord des Panzerschiffes „Kaiser", an der Spitze seiner Manöverflotte, zu Besuchen an den nordischen Königshöfen von Kopenhagen und Christiania führte. Diesmal wehte über dem Kaiserschiff auch die Kaiserstandarte: festlich geschmückt waren Norwegens Hauptstadt und der Strand, als der König des zu freudigem Empfang gerüsteten Volkes den Souverän begrüßte, „welchen Freundschaft für den König, Sympathie für das Land und der Wille, diesen Gesinnungen Ausdruck zu geben, nun zum zweiten Male an die norwegische Küste geführt hatten", und endloser Jubel war es, unter dessen betäubendem Dröhnen Kaiser Wilhelm II. norwegischen Grund und Boden betrat. Güßfeldt sagt über diese Feierlichkeiten — für deren eigentlich officiellen Theil er dem „Reichsanzeiger" das Wort gibt — daß sie deshalb einen so großartigen Eindruck hinterlassen haben, „weil die Bevölkerung ihnen den Stempel ihres eigenen Landes gab; weil es sich dabei nicht um Erfüllung internationaler Höflichkeitspflichten handelte, sondern weil das Land einen Kaiser ehren wollte, durch dessen wiederholte Besuche es sich selbst geehrt und erfreut fühlte." Nach dieser Episode, in welcher Kaiser Wilhelm II., um seinen norwegischen Sympathien einen besonderen, von dem Lande wohl begriffenen Ausdruck zu geben, in vollem Fürstenglanz mit einer imposanten Flotte vor Christiania zu Anker gegangen war, erblicken wir ihn abermals in der unscheinbaren Tracht des einfachen Reisenden. Der gepanzerte „Kaiser" ist mit der behaglicheren „Hohenzollern" vertauscht; zusammengebogene Birken bilden die Ehrenpforten, wo der kaiserliche Wandersmann das Land betritt und rothgemiederte „pige", im Hardanger Costüm, bedienen ihn und sein Gefolge beim frohen Mahl in bescheidenen Hôtels. Die alten liebgewordenen Bilder vom vorigen Jahr erneuern sich, und der Kaiser wird nicht müde, sie immer wieder zu betrachten: „die lang hingezogenen, rundlichen Profillinien und die steilen Hänge unter ihnen, die vereinzelten Höfe, das Aufleuchten der grünen Wiesen und weiß schäumenden Wasserfälle." Diese zweite Fahrt ward vom Wetter nicht begünstigt wie die erste: von allen schlimmen Dingen, die den Reisenden unterwegs treffen können, ist Regen das schlimmste. Doch die Sonne der guten Laune durchbrach auch diese Wolken: und „wenn man," sagt Güßfeldt, „von dem herrschenden Frohsinn einen Rückschluß auf das Wetter hätte machen wollen, so wäre man zu einem wolkenlosen blauen Himmel gelangt." Einmal, als es sich um einen Landausflug von 46 Kilometern im offenen Karriol bei andauerndem Regen und wehendem Südost handelte, meinte Se. Majestät lächelnd, „daß die Ausübung der Regentenpflichten Ihn oft genug in die Lage versetzte, der Unbill schlechten Wetters trotzen zu müssen; auf einer Reise, welche vornehmlich der Erholung dienen sollte, müßten solche Lagen vermieden werden." Doch äußerte sich der Thätigkeitsdrang des jungen Monarchen darin, daß er solche Stunden unfreiwilliger Muße, wenn er sie nicht am Arbeitstisch verbrachte, mit Lachsangeln, Pistolenschießen und Malen ausfüllte. Dem Verfasser bot das unbeständige Wetter Gelegenheit, die Beobachtungen zu machen oder zu vervollständigen, denen wir das erwähnte meteorologische Capitel verdanken.

Auf die vier Wochen der ersten Fahrt, vom 30. Juni bis 27. Juli 1889, kamen nur zwei Regentage, während viele der übrigen, bei strahlender Sonne, den

herrlichen Märztagen am sicilianischen Gestade glichen. An einem solchen Tage von unbeschreiblicher Schönheit passirte die kaiserliche „Hohenzollern" den Polarkreis; aber als sie sich dem Nordcap, dem äußersten Ziel der Reise nahte, schlug das Wetter um, und hoher Seegang bei starkem Südost vereitelte den Wunsch und die Hoffnung des Kaisers, diesen nördlichsten Punkt Europas zu besteigen. Es war der Morgen des 18. Juli. Der Befehl zum Wenden ward gegeben. „Jener Morgen," sagt der Historiograph dieser Reise, „wird mir unvergeßlich bleiben durch das feierlich Ernste der erhaltenen Eindrücke. Der Himmel war grau, der Horizont im Norden und Osten zeigte einen lichten gelben Streifen, hinter den darüber gelagerten Wolken verbarg sich die Sonne . . . Nichts Anderes war zu sehen als eine lang hingezogene Felswand mit nahezu horizontaler Profillinie, nur einzelne Felsnasen zeigend, in Folge perspectivischer Wirkungen; ein weites Meer, frembartig durch seine Inselloſigkeit, und ein Himmel, an dem zur Mitternacht die Sonne stand . . ." Plötzlich brach der Kaiser das Schweigen mit den Worten: „Heut ist der Tag der Kriegserklärung." Lange stand er noch, in die Ferne schauend, wo das Nordcap allmälig seinen Blicken wieder entschwand. „Kein Wort des Unmuths kam über seine Lippen . . . Es genügte dem Kaiser die Thatsache, daß seine Wünsche durch höhere, vom menschlichen Willen unabhängige Mächte gekreuzt wurden."

Auch dies war einer von den Momenten, in welchen — wie der Kaiser es so schön und so wahr ausgesprochen hat — der Mensch vor der Hoheit und Größe der Natur „Einkehr in sich selbst" halten und von „Selbstüberschätzungen" geheilt werden kann; und hierin nicht am wenigsten, in ihren charakter-bildenden Einflüssen, möchten wir, mit dem Verfasser dieses Buches, den ethischen Werth der Reisen erkennen. Wenn, in seinem Sinn, das Gelingen, selbst einer zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reise, durchaus an künstlerische Voraussetzungen gebunden ist, so ist sie ihm darum doch nichtsdestoweniger eine sehr ernste Arbeit mit bedeutenden Anforderungen an den Menschen: nicht nur Eindrücke soll er in sich aufnehmen, er soll gleichzeitig auch handeln, d. h. sich körperlich und geistig anstrengen. Er soll nicht wie ein Zuschauer im Theater sitzen, der die wechselnden Scenen an sich vorüberziehen läßt: er soll, was er genießen will, sich selber verdienen und erobern, und wenn es sein muß, auch entsagen lernen. Wir gestehen, daß von den mancherlei hier mitgetheilten Zügen aus dem intimen Leben des Kaisers uns keiner bemerkenswerther erschienen ist, als dieser, wo wir ihn heiter und gefaßt von einem unerfüllten Wunsche scheiden sehen.

„Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen" haben allen Anspruch darauf, ein Lieblingsbuch des deutschen Publicums zu werden. Es ist im besten Verstande des Wortes populär geschrieben; aber es wird niemals trivial, sondern hält sich immer in einer gewissen Höhe des Gedankens und der Darstellung. Es setzt ernste Leser voraus, solche, die mitdenken, mitarbeiten wollen: die dann aber auch, wie die Reisenden selber, durch bleibenden Gewinn belohnt werden.

Geistvolle Zeichnungen des Landschafts- und Historienmalers Carl Saltzmann, in reicher Anzahl und vorzüglicher Holzschnitt-Ausführung schmiegen sich dem Text als Vignetten oder in Form kleinerer Bilder an, und einundzwanzig Heliogravüren vergegenwärtigen die großen Momente der Reise. Die beigegebenen Karten von L. van der Vecht werden Jedem zu besserer Orientirung sehr willkommen sein. Die Herstellung des Buches geschah durch die Reichsdruckerei, und die Verlagshandlung hat ihm eine Ausstattung zu Theil werden lassen, wie eine solche Publication sie verdient.

J. R.

Literatur und Kunst.

Lenz.

Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses von Wendelin von Maltzahn. Herausgegeben von Karl Weinhold. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Ich habe Lenz gegenüber immer ein unbestimmtes Gefühl von Unrecht. Als sei er ein Verstoßener, an dem wieder gut zu machen sei. Sicher ist, keines Anderen Gedichte würden wir so willig dem jugendlichen Goethe als sein Eigenthum in die Tasche stecken, als eine Anzahl von Lenz's Versen.

Sein Unglück war, daß er eben Unglück haben sollte. Keine günstigen Sterne kreisten über seinem Scheitel, und endlich sanken sie alle um ihn nieder, und er wandelte in sternenloser Nacht die letzten Zeiten seines verwüsteten Lebens.

Weinhold hat die Gedichte neu zusammengestellt. Da athmet noch Alles Hoffnung, und die jünglingshafte Verzweiflung, die seine Verse erfüllt, ist jene Verzweiflung, deren man sich später als der schönen Tage und Nächte erinnert, wo man noch unglücklich sein durfte. „Ah, que j'étais heureuse alors," sagte die Clairon, „j'étais si malheureuse!" Lenz ist ein Virtuose im Außersichgerathen. Die Flamme lodert immer hoch empor. Er hat Zeiten gehabt, wo er unzurechnungsfähig war. Leider wissen wir fast nur von diesen. Die, in denen er ruhiger lebte, sind uns ihrem Inhalte nach unbekannt. Wahrscheinlich würde der Eindruck, den sein zerstücktes Dasein bietet, anders sein, wenn wir in gleichmäßigerer Art von ihm wüßten.

Hierin mag wohl der Grund liegen, warum jenes Gefühl mich beschleicht, wir seien in einer Art von Schuld ihm gegenüber. Man beurtheilt den Weinstock nach dem Getränke, das er liefert. Mögen die Trauben da noch so verfault erscheinen: läßt sich aus ihnen etwas herauslesen, was edlen Wein gewährt, so muß der Stock danach abgeschätzt werden, und wenn es auch nur wenige Flaschen gewesen sind. Er war eine vornehme Natur. Lesen wir seine letzten Verse, mit denen Weinhold den Bericht über sein Leben abschließt:

Schrieb ich vielleicht mir nicht zum Ruhme,
So denkt: sein Schicksal traf ihn hart!
Er blühte noch, als seine Blume
Von einem Blitz getroffen ward.
Sie senkte tief die blassen Wangen,
Und Himmelstropfen haben sich
Seither den Blättern angehangen:
Das denkt, und dann bedauert mich.

Ich kann aufs Höchste doch nur lächeln,
Mit trüben Augen nur mich freun;
Mein Athem klagt — mein letztes Röcheln
Wird auch noch eine Klage sein.
Wem unter Jünglingen und Schönen
Ich ohne meine Schuld mißfiel,
Der denk': er spielt die letzten Scenen
In einem frühen Trauerspiel.

Das wurde vor hundert Jahren geschrieben! Man bemerke zumal die Schönheit der letzten Strophe. „Mein Athem klagt" ist ein Ausdruck, der Goethe's würdig wäre, und so die beiden Schlußverse. Es gibt Menschen, denen herrliche Anlagen in so verhängnißvoller Mischung verliehen worden sind, daß jeder Schritt, den sie thun, ein falscher ist, jede That zu einem Unglück wird. Die von Mißerfolg zu Mißerfolg weiter gehetzt, früh hinweggehen. Und denen auf ihrer Flucht durchs Leben Juwelen, die sie bei sich tragen, aus der Tasche fallen, ohne daß sie selbst und Andere sich darum kümmern. Dann, spät, wenn Alles vorüber ist, kommen Leute, die

die glänzenden Stücke erkennen, den Spuren des armen längst verendeten Wildes nachgehen und seine verlorenen Reichthümer, auf die Niemand mehr Ansprüche hat, dem Volke darbieten. Lenz besaß eine Sprache, deren Melodie uns zuweilen entzückt, tiefe Gedanken, die ein reiches inneres Leben verrathen, und die wunderbare Gabe, uns in die Stimmung des Momentes zu versetzen, die Goethe eigen war. Eine Anzahl von Lenz' Versen, wenn Goethe sie sich mit eigener Hand vielleicht einst abgeschrieben hätte und über ihren Ursprung sonst nichts bekannt wäre, würden wir unbedenklich Goethe selbst zuschreiben, wie bei den Sesenheimer Gedichten lange ja geschehen ist. Zarter, inniger, lieblicher können Gefühle dieser Art nicht gesagt werden. Es trägt sie jener sanfte Sturm von Leidenschaft, den jeder Leser hier in sich selbst empfindet, dessen Geheimniß bisher aber Goethe allein zugeschrieben ward.

O, daß er kehrte,
O, daß er käme!
Mit aller seiner Bangigkeit,
Mit aller seiner Seligkeit!
Drohte der Himmel,
Die Kühnheit zu rächen
Und schiene die Erde
Mit mir zu brechen:
Heilige! Einzige!
Ach, an dies Herz
Preß ich dich, Himmel!
Und springe mit Freuden
In endlosen Schmerz!

Er redet den Moment des Glückes an, wo er der Geliebten begegnete. Das Gedicht ist wie aus Goethe's Darmstädter Zeit. Andere erinnern an Hölderlin's marmorreine Diction und an die Mischung von Zartheit und Leidenschaft, die dieses unglückliche Opfer übermäßiger dichterischer Kraft beseelte, dem neben der Gabe der Gottheit nicht auch die verliehen war, festen Schrittes auf irdischen Wegen zu wandeln.

Weinhold's Ausgabe ist mit großer Sorgfalt gemacht. Ein angehängter Apparat gibt Auskunft über die einzelnen Stücke. Ein Lebensabriß eröffnet das Buch.

Den, der die Zeiten nicht kennt, muß die Planlosigkeit dieses Daseins in Erstaunen setzen. Ein Mensch, der nicht weiß, was er will, aber dessen nächsten Freunden dieses bloße Sichumhertreiben durchaus natürlich erscheint. Ununterbrochene Leidenschaften zu Frauen und Mädchen, bei fortwährendem Verschwinden und Wiederauftauchen. Er flog wie ein verwehtes Blatt hoch in den Lüften und lag dann wieder flügellos auf dem feuchten Boden. Eine ähnliche Natur haben wir in Moriz vor uns. Die Jahrzehnte vor der französischen Revolution brachten solche Menschen hervor, die, keinem Zustand gewachsen, aus einer Hand in die andere gehend, immer doch wieder Gönner fanden, die es neu mit ihnen versuchten. Heute wird über den Einzelnen auf dem Markte des Lebens genauer Buch geführt, und wer einmal eine entscheidende Dummheit gemacht hat, vor dem hütet sich bald Jedermann. Damals fehlte die Controle. Es gab mehr Stellungen im Leben, die ohne strenge Arbeit ehrenvolle Unterkunft gewährten. Der junge Herr von Adel ging nicht ohne Hofmeister auf die Universität: die Welt war voll von Hofmeistern, die etwa den Abbées der katholischen Welt entsprachen. Man vergleiche auch Knebel's Lebenslauf. Liebenswürdige Leute, die von einem Erntefest zum anderen eingeladen, sich mit Ackern und Säen nie zu beschäftigen brauchten.

Lenz dürfte heute schwerlich noch aufrichtige Bewunderer finden. Er gehört beinahe völlig schon unter das nur interessante historische Material.

Schwind und Mörike.

Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike. Mitgetheilt von J. Bächtold. Leipzig, Arthur Seemann, Verlag des literarischen Jahresberichtes. 1890.

Jedem Literaturfreunde ist die Wendung offenbar, mit der unser Publicum der Romantik sich wieder zuzuneigen begonnen hat. Wir sehen das Erscheinen dieser unschuldigen Briefe als einen neuen Beweis dafür an. Zwei ältere Herren, ein Maler und ein Dichter, die das Bedürfniß haben, sich gegenseitig auf das Liebenswürdigste auszusprechen, wie großes Wohlgefallen ihrer beider Werke ihnen erregen. Sie scheinen in einem Lande zu leben, in dem die Eisenbahnen noch nicht erfunden sind. Zu Muthe war ihnen jedenfalls so, als sei dergleichen entbehrlich. Mörike machte am liebsten wohl seine Reisen mit dem Regenschirm über der Schulter, und Schwind seine Hochzeitsreise wenigstens in einem leichten Einspänner quer über Land. Ihre Muse wohnte nicht in Hôtels, sondern logirte bei guten Freunden oder in Pfarrhäusern; ihre Mythologie trug die Kleider eines lustigen Polterabends; Flöte, Guitarre und eine Geige sind ihr Orchester. Es fängt dem deutschen Volke an wieder aufzudämmern, daß uns die Idylle in ihrer beruhigenden Abendstimmung nicht verloren gehen dürfe. Nach dreißigjähriger erfolgreicher ungeheurer Anspannung der das äußere Dasein umgestaltenden Kräfte sehnt man sich neben dem ewigen Sturme des öffentlichen Lebens nach friedlicheren Tagen.

Mörike war ein Dichter, der nicht mit mächtiger Sprache das Geräusch der Welt übertönte, um sich Gehör zu verschaffen, sondern der Stille um sich her verlangte. Bei feiertäglicher Ruhe fangen die seinen Saiten seines Spieles erst zu tönen an. Die Ereignisse, die er beschreibt, die Menschen, die er auftreten läßt, gehören in das alte Reich, in dem man noch nichts von den Massen wußte. Diese Zeiten lassen sich nicht wieder jung machen und scheinen verloren zu sein. Sie werden auch von Niemandem zurückersehnt. Niemand aber wird bestreiten, daß sie einmal dagewesen sind, und daß, den Blick auf sie zurückzulenken, erfreulich, beruhigend und erfrischend sei. Es sind Kinderzeiten unendlichen Inhaltes. Man betrachtet ihren Reichthum wie altväterisch gefaßten kostbaren Schmuck, den man Sonntags einmal aus dem Kästchen nimmt, nicht um ihn anzulegen, sondern um ihn am Tageslicht funkeln zu lassen und dann wieder einzuschließen.

Die dichtende und bildende Kunst der Romantik findet als anmuthiges Denkmal einer vergangenen Epoche heute schon größere Verbreitung und Anerkennung als damals, wo sie lebend wirkte, der Kreis jedoch, an den man sich wandte, aus nur Wenigen bestand. Wie unbekannt war selbst Uhland in den Tagen, als er dichtete. In einem Briefe Jacob Grimm's findet sich, wie dieser einmal, von Tübingen abfahrend, mit einigen Schulmeistern im Postwagen saß, von denen keiner von Uhland wußte. Der Proceß, den man mit „ins Volk bringen" bezeichnet, ist ein sehr langsamer. Es handelt sich nicht darum, daß den Leuten von Jemand einmal begeistert gesprochen werde, sondern daß ein Mann ihnen ins Gedächtniß dringe und, wie mit unverlöschlicher Tinte in die tägliche Wäsche gezeichnet, unter allen Umständen nun darin haften bleibe. Wir zweifeln nicht daran, daß die Zahl Derer, welche heute Mörike zu schätzen wissen, bei Weitem größer sei als zu den Zeiten, wo seine Dichtungen frisch herauskamen. Aus Mörike's wie aus Schwind's Briefen klingt immer eine leise Resignation heraus, eine unausgesprochene Sehnsucht nach stärkerer Resonanz im Volke. Darüber würden sie heute nicht zu klagen haben. Ganz Deutschland kennt sie. Im Norden und im Süden stehen sie als anerkannte Meister da, und werden auch da, wo man ihre Werke seltener vor Augen hat, mit der Ehrfurcht genannt, mit der unsere Zeit jeden Lebenslauf betrachtet, der in klaren Wellen innerhalb reiner Grenzen sein Ziel erreichte.

Die Jugend Michelangelo's.

Die Jugendwerke des Michelangelo von Heinrich Wölfflin. Mit 13 Abbildungen. München, Theodor Ackermann. 1891.

Es ist erfreulich, daß Michelangelo einen neuen Vertreter gewinnt, der mit positiven Gedanken vorgeht. Während Professor C. Frey die Biographien, Briefe, Urkunden und Gedichte Michelangelo's zum besonderen Gegenstande seiner Arbeit macht, zieht H. Wölfflin die Werke der Jugendzeit in Betrachtung.

Wölfflin ist in die Michelangelo-Forschung mit Bemerkungen über die Entstehung der Malereien in der Sixtinischen Capelle eingetreten, im Repertorium des laufenden Jahres veröffentlicht und von entschiedener Wichtigkeit. Er untersucht die Gestalten der Propheten und Sibyllen und der sie verbindenden Figuren und entdeckt einen gewissen Fortschritt in der Behandlung, aus dem sich erkennen ließe, was früher und was später entstand. Ich kann W.'s letzte Consequenzen noch nicht gutheißen, erkenne Vieles aber, was er vorbringt, gern an. Ich glaube, daß seine Anschauungen sich mit den Jahren noch ändern werden. Wie dem aber sei, man folgt ihm mit Vergnügen und erfreut sich des von ihm aufgewandten Scharfsinns.

W.'s vorliegende letzte Publication besteht aus einer Reihe von Anmerkungen zu Michelangelo's Arbeiten vor der Malerei in der Sixtina. Ich bedauere, daß der Verfasser, der in seinem kleinen Buche über Geßner (Deutsche Rundschau 1889, Bd. LXI, S. 318) eine so geläufige, erzählende Feder zeigt, die Dinge diesmal so wenig im Zusammenhange behandelt. Er hebt bei jedem Stücke von Frischem an. Michelangelo's erste Jugend wäre wohl einer neuen, umfassenderen Darstellung fähig. Immer scheint W. dazu anzusetzen, ja, bei der Einleitung und den ersten Seiten erwartet man sie mit Sicherheit. Bald aber bemerken wir, daß seine Behandlung aphoristisch sei. W. sagt kurzweg, die Faunsmaske Michelangelo's (im Bargello) werde allgemein in Zweifel gezogen, die keine Verwandtschaft mit dem Knabenstile Michelangelo's habe und nachträglich gemacht worden sei. Hier wäre darzulegen gewesen, an welchen Stücken dieser Knabenstil Michelangelo's ersichtlich sei. Der Knabenstil bedeutender Künstler (und auch Schriftsteller) hat zuweilen die Art, ohne Eigenthümlichkeit Nachahmungen vorhandener Muster zu zeigen.

Als das älteste Werk Michelangelo's bespricht W. die „Madonna an der Treppe" im Hause Buonarroti. M. habe sie mit 16 Jahren etwa gearbeitet. Mir scheint, daß die Frage eine andere Gestalt annehme, sobald wir die Arbeit in etwas spätere Jahre setzen. Es ist mir zuweilen der Gedanke gekommen, als sei das Basrelief nach einem Gemälde gemacht worden, oder auch sei es als Gemälde oder Zeichnung concipirt gewesen.

Meine Absicht ist nicht, dem Verfasser von Stück zu Stück hier nun zu folgen und meine Meinung der seinigen zuzugesellen oder entgegenzustellen. Absicht dieser Besprechung ist nur, auf das nicht hundert Seiten zählende Heft als eine Leistung von Werth hinzuweisen. Ueber zwei Arbeiten Michelangelo's noch ein Wort, weil meine Meinung da herangezogen wird. Den Cupido des Kensington-Museums erkläre ich, wie W. übersehen hat, jetzt anders als früher. Meine nunmehrige, auf einer mir früher unbekannten Beschreibung, die Lomazzo von der Statue macht, beruhende Deutung hatte ich jedoch schon in einer Anmerkung zur fünften Auflage besprochen und habe sie in den Text der neuesten, sechsten, aufgenommen (I, 158). Zugleich aber weise ich später (II, 136) noch auf die pergamenischen Figuren hin, welche, dem Cardinal Grimani zugehörig, Michelangelo in Rom zugänglich gewesen sein können. Zweitens der Giovannino zu Berlin, der (ohne meine Mitwirkung) in Pisa gekauft worden ist. W. nennt mich als einen Gegner der Statue. Ich kann mich in der That noch immer nicht entschließen, sie als eins der Werke Michelangelo's anzuerkennen, und habe mich

auch in der letzten Auflage als ungläubig bekannt. Doch wüßte ich freilich nicht, wer anders die liebenswürdige zarte Gestalt hätte arbeiten können.

W. schließt seine Bemerkungen mit dem Ausspruche, bei keinem andern Künstler seien die Handzeichnungen noch so wenig erlesen, als bei Michelangelo. Wer diese Arbeit einmal übernehme, werde reichen Lohn finden! Warum zögert er, sie zu thun? Warum unterzieht er sich nicht der Aufgabe, „aus der wüsten Masse die reine Gestalt des Künstlers hervortreten zu lassen"? Es fehlt ihm nichts dazu. Er sollte ans Werk gehen. Er erinnere sich der Wirkung, welche Ephrussi's Buch über die Zeichnungen Dürer's gehabt hat. Was W. uns in seinen „Jugendwerken des Michelangelo" hier gibt, sind persönliche Bemerkungen, mit denen er ein oder zwei Dutzend Leute anredet, die seinen Vermuthungen zu folgen im Stande wären. Seine Publication der Handzeichnungen Michelangelo's würde, richtig abgefaßt, viele verständige und dankbare Leser finden.

Ein Sonett Carducci's.

Dich lieb' ich, frommer Ochse, den so milde
Gewalt'ge Kraft umhaucht. Wie friedensreich,
Erhaben ruhig, einem Denkmal gleich,
Siehst du den Acker an und die Gefilde.

Wie du, dem schweren Joche gern dich beugend,
Im Dienst des Menschen ernst gehorsam gehst!
Der stachelt dich und stößt: du aber drehst
Das Haupt, blickst ihn geduldig an und schweigend.

Aus deinen dunkeln Nüstern strömt beflügelt
Wie Dampf dein Geist; dein muhendes Gebrüll
Dringt als ein Hymnus zu den reinen Lüften.

In deinem klaren Auge aber spiegelt
Das grüne Land sich; in ihm ruhen still
Der Himmel schweigend, und die weiten Triften.

Ich kann dies Gedicht nicht lesen ohne tief bewegt zu sein. Zu seinem Lobe ließe sich sagen, was Goethe von Homer sagt: er gebe die Dinge, die anderen Dichter nur den Effect der Dinge. Kein neuerer Dichter ist der Anschauung des Alterthums so nahe gekommen als Carducci. Auch die unschuldige Freude am Lobe der Mitwelt, das er in den literarischen Zugaben seiner Dichtungen gern wieder mittheilt, hat etwas Antikes. Er schickt seine Gedichte wie ein Vater seine Kinder in die Welt hinaus, ihre günstigen Schicksale erfüllen ihn mit Stolz und Zufriedenheit, und er spricht gern davon.

H. G.

ρ. **Fürst Bismarck.** Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt von Ludwig Hahn. Fortgeführt von Dr. Carl Wippermann. Fünfter Band. 1885 bis 1890, bis zum Rücktritt des Fürsten. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Mit diesem Bande schließt das Werk, welches des Fürsten Bismarck Leben in seinen eigenen Thaten erzählt, in seinen Reden, Depeschen, Staatsschriften und politischen Briefen. Als es vor dreizehn Jahren begonnen ward, konnte kein Sterblicher ahnen, daß es vorzeitig mit dem Abgang seines Helden enden würde. Wiewohl der Macht verlustig, noch immer ein Gewaltiger in den Augen der Welt und im Gedächtniß seiner Nation der Bewunderung und Dankbarkeit gewiß: so hat Bismarck den Schauplatz verlassen, der manchmal unter seinen Füßen erzittert, und hier steht sein Denkmal. Das letzte Blatt dieses vorliegenden Bandes enthält den Aufruf an das deutsche Volk zur Errichtung eines Nationaldenkmals für den Fürsten von Bismarck in der Reichshauptstadt. Aber wenn jemals Einer, so kann Bismarck mit dem lateinischen Dichter sagen: „Exegi monumentum aere perennius". Der Ruhmesblätter in diesen fünf gewichtigen Bänden sind so viele, daß diejenigen Publikationen, welche, wie der Immediatbericht vom 23. September 1888 und wohl auch die im Streit mit der Schweiz erlassenen Noten vom 5., 6. und 26. Juni 1889, selbst treue Verehrer und Anhänger des großen Staatsmanns, mit schweren Bedenken erfüllten, vielleicht den Späteren in einem anderen Licht erscheinen werden. Fast das Ende dieser außerordentlichen Laufbahn bildend, wird Niemand umhin können, in ihnen etwas von jenem tragischen Moment zu erkennen, welches — nach dem für das Leben nicht minder als für die Kunst gültigen Wort — wenn es für den Augenblick die Leidenschaften weckt, sie zuletzt doch immer reinigen und versöhnen wird. — Der Herausgeber der vier ersten Bände, Wirkl. Geh. Rath Dr. Ludwig Hahn, hat diesen Abschluß nicht mehr erlebt; an seine Stelle ist Dr. Carl Wippermann, Sohn des weiland kurhessischen Märzministers, unvergeßlichen Andenkens, getreten und hat, vorzüglich dazu qualificirt, die ihm anvertraute Arbeit mit äußerster Gewissenhaftigkeit vollbracht.

ρ. **Gesammelte Werke** von Hoffmann von Fallersleben. Band I. Lyrische Gedichte. Berlin, F. Fontane, 1890.

Mit dieser Gesammtausgabe wird eine Ehrenschuld an dem volksthümlichsten unserer neueren Dichter eingelöst. Auch ihm soll jetzt ein Denkmal errichtet werden an der Stelle, wo er sein „Deutschland, Deutschland über Alles" sang, auf dem deutschgewordenen Helgoland: und auch er darf, dem Erze gegenüber, auf sein Werk deuten, wie der Mächtigere, der zur weltgeschichtlichen That machte, was der von Fallersleben und seine Genossen nur im Liede gestalten konnten. Aber wer will sagen, welchen Antheil sie dennoch an der nun vollbrachten Einigung unsres Vaterlandes hatten, die nicht müde wurden, seine Zerrissenheit zu beklagen, nicht müde, das deutsche Volk und seine Fürsten zu wecken und aufzurütteln durch begeisterten oder zornigen Zuruf und wenn es sein mußte, durch bittren Spott, und die sämmtlich dafür büßen mußten — er vor Allen, in dessen „Unpolitischen Liedern" es heißt:

„Deutschland erst in sich vereint!
Wenn uns das einmal gelinget,
Hat die Welt noch einen Feind,
Der uns wiederum bezwinget?"

Es hat ihn Amt und Stellung gekostet; er ist seitdem ein „Fahrender" gewesen und ein „Fahrender", im besten Sinne des Wortes, ist er fast sein Lebtag geblieben, seine Lieder wie Frühlingsblüthen ausstreuend über alles deutsche Land. Jetzt sollen sie nun aufgelesen und gesammelt werden, und wir heißen diesen ersten, vollen Strauß seiner „Lyrischen Gedichte" herzlich willkommen. Diesem ersten Bande werden in vier weiteren die politisch-satirischen und Zeitgedichte, die Gelegenheitsgedichte und Trinksprüche, die Epigramme, Dialekt-Dichtungen, Übersetzungen folgen und die drei letzten das autobiographische Tagebuch bringen — einen Auszug aus dem allerdings zu voluminösen „Mein Leben", aber vom Dichter bis zum Ende fortgeführt und aus seinem Nachlaß hier ergänzt. Ein feiner und liebevoller Kenner, der aus der Hoffmann-Forschung fast eine Lebensaufgabe gemacht, Dr. H. Gerstenberg in Hamburg, hat sich dieser gewiß nicht mühelosen Arbeit gewidmet; möge das deutsche Volk nun zeigen, daß es nicht auch eine undankbare gewesen. Möge das Geschlecht, dem Hoffmann von Fallersleben sein Vaterlandslied gegeben, fördernd mithelfen wie am Denkmalsbau, so auch an der Vollendung dieser Gesammtausgabe, die in ihrer würdigen Einfachheit einen vortrefflichen Eindruck macht.

ρ. **Gottfried Keller.** A Selection of his tales. Translated, with a Memoir by Kate Freiligrath Kroeker. London, T. Fisher Unwin. MDCCCXCI.

In vorliegendem Bande gibt uns die Tochter Ferdinand Freiligrath's eine Uebersetzung dreier Erzählungen aus den „Leuten von Seldwyla", nämlich: „Kleider machen Leute", „Die mißbrauchten Liebesbriefe" und „Dietegen". Nur wer die eigne und die fast zur Muttersprache gewordene fremde so zu meistern versteht, wie Kate Freiligrath Kroeker, konnte daran denken, Gottfried Keller zu übersetzen, der auch in der Sprachbildung ein Schöpfer war und unter dessen Händen das Wort einen neuen Reiz gewann. Vieles davon mußte verloren gehen, weil es unnachahmlich und unübersetzbar ist; aber was Liebe, was Hingebung vermochten, das hat Kate Freiligrath gethan. Sie hat dieses intime Verständniß Keller's vom Vater geerbt, der — wie aus einigen, in der Einleitung mitgetheilten Stellen aus bisher ungedruckten Briefen hervorgeht — den Zürcher Poeten schon in seiner vollen Größe erkannte, bewunderte und liebte, als die

übrige Welt noch wenig aus ihm machte. Nun, da sein Ruhm unter allen deutsch redenden Stämmen fest steht und jeder Ablauf der Zeit ihn nur erhöhen kann, ist es ein löblicher Versuch, diesem großen Dichter auch die fremden Nationen zu gewinnen; und wir trauen unter allen den Engländern Sinn für Keller's Humor und tiefes Gemüth zu. Wer er sei, hat man auch dort längst in engeren, mit der deutschen Literatur vertrauten Kreisen begriffen; wir sind nun gespannt darauf, wie sich das weitere Publikum zu dieser Erscheinung stellen wird. Eine feine Würdigung seiner Persönlichkeit und Werke findet sich in dem einleitenden „Memoir", in welchem die Uebersetzerin zeigt, wie genau sie, bis in die kleinsten Züge seines Lebens und Schaffens, den Dichter studirt hat, wie congenial ihm sie fühlt; und ein vorzügliches Porträt, mit dem Facsimile seiner Unterschrift aus dem Jahr 1886 ziert den starken, stattlichen Band, den unsere wärmsten Wünsche begleiten.

p. **Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1891.** Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Wir begrüßen das Wiederaufleben und Wiedererscheinen des Musen-Almanachs mit nicht geringer Freude: denn es ist uns ein Zeichen, daß die Musen uns nicht ganz verlassen, daß sie noch immer ein Heim unter uns haben und auf ein freundliches Willkommen rechnen dürfen in den Kreisen deutscher Männer und Frauen, die sicher zu den Besten gehören, wie die Dichter selbst, die in diesem zierlichen Bändchen vereinigt sind. Wenn es dankbar anerkannt werden muß, daß die Cotta'sche Buchhandlung, auch unter ihrem Nachfolger, sich treu bekennt zu den alten, bis auf unsere Classiker hinauf reichenden Traditionen, welche den Ruhm ihres Hauses bilden, so ist es unzweifelhaft das Verdienst Otto Braun's, des langjährigen Leiters der „Allgemeinen Zeitung" und heute noch ihrer „Beilage", mit feinem Geschmack und kundiger Hand diese Anthologie neuester deutscher Dichtung gesammelt und geordnet zu haben, welche geräuschlos in den literarischen Wirrwarr unserer Tage tritt, aber wohl geeignet ist, den idealeren Bestrebungen derselben einen festeren Halt zu geben. Die einfache Thatsache, daß so viel Schönes uns in so würdiger Weise geboten werden konnte, bekräftigt uns in dem Glauben, daß die Zeit der Poesie — das, was wir Alten so genannt haben — keineswegs vorüber, wie denn eine ganze Schar von Jüngeren dafür bürgt, daß sie, stets anknüpfend an das gute Alte, ihre neuen Wege wandeln wird. Keine der poetischen Gattungen fehlt in diesem Almanach, und jede ist durch Ausgezeichnetes vertreten; und wenn wir unter so viel Trefflichem Einzelnes hervorheben dürften, so möchten es etwa die wundervollen Beiträge (Konradin's Knappe, Fluth und Ebbe, Alle) von Conrad Ferdinand Meyer, die im Tone der echten Elegie gehaltenen Gedichte vom Bodensee von Hermann Lingg, die graziösen und doch so gewichtigen Sinngedichte von Ludwig Fulda sein. Doch wir enthalten uns, aus einer solchen Fülle weitere Namen zu nennen und fügen nur noch hinzu, daß die Verlagshandlung den Musen-Almanach mit sechs reizenden Kunstbeilagen, welche diesen Namen wirklich verdienen, geschmückt, und auch sonst in Druck, Papier und Ausstattung Alles gethan hat, um das alte Wappenthier der Cotta, das Flügelroß der Musen, welches wir auf dem Titelblatt erblicken, mit neuen Ehren zu bekleiden.

q. **Pinsel und Kutte.** Trauerspiel in vier Aufzügen von C. G. Bruno. Berlin, J. Schultz.

Das Drama ist besser als sein Titel. Zeigt sich auch noch vielfach die Hand des Anfängers besonders in dem Aufbau des scenischen Gerüstes, so erfreut doch die Begeisterung für die Kunst, die Lust am Gestalten, welche in dem Gedichte ersichtlich wird. Der Verfasser verlegt sein Spiel nach Florenz und in den Ausgang des Mittelalters; er schildert in kräftig gezeichneten Figuren und farbenprächtigen Scenen die Macht eines lebensfeindlichen Pfaffenthums, welcher gerade transscendente Künstlernaturen zum Opfer fallen. Hätte sein Maler Andrea sich mit all seinem Wollen ans frische Leben geklammert, dem seine Kunst erblühte; hätte er, dem Zeitgenossen Raffael gleich, in seinem heißblütigen Weib den Mikrokosmus umfangen, statt in der Hochzeitsnacht durch Kneipen zu vagieren, um Stimmungen und Beleuchtungseffecte zu erhaschen, so wäre er die Wege gesunder Gegenständlichkeit gewandelt, die auch unserem begabten Autor warm zu empfehlen sind. Sociale Strömungen, die in unserem Gemüth nicht mehr anklingen, sind ein unglücklicher Vorwurf für die concreten Zwecke, welche das dramatische Kunstwerk verfolgen muß. Insbesondere aber erregen die aus religiösen Epidemien entspringenden Conflicte gegenwärtig weniger das psychische Mitleid als das physische Bedauern. Daß doch unsere jungen Dichter gleich immer ihre Kraft an rauschenden Jamben und an Gedankenkreisen versuchen wollen, die mit unserer Lebensführung nichts mehr gemein haben, anstatt dasjenige in schlichter Wahrheit hinzustellen, was ihre reiche Gegenwart umspannt! Die „Räuber" und „Götz" stürmten aus wildbewegten und leidenschaftlich ringenden Jünglingsherzen, deren frischem Thatendrang jenes nebelhafte Hinbrüten über erträumte Phantasmen gründlich fremd war. Dies moderne Empfinden wurde die Grundlage für die geläuterte Schönheit eines „Wallenstein" und einer „Iphigenie".

es. **Friedrich Schlegel's Briefe an seinen Bruder August Wilhelm.** Herausgegeben von Dr. Oscar F. Walzel. Berlin, Speyer & Peters. 1890.

Drei Männer haben schon, mehr oder weniger reichlich, aus dieser Quelle geschöpft: Haym, der ausgezeichnete Geschichtschreiber der romantischen Schule; der Biograph Schleiermacher's Dilthey, der gleichzeitig mit Haym die Freund-

schaft zwischen seinem werdenden Helden und dem Schwarmgeist Friedrich darstellte: Waitz, um die Correspondenz Carolinens, der größten deutschen Briefkünstlerin, zu ergänzen und zu erläutern. Wie gerade die eindringliche Analyse Haym's dem schon lange geäußerten Bedürfniß nach einer Sammlung von Friedrich Schlegel's Jugendschriften (ed. Minor, Wien 1882) zur Befriedigung verhalf, so mußte die zusammenfassende und auslesende Entwicklungsgeschichte des Schlegel'schen Lebens und Strebens unserer, gewiß oft allzusehr im Sammeln und Neudrucken schwelgenden, Zeit den Wunsch aufdrängen, vom gerundeten Ergebniß zu der ganzen Fülle der Factoren und aller Nebenbezüge, von der verdichteten Schilderung des Menschen und Schriftstellers zu den Urkunden zu gehen und sich mit dem Vorschmack um so weniger zu begnügen, als das Briefcorpus weit über die von den genannten Forschern behandelte Zeit hinausführt. Es muß auch den fesseln, der unvorbereitet herankommt, ja bei unmittelbarer Betrachtung mächtig überraschen. Denn nirgend, auch beim jungen Herder nicht, wird geniale Frühreife, die unersättlich alle Felder der Wissenschaften und Künste durchschweift, Problem auf Problem anpackt, Programm auf Programm hinwirft, demüthig anbetet und rücksichtslos niederreißt, die ahnungsvoll Fackeln anzündet oder mit dreisten Paradoxien wetterleuchtet, nothwendige Kriege auskämpft und unnützen Streit vom Zaune bricht, so glänzend und zugleich so beängstigend sich darstellen. Nirgend die Wechselwirkung zwischen einem überreizten Nervensystem und einer überkochenden Geistesthätigkeit, geistiger und physischer Ausschweifung, literarischer und bürgerlicher Unordnung so frappiren. Diese Beiträge zur Geschichte eines bedeutenden Individuums und der Auseinandersetzung zweier ungemein productiver Generationen hinterlassen einen böfen Gesammteindruck, von Seiten des Schreibers wie des Empfängers. Der jüngere, genialere Bruder, der nur säte, nie erntete, macht inneren und äußeren Bankerott. Der Revolutionär wird reactionär, der Paradoxe orthodox. Wilhelm, der saubere Arbeiter, engt seinen Haushalt immer mehr ein und setzt dem compromittirenden Bruder unter den peinlichsten Abrechnungen, auch finanzieller Art, den Stuhl vor die Thüre.

Der Herausgeber, ein Schüler Minor's, hat sich auch durch eine klare Einleitung, sorgsame Fußnoten, bequeme Register die lebhafteste Anerkennung verdient. Nur meinen wir — und das hat principielle Bedeutung — daß die Schleusen hier zu weit aufgethan sind. Sicherlich hätte Waitz gewisse Briefe Carolinens an Meyer, an Schelling getrost mittheilen sollen, da sie voll ernster, tiefer, ringender Verzweiflung und Leidenschaft in das Innerste hineinleuchten — war es aber nöthig, hier die ganze äußere Geschichte Carolinens in ihrer traurigsten Zeit durch so viele Seiten aufzuschlagen, statt zusammenzufassen? Müssen wir alle Geldnöthe Friedrich's mit der leeren Tasche actenmäßig verfolgen? über Wilhelm's von Heine frech verspottete zweite Ehe peinlichste Geständnisse anhören, die doch nichts erledigen? Und ist es nicht besser, kurzweg eine Lücke zu lassen, als hinter dem Namen einer Frau zwei Zeilen voller Gedankenstriche anzubringen, auf denen sich dann die Phantasie, das Allerschlimmste munkelnd, niedersetzt? Diese Fragen möchte auch der nicht besahen, der keine Schatten vertuschen, vielmehr die dunklen Seiten des Lebens ebenso wie die hellen zur Charakteristik gebrauchen will.

βρ. **Geschichte der neueren Philosophie.** Von Kuno Fischer. II. Band: **Gottfried Wilhelm Leibniz.** 1. Buch: Leibnizens Leben und Schriften. 2. Buch: Leibnizens Lehre. Dritte Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1889.

Der vorliegende II. Band des berühmten Fischer'schen Werkes, der sich mit dem Leben und der wissenschaftlichen Bedeutung des großen deutschen Philosophen und Polyhistors beschäftigt, dürfte sich ganz besonders zur Lectüre auch für weitere Kreise, die kein besonderes Fachinteresse dazu anregt, empfehlen. Hat doch Leibniz fast lebenslang hervorragende Stellungen im öffentlichen Leben bekleidet, hat er doch durch seine vertrauten Beziehungen zuerst zum Churfürsten Johann Philip Schönborn von Mainz und nachmals zu den Fürsten des Welfenhauses sowie auch zum ersten preußischen Königspaare eine vielseitige und hochbedeutende, politisch-diplomatische und wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet; ist sein Name doch nicht bloß durch seine „Monadenlehre" und sein „System der vorherbestimmten Harmonie", sowie durch seine großen mathematischen Erfindungen unsterblich geworden: ist er doch auch unzertrennlich mit den fortgesetzten Bemühungen hervorragender deutscher Patrioten, den Bestand des deutschen Reiches zu sichern und die Uebermacht Ludwig's XIV. zu brechen, mit den hiermit in Zusammenhang stehenden, auf die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit gerichteten katholisch-protestantischen Reunionsbestrebungen, ebenso wie mit den Unionsbestrebungen innerhalb der evangelischen Kirche — mit der Erhebung Hannovers zum Churfürstenthum und der Berufung des Welfenhauses auf den englischen Königsthron, endlich mit der Gründung der Berliner Academie der Wissenschaften unter Friedrich I. verknüpft. Nach allen diesen Richtungen hin hat Fischer Leibniz Bedeutung eingehend gewürdigt, hat auch seiner persönlichen Beziehungen zur Churfürstin Sophie von Hannover, zu ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte von Preußen, zur Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, zum Prinzen Eugen von Savoyen, zu Carl VI. und Peter d. Großen und zu anderen berühmten Persönlichkeiten seiner Zeit Erwähnung gethan, und damit ein Lebensbild, das des Fesselnden und allgemein Interessirenden ungemein Vieles enthält, vor unseren Blicken entrollt. — Im zweiten Theil hat er dann eine ebenso klare und übersichtliche wie eingehende Darstellung und kritische Beleuchtung der Leibniz'schen Lehre gegeben und ihr in anregend vergleichender Betrachtung die entsprechenden Lehren anderer bedeutender Denker — insbesondere diejenigen Spinoza's, Descarte's

und Locke's, sowie auch diejenigen Kant's und Baumgarten's gegenübergestellt. — Jeder Gebildete vermag sich an dieser klaren, leicht faßlichen Darstellung zu orientiren.

βρ. **Die Welt- und Lebens-Anschauung Friedrich Ueberweg's** in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Gustav Engel. 1889.

Es ist sehr dankenswerth, daß Herr Brasch die in dem vorliegenden Werke enthaltenen klaren und schön geschriebenen Abhandlungen Ueberweg's, die bisher, in verschiedenen Zeitschriften verstreut, ein theilweise fast unbekanntes Dasein führten, zum ersten Male gesammelt und zu einem übersichtlichen Gesammtbild der Ueberweg'schen Welt- und Lebensanschauung geordnet, herausgegeben hat. Ein solches gewähren dieselben im Zusammenhang mit den in der Einleitung gegebenen ergänzenden Erläuterungen denn auch in der That. Sie bewegen sich auf den allerverschiedensten philosophischen Gebieten und behandeln neben den fundamentalen Problemen der Erkenntnißtheorie und Metaphysik auch mathematische, naturphilosophische und psychologische Fragen und in drei einander ergänzenden Arbeiten das Grundproblem der Ethik. Wenden sich diese streng wissenschaftlichen Abhandlungen in erster Reihe an den engeren Kreis der Fachgenossen, so dürften die geistvollen Vorträge über „die culturgeschichtliche Bedeutung Fr. H. Jacobi's", über „die Schicksalsidee in Schiller's Dichtung und Reflexion" und über „Kant's Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" ebensowohl wie die treffliche Darstellung des Lebensganges und der philosophischen Bedeutung Fr. Ueberweg's aus der Feder des verdienstvollen Herausgebers auch in weiteren Kreisen lebhafte Antheilnahme zu erregen nicht verfehlen.

βρ. **Kleine Schriften von Christoph Sigwart.** Erste Reihe. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1889.

Der rühmlichst bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden ersten Band seiner „Kleinen Schriften" eine Anzahl Biographien hervorragender Persönlichkeiten vereinigt, die auch außerhalb der specifisch philosophischen Kreise Interesse zu erwecken geeignet sind. Zunächst gibt er uns fünf Lebensbilder aus dem sechzehnten Jahrhundert, die, auf sorgfältiges Quellenstudium gegründet, sich lebensvoll und wirkungsvoll abheben vom Hintergrund jener vielbewegten, geschichtlich so bedeutenden Zeit; er macht uns in fesselnder Darstellung mit der Lebensgeschichte des Cornelius Agrippa von Nettesheim, des Theophrastus Paracelsus, des Thomas Campanella und — was Vielen besonders willkommen sein dürfte — mit derjenigen Johann Kepler's und Giordano Bruno's bekannt. An diese fünf Biographien schließt sich ein sorgfältig durchgeführtes, mit Liebe und eindringendem Verständniß gezeichnetes Lebens- und Charakterbild Daniel Schleiermacher's, das auch dem Nichtfachmann eine klare Vorstellung von der Persönlichkeit und vielseitigen Geltung dieses außerordentlichen Mannes zu vermitteln geeignet ist. Von mehr localem Interesse, und vom Verfasser selbst als ein „Bild aus der Geschichte der Universität Tübingen im sechzehnten Jahrhundert" bezeichnet, ist eine Lebensbeschreibung des seiner Zeit hochangesehenen und weitberühmten, in seiner Wirkung aber kaum über sein Jahrhundert hinausreichenden Tübinger Professors Jacob Sohegk.

μλ. **Adolf Diesterweg, der Reformator des deutschen Volksschulwesens im neunzehnten Jahrhundert.** Festschrift zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages den 29. October 1890 von Ludwig Rudolph, einem seiner dankbaren Schüler. Mit dem Bildniß Diesterweg's in Kupferstich. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung, R. Stricker. 1890.

Der 29. October dieses Jahres ist als der hundertste Geburtstag Diesterweg's vielfach in deutschen Schulkreisen festlich begangen worden; er hat das Gedächtniß eines Schulmannes aufgefrischt, der vielen Berufsgenossen seiner eigenen und der nachfolgenden Zeit ein Wegweiser war. Der jetzigen Lehrerwelt das Bild dieses Mannes zu zeichnen und damit einen Rückblick auf die gesammte Entwicklung des Unterrichtswesens zu verbinden, ist die Aufgabe, welcher die vorliegende Schrift, auch über Diesterweg's Jubelfeier hinaus, dienen will. Ihr Verfasser gehört zu den wenigen noch lebenden Schülern Diesterweg's, der einzige noch lebende von Denjenigen, welche mit ihrem Meister zugleich ins Berliner Seminar eintraten. Er schöpft also aus eigenen Erinnerungen, und warme Begeisterung hat ihm die Feder geführt. Wie Diesterweg mit klarem Verstand und festem Durchgreifen die fruchtbaren, aber unausgestalteten Gedanken Pestalozzi's für den Elementar-Unterricht verwerthete und damit das deutsche Volksschulwesen mächtig förderte, tritt in der Schrift klar zu Tage. Seine gesammte Persönlichkeit erscheint darin als das Urbild des heutigen deutschen Volksschullehrers, in seinen Stärken wie in seinen Schwächen: ein hinlänglicher Beweis dafür, wie sehr Diesterweg theils durch seine Seminarthätigkeit, viel mehr aber noch durch seine Schriften seine Berufsgenossen beeinflußt hat. Das Compendium der Geschichte der Pädagogik bis zu Diesterweg's Anfängen, welches von achtundzwanzig Abschnitten die ersten dreizehn füllt, also fast die Hälfte der Schrift ausmacht, wird älteren Lehrern zwar nichts Neues bringen, zur Orientirung der jüngeren aber und nichtpädagogischer Leser dienlich sein.

ξ. **Die Kriege Friedrich's des Großen.** Erster Theil: Der Erste Schlesische Krieg. 1740—1742. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung f. Kriegsgeschichte, Erster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1890.

Seit Jahren war es bekannt, daß die Abtheilung für Kriegsgeschichte des Großen Generalstabs an einem umfassenden Werk über die

Kriege Friedrich's des Großen arbeite; irren wir nicht, so sind sechs Jahre ins Land gegangen, seit Feldmarschall Graf Moltke öffentlich zur Hergabe im privaten Besitz befindlicher Quellen über des Großen Königs Feldzüge aufforderte. Für die lange Zeit des Harrens entschädigt indessen der jetzt endlich vorliegende Band vollauf: trotz der kurzen Periode, die er behandelt (vom Regierungsantritt des Königs bis zur Schlacht von Mollwitz), ist er inhaltlich äußerst reich und zeigt, daß die ganze Veranlagung des Werkes von klaren, einheitlichen Gesichtspunkten aus geleitet wird. Der Aufbau erscheint übersichtlich, das Wichtige ist überall von dem Nebensächlichen unterschieden, die Darstellung fließend, das Urtheil überlegt und offen, die Sprache im besten Sinne vornehm. Der Band hebt mit einer Schilderung der politischen Vorgeschichte des Krieges an, die nach der Lage des bereits veröffentlichten Quellenmaterials nichts wesentlich Neues bringen konnte; es schließt sich eine Uebersicht über die Beschaffenheit der beiderseitigen Heere an, in welcher besonders eine Charakteristik der hervorragenderen Führer von hohem Interesse ist — dann wird die Kriegs- und Fechtweise jener Zeit erläutert und der Kriegsschauplatz in eingehender Weise besprochen. Der zweite Hauptabschnitt schildert den Einmarsch des Königs in Schlesien, die Gefechte bei Elguth, Ottmackau und Grätz, die Ereignisse vom Beziehen der Winterquartiere bis zur Wiedereröffnung der Operationen im Anfang April 1741. Diese kurze Anzeige bietet nicht den Raum zu einer eingehenden kritischen Besprechung, die nur auf einer gründlichen Auseinandersetzung der Kriegslage fußen könnte — genug, daß uns der König hier noch überall als der Lernende gegenübertritt, als ein Lernender aber von höchster Energie des Willens: schon der Entschluß an sich, die Eröffnung des Feldzugs in den Winter zu verlegen, war für jene Zeit, welche jeden Winterfeldzug halbwegs als eine Unmöglichkeit ansah, eine kühne That! Der dritte und Schlußabschnitt des Bandes behandelt die Versammlung des preußischen Heeres aus den Winterquartieren, den bekannten Parallelmarsch Neipperg's und des Königs, während dessen beide Gegner in kaum zwei Meilen Entfernung mehrere Tage lang nebeneinander herzogen, und schließlich die Schlacht von Mollwitz selbst.

Die Schilderung der Schlacht muß als ein Muster übersichtlicher, kriegsgeschichtlicher Darstellung bezeichnet werden. In unübertrefflicher Klarheit werden die Maßnahmen beider Theile erörtert, mit bewundernswürdiger Schärfe formt sich die Kritik über die beiderseitige Führung. Die Würdigung des Römer'schen Reiterangriffs auf der einen Seite, die Beurtheilung der Durchführung des Angriffs der preußischen Infanterie auf der anderen sind meisterhaft. Ueber die Entfernung des Königs selbst vom Schlachtfeld werden einige bemerkenswerthe, neue Nachrichten beigebracht; man kann der Auffassung nur beistimmen, daß Schwerin etwas voreilig — oder sehr auf seinen persönlichen Ruhm bedacht handelte, als er in den jugendlichen Monarchen drang, sich nach Oppeln zu begeben. „Daß Schwerin mit der trefflichen Infanterie den Angriff erneuerte und für aussichtsvoll hielt, ist begreiflich genug — warum das nicht auch in Anwesenheit des Königs möglich gewesen wäre, und welche besonderen Gefahren diesem dabei entgegentreten konnten, ist schwer einzusehen." Ueber das Verhältniß des Feldmarschalls zum König gibt das Werk überhaupt manche neue und überraschende Auskunft — Referent muß allerdings gestehen, daß das Urtheil über den immerhin hochverdienten General, so treffend begründet es sein mag, bisweilen etwas zu herbe erscheint.

Wie es sich bei dem Generalstab von selbst versteht, fußt das Werk überall auf dem gründlichsten Quellenstudium; die umfangreichen Anlagen liefern dafür auch einen äußerlichen Beweis. Die Ausstattung ist vortrefflich, die beigegebenen Pläne und Textskizzen zeichnen sich durch große Klarheit aus. Interessant sind drei Handzeichnungen des Königs: ein Plan von Glogau: „so sihet Glogau aus. Die Grabens seindt trocken.", eine Skizze des Ueberfalls von Baumgarten und eine weitere zur Schlacht von Mollwitz.

Das Buch will selbstverständlich ernst gelesen und nicht durchblättert sein. Durchblättert aber können es diejenigen Kritiker nur haben, welche zu der Ansicht gelangt sind, es biete für den Officier wenig Lehrreiches, das Wesen der damaligen Kriegführung sei zu grundverschieden von unseren heutigen Anschauungen, und das Studium der Kriegsgeschichte dürfe erst mit den napoleonischen Feldzügen anheben. Welch eine irrige Ansicht! Wie sich auch die Formen der Heere, wie sich die Waffenwirkung geändert haben mag, welchen Einfluß Eisenbahn und Telegraph auf die Kriegführung gewonnen haben — die großen Züge des Krieges, die strategischen Entschlüsse sind dieselben geblieben und das moralische Element übt heute denselben Einfluß auf den Erfolg aus, wie ehedem. Nach diesen Richtungen hin bleiben des Großen Königs Feldzüge uns Allen eine ewig neue, unerschöpfliche Quelle ernsten Studiums, wie seine Persönlichkeit uns ein herrliches Vorbild bleibe.

Auf der andern Seite freilich können wir es nur mit herbem Bedauern vernehmen, wenn der Generalstab, wie es in der Vorrede heißt, die Zeit der Befreiungskriege für zu naheliegend erachtet, als daß eine unbefangene Darstellung derselben möglich wäre: Achtzig Jahre trennen uns von den Tagen Scharnhorst's und Gneisenau's, Blücher's und Yorck's, und noch immer sollten persönliche Rücksichten die uns so dringend fehlende, eingehendere Bearbeitung der stolzen Jahre der Wiedererhebung Preußens unmöglich machen? Unmöglich zu einer Zeit, in der die Archive des Staates der historischen Forschung fast bis auf die jüngsten Tage in bereitwilligster Weise zugänglich gemacht sind?

Grade das vorliegende Werk weckt das Bedürfniß nach einer „unbefangenen Darstellung" der Befreiungskriege seitens der Abtheilung für Kriegsgeschichte, und den Wunsch, die letztere so reichlich mit geeigneten Kräften — an denen es sicher in der deutschen Armee nicht fehlt — aus-

gerüstet zu sehen, daß die Geschichte von 1813/15 neben dem Werke über die Kriege Friedrich's des Großen bearbeitet werden kann. Der Generalstab würde sich mit der Erfüllung dieses Wunsches wahrlich den Dank des deutschen Volkes erwerben.

v.w. **The brain of an army.** A popular account of the German general staff. By Spenser Wilkinson. London and New-York, Macmillan and Co. 1890.

Diese Schrift über „das Gehirn der Armee" ist nicht nur ein populärer, sondern auch ein gewissenhafter Bericht über das Wesen des deutschen Generalstabs und gibt eine genaue Orientirung des von ihm beherrschten Terrains. Sie steht auf dem Standpunkte der Neuzeit und basirt auf den dienstlichen Vorschriften für die deutsche Armee, wie auf den hervorragenden militärischen Erscheinungen eines Bronsart von Schellendorff, Verdy du Vernois, von Blume, von der Goltz, von Boguslawski, von Scherff, Meckel u. a. Das Einzige, was wir an ihr auszusetzen finden, ist die Reihenfolge der Hauptabschnitte: denn wir verstehen nicht, weshalb der erste Abschnitt, in welchem gleichsam der Beweis für die praktische Thätigkeit des Generalstabs im Kriege an dem böhmischen Feldzug 1866 erbracht wird, nicht den Schluß bildet. In knapper Form bemeistert dieser Theil mit Hülfe dreier guten Kartenskizzen den weitschichtigen Stoff, zeigt den Mechanismus in dem Königlichen Hauptquartier wie in den Armee-Ober-Commandos, und schließt mit den fünf kurzen Befehlen, welche in der Zeit vom 21. Juni bis zum 3. Juli 1866, also vor beendetem Aufmarsch der beiden großen preußischen Armeen unter des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl Führung bis zur Waffenentscheidung, gegeben wurden, und welche genügten, um zu dem Resultat zu führen, das sich Königgrätz nennt. Der Verfasser dieser interessanten, und überaus sympathisch berührenden Schrift ist in einer Weise dem Geiste der deutschen Armee nahe getreten, wie wir es bei einem Ausländer kaum für möglich gehalten hätten.

εγ. **Schlesien unter Friedrich dem Großen.** Von Dr. C. Grünhagen, Königl. Geh. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Erster Theil. Breslau, W. Köbner. 1890.

Grünhagen hat sich durch eine Reihe von Arbeiten, welche sich auf die Vergangenheit Schlesiens beziehen, schon großes Verdienst um die Geschichte seines Landes erworben. In dem neuesten Werke, von welchem ein stattlicher erster Theil vorliegt, unternimmt er es nun, uns die Zeit zu schildern, welche nach seiner Meinung die interessanteste des Landes gewesen ist, und zwar behandelt das erste Buch die Erwerbung, das zweite die Behauptung Schlesiens, das dritte die Einrichtung des Landes zu einer preußischen Provinz. Die beiden ersten Bücher enthalten wesentlich die Erzählung der beiden ersten schlesischen Kriege, wobei der Verfasser aus dem Anhaltinischen Archiv zu Zerbst manche neue Einzelheit beibringen konnte; die wichtigeren Ereignisse, wie die Schlachten von Mollwitz und Hohenfriedberg, werden mit großer Ausführlichkeit behandelt. Gleichwohl liegt das Schwergewicht der Leistung Grünhagen's im dritten Buche, wo er die Umgestaltung des Landes in ein Glied des preußischen Staates schildert. Der Umschwung, welcher dadurch eintrat, war ein ganz gewaltiger. Die österreichische Regierung hatte sich an einer föderativen Zusammenfügung ihres Landescomplexes genügen lassen und höchstens aus der Religion ein Bindemittel zu machen versucht, was aber in Schlesien auch nur in sehr unvollkommnem Maße gelungen war. Namentlich hatte die Regierung es geduldet, daß die Finanzen in den Händen der Stände des Landes verblieben waren, weil diese Stände niemals eine ernste Opposition zu machen wagten und froh waren, wenn sie jeweils durch klägliche Schilderung der Nothlage des Landes etwas von den Forderungen der Regierung abzwacken konnten. Die Regierung fand es unter diesen Umständen sogar bequem, dadurch ihr die Provinz die Sorge für die Aufbringung des Geldes abnahm. Das alles mußte in dem Augenblicke anders werden, als Schlesien von einem Staate erworben wurde, dessen Fürsten ihren Landen ein festes und übereinstimmendes Gefüge gegeben hatten; entweder blieb Schlesien ein äußerliches Anhängsel der preußischen Monarchie, was unmöglich die Absicht bei seiner Eroberung sein konnte, oder es ward auf ähnlichem Fuße wie die übrigen Provinzen eingerichtet. Um dies zu ermöglichen, beseitigte Friedrich die ganze Ständeversammlung im Jahre 1741, unter dem Hinweis darauf, daß das Land nicht sowohl iure hereditario oder durch Zuthun der Stände, sondern iure belli von ihm in Besitz genommen sei und daß also keinerlei rechtliche Schranken für den Eroberer existirten. Wir kennen die wesentlichen Punkte der Neugestaltung des Landes schon aus Gustav Freytag's meisterhafter Schilderung; Grünhagen aber legt jetzt auch alle Einzelheiten des Processes in ebenso gründlicher als interessanter Weise dar. In welchem Geiste der König auch hier vorging, das lehrt die Antwort an einen Abgesandten von Greiffenberg (1745), welcher ihm für die Herstellung dieser durch einen Brand zerstörten Stadt dankte: „Ihr habt mir nichts zu danken; denn dazu bin ich da."

εγ. **Geschichte Oesterreich's und Ungarn's im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.** Nach ungedruckten Quellen. Von Eduard Wertheimer. Zwei Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 1884. 1890.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat Materialien aus einer großen Anzahl von Archiven für seinen Stoff verwerthen können (so die Papiere des Erzherzogs Karl, die Acten des österreichischen Staatsraths, die Berichte des Nuntius ꝛc.), und infolge davon hat er unfraglich der Wissenschaft einen nicht unerheblichen Dienst geleistet. Wir weisen beispielsweise hin auf die höchst interessanten Mittheilungen, welche er den Briefen des Erzherzog-Palatins Joseph über die Schlacht von Austerlitz (I, 328 f.) entnommen hat. Daß Alexander I. die Schlacht im ungünstigsten Augenblick erzwang, ehe der Erzherzog Karl mit seinen 80000 Mann heran war, wußte

man schon lange; Wertheimer zeigt nun, daß der Zar mit solcher Eilfertigkeit vorging (weil er fürchtete, Napoleon könne ihm entwischen), daß die meisten Generale erst im Augenblick des Beginns der Schlacht selbst erfuhren, es sei eine solche beabsichtigt; selbst Kutusow, welcher den rechten Flügel anführte, soll erst durch den Kanonendonner über die Absichten seines Herrn aufgeklärt worden sein. Alexander fürchtete, daß Franz I. eine Schlacht nicht gut heißen würde, und so setzte er auch diesen, welcher infolge der Strapazen seit zwei Tagen fieberkrank im Bette lag, nicht in Kenntniß; als dann Franz I. nach erhaltener Nachricht um halb zehn Uhr aufstand und auf dem Kampfplatz erschien, war das russische Centrum bereits in die Flucht geschlagen und das Spiel verloren. Zahlreich sind auch die neuen Mittheilungen über die inneren Verhältnisse der Monarchie und über die Verhandlungen der ungarischen Reichstage von 1802, 1805, 1807 und 1808, obschon der Titel eine eingehendere Geschichte auch Ungarns in Aussicht stellt, als Wertheimer wirklich bietet. Ueber die viel verhandelte Frage, weshalb Erzherzog Karl den Sieg von Aspern nicht ausnutzte, gibt Band II, 327—330 authentische Aufschlüsse. Karl kannte die gefährliche Lage der Franzosen nach der Schlacht sehr wohl; aber es fehlte ihm an Schiffen, um über die hoch angeschwollene Donau zu setzen, weil der Vorrath an Pontons bei Regensburg verloren gegangen war: die Absicht, die Lobau sofort in der Nacht vom 23/24. Mai mit zwei Brigaden anzugreifen, mußte Karl deshalb aufgeben. Ueberdem waren alle Geschütze ausgebrannt, aller Schießbedarf verbraucht, und kurz nach der Schlacht führte Davoust dem Kaiser 45 000 Mann frischer Truppen zu, während der Erzherzog längere Zeit benöthigte, um sich zu verstärken. Außerdem hätte das Gelände eine nachdrückliche Verfolgung mit der Reiterei wegen der zahlreichen waldigen Auen sehr erschwert. Endlich erhellt aber auch, daß dem Erzherzog seitens seines Generalstabs von sofortiger Ueberschreitung der Donau abgerathen wurde und er umsomehr die Last der Verantwortung fühlte, „die letzten Kräfte der Monarchie aufs Spiel zu setzen". Tupetz hat in der historischen Zeitschrift LIV, 171—173 an Wertheimer's erstem Band die oft mangelhafte Verarbeitung und den manchmal nachlässigen Stil getadelt; es will uns scheinen, als ob der zweite Band die Berücksichtigung dieses nicht unbegründeten Tadels erkennen lasse.

oßχ. **Problems of Greater Britain.** By Sir Charles Wentworth Dilke, Bart. In two Vols., London and New-York, Macmillan and Co., 1890.

Sir Charles Dilke, frühzeitig durch seine hervorragende Begabung eine Berühmtheit als radikaler Politiker, ein Mann der Zukunft auch in seinen Beziehungen zu Gambetta, später durch unerquickliche Privatangelegenheiten zeitweilig aus dem öffentlichen Leben gedrängt, legt in diesem umfassenden Werk eine vollständig neue Bearbeitung seines zuerst 1878 erschienenen Buches vor. Er hat in der Zwischenzeit weite Reisen unternommen, eine ausgedehnte Literatur durchgegangen, und mit Unterstützung von Freunden, von englischen Beamten und Politikern in allen Theilen der Welt eine unvergleichliche Masse von Thatsachen und Meinungen gesammelt, welche er hier wohlgesichtet vor dem Leser ausbreitet. Das Buch behandelt, kurz gesagt, die gegenwärtigen Zustände Groß-Englands, d. h. aller der über die Erde zerstreuten Besitzungen, welche in sehr verschiedenen Verhältnissen, der Abhängigkeit von der englischen Macht sich befinden. So beschreibt der Verfasser nacheinander die politische und sociale Lage, die Arbeit und Bildung, die ganze Entwicklung während der letzten Jahrzehnte von Neufundland, Canada, Australien (worunter Australien, Neuseeland und die britischen Inseln des stillen Oceans inbegriffen werden), Süd-Afrika, Indien, ferner von den Kronecolonien, jenen Gebieten, über welche das englische Colonialministerium unmittelbar den maßgebenden Einfluß ausübt. Die entworfenen Schilderungen stellen nun die Grundlage dar für die Auseinandersetzung der Ansichten, welche sich der Verfasser über die nähere und fernere Zukunft dieser Länder gebildet hat. Zwei Probleme treten dabei in den Vordergrund. Welche Gestalt werden die Beziehungen dieser außereuropäischen Gebiete zu England voraussichtlich annehmen? Wie kann diese ungeheure Masse im Falle eines Conflictes zwischen England und einer oder zwei großen europäischen Mächten vertheidigt werden? In Bezug auf die erste Frage fällt die Antwort für verschiedene Länder auch sehr verschieden aus. Die Abhängigkeit Canada's und Australiens von England ist heute nur noch sehr lose, und Sir Charles Dilke meint, es lasse sich annehmen, daß die beiden großen Länder in absehbarer Zeit auch diese lockeren Beziehungen aufgeben werden; ob dabei Canada sich geneigt zeigen wird, in die Vereinigten Staaten aufzugehen, läßt er unbestimmt. Indien muß unter allen Umständen für England gehalten werden, wenn dieses eine Großmacht bleiben will, und wegen Indien muß Südafrika englischer Besitz bleiben. Doch spricht sich Sir Charles Dilke, getreu den sonst von ihm vertretenen Grundsätzen, dafür aus, daß in diesen Ländern ebensowohl wie in den anderen, von culturfähigen oder cultivirten Völkern bewohnten Colonien, z. B. den Inseln Westindiens, den Einwohnern durch Ausdehnung ihrer politischen Rechte möglichst Gelegenheit geboten werde, sich selbst zu regieren, wenngleich unter dem Einflusse Englands, soweit dessen große Interessen in Betracht kommen. Die zur Vertheidigung erforderlichen Maßregeln werden bei jedem einzelnen Gebiete, am eingehendsten natürlich in Bezug auf Indien erörtert: der Verfasser ist da eher Pessimist als Optimist, zum wenigsten erwägt er ganz vorurtheilslos die Lage und die Bedingungen der englischen Herrschaft und vertraut nirgends auf die Gunst des Geschickes. In einem großen Theile des zweiten Bandes werden dann unter einzelnen Ueberschriften, wie Demokratie, Arbeit, Schutzzoll, Erziehung, Religion ꝛc. die Thatsachen vergleichend zusammengestellt, was ohne Wiederholungen nicht abgeht, jedoch dem Ver-

fasser die Darlegung seiner Ansichten, Rathschläge und Forderungen erleichtert. Das ganze Werk ist eine Fundgrube reichsten Materials, auf das Zweckmäßigste geordnet, Jedem unentbehrlich, der in diesen großen, die Welt der Gegenwart und Zukunft bewegenden Fragen sich ein eigenes Urtheil bilden will; es klärt die Anschauungen über viele Dinge und beseitigt alte vorgefaßte Meinungen, die nur auf ungenügender Kenntniß beruhen. Es ist jedenfalls eines der allerwichtigsten Bücher für Jeden, den die politischen und socialen Probleme unserer Zeit interessiren; aber auch für Jeden, der unsere moderne Cultur verstehen und in ihren künftigen Entwicklungsgang einigermaßen Einsicht gewinnen will.

βχ. **The Countess Eve.** By J. H. Shorthouse, London, Macmillan and Co. 1888.

Der Verfasser fährt mit diesem Buche fort, der englischen Aristokratie, und also wohl auch ihren Standesgenossen anderwärts, vorwurfsfreien Lesestoff zu bieten. Alles ist wieder sauber und delikat, die Leidenschaften wohlgezügelt — mehr „Leidenschäftchen" —, die Sünden werden nicht einmal wirklich begangen, sondern nur gedacht, alles endet zufriedenstellend. Die Erzählung könnte eigentlich A Spiritual Romance mit besserem Rechte genannt werden, als desselben Autors The Little Schoolmaster Mark, welcher diesen Beinamen führt, denn hier nehmen schon die schlimmen Einfälle körperliche Gestalt an, die Welten des Sichtbaren und Unsichtbaren vermischen sich. Man merkt in dem breit geschriebenen Buche das Behagen, welches Mr. Shorthouse an sich selbst und an der Welt, ganz wie sie ist, findet, und alle Menschen, denen es paßt, diese Stimmung in sich zu erwecken, werden mit dieser Geschichte ihre Freude haben.

βχ. **The Weaker Vessel.** By David Christie Murray. In three Volumes. London, Macmillan and Co. 1888.

Murray gehört zu dem festen Bestande der englischen Romanliteratur, seine Arbeiten zu der kräftigen Masse mittleren Werthes, welche zwar auswärts wenig bekannt wird, aber dafür den normalen gesunden Lesestoff des englischen Publicums darstellt. In einigen Erzählungen, deren Autorschaft sich schon auf dem Titel angemerkt findet („Joseph's Coat", „Rainbow Gold", „Aunt Rachel") hat Murray diesen Durchschnitt mit Glück überschritten; das vorliegende Werk bleibt innerhalb desselben. Es wird darin abermals unternommen, den Nachweis zu führen, daß gerade in manchen sehr schwierigen Lebenslagen das „schwächere" Geschlecht eigentlich das „stärkere" sei. Die Erzählung ist dünn, sie bricht fast in zwei Theile und windet sich mühsam von einem Abschnitt zum andern. Auf einen Band zusammengestrichen, wäre sie wahrscheinlich recht interessant geworden. Doch will ich nicht leugnen, daß die geschickte Hand des erfahrenen und erfolgreichen Journalisten sich überall in dem Buche zeigt; sie hat diese Ausdehnung der Geschichte überhaupt erst möglich gemacht. Ferner ist viel guter Humor in dem Ganzen, besonders in der Schilderung der „ästhetischen" Gesellschaft; der Autor schreibt mit aufrichtigem Behagen, und so läßt sich wohl denken, daß nicht bloß die englischen Leser sich mit diesem Roman durch ein paar Regentage der Sommerfrische oder durch etliche lange Winterabende durchschlagen werden.

σβχ. **The Mediation of Ralph Hardelot.** By William Minto. Three Vols. London, Macmillan and Co. 1888.

Auch ein Professorenroman, diesmal aus England. Der Name des Verfassers ist den Lesern englischer Magazine wohlbekannt, in die weitesten Kreise ist seine Biographie De Foe's gedrungen, ein Band der English Men of Letters. Die vorliegende Erzählung spinnt in drei Bänden die Geschichte des Bauernaufstandes ab, welcher unter Führung von Wat Tyler, 1381, zur Zeit des jungen Königs Richard II. stattfand. Die historischen Studien Professor Minto's treten nicht bloß in dem einleitenden Kapitel hervor, sondern sie drängen auch im weiteren Verlaufe des Buches abschnittsweise den Roman von seinem Fortschritt ab und schaffen das Ganze um zu einem Mittelding zwischen Phantasie und Wahrheit. Die guten Muster, welche sich der Verfasser vor Augen hält, nutzen ihm nicht viel: Dickens hat die Gordon riots mit unendlich stärkerer Wirkung in Barnaby Rudge beschrieben, und die Scene, in welcher Minto's Ritter Rainham mit üblem Erfolge seine Gefangenen im Kerker besucht, ist eben nur im Inhalt, nicht im Effect verwandt mit dem Abenteuer des Herzogs von Argyle und des tapferen Kapitän Dugald Dalgetty in Walter Scott's Legend of Montrose. Das hindert nun freilich nicht, daß dieser Roman hier, welcher zuerst in Macmillan's English Illustrated Magazine erschienen ist, den Freunden historischer Erzählung wohl empfohlen werden darf.

σβχ. **Aldornere** ..... by H. W. Gilbert. Philadelphia. 1890.

Dieses wirklich vornehm ausgestattete kleine Buch enthält drei mit Liedern untermischte poetische Erzählungen: Aldornere, Mary Craven und Wyndham, die untereinander in gewissem Zusammenhang stehen und die Katastrophe des Bürgerkrieges der Vereinigten Staaten zum Mittelpunkte haben; die Schicksale der Hauptpersonen bewegen sich darum. Eine schöne Wärme durchfließt das Ganze, Sprache und Vers sind edel, aber die rechte Gestaltungskraft fehlt, es sind mehr Rhapsodien als Erzählungen. Dasselbe muß von den kleinen Balladen und lyrischen Gedichten gesagt werden, welche sich an diese ersten Stücke reihen: überall wahrhaft poetische Stimmungen, aber selten ein festes Zugreifen, ein gegenständliches Darstellen. In dem Ganzen gibt sich ein feinbesaitetes Gemüth, eine hochgebildete Persönlichkeit kund, deren, im Allgemeinen doch etwas enges Urtheil heute noch unter dem Einflusse der Begeisterung steht, welche den Norden Amerika's zum Kampfe wider den sklavenhaltenden Süden aufgerufen hat.

εσ. **Vom Wege.** Kleine Erzählungen von Anna Gräfin Pongrácz. Wien, Carl Gerold Sohn. 1889.

„Unscheinbar und schlicht" nennt der liebenswürdige poetische Geleitsbrief diese einer kunstsinnigen Wienerin, Rosa v. Gerold, gewidmete Sammlung. Sie breitet keine Schätze epischer Erfindung aus, ist aber reich an Stimmung und feinfühliger Vertiefung in stilles Menschendasein, das nicht einem weiteren Verlaufe nach, sondern in inneren Krisen erfaßt wird. Die durchgebildete Sprache hat einen sanften Grundton. Es ist nichts Gemachtes und Gekünsteltes in dem Buch. Die Verfasserin weiß, was sie kann, und hat nur in einer Nummer, der „Enkelin des Castellans", ohne Glück eine größere romantische Composition versucht. Sie entwickelt die Gedankenschuld einer unglücklich Verheiratheten und behandelt ein nah verwandtes Thema in der „Vernunftehe", sie führt dagegen den Pächter und die Baronin durch gemüthliche Bande zusammen und malt in ihrem Besten, „Zu spät", mit zartem Humor die resignirende Liebe des ältlichen Canzleibeamten, sie schildert ergreifend die bittere Entsagung einer „Häßlichen" und läßt ein dahinsiechendes Mädchen ohne Empfindsamkeit die grüne Jugend eines verliebten Jungen weihen, sie zeigt, wie eine „Mama" Mutter wird und erweckt in ihren Geschichten, Skizzen, Bildern fast durchweg den Eindruck des Empfundenen und Geschauten.

λ. **Auf Urlaub im Orient.** Reiseerinnerungen von Georg Schweitzer. Berlin, R. von Decker's Verlag (G. Schenck.) 1890.

Die mit jedem Jahr wachsende Ausdehnung des Schienennetzes hat auch die Reiseziele unserer Touristen immer weiter und weiter gesteckt, sodaß heute für sie Entfernungen, falls nur die nöthige Zeit vorhanden ist, kaum noch in Betracht kommen. In wie verhältnißmäßig geringen Fristen sich jedoch auch weitere Reisen bewerkstelligen lassen, zeigt vorliegendes Buch: nur wenige Urlaubswochen stehen jährlich dem Verfasser, der Redacteur eines angesehenen Berliner Blattes ist, zur Verfügung, aber er versteht sie bewundernswerth auszunützen und sieht in einem Monat mehr als Andere in einem Vierteljahr. Daß er trotz der Flüchtigkeit mit Genuß, Behagen und Verständniß sieht, daß er das Gesehene sich einprägt und bei Gelegenheit trefflich verwerthet, beweisen seine Aufzeichnungen, welche in frischem und munterem Tone die letzten Orientfahrten des Autors schildern. Im Fluge durcheilen wir Serbien und Konstantinopel, vom Goldenen Horn geht's nach den Gestaden Kleinasiens mit einem Abstecher nach Pergamon, dann an Cypern vorüber nach Beirut und von hier über den Libanon nach Damascus mit einem kurzen Besuche der Ruinen von Baalbeck und der Cedern des Libanon: von Beirut führt der Dampfer den Reisenden nach Jafa, von wo aus in langwieriger, anstrengender Wagenfahrt Jerusalem erreicht wird; nachdem unser nicht zu ermüdender Tourist noch das Todte Meer kennen gelernt hat, setzt er seine Fahrt fort und gelangt durch den Suez-Canal nach Kairo, um von dort über Alexandrien die Heimreise anzutreten. Ueberall hat Georg Schweitzer für Land und Volk ein offenes Auge und interessirt sich namentlich für ihre wirthschaftlichen Verhältnisse: anspruchslos in der Form, weiß er dennoch, indem er hauptsächlich seine persönlichen Eindrücke wiedergibt, angenehm zu unterhalten. Das hübsch ausgestattete Buch wird allseitig freundliche Aufnahme finden; bei denen, die den Orient kennen, wird es genußreiche Erinnerungen erwecken, anderen Lesern aber sehr gefällig die Stunden verkürzen und sie vielleicht zur Fahrt nach dem zauberhaften Osten anregen, nach welchem Jeder, der ihn kennen gelernt, immer von Neuem Sehnsucht empfindet.

μ. **Vom Newastrand nach Samarkand.** Durch Rußland auf neuen Geleisen nach Inner-Asien. Von Dr. Max von Prosowetz. Wien und Olmütz, Ed. Hoelzel. 1889.

Man hat es hier mit einem Buche zu thun, das nicht einfach eine Reise von Petersburg nach Samarkand, allenfalls mit den üblichen Hôtel- und Eisenbahnerfahrungen erzählt, sondern mit einem, das offenbar höheren Ansprüchen zu genügen bestrebt ist. Geschichte, Geographie, Statistik, Nationalökonomie, Militärwesen, ja sogar Musik und Sport, Alles ist darin vertreten und es ist neben einer Reisebeschreibung füglich auch ein Leitfaden zu nennen, der über Alles aufzuklären sucht, was mit Land und Leuten in irgend einer Verbindung steht. Hermann Bambéry, der vor einem Vierteljahrhundert dieselben Gegenden, allerdings nicht mit denselben Transportmitteln durchzogen, hat dem Buche ein empfehlendes Vorwort mitgegeben. Der berufene Kenner sagt, daß Dr. von Prosowetz's Wert „hinsichtlich der auf die wirthschaftlichen, commerciellen und industriellen Verhältnisse Russisch-Turkestan's bezüglichen Daten geradezu unvergleichlich" dastehe. Wenn er hinzusetzt, „daß der Verfasser außerdem die glückliche Gabe eines fesselnden und brillanten Stiles besitzt, seine Schilderungen treu und meisterhaft sind", so kann man sich diesem Urtheil nur anschließen. Daß der Verfasser mehrfach Dinge behandelt, oder in einer Weise behandelt, die nicht recht im Verhältniß zum Uebrigen steht, soll darum nicht verschwiegen werden. So verliert er sich z. B. in seinen statistischen Angaben in ein Detail, das nur für besondere Kreise Interesse haben kann, und diese werden vermuthlich sein Buch nicht einmal lesen. Dann dürfte der Schluß, wo er mehrere Seiten lang ausführliche Berichte über russische Rennen bringt, die im Jahre 1888 stattgefunden haben, kaum die Aufmerksamkeit selbst des eifrigsten Sportsmannes erregen können. Im Ganzen aber darf man sagen, daß diese Reisebeschreibung über die Zustände des Russischen Centralasiens gut orientirt und die zahlreich beigegebenen vorzüglichen Illustrationen und sauber ausgeführten übersichtlichen Karten den Werth des Textes wesentlich erhöhen.

μ. **Russische Wanderbilder.** Von Dr. Alfred Charpentier. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei. (A. Schwartz).

Von einem Buche dieses Verfassers darf man von vornherein annehmen, daß es uns über das Russische Reich, seine Bewohner und deren Sitten etwas mehr und Thatsächlicheres geben werde, als gelegentliche Zeitungsartikel und vielfach einseitige oder geradezu unrichtige

Schilderungen enthalten. Diese Erwartung wird nicht getäuscht. Wenn der Verfasser über Petersburg nur wenige Seiten bringt, so kann man ihm dafür Dank wissen, da die nordische Kaiserstadt in unseren Reisebeschreibungen und Feuilletons immer einen der ersten Plätze einnimmt. Von hohem Interesse dagegen sind die Schilderungen seiner Reiseeindrücke in Moskau, Nischney-Nowgorod, auf der Wolga, in Kasan, am Don, am schwarzen Meere, in der Krim. Er dient uns in seiner schlichten, anschaulich objectiven Weise als kundiger Führer in Kirchen und Theatern, in öffentlichen Anstalten, in der höheren und niederen Gesellschaft; er läßt uns an der Hand eigener Erfahrungen Theil nehmen an den Vergnügungen der Vornehmen sowohl wie an den Volksbelustigungen. Eine Eigenthümlichkeit des Russischen Lebens, das Datschenleben, ist eingehend behandelt und wird für die meisten Leser den Reiz vollkommener Neuheit haben. Das interessante Buch fand so freundliche Aufnahme, daß vor kurzem eine zweite Auflage nöthig wurde.

ε. **Correspondance des Deys d'Alger avec la Cour de France**, 1579—1833. Recuillie par Eugéne Plantet, attaché au Ministère des Affaires etrangères. 2 Volumes (I. 1579—1700, II. 1700—1833). Paris, Germer Baillière & Cie. 1889.

Das vorliegende, 1100 Seiten umfassende zweibändige Werk verdient als erste actenmäßige Darstellung der vielhundertjährigen Beziehungen Frankreichs zur wichtigsten seiner heutigen Colonien die volle Aufmerksamkeit unserer Geschichtsforscher.

In der Einleitung wird die schmachvolle Geschichte der langen und erniedrigenden Abhängigkeit der seefahrenden Nationen Europa's von dem algerischen Räuberstaat eingehend berichtet. Die Herrschaft der Barbarescenstaaten über das Mittelländische Meer beginnt mit der thatsächlichen Unabhängigkeit der nordafrikanischen Küstenstaaten von der türkischen Oberherrschaft und mit dem Zeitalter der Könige Karl's V. und Franz I., während welcher diese Barbaren zu Bundesgenossen Frankreichs gegen Spanien und das deutsche Reich angeworben und ihre Unternehmungen gegen die spanische Schiffahrt französischerseits unterstützt und gefördert wurden. Von dieser ebenso kurzsichtigen wie gewissenlosen Politik suchte Frankreich erst loszukommen, als die Macht der Barbaresken ihm über den Kopf gewachsen und zur Geißel für den französischen Handel und die Sicherheit der provençalischen Küste geworden war. Zwei Jahrhunderte lang werden Verträge abgeschlossen und (nur auf das Andringen des Marseiller Handelsstandes) Consule ausgesendet, welche Frankreich gegen die treulose Begehrlichkeit seiner Nachbarn schützen, seinem Handel mindestens eine gewisse Duldung sichern sollen. All diesen Bemühungen zum Trotz wissen die (eines gewissen Rückhalts an den Nebenbuhlern Frankreichs versicherten) algerischen Piraten indessen ungestraft die übernommenen Verbindlichkeiten zu verletzen, unter Berufung auf ihr angebliches Durchsuchungsrecht den französischen Handel schwer zu schädigen und bei den bezüglichen Verhandlungen beinahe regelmäßig das letzte Wort zu behalten. Je tiefer die Macht der Deys sinkt und je schmählicher die Abhängigkeit wird, in welche diese Gewaltherrscher von den sie umgebenden Janitscharen-Horden gerathen, desto schamloser wird geraubt, gemordet und gebrandschatzt, desto wirkungsloser erscheinen die Züchtigungen, welche gelegentlich ausgesendete Expeditionen den Tyrannen des Mittelländischen Meeres ertheilen. — Beiläufig bemerkt bildet die Zeit der ersten französischen Republik eine ergötzliche Episode dieser, im Uebrigen traurigen, Historie: zwischen den Zeilen der damals geführten Correspondenz liest sich das hoffnungslose Bemühen der Republikaner heraus, den Algerern eine Vorstellung von der hohen Bedeutung der in Frankreich stattgehabten Staatsveränderung beizubringen und denselben z. B. die Gründe einleuchtend zu machen, aus denen die jakobinische Jagd auf Emigranten und royalistische „Verdächtige" bis nach Algerien ausgedehnt wird. Mit charakteristischer Thorheit entfernen die Weisen des Wohlfahrtsausschusses ihren außerordentlich tüchtigen Consul, Parteirücksichten zu Liebe, aus seinem Amte, um ihm einen unzuverlässigen, aber patriotischen Abenteurer zum Nachfolger zu geben und mit Hülfe dieses Gesellen die Auslieferung eines des Royalismus verdächtigen Marseiller Kaufmanns durchzusetzen, der sich der besonderen Freundschaft des Deys erfreut!

Von noch lebhafterem Interesse ist die Geschichte der auf dem Wiener Congreß begonnenen, während der folgenden Jahre fortgesetzten und schließlich von der Eifersucht der Mächte um alle praktischen Erfolge gebrachten Verhandlungen, die sich die Beseitigung des Algerischen Piratenunfugs zur Aufgabe gesetzt hatten. Eine Grenze wird demselben erst durch die französische Occupation von 1830 und die darauffolgende Annexion des inzwischen gänzlich verkommenen Raubstaates gesetzt. Die bezügliche Darstellung unseres sonst so gründlichen Buchs leidet indessen an einer empfindlichen Lücke. Der historisch gewordene Schlag mit dem Fliegenwedel, den der letzte Dey Hussein Pascha dem französischen Consul Deval am 30. April 1827 in feierlicher Audienz und vor versammeltem Hof ertheilte und der zu der Expedition von 1830 die directe Veranlassung gab, wird in einer kurzen Anmerkung (B. 2 pag. 563 Note 2) abgethan, obgleich eine genaue und actenmäßige Darstellung dieses — bekanntlich sehr verschieden geschilderten — Vorganges außerordentlich erwünscht gewesen wäre. Mittelbar scheint diese Unterlassung die Version zu bestätigen, nach welcher der Dey durch beleidigende Worte des Consuls zu seiner Ausschreitung provocirt worden war.

Außerordentlich sorgfältig redigirt, mit zahlreichen erläuternden Noten, einer lehrreichen historischen Einleitung (S. I bis LXXV) und einem sorgfältig aufgestellten alphabetischen Index sammt Liste der Verträge, der Bey's u. s. w. ausgestattet, wird diese archivalische Publication überall dahin ihren Weg finden, wo die Geschichte des afrikanischen Nordgeländes den Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Forschung bildet.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andrè. — Gaspards Nachfolger. Erzählung von Victor Andrè. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1891.

Anhäuser. — Fredegunde. Trauerspiel in 5 Akten von W. Anhäuser. Trier, Fr. Lintz'sche Buchhandlung. 1890.

Arand. — Tante Lotte. Ein Novellenstrauß von Charlotte Arand. Mannheim, J. Bensheimer. 1891.

Berger. — Gesammelte Gedichte von Alfred Berger. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Birkmeyer. — Die Lehre von der Theilnahme und die Rechtsprechung des Deutschen Reichsgerichts. Kritische Studien von Dr. Karl Birkmeyer. Berlin, Otto Liebmann. 1890.

Borries-Einbeck. — Die Invaliditäts- und Alters-Versicherung. Von Landrath von Borries-Einbeck. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1891.

Brennecke. — Oberlehrer Mart. Ein Roman von Adolf Brennecke. Elberfeld, Sam. Lucas. 1890.

Briefe Victor Hehn's von 1876 bis zu seinem Tode, 23. März 1890, an seinen Freund Hermann Wichmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1890.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. II. Band. Berlin, F. Fontane. 1891.

Bülow. — Der Konsul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen. Von Frieda Freiin von Bülow. Berlin, F. Fontane. 1891.

Bürger. — Bilder und Skizzen aus Amerika. Von L. Bürger. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender. 1891.

Carriere. — Die sittliche Weltordnung. Von Moritz Carriere. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1891.

Cless. — An das Volk. Von Alfred Cless. Weimar, Herm. Weissbach. 1890.

Conrad-Ramlo. — Passionsblumen. Novellenbuch von Marie Conrad-Ramlo. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891.

Cros. — Le Problème. Nouvelles hypothèses sur la destinée des êtres. Par Dr. Antoine Cros. Paris, Georges Carré. 1890.

Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit 160 Illustrationen. Ueberjetzt von Dr. Otto Hoppe. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. 1891.

David. — Die Wiedergeborenen. Erzählungen von J. J. David. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1891.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 34/38: Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Devidé. — Beitrag zur Lösung der socialen Fragen: Das Recht auf Erziehung. Von Thaddäus Devidé. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

Die Gemälde-Galerie der Königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Text von Julius Meyer und Wilhelm Bode. Herausgegeben von der General-Verwaltung. VI. Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Dittmar. — Schulstaub und Sonnenschein. Erzählungen aus dem Schülerleben deutscher Vergangenheit von Franz Dittmar. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Ebers. — Drei Märchen für Alt und Jung. Von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891.

Erhard. — Ein Fragezeichen. Novelle von Emile Erhard. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891.

Eyssenhardt. — Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter. zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Lucas Gräfe. 1890.

Fels. — Die deutsche Tanztarte. Von Dr. Th. Fels. Düsseldorf, Felix Bagel.

Fischer. — Philosophische Schriften I. Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie. Von Kuno Fischer. Vierte Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1891.

Fischer. — Schiller-Schriften von Kuno Fischer. I.: Schiller's Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1891.

Fischer-Sallstein. — Rheinlands-Geschichten von Conrad Fischer-Sallstein. Zweite vermehrte Auflage. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1890.

Fontane. — Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane. 1891.

Fontane. — Quitt. Roman von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Frapan. — Gedichte von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Freund. — Bühnensterne. Bilder aus der Theaterwelt von Julius Freund. Zweite Auflage. Berlin, J. G. Schorer.

Friedrichs. — Die Sicilianerin. Bühnendichtung in drei Vorgängen von Hermann Friedrichs. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Führende Geister. — Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Dritter Band: Ludwig Anzengruber. Von Anton Bettelheim. Dresden, L. Ehlermann. 1891.

Funk. — Nachtschatten. Moderne Gedichte von Johannes Funk. Berlin, Karl Siegismund. 1891.

Für und wider den Tabak. Ausspröche deutscher Zeitgenossen über den Tabakgenuß. Geschrieben für die Deutsche Tabak-Zeitung. Berlin, Wolf Peiser's Verlag.

Gaedke. — Absalom. Drama in 3 Aufzügen von Wilhelm Gaedke. Berlin, Nitschke & Loechner. 1890.

Gaedke. — Aus dem Leben. Novellen von Wilhelm Gaedke. Berlin, Nitschke & Loechner. 1890.

Gaedke. — Conradin von Staufen. Ein deutsches Schauspiel von Wilhelm Gaedke. Berlin, Nitschke & Loechner. 1890.

Garschin. — Novellen von W. Garschin. Aus dem Russischen von Wal. Beleno. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Gersdorff. — Unser gnäd'ger Herr. Roman von A. Gersdorff. Berlin, Albert Goldschmidt.

Gerstenberg. — Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland. Von Dr. H. Gerstenberg. Berlin, F. Fontane. 1890.

Gottschall. — Bunte Blüthen. Gedichte von Rudolf von Gottschall. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender. 1891.

Gottschall. — Der steinerne Gast. Roman von Rudolf von Gottschall. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender. 1891.

Hahn. — Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken, urkundlich dargestellt von Ludwig Hahn. Fortgeführt von Dr. Carl Wippermann. Fünfter Band (Schlußband). Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Heitmüller. — Das Medeabild. Drama in einem Aufzug von Ferdinand Heitmüller. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Heyse. — Weihnachtsgeschichten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Hoffmann von Fallersleben. — Gesammelte Werke von Hoffmann von Fallersleben. Band I: Lyrische Gedichte. Berlin, F. Fontane. 1890.

Holz. — Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze. Von Arno Holz. Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr). 1891.

Hüffer. — Die Kabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Staates, vornehmlich in den Jahren 1797 bis 1810 von Hermann Hüffer. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891.

Jordan. — Episteln und Vorträge von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1891.

Justus. — Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Kambli. — Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben. Zwei Vorträge gehalten von F. W. Kambli. St. Gallen u. Leipzig, Jost, Kreuzmann & Comp. 1890.

Kerner. — Klecksographien von Justinus Kerner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kirchbach. — Der Weltfahrer. Roman in drei Büchern von Wolfgang Kirchbach. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Klee. — Bilder aus der älteren deutschen Geschichte von Gotthold Klee. II. Reihe: Geschichtsbilder aus der Völkerwanderung. Gütersloh, Fr. Bertelsmann. 1891.

Kleist. — Bilder aus Japan. Schilderung des japanischen Volkslebens von Dr. Hugo Kleist. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

Klinckseick. — Zur Entwicklungsgeschichte des Realismus im französischen Roman des 19. Jahrhunderts. Ein literar-historischer Versuch von Dr. Fr. Klinckseick. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagshandlung. 1891.

Kneisel. — Die Weltgeschichte ein Zufall? von Prof. Dr. B. Kneisel. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1891.

Kohut. — Die größten und berühmtesten deutschen Soubretten des neunzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Adolph Kohut. Düsseldorf, Felix Bagel. 1891.

Kranewitter. — Kulturkampf. Erzählende Dichtung von Franz Kranewitter. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Kurz. — Gedichte von Isolde Kurz. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

Laien-Predigten in Versen. Verfaßt auf der Wanderung im Wald und Gebirg. Von einem Nichtheiligen. Bremen. Max Nößler.

Lang. — Ein Traum im Atelier. Von Carl Lang. München, Theodor Ackermann. 1891.

Lang. — O, Alpenluft! Sang und Klang aus den Bergen von Gg. Lang. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1891.

Lanson. — Bossuet par G. Lanson. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1891.

Laßwitz. — Seifenblasen. Moderne Märchen. Von Kurd Laßwitz. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1890.

Leimbach. — Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Auswahl und Erläuterung von 92 Volksliedern älterer und neuerer Zeit. Von Carl Leimbach. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger. 1890.

Lemaitre. — Impressions de théâtre. Par Jules Lemaitre. Cinquième Série. Deuxième Edition. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1891.

Lenz. — Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelins von Maltzahn herausgegeben von Karl Weinhold. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Leo. — Kaleidoskop. Bilder aus allen Zeiten, Zonen und Sphären von Emil Leo. Erste Mappe. Leipzig, Rob. Greiner's Verlag. 1891.

Lindau. — Im Fieber. Novelle von Paul Lindau. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender.

Lübke. — Altes und Neues. Von Wilhelm Lübke. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender. 1891.

Maurus. — Die Lösung der Arbeiterfrage aus dem Rechtsstandpunkte. Von Dr. Heinrich Maurus. Berlin, Paul Hennig. 1890.

Meyer. — Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung von Gustav Meyer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1890.

Meyer. — Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharo-Gebiet. Von Dr. Hans Meyer. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890.

Montanus. — Magdalenchen. Eine Sage von Heisterbach. Erzählt von Carl Montanus. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung.

Noelting. — Erich und Elsa. Eine holsteinische Sage von Johannes Noelting. Hamburg, R. Karstens. 1890.

Oertzen. — Lieder im Widerhall. Deutsche und französische Dichtungen verfasst und übertragen von Georg von Oertzen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Actien-Ges. 1891.

Paret. — Priscillianus, ein Reformator des vierten Jahrhunderts. Eine kirchengeschichtliche Studie. Zugleich ein Kommentar zu den erhaltenen Schriften Priscillian's von Friedrich Paret. Würzburg, A. Stuber. 1891.

Perfall. — Natürliche Liebe. Eine Erzählung von Karl v. Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel.

Povinelli. — Ahasverus in Tirol. Epische Dichtung aus düsterer Zeit von Adolf H. Povinelli. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze. 1890.

Quandt. — Gertrud von Loden. Eine Erzählung aus der Schwedenzeit von C. Quandt. Braunschweig, Benno Goeritz. 1891.

Quitzow. — Olaf Hellichius. Historischer Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert. Von W. A. Quitzow. 3 Bände. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender. 1891.

Rahl. — Gedichte von Gottfried Rahl. Leipzig, Albert Möller. 1891.

Ranke. — Zur eigenen Lebensgeschichte. Von Leopold v. Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890.

Raydt. — Mehr Erziehung für die deutsche Jugend. Ein Wort zu den Verhandlungen über die Schulreform von H. Raydt. Hannover-Linden, Karl Manz. 1890.

Robinson. — A. Mary F. Robinson. Cameo Series. London, T. Fisher Unwin. 1891.

Rosner. — Erinnerungen an Anzengruber. Von L. Rosner. Leipzig und Wien, Julius Klinkhardt. 1891.

Runeberg. — Johan Ludwig Runeberg's Epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersetzt, sowie mit Einleitung, Anmerkungen und bibliographischem Anhang versehen von Wolrad Eigenbrod. 2 Bde. Halle, Max Niemeyer. 1891.

Sacher-Masoch. — Die Einsamen. Von Leopold von Sacher-Masoch. Mannheim, J. Bensheimer. 1891.

Samhaber. — Lyrische Dichtungen von Edward Samhaber. Letbach, Jg. v. Kleinmayer & Fed. Bramberg. 1890.

Samosch. — Arioste als Satiriker und Italienische Porträts. Von Siegfried Samosch. Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. 1891.

Schlossar. — Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: das Leiden Christi. Spiel aus dem Gurkthale in Kärnthen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. 2 Bde. Halle, Max Niemeyer. 1891.

Schollmeyer. — Mußestunden. Lyrische Dichtungen von Willy Schollmeyer. Seifhennersdorf, Max Großmann. 1891.

Seefeld. — Dem Frühling entgegen! Winterreise nach Kreta. Von Alfred v. Seefeld. Hannover, Schmorl & v. Seefeld Nachf. 1891.

Sievers. — Gedichte von Otto Sievers. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von dessen Wittwe. Braunschweig, Benno Goeritz. 1891.

Sourbeck. — Egyptische Straßenbilder. Plaudereien über das Land des Kurbatsch und Batschisch von Theodor Sourbeck. Basel, Benno Schwabe. 1891.

Spach. — Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman von L. Spach. Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891.

Stein. — Leibniz und Spinoza. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Leibnizischen Philosophie von Prof. Dr. Ludwig Stein. Leipzig, Georg Reimer. 1890.

Stern. — Wanderbuch. Bilder und Skizzen von Adolf Stern. Dritte stark vermehrte Auflage. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1890.

Stieler. — Natur- und Lebensbilder aus den Alpen von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Suttner. — Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner. 2 Bde. Zweites Tausend. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Taine. — Les Origines de la France contemporaine. Par H. Taine. Tome I: Le régime moderne. Paris, Hachette & Cie. 1891.

Textor. — Gedichte von M. Textor. Darmstadt, Johannes Waitz.

Todt. — Die Tragödien des Äschylos. Verdeutscht von W. Todt. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1891.

Tolstoj. — Leo N. Tolstoj's gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. 1./2. Lfg. Berlin, Richard Wilhelmi. 1891.

Tolstoj. — Meine Beichte. Von Graf Leo Tolstoj. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Verfassers. Uebersetzt und mit einem Vorwort versehen von Alexis Markow. Zweite Auflage. Berlin, Cassirer & Danziger. 1890.

Tovote. — Im Liebesrausch. Berliner Roman von Heinz Tovote. Zweite, durchgearbeitete und mit einem Vorwort versehene Auflage. Berlin, Ad. Zoberbier. 1891.

Varges. — Die Gerichtsverfassung der Stadt Braunschweig bis zum Jahre 1374. Eine Verfassungsgeschichtliche Studie von Dr. Willi Varges. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Vogel. — Lebensprobleme und Welträthsel im Lichte der neueren Wissenschaft. Zur Orientierung über allgemein menschliche Fragen für die Gebildeten aller Stände. Von Dr. August Vogel. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1890.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Unwiederbringlich.

Roman

von

Theodor Fontane.

Siebentes Capitel.

Holk und Asta schritten, während Christine dies Gespräch mit der Dobschütz führte, die Säulenhalle hinunter, und erst als sie hundert Schritte weiter abwärts das mit Rasen überwachsene Rondeel erreicht hatten, wo man, wenn Besuch war, Cricket zu spielen pflegte, trennten sie sich, Holk, um sich einem vor einem Treibhause beschäftigten Gärtner zuzuwenden, Asta, um ihren Weg auf der wohlgepflegten Parkchaussee fortzusetzen. Diese senkte sich allmälig und bog schließlich scharf links in eine breite, schon in der Ebene laufende Kastanienallee ein, die sich bis Dorf Holkeby hinzog. Ueberall lagen Kastanien am Boden oder platzten aus der Schale, wenn sie vor Asta niederfielen. Diese bückte sich nach jeder einzelnen, als aber das Pfarrhaus, das in die Kirchhofsmauer eingebaut war, in Sicht kam, warf sie Alles wieder fort und ging in rascherem Schritt auf das Haus zu. Die Thür hatte noch von alter Zeit her einen Klopfer, er schien aber seinen Dienst versagen zu wollen, denn Niemand kam. Erst als sie das Klopfen mehrmals wiederholt hatte, wurde geöffnet und zwar von Pastor Petersen selbst, der augenscheinlich gestört worden war. Als er aber Asta erkannte, verschwand rasch die Mißmuthswolke von seiner Stirn, und er nahm ihre Hand und zog sie mit sich in seine Studirstube, deren Thür er offen gelassen hatte. Die Fenster gingen auf den ein wenig ansteigenden Kirchhof hinaus, so daß die Grabsteine einander wie über die Schulter sahen. Dazwischen standen Eschen und Trauerweiden, und der Duft von Reseda, trotzdem es schon spät im Jahre war, drang von außen her ein.

„Nimm Platz, Asta" sagte Petersen. „Ich war eben eingeschlafen. In meinen Jahren geht der Schlaf nicht mehr nach der Uhr; in der Nacht will er nicht kommen und da kommt er denn bei Tag und überfällt einen. Elisabeth ist bei Schünemann's drüben und bringt der armen Frau, die's glaub' ich nicht

lange mehr machen wird, ein paar Weintrauben, die wir heute früh geschnitten haben. Aber sie muß gleich wieder da sein; Hanna hilft mit draußen auf dem Feld. Und nun trinkst Du mit mir ein Glas Malvasier. Das ist Damenwein."

Und dabei schob er die aufgeschlagene Bibel nach rechts, einen Kasten mit Alterthümern aber (denn er war ein Alterthümler wie die meisten schleswig'schen Pastoren) weit nach links hin und stellte zwei Weingläser auf seinen Arbeitstisch.

„Laß uns anstoßen. Ja, worauf? Nun, auf ein frohes Weihnachten."

„Ach, das ist noch so lange."

„Ja Dir. Aber ich rechne anders . . Und daß das Christkind Dir Alles erfüllt, was Du auf dem Herzen hast."

Ihre Gläser klangen zusammen, und im selben Augenblicke trat auch Elisabeth ein und sagte: „Da muß ich doch mit anstoßen, wenn ich auch nicht weiß, wem es gilt."

Und nun erst begrüßten sich die jungen Mädchen, und Asta gab an Elisabeth die Notenmappe zurück und sprach ihr dabei den Dank ihrer Mutter für das schöne Lied aus, das sie gestern Abend gesungen.

Dies wurde nur so hingesprochen, denn während Asta die Bestellung ausrichtete, beschäftigte sich ihr Auge schon mit den zahlreichen numerirten Dingen, kleinen und großen, die den archäologischen Kasten füllten. Das Eine, was sie sah, schien Golddraht zu sein, Golddraht in einer großen Spirale.

„Warum ist es von Gold?" fragte Asta. „Es sieht ja aus wie eine Sopha-Sprungfeder."

Der Alte vergnügte sich darüber und sagte ihr dann, es sei was Besseres, ein Schmuckstück, eine Art Armband, das vor zweitausend Jahren eine damalige Comtesse Asta getragen habe.

Asta freute sich und nickte, und Elisabeth, die von diesen Dingen mehr kannte, als ihr lieb war, denn sie war wie der Custos der Sammlung, setzte ihrerseits hinzu: „Und wenn nach wieder zweitausend Jahren Deine kleine Hufeisen-Brosche gefunden wird, dann, das kann ich Dir versichern, wird es auch Vermuthungen und Feststellungen geben . . Aber nun komm, Asta, wir wollen den Großpapa und seine Studirstube nicht länger stören."

Und damit nahm sie Asta's Arm und ging mit ihr über den Flur auf eine Pforte zu, die direct nach dem Kirchhof hinaus führte. Nur wenige Schritte noch, dann kamen sie bis an einen breiten Querweg, der zwischen Gräbern hin auf die alte Feldsteinkirche zulief, einen frühgothischen Bau ohne Thurm, der für eine Scheune hätte gelten können, wenn nicht die hohen Spitzbogenfenster gewesen wären mit ihrem dichten kleinblättrigen Epheu, der sich bis unter das Dach hinaufrankte. Die Glocke hing unter ein paar Schutzbrettern an der einen Giebelseite der Kirche, während an der andern ein niedriges Backsteinhaus angebaut war, mit kleinen Fenstern und jedes Fenster mit zwei Eisenstäben. Einige der Grabsteine, die hier in Nähe der Kirche besonders zahlreich waren, reichten mit ihrem Kopfende bis dicht an die Gruft heran, denn eine solche war der Anbau, und auf einen dieser Grabsteine stieg nun Asta und sah neugierig

durch die kleinen eisenvergitterten Fenster. Dabei lehnte sie sich mit der Hand gegen einen losen Mauerstein, der sich dadurch nach hinten schob und einen anderen Halbstein, der auch schon lose war, zum Umkippen brachte, so daß er mit Gepolter in die Gruft hinabstürzte.

Asta fuhr zurück und sprang von dem Grabstein herab, auf dem sie gestanden. Elisabeth war mit erschrocken, und erst als sie Beide den unheimlichen Platz und gleich darnach auch den Kirchhof selbst verlassen hatten, erholten sie sich und fanden ihre Sprache wieder. Draußen, an der Kirchhofsmauer hin, lagen große Massen geschnittener Bretter und Balken, was nicht Wunder nehmen konnte, denn parallel mit der Kirchhofsmauer und nur durch einen breiten Fahrweg von ihr getrennt, zog sich ein langer, mit kurzem Gras überwachsener Holz- und Zimmerplatz hin, auf dem beständig norwegische Hölzer geschnitten wurden. Auch in diesem Augenblicke wieder lag ein roh mit der Axt behauener Baumstamm auf zwei hohen Holzböcken, und ein paar Zimmerleute, von denen der eine oben, der andre unten stand, sägten mit einer großen, in ihrer Arbeit immer blanker werdenden Holzsäge den Stamm entlang. Beide Mädchen sahen emsig hinüber, und die Nähe der Menschen, dazu der lebendige Ton der Arbeit, that ihnen wohl nach dem Grauen, von dem sie sich Angesichts der zerbröckelnden Gruft soeben noch berührt gefühlt hatten.

Es war ein sehr anheimelnder Platz; die Brennnesseln, die sonst hier wucherten, waren niedergetreten, und so saßen die beiden Freundinnen bequem und behaglich auf den hochaufgeschichteten Brettern und hatten die Balken als Fußbank und die Kirchhofsmauer als Rücklehne.

„Weißt Du," sagte Asta, „die Mama hat doch Recht, daß sie von der Gruft nichts wissen will und eine Scheu hat, sie zu betreten. Es ist ja, als wäre jeder Stein lose, und als warte Alles nur darauf, daß es zusammenstürze. Und zweimal im Jahre geht sie doch hin und legt ihren Kranz auf den Sarg, an seinem Geburtstag und an seinem Sterbetage."

„Kannst Du Dich denn Deines Bruders Estrid noch erinnern?"

„O, gewiß kann ich. Ich war ja schon sieben Jahr."

„Und ist es wahr, daß er nicht bloß Estrid hieß, sondern auch noch Adam?"

„Ja. Die Mama wollte freilich, daß er als zweiten Namen den Namen Helmuth führen sollte wie der Vater, Estrid Helmuth, — Tante Dobschütz hat es mir oft erzählt; der Papa aber bestand auf Adam, weil er gehört hatte, daß Kinder, die so heißen, nicht sterben, und da habe denn die Mama gesagt (ich weiß das Alles von Tante Julie) das sei Heidenthum und Aberglauben, und es werde sich strafen, denn der liebe Gott lasse sich nichts vorschreiben, und es sei lästerlich und verwerflich, ihm die Hände binden zu wollen."

„Ich kann mir denken, daß Deine Mutter so gesprochen hat. Und es hat sich ja auch gestraft. Aber ich finde doch, Asta, daß Deine Mutter in all dem zu streng ist, und der Großpapa, der sie doch so sehr liebt und sie getraut hat — was übrigens der Arnewieker Pastor damals sehr übel genommen haben soll — und der nichts Besseres kennt als seine „liebe Christine," wie er sie noch immer nennt, und Deinen Papa nennt er ja auch noch „Du" von alten

Zeiten her, . . . der sagt doch auch, sie sei zu sicher auf ihrem Wege und zu streng gegen Andre . ."

„Ja, das sagen Alle, Dein Großpapa sagt es, und Director Schwarzkoppen sagt es, und Onkel Arne sagt es. Und wenn Axel und ich es auch nicht hören sollen, wir hören es doch und machen so unsre Betrachtungen drüber . ."

„Und wem kommen denn Eure Betrachtungen zu gute?"

„Immer der Mama."

„Das wundert mich eigentlich. Ich dachte, Du wärest Deines Vaters Verzug und Liebling. Und liebtest ihn am meisten."

„O, gewiß hab' ich ihn lieb; er ist so gut und erfüllt uns jeden Wunsch. Aber die Mama meint es doch viel besser mit uns, und deshalb ist sie strenger; Alles bloß aus Liebe."

„Ich habe Dich nicht immer so sprechen hören, Asta. Es ist noch keine Woche, daß Du voller Klagen und fast voll Bitterkeit warst, und daß Du sagtest, es sei mit der Mama kaum noch zu leben, und Alles schlüge sie Dir ab, und Alles sei so wichtig, als ob Leben und Seligkeit daran hinge . ."

„Ja, das werd' ich wohl gesagt haben. Aber wer klagte nicht mal! Und dann ist es oft so still hier, und dabei wird man traurig und will es anders haben ... Sieh', ich denk' es mir so, die Mama bedrückt uns oft, aber sie sorgt doch auch für uns, und der Papa erfreut uns jeden Augenblick, aber im Ganzen kümmert er sich nicht recht um uns. Er ist mit seinen Gedanken immer wo anders und die Mama immer bei uns. Wenn es nach dem Papa ginge, so ginge Alles so ruhig weiter, bis Jemand käme und mich haben wollte. Comtesse Holk, rothblond und gerade gewachsen und etwas Vermögen — ich glaube, das ist Alles, was ihm vorschwebt, und davon verspricht er sich das Beste. Daß ich auch eine Seele habe, daran denkt er nicht, vielleicht glaubt er nicht 'mal daran."

„Wie Du nur sprichst. Er wird doch glauben, daß Du eine Seele hast?"

„Vielleicht. Ich weiß es nicht. Und das ist der Unterschied von der Mama. Die glaubt bestimmt daran, und will, daß ich Etwas lernen und einen festen Glauben gewinnen soll, „einen Anker für die Stürme des Lebens", wie sie sagt, und ich wäre glücklich darüber, wenn ich nicht von Dir fort müßte. Solche Freundin wie Du, die find' ich in der Welt nicht wieder."

„Aber Du wirst doch nicht fort wollen, Asta? Und um was denn? Ist denn nicht die Dobschütz eine kluge Dame und lieb und gut dazu? Und Du kannst ja Französisch parliren, daß es eine Lust ist, und Strehlke hat ja zwei Preise gewonnen, einen in Kopenhagen über die Strandvegetation in Nordschleswig und einen in Kiel über Quallen und Seesterne. Und daß er Geographie weiß, das weiß ich, er wußte ja neulich das Luftschloß vom König von Neapel, so daß ihm selbst Dein Onkel Arne gratulirte. Was willst Du denn noch mehr lernen? Das nehm' ich Dir übel, wenn Du so viel mehr lernen willst als ich, und wenn Du dann wieder kommst, ist kein Verkehr mehr mit mir. Und ich will doch mit Dir verkehren, denn ich liebe Dich ja so sehr. Und Deine Mama, wenn sie Dich fortgibt, wird Dich gewiß in eine große Schweizerpension geben wollen."

„Nein, in eine kleine Herrnhuterpension."

„Nun, darüber läßt sich reden, Asta. Herrnhuter kenn' ich, das sind gute Leute."

„Das mein' ich. Die Mama war ja auch in einer Herrnhuterpension."

„Ist es denn schon gewiß?"

„So gut, wie gewiß. Der Papa hat nachgegeben. Und außerdem reist er morgen nach Kopenhagen zur Prinzessin, worauf gar nicht gerechnet war, und das wird Mama wohl benutzen, um Alles schnell ins rechte Geleise zu bringen. Ich denke mir, in vierzehn Tagen oder noch früher . ."

„Ach, Asta, wäre nicht der Großpapa, ich bäte Deine Mama, daß sie mich mitgäbe. Was soll ich hier anfangen, wenn Du fort bist."

„Es muß schon so gehen, Elisabeth, und wird auch. Schwer wird es mir auch. Und meine Mama wird auch allein sein und Niemanden um sich haben als die Dobschütz, und sie schickt uns doch fort. Denn Axel geht auch. Es ist doch recht, was sie mir gestern Abend sagte: man lebt nicht um Vergnügen und Freude willen, sondern man lebt, um seine Pflicht zu thun. Und sie beschwor mich, dessen stets eingedenk zu sein, denn daran hinge Glück und Seligkeit."

„Das ist schon Alles ganz wahr, aber es hilft mir nichts." Und in Elisabeth's Auge war ein Flimmern, als sie das sagte. „Ich kann doch nicht immer am Strand spazieren gehen und Bernstein suchen und Kataloge machen und die Nummern umschreiben. Und denke Winterszeit, wenn Alles in Schnee liegt und die Krähen auf den Kreuzen sitzen und dann um Mittag die zwölf Schläge . ."

Und in diesem Augenblicke schlug die Mittagsglocke, von der Elisabeth eben gesprochen hatte. Beide Mädchen fuhren zusammen. Dann aber lachten sie wieder und erhoben sich, denn es war hohe Zeit.

„Wann kommst Du wieder?"

„Morgen."

Damit trennten sie sich, und als Asta gleich danach bei der Stelle vorüber kam, wo die Glocke hing, that diese gerade den zwölften Schlag, und der Küstersjunge, der geläutet hatte, zog seine Kappe und verschwand dann hinter den Gräbern.

Achtes Capitel.

Holk, als er sich an dem Cricketplatz von Asta getrennt hatte, hatte sich nach dem nächstgelegenen Treibhause begeben, in dessen Front er seinen Gärtner emsig bei der Arbeit sah. Und hier, nach kurzer Begrüßung, riß er zwei Blätter aus seinem Notizbuch und schrieb ein paar Telegrammzeilen an Pentz und die Wittwe Hansen, in denen er Beiden sein Eintreffen in Kopenhagen für den andern Abend anzeigte. „Diese Telegramme, lieber Ohlsen, müssen nach Glücksburg oder meinetwegen auch nach Arnewiet; es gilt mir gleich, wo Sie's aufgeben wollen. Nehmen Sie den Jagdwagen."

Der Gärtner, ein Muffel, wie die meisten seines Zeichens, war augenscheinlich verdrießlich, weshalb Holk hinzusetzte: „Thut mir übrigens leid, Ohlsen, Sie bei der Arbeit stören zu müssen; aber ich brauche Philipp beim Packen und Ihrer Frau Bruder, der sich ja gut anläßt, weiß noch nicht recht Bescheid und ist mir auch nicht zuverlässig genug."

Der Gärtner fand sich nun wieder zurecht und sagte, daß er, wenn's dem Grafen recht wäre, lieber nach Glücksburg wolle; seine Frau habe nämlich wieder solch Jucken über den ganzen Körper, was gewiß von der Galle käme, sie ärgere sich so leicht, und da möcht' er denn wohl mit zu Dr. Eschke heran und ein Recept holen.

„Mir recht," sagte Holk. „Und wenn Sie mal da sind, so sorgen Sie auch gleich dafür, daß das Schiff morgen früh mit Sicherheit hier anlegt; es ist schon vorgekommen, daß es vorbeifährt, und fragen Sie auch, ob der König schon da ist, ich meine in Glücksburg, und wie lange er wohl bleibt."

Damit ging der Graf wieder auf das Schloß zu, wo Philipp, im Ankleidezimmer seines Herrn, nicht bloß die Koffer bereits zurechtgestellt, sondern auch schon mit dem Packen begonnen hatte.

„Das ist recht, Philipp; ich sehe, die Gräfin hat Dir gesagt, daß ich fort muß. Nun, Du weißt ja, was ich brauche; aber nicht zu viel, je mehr man mitnimmt, je mehr fehlt Einem. Nicht wahr? Ist der Koffer voll, so verlangt man zuletzt Alles, als wäre man zu Hause. Nur Eines vergiß nicht, die Pelzstiefel und die hohen Gummischuhe. Man tapst drin herum wie ein Elephant, aber das Herz bleibt warm und gesund, und das ist doch immer die Hauptsache. Meinst Du nicht auch?"

Philipp bestätigte den Ausspruch, worauf sich der Graf in sichtlichem Behagen an seinen Schreibtisch setzte und einige Briefe schrieb, auch einen an seinen Schwager Arne, während der alte Diener mit dem Packen der Koffer fortfuhr.

„Welche Bücher befehlen der Herr Graf?"

„Keine. Was wir hier haben, paßt nicht nach Kopenhagen. Oder nimm ein paar Bände Walter Scott mit; man kann nicht wissen, und der paßt immer."

* * *

In der Mittagsstunde, Asta war noch unten im Dorf, kam Baron Arne von Arnewiek herüber, und Holk, als man plaudernd mit den Damen unter der Halle saß, gab ihn lachend den Brief, den er am Vormittag geschrieben hatte. „Da, Alfred; aber lies ihn erst zu Haus, es eilt nicht damit und eigentlich weißt Du ja doch, was darin steht. Es ist das alte Lied. Ich empfehle Dir Schloß Holkenäs und die Wirthschaft wie schon manch liebes Mal, und setze Dich für die Tage meiner Abwesenheit zum Major Domus ein. Sei Deiner Schwester ein Berather, bespricht mit ihr (dies sprach er halb leise) den Bau einer neuen Kapelle mit Gruft oder was sie sonst will und lasse Pläne machen wegen der Ställe. Mit dem für die Short horns wird angefangen. Zieh den homöopathischen Doctor zu Rathe, von dem Du mir neulich so viel Wunderdinge erzählt hast, und schicke dann die Zeichnungen hinüber nach Kopenhagen. Pentz versteht auch was davon und Bille, der so viel gereist ist, noch mehr, und seine Masern (und damit wandt' er sich wieder an die Damen) können doch am Ende nicht ewig dauern. Ist er erst abgeschülbert, ich muß lachen, wenn ich ihn mir in der Mauserung denke, so such' ich ihn auf und leg' ihm die Pläne vor. Kranke sind immer froh, wenn sie was Andres hören als den Medizinlöffel oder den Doctorstock."

Holk sprach noch weiter in diesem Tone, was keinen Zweifel darüber ließ, daß er sich eigentlich freute, Holkenäs auf ein Vierteljahr verlassen zu können. Es war fast verletzend für die Gräfin, und sie würde diesem Gefühl auch Ausdruck gegeben haben, wenn sie sich nicht auf einer ganz ähnlichen Empfindung ertappt hätte. Wie bei vielen Eheleuten, so stand es auch bei den Holk'schen. Wenn sie getrennt waren, waren sie sich innerlich am nächsten, denn es fielen dann nicht bloß die Meinungsverschiedenheiten und Schraubereien fort, sondern sie fanden sich auch wieder zu früherer Liebe zurück und schrieben sich zärtliche Briefe. Das wußte keiner besser, als der Schwager drüben in Arnewiek. Arne stellte denn auch heute wieder seine Betrachtungen über dies Thema an und gab ihnen in ein paar Scherzworten Ausdruck. Aber das war nicht wohlgethan; so sehr es zutraf, was er sagte, so wenig lag es im Wunsche seiner Schwester, diese Dinge berührt zu sehen. Vielleicht war es denn auch dieser Gang der Unterhaltung, was den die leise Verstimmung seiner Frau beobachtenden Holk veranlaßte, die Dobschütz zu einem Spaziergang in den Park aufzufordern, „er habe noch dies und das mit ihr zu besprechen."

Als sie fort waren, sagte Christine zu ihrem Bruder, mit dem sie allein geblieben: „Du mußtest das nicht sagen, Alfred, nicht in seiner Gegenwart. Er hat, wie Du weißt, ohnehin die Neigung, ernste Dinge leicht zu nehmen, und wenn Du ihm darin mit gutem Beispiel vorangehst, so weiß er sich noch was damit und gefällt sich darin, den Freigeist zu spielen."

Arne lächelte.

„Du lächelst. Aber ganz mit Unrecht. Denn ich sage nicht, ein Freigeist zu sein. Ein Freigeist *sein*, das kann er nicht, dazu reichen seine Gaben nicht aus, auch nicht die seines Charakters. Und das ist eben das Schlimme. Mit einem Atheisten könnte ich leben, wenigstens halte ich es für möglich, ja, mehr, es könnte einen Reiz für mich haben, ernste Kämpfe mit ihm zu bestehen. Aber davon ist Helmuth weit ab. Ernste Kämpfe! Das kennt er nicht. Mit Allem, was Du da sagtest, zu *mir* kannst Du so sprechen, verwirrst Du ihn bloß und bestärkst ihn nur in Allem, was schwach und eitel an ihm ist."

Arne begnügte sich, etlichen Buchfinken, die während des Gesprächs bis unter die Halle gekommen waren, ein paar kleine Krumen hinzuwerfen, schwieg aber.

„Warum schweigst Du? Bin ich Dir wieder zu kirchlich? Ich habe kein Wort von Kirche gesprochen. Oder bin ich Dir wieder zu streng?"

Arne nickte.

„Zu streng. Sonderbar. Du findest Dich nicht mehr in mir zurecht, Alfred, und wenn das ein Vorwurf ist, und Du meinst es so, so muß ich Dir den Vorwurf zurückgeben. Ich finde mich nicht mehr in *Dir* zurecht. Du weißt, wie mein Herz an Dir hängt, wie ich, aus meiner Kindheit Tagen her, voller Dank gegen Dich bin, und dies Dankesgefühl habe ich noch. Aber ich kann Dir das Wort nicht ersparen, *Du* bist ein Anderer geworden in Deinen Anschauungen und Principien, nicht ich. An dem einen Tage bin ich Dir zu sittenstreng, am anderen Tage zu starr in meinem Bekenntniß, am dritten Tage zu preußisch und am vierten zu wenig dänisch. Ich treff' es in nichts mehr. Und doch, Alfred, all' das, was ich bin, oder doch das Meiste davon, bin ich durch Dich. Du hast

mir diese Richtung gegeben. Du warst schon dreißig, als ich bei der Eltern Tode zurückblieb, und nach Deinen Anschauungen, nicht nach denen der Eltern, bin ich erzogen worden; Du hast die Herrnhuterpension für mich ausgesucht, Du hast mich bei den Recke's und den Reuß' und den frommen Familien eingeführt und nun, wo ich das geworden bin, wozu Du mich damals bestimmtest, nun ist es nicht recht. Und warum nicht? Weil Du mittlerweile die Fahne gewechselt hast. Ich will es respectiren, daß Du, der Du mit Dreißig an der Grenze des äußersten Aristokratismus warst, jetzt, wo Du beinah Sechzig bist, die Welt mit einem Male durch liberalgeschliffene Gläser siehest; aber darfst Du mir Vorwürfe machen, wenn ich da blieb, wo Du früher auch standest und wo Du mich selber hingestellt?"

Arne nahm zärtlich der Schwester Hand. „Ach Christine, stehe, wo Du willst. Ich habe nicht den Muth mehr, Standpunkte zu verwerfen. Das ist eben das Eine, was ich in meinen zweiten dreißig Jahren gelernt habe. Der Standpunkt macht es nicht, die Art macht es, wie man ihn vertritt. Und da muß ich Dir sagen, Du überspannst den Bogen, Du thust des Guten zu viel."

„Kann man des Guten zu viel thun?"

„Gewiß kann man das. Jedes Zuviel ist vom Uebel. Es hat mir, so lang' ich den Satz kenne, den größten Eindruck gemacht, daß die Alten nichts so schätzten, wie das Maß der Dinge."

Holk und die Dobschütz kehrten in diesem Augenblicke von ihrem Spaziergange zurück, und von der anderen Seite her kam Asta die Strandterrasse herauf und eilte sofort auf Arne zu, dessen Liebling sie war und an dem sie jederzeit den besten Zuhörer hatte. Der Mama gegenüber zeigte sie sich meist zurückhaltend; aber wenn Onkel Alfred da war, mußte Alles herunter, was ihr auf der Seele lag.

„Ich habe heute früh schon an Pastor Petersen's Arbeitstisch gesessen, und rechts lag die Bibel und links stand der Kasten mit Alterthümern und war eigentlich kein Zoll breit Platz mehr da, um mir zu zeigen, was in den Pappschachteln Alles lag. Meistens waren es Steine. Zuletzt aber als er die Bibel zurückgeschoben hatte . ."

„Da hattet Ihr Platz," lachte die Gräfin. „Mein alter, lieber Petersen, er schiebt immer die Bibel zurück und ist immer bei seinen Steinen und hat auch sonst eine Neigung, die Steine für Brot zu geben."

Arne wollte widersprechen, als er aber des eben gehabten Gesprächs gedachte, besann er sich rasch wieder und war froh, als Asta fortfuhr: „Und dann hab' ich draußen auf dem Kirchhofe mit Elisabeth an dem Grab ihrer Mutter gestanden und habe bei der Gelegenheit gesehen, daß Elisabeth eigentlich Elisabeth Kruse heißt, und daß bloß ihre Mutter eine Petersen war, und daß wir sie eigentlich gar nicht Elisabeth Petersen nennen dürfen. Aber, so sagte sie mir, sie habe ihren Vater gar nicht mehr gekannt, und die Mutter, wenn man im Dorf von ihr gesprochen hätte, sei für die Leute nur immer des alten Petersen Tochter gewesen, und so heiße sie denn auch Elisabeth Petersen und sei eigentlich recht gut so."

„Und dann," fuhr Asta fort, „gingen wir den Kirchhofssteig weiter hinauf bis an die Kirche und kletterten auf einen schräg daliegenden Grabstein und wollten eben durch das Gitterfenster in unsere Gruft sehen, da fiel ein Stein hinein und schlug auf und war mir, als hätt' ich wen erschlagen. Ach, ich kann gar nicht sagen, wie ich mich erschrocken habe. Da mag ich nicht hinein, und wenn ich sterbe, das müßt Ihr mir Alle versprechen, will ich den Himmel über meinem Grabe haben."

Der Gräfin Blick traf den Grafen, der sichtlich bewegt war und seiner Frau freundlich zunickte. „Soll anders werden, Christine. Habe schon mit Alfred gesprochen und auch eben mit der Dobschütz. Es wird eine offene gothische Halle werden, die den Begräbnißplatz umschließt, und was sonst noch werden soll, das wirst Du selber angeben."

Arne, während Graf und Gräfin noch eine kleine Weile so weiter sprachen, unterhielt sich mit Asta und leitete dann, als das Gespräch wieder ein allgemeines wurde, zu anderen Dingen über, was sich leicht machte, da Gärtner Ohlsen eben von Glücksburg zurück kam und die Nachricht brachte, der König komme morgen und die Gräfin Danner auch, und er wolle vier Wochen bleiben und auf dem Braruper Moor ein Hünengrab ausnehmen. Und das Billet habe er bei Rheder Kirkegard gleich gelöst, und um zehn Uhr früh oder so herum werde das Dampfschiff an dem Steg unten anlegen. Es sei das beste Schiff auf der Linie: „König Christian," Capitän Brödstedt.

Ehe Ohlsen noch seinen Rapport beendet, kam Axel mit dem Hauslehrer und holte die von ihm geschossenen Rebhühner aus der Jagdtasche hervor.

„Mir lieb, Axel," sagte Holk, „das gibt ein Frühstück für unterwegs. Du wirst doch noch ein richtiger Holk'scher Jäger werden, und offen gestanden, das wäre mir das Liebste. Das Lernen ist für Andere."

Und dabei streifte Holk's Blick, ohne recht zu wollen, den armen Strehlke, der sich, während sein Zögling die Rebhühner geschossen, damit begnügt hatte, ein Dutzend Krammetsvögel aus den Dohnen zu nehmen.

Neuntes Capitel.

Der „König Christian" hielt Wort: pünktlich um zehn Uhr kam er in Sicht, und zehn Minuten später legte er an der Landungsbrücke an. Der Graf stand schon da, die Koffer neben ihm, auf denen Axel und Asta Platz genommen hatten, jener mit seiner Jagdflinte über der Schulter. Und nun kam der Abschied von den Kindern, und gleich danach stieg Holk an Bord, unter Vorantritt zweier Bootsleute, die das Gepäck trugen. Einen Augenblick später, und Capitän Brödstedt rief auch schon seine Befehle zur Weiterfahrt in den Maschinenraum hinein, der Steuermann aber ließ das Rad durch die Hand laufen, und unter ein paar schweren Schlägen (es war noch ein Raddampfer) löste sich das Schiff von der Landungsbrücke los und nahm seinen Kurs nordöstlich in die offene See hinaus. Holk seinerseits war mittlerweile zu dem Capitän herangetreten und sah jetzt von der Commandobrücke her, auf den Pier zurück, von dem aus beide Kinder noch eifrig grüßten; ja, Axel gab sogar einen Salutschuß aus seinem Gewehr. Oben

aber, auf der letzten Terrassenstufe, standen die Gräfin und das Fräulein, bis sie, nach kurzem Verweilen an dieser Stelle, wieder unter die höher gelegene Säulenhalle zurücktraten, um von hier aus dem Schiffe bequemer folgen zu können. Zugleich sahen sie nach dem Pier hinunter, auf dem jetzt die Geschwister gemeinschaftlich herankamen, anscheinend in lebhaftem Gespräch. Erst am Strande trennten sie sich wieder, und während Axel auf Mövenjagd in die Dünen einbog, stieg Asta die Terrasse hinauf.

Als sie oben war, schob sie eine Fußbank neben den Platz der Mama, nahm die Hand derselben und versuchte zu scherzen. „Es war Capitän Brödstedt, der fuhr, ein schöner Mann, und soll auch, wie mir Philipp erzählt hat, eine bildschöne Frau haben, von der es heißt, er habe sie sich von dem Bornholmer Leuchtthurm heruntergeholt. Es ist doch eigentlich schade, daß man, um bloßer Standesvorurtheile willen, einen Mann wie Capitän Brödstedt nicht heirathen kann."

„Aber, Asta, wie kommst Du nur auf solche Dinge?"

„Ganz natürlich, Mama. Man hat doch auch so seine zwei Augen und hört allerlei und macht seine Vergleiche. Da nimm einmal den guten Seminardirector, der eine Adlige zur Frau hatte; nun ist er freilich Wittwer. Ja, Du wirst doch zugeben, Mama, daß Schwarzkoppen noch lange kein Brödstedt ist. Und Schwarzkoppen ginge noch, aber Herr Strehlke . ."

Beide Damen lachten, und als die Mama schwieg, sagte das Fräulein: „Asta, Du bist wie ein junges Füllen, und ich sehe zu meinem Schrecken, daß Dir die Schulstunden fehlen. Und was Du da nur sprichst, als ob gesellschaftlich ein Unterschied zwischen einem Manne wie Brödstedt und einem Manne wie Strehlke wäre."

„Gewiß ist ein Unterschied. Das heißt nicht für mich, für mich ganz gewiß nicht, das kann ich betheuern. Aber für Andere ist ein Unterschied. Sieh Dich doch nur um. Ich für mein Theil habe noch nie von einer Heirath zwischen einem Dampfschiffscapitän und einer Comtesse gehört; aber soll ich Dir an meinen zehn Fingern all' die Hauslehrer und Candidaten aufzählen, die hier herum . ."

„Es ist schon das Beste, Asta, wir verzichten auf alle Vergleiche."

„Mir recht," lachte diese. „Aber eine Leuchtthurmstochter sein und von einem Manne wie Capitän Brödstedt von einem Leuchtthurm heruntergeholt zu werden, das ist doch hübsch und eigentlich ein leibhaftiges Märchen. Und Alles, was Märchen ist, ist meine Schwärmerei, meine Passion, und die Geschichte „vom tapfern Zinnsoldaten" ist mir viel viel lieber als der ganze siebenjährige Krieg!" Und bei diesen Worten erhob sie sich wieder von ihrer Fußbank und ließ die beiden Damen allein, um sich nebenan an den Flügel zu setzen. Gleich danach hörte man denn auch eine Chopin'sche Etüde, freilich nicht recht flüssig und mit vielen Fehlern.

„Wie kam Asta nur zu solcher Bemerkung? Ist es bloß Uebermuth oder was sonst? Was führt sie in ihrem Gemüth so sonderbare Wege?"

„Nichts, was Dich ängstigen könnte," sagte die Dobschütz. „Wär' es das, so würde sie zu schweigen wissen. Ich lebe mehr mit ihr als Du und bürge

Dir für ihren guten Sinn. Asta hat einen lebhaften Geist und eine lebhafte Phantasie . ."

„Was immer eine Gefahr ist . ."

„Ja. Aber oft auch ein Segen. Eine lebhafte Phantasie schiebt auch Bilder vor das Häßliche und ist dann wie ein Schutz und Schirm."

Die Gräfin schwieg und blickte vor sich hin, und als sie nach einiger Zeit wieder auf das Meer hinaussah, sah sie von dem Dampfer nur noch den immer blasser werdenden Rauch, der wie ein Strich am Horizonte hinzog. Sie schien allerhand Gedanken nachzuhängen, und als die Dobschütz, von der Seite her, einen flüchtigen Blick auf die Freundin richtete, sah sie, daß eine Thräne in deren Auge stand.

„Was ist, Christine?" sagte sie.

„Nichts."

„Und doch bist Du so bewegt . ."

„Nichts," wiederholte die Gräfin. „Oder wenigstens nichts Bestimmtes. Aber es quält mich eine unbestimmte Angst, und wenn ich nicht das Wahrsagen und Träumedeuten von Grund meiner Seele verabscheute, weil ich es für gottlos und auch für eine Quelle der Trübsal halte, so müßt' ich Dir von einem Traum erzählen, den ich diese letzte Nacht gehabt habe. Und war nicht einmal ein schrecklicher Traum, bloß ein trüber und schwermüthiger. Ein Trauerzug war es, nur ich und Du, und in der Ferne Holk. Und mit einem Male war es ein Hochzeitszug, in dem ich ging, und dann war es wieder ein Trauerzug. Ich kann das Bild nicht los werden. Dabei das Sonderbare, so lange der Traum dauerte, hab' ich mich nicht geängstigt, und erst als ich wach wurde, kam die Angst. Und deshalb beunruhigte mich auch das, was Asta sagte. Noch gestern hätte mich's bloß erheitert, denn ich kenne das Kind und weiß, daß sie ganz so ist, wie Du sagst . . . Und dann, offen gestanden, auch diese Reise ängstigt mich. Sieh', jetzt ist die Rauchfahne verschwunden . ."

„Aber, Christine, das wirst Du doch von Dir abthun; das ist ja wie sich fürchten, daß man vom Stuhl fällt oder daß die Decke einstürzt. Es stürzen Decken ein und Häuser auch und es scheitern auch Schiffe, die zwischen Glücksburg und Kopenhagen fahren, aber, Gott sei Dank, doch bloß alle hundert Jahr ein Mal . ."

„Und Einen trifft es dann, und wer will sagen, wer dieser Eine ist. Aber das ist es nicht, Julie . . Ich denke nicht an ein Unglück unterwegs . . Es sind ganz andere Dinge, die mich ängstigen. Ich freute mich, wie Du weißt, auf diese stillen Tage, die zugleich geschäftige Tage werden sollten, und seit heute früh freue ich mich nicht mehr darauf."

„Bist Du wegen der Kinder anderen Sinnes geworden?"

„Nein. Es bleibt bei dem längst zwischen uns Besprochenen, und nur wegen Axel schwankt es noch mit dem Wohin. Aber auch das wird sich unschwer regeln. Nein, Julie, was mich in meinem Gemüthe seit heute früh beschäftigt, ist einfach das: ich durfte Holk nicht reisen lassen oder doch nicht allein Ich habe diese sonderbare Stellung immer mit Unbehagen und Mißtrauen angesehen,

und wenn er auch diesmal wieder hinüber mußte, weil sein Nichterscheinen eine Beleidigung gewesen wäre, so mußte ich mit ihm gehen . ."

Die Dobschütz, überrascht, mühte sich, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Eifersüchtig?" Und während sie so fragte, nahm sie die Hand der Gräfin und fühlte, daß diese zitterte. „Du schweigst. Also getroffen, also wirklich eifersüchtig, sonst würdest Du sprechen und mich auslachen. Man lernt doch nie aus, auch nicht in dem Herzen seiner besten Freundin."

Eine Pause trat ein, für Beide peinlich, besonders für die Dobschütz, die das alles so ganz wider Wunsch und Willen heraufbeschworen hatte. Ja, Verlegenheit auf beiden Seiten, so viel war gewiß, und diese Verlegenheit wieder aus dem Wege zu räumen, das war nur möglich, wenn das Gespräch, wie es begonnen, mit allem Freimuth fortgesetzt wurde.

„Gönnst Du mir noch ein Wort?"

Die Gräfin nickte.

„Nun denn, Christine, ich war in vielen Häusern und habe Manches gesehen, was ich lieber nicht gesehen hätte. Die Herrensitze lassen oft viel zu wünschen übrig. Aber wenn ich je umgekehrt ein zuverlässiges Haus gefunden habe, so ist es das Euere. Du bist ein Engel, wie alle schönen Frauen, wenn sie nicht bloß schön, sondern auch gut sind, ein Fall, der freilich selten eintritt, und ich persönlich wenigstens habe nichts Besseres kennen gelernt als Dich. Aber gleich nach Dir kommt Dein Mann. Er ist in dem, um das sich's hier handelt, ein Muster, und wenn ich einem Fremden zeigen sollte, was ein deutsches Haus und deutsche Sitte sei, so nähm' ich ihn beim Schopf und brächt' ihn einfach hierher nach Holkenäs."

Der Gräfin Antlitz verklärte sich.

„Ja, Christine, Du bist Alles in Allem doch eine sehr bevorzugte Frau. Holk ist aufrichtig und zuverlässig und wenn drüben in Kopenhagen auch jede dritte Frau die Frau Potiphar in Person wäre, Du wärest seiner doch sicher. Und schließlich, Christine, wenn Dir trotz alledem immer noch ein Zweifel käme . ."

„Was dann?"

„Dann müßtest Du den Zweifel nicht aufkommen lassen und Dir's klug und liebevoll einreden, es sei anders. Ein schöner Glaube beglückt und bessert und stellt wieder her und ein schlimmer Argwohn verdirbt Alles."

„Ach, meine liebe Julie, das sagst Du so hin, weil Du, so viel Du von unserem Haus und Leben kennst, doch nicht recht weißt (und Du sagtest eben selbst so was) wie's in meinem Herzen eigentlich aussieht. Du weißt Alles und doch auch wieder nicht. Ich glaube, wie Ehen sind, das wissen immer nur die Eheleute selbst und mitunter wissen's auch die nicht. Wer draußen steht, der sieht jeden Mißmuth und hört jeden Streit; denn, sonderbar zu sagen, von ihren Fehden und Streitigkeiten verbergen die Eheleute meistens nicht viel vor der Welt, ja, mitunter ist es fast, als sollten es Andere hören und als würde das Heftigste gerade für Andere gesprochen. Aber das gibt doch ein falsches Bild, denn eine Ehe, wenn nur noch etwas Liebe da ist, hat doch auch immer noch eine andere Seite. Sieh', Julie, wenn ich Holk in irgend einer Sache

sprechen will und such' ihn in seinem Zimmer auf und sehe, daß er rechnet oder schreibt, so nehme ich ein Buch und setze mich ihm gegenüber und sage: Laß Dich nicht stören, Holk, ich warte. Und dann, während ich lese oder auch nur so thue, seh' ich oft über das Buch fort und freue mich über sein gutes, liebes Gesicht und möchte auf ihn zufliegen und ihm sagen: ‚Bester Holk.' Sieh', Julie, das kommt auch vor; aber Niemand sieht es und Niemand hört es."

„Ach, Christine, daß ich das aus Deinem Munde höre, das freut mich mehr, als ich Dir sagen kann. Ich habe mich manchmal um Euch und Euer Glück geängstigt. Aber wenn es so ist . . ."

„Es ist so, Julie, ganz so, mitunter mir selbst zum Trotz. Aber gerade weil es so ist, deshalb hast Du doch Unrecht mit Deinem Rathe, daß man immer das Beste glauben und mitunter sogar die Augen schließen müsse. Das geht nicht so, wenn man wen liebt. Und dann, liebe Julie, hast Du doch auch Unrecht, oder wenigstens ein halbes, mit dem, was Du über Holk sagst. Er ist gut und treu, der beste Mann von der Welt, das ist richtig, aber doch auch schwach und eitel, und Kopenhagen ist nicht der Ort, einen schwachen Charakter fest zu machen. Sieh', Julie, Du machst seinen Advocaten und thust es mit aller Ueberzeugung, aber Du sprichst doch auch von Möglichkeiten, und die gerade lasten mir jetzt auf der Seele . ."

Die Dobschütz wollte weiter beruhigen, aber Philipp kam und übergab einen Brief, den ein Bote von Arnewiek her eben überbracht hatte. Die Gräfin nahm an, daß er von ihrem Bruder sei, als sie aber die Aufschrift überflog, sah sie, daß er von Schwarzkoppen kam. Und nun las sie:

„Gnädigste Frau. Ich habe mich seit vorgestern eingehender mit der zwischen uns verhandelten Frage beschäftigt und bin die Reihe der Erziehungsinstitute durchgegangen, die für Axel in Betracht kommen können. Einige der besten sind zu streng, nicht bloß in der Disciplin, sondern wohl auch kirchlich, und so möchte ich denn annehmen, daß das Bunzlauer Pädagogium den zu stellenden Anforderungen am meisten entspricht. Ich kenne den Vorstand und würde mir die Erlaubniß, in dieser Angelegenheit ein paar einführende Worte an denselben schreiben zu dürfen, zur Ehre schätzen. Außerdem ist Gnadenfrei verhältnißmäßig nah, so daß die Geschwister sich öfter sehen, auch die Sommerferienreise gemeinschaftlich machen können. Gnädigste Gräfin, in vorzüglicher Ergebenheit

Ihr Schwarzkoppen."

„Nun, Julie, das trifft sich gut. Ich verlasse mich in dieser Frage ganz auf unseren Freund drüben, und Holk hat mir ja freie Hand gegeben. Wie gut, daß wir nun etwas vorhaben. Heute noch schreiben wir auf, was jedes der Kinder braucht, es wird eine Welt von Sachen sein. Und dann kommt die Reise, und Du mußt uns natürlich begleiten. Ich freue mich von ganzem Herzen, und Du wirst es auch, mein geliebtes Gnadenfrei wiederzusehen. Und wenn ich dann daran denke, wie mein Bruder, ach, lang' ist's her, mich von dort abholte und Holk mit ihm . . Fast war es wie der Leuchtthurm, von dem Capitän Brödstedt seine Bornholmerin herunterholte. Nun ein Leuchtthurm war es gewiß, für Dich und mich, ein Licht fürs Leben und hoffentlich bis in den Tod."

Zehntes Capitel.

Die Dampfschiffahrt ging gut, und es war noch nicht neun Uhr Abends heran, als der „König Christian“ zwischen Nyholm und Tolboden in den Kopenhagener Hafen einbog. Holk stand auf Deck und genoß eines herrlichen Anblickes; über ihm funkelten die Sterne in fast schon winterlicher Klarheit, und mit ihnen zugleich spiegelten sich die Uferlichter in der schimmernden Wasserfläche. Schiffsvolk und Commissionäre drängten sich heran, die Kutscher hoben ihre Peitschen und warteten eines zustimmenden Winkes, Holk aber, der es vorzog, die wenigen Hundert Schritte bis zur Dronningens-Tvergade zu Fuß zu machen, lehnte alle Dienste ab und gab dem Schiffsstewart nur Weisung, ihm sein Gepäck sobald wie möglich bis in die Wohnung der Wittwe Hansen zu schicken. Dann ging er, nach einem freundlichen Abschiede vom Capitän, das Bollwerk entlang, erst auf den Sanct Annenplatz und von hier aus in kurzer Biegung auf die Dronningens-Tvergade zu, wo gleich links das zweistöckige Haus der Wittwe Hansen gelegen war. Als er hier, nach wenigen Minuten, von der anderen Seite der Straße her seiner Wohnung ansichtig wurde, sah er musternd hinüber und freute sich des sauberen und anheimelnden Eindrucks, den das Ganze machte. Der erste Stock, in dem sich seine zwei Zimmer befanden, war schon erleuchtet und die Schiebefenster, um frische Luft einzulassen, waren ein wenig geöffnet. „Ich wette, es brennt auch ein Feuer im Kamin. Ein Ideal von einer Wirthin.“ Unter diesen Betrachtungen schritt er über den Damm auf das Haus zu und that mit dem Klopfer einen guten Schlag, nicht zu laut und nicht zu leise. Gleich danach wurde denn auch geöffnet, und Wittwe Hansen in Person, eine noch hübsche Frau von beinah fünfzig, begrüßte den Grafen mit einer Art Herzlichkeit und sprach ihm ihre Freude aus, ihn noch in diesem Jahre wiederzusehen, während sie doch frühestens von Neujahr an darauf gerechnet habe. „Daß Baron Bille, der doch kein Kind mehr, auch gerade die Masern kriegen mußte! Aber so ist es im Leben, dem Einen sein Schad' ist dem Anderen sein Nutz.“

Unter diesen Worten war die Wirthin in den Flur zurückgetreten, um, vorangehend, dem Grafen hinaufzuleuchten. Dieser folgte denn auch. Unten an der Treppe aber blieb er einen Augenblick stehen, was, nach dem Anblick, der sich ihm bot, kaum ausbleiben konnte. Die zweite Hälfte des nur schmalen Hausflures lag nach hinten zu wie in Nacht, ganz zuletzt aber, da wo muthmaßlich eine zur Küche führende Thür aufstand, fiel ein Lichtschein in den dunklen Flur hinein und in diesem Lichtscheine stand eine junge Frau, vielleicht um zu sehen, noch wahrscheinlicher um gesehen zu werden. Holk war betroffen und sagte: „Wohl Ihre Frau Tochter? Ich habe schon davon gehört und daß sie diesmal ihren Ehemann nicht begleitet hat.“ Die Wittwe Hansen bestätigte Holks Frage nur ganz kurz, muthmaßlich weil sie durch eine sonst wohl beliebte längere Mittheilung die Wirkung des Bildes nicht abschwächen wollte.

Oben in den Zimmern, die mit schweren Teppichen ausgelegt und mit Vasen und anderen chinesisch-japanischen Porzellansachen reich, aber nicht überladen geschmückt waren, zeigte sich Alles so, wie's Holk vermuthet hatte: die Lichter

brannten, das Feuer im Kamin war da, und auf dem Sophatische standen Früchte, mehr wohl um den anheimelnden Eindruck eines Stilllebens zu steigern, als um gegessen zu werden. Neben der Fruchtschale lagen die Karten von Baron Pentz und Baron Erichsen, die beide vor einer Stunde bereits dagewesen waren und nach dem Grafen gefragt hatten. „Sie würden wiederkommen."

In diesem Augenblick hörte man unten auf dem Hausflur sprechen. „Es werden meine Sachen sein," sagte Holk und erwartete, die junge Frau, deren Bild ihn noch beschäftigte, sammt ein paar koffertragenden Schiffsleuten eintreten zu sehen. Aber die junge Frau kam nicht, auch nicht das Gepäck, wohl aber erschienen beide Freiherren, mit denen sich nun Holk begrüßte, mit Pentz herzlich und jovial, mit Erichsen artig und etwas zurückhaltend. Frau Hansen machte Miene, sich zurückzuziehen und fragte nur noch, was der Herr Graf für den Abend befehle? Holk wollte auch darauf antworten, Pentz aber ließ es nicht dazu kommen und sagte: „Liebe Frau Hansen, Graf Holk hat für heute gar keine Wünsche mehr, ausgenommen den, uns zu Vincent's zu begleiten. Sie müssen sich's gefallen lassen, daß wir ihn Ihnen gleich im ersten Moment wieder entführen, Ihnen und der Frau Tochter. Wobei mir einfällt, sind denn Nachrichten von Capitän Hansen da, diesem glücklichsten und beneidenswerthesten und zugleich leichtsinnigsten aller Ehemänner? Wenn ich solche Frau hätte, hätt' ich mich für ein Metier entschieden, das mich jeden Tag runde vierundzwanzig Stunden ans Haus fesselte; Schiffscapitän wäre jedenfalls das letzte gewesen."

Wittwe Hansen war sichtlich erheitert, rückte sich aber doch einigermaßen ernsthaft zurecht und sagte mit einer gewissen Matronenwürde: „Ach, Herr Baron, wer immer auf seinen Mann wartet, der denkt nicht an andere. Mein Seliger war ja auch Kapitän. Und ich habe immer bloß an ihn gedacht . ."

Pentz lachte. „Nun, Frau Hansen, was Einem die Frauen sagen, das muß man glauben, das geht nicht anders. Und ich will's auch versuchen."

Und dabei nahm er Holk am Arm, um ihn zu gemeinschaftlichem Abendessen und obligater Plauderei zu Vincent's Restaurant zu führen. Baron Erichsen folgte mit einem Gesichtsausdruck, der die voraufgegangenen Cordialitäten mit der Wirthin zu mißbilligen schien, trotzdem er sie als Pentz'sche Verkehrsform genugsam kannte.

Die Wittwe Hansen ihrerseits aber hatte bereits die Glocke von einer der beiden Lampen genommen und leuchtete hinab, bis die drei Herren das Haus verlassen hatten.

* * *

Pentz und Erichsen waren Gegensätze, was nicht ausschloß, daß sie sich ziemlich gut standen. Mit Pentz stand sich übrigens Jeder gut, weil er nicht bloß zu dem holländischen Sprichworte: „Wundere Dich allenfalls, aber ärgere Dich nicht" von ganzem Herzen hielt, sondern diesen Weisheitssatz auch noch überbot. Er hatte nämlich auch das „sich wundern" schon hinter sich; auch das war ihm schon um einen Grad zu viel. Er bekannte sich vielmehr zu „ride si sapis" und nahm Alles von der heiteren Seite. Dem alten Pilatusworte „Was ist Wahrheit" gab er in Leben, Politik und Kirche die weiteste Ausdehnung, und sich über Moralfragen zu erhitzen — bei deren Erörterung er regelmäßig die

Griechen, Aegypter, Inder und Tscherkessen als Vertreter jeder Richtung in Leben und Liebe citirte — war ihm einfach ein Beweis tiefer Nichtbildung und äußerster Unvertrautheit mit den „wechselnden Formen menschlicher Vergesellschaftung," wie er sich, unter Lüftung seiner kleinen Goldbrille, gern ausdrückte. Man sah dann jedesmal, wie die kleinen Augen pfiffig und überlegen lächelten. Er war ein Sechziger, unverheirathet und natürlich Gourmand; die Prinzessin hielt auf ihn, weil er sie nie gelangweilt und sein nicht leichtes Amt anscheinend spielend und doch immer mit großer Accuratesse verwaltet hatte. Das ließ manches Andere vergessen, vor Allem auch das, daß er, all seiner Meriten unerachtet, doch eigentlich in Allem, was Erscheinung anging, eine komische Figur war. So lange er bei Tische saß, ging es; wenn er dann aber aufstand, zeigte sich's, was die Natur einerseits zu viel und andererseits zu wenig für ihn gethan hatte. Seine Sockelpartie nämlich ließ viel zu wünschen übrig, was die Prinzessin dahin ausdrückte „sie habe nie einen Menschen gesehen, der so wenig auf Stelzen ginge, wie Baron Pentz" Da sie dies Wort immer nur citirte, wenn in seinem Sprechen etwas moralisch sehr „Ungestelztes" vorausgegangen war, so genoß sie dabei die Doppelfreude, ihn mit ein und demselben Worte ridikülisirt und beglückt zu haben. Er war von großer Beweglichkeit und hätte danach ein ewiges Leben versprochen, wenn nicht sein Embonpoint, sein kurzer Hals und sein gerötheter Teint gewesen wären, drei Dinge, die den Apoplecticus verriethen.

Als Pentz' Gegenstück konnte Erichsen gelten; wie Jener ein Apoplecticus, so war Dieser ein geborener Hectikus. Er stammte aus einer Schwindsuchtsfamilie, die, weil sie sehr reich war, die Kirchhöfe sämmtlicher klimatischer Kurorte mit Denkmälern aus Marmor, Syenit und Bronce versorgt hatte. Die Zeichen der Unsterblichkeit auf eben diesen Denkmälern waren aber überall dieselben, und in Nizza, San Remo, Funchal und Cairo, ja prosaischerweise auch in Görbersdorf, schwebte der Schmetterling, als wenn er das Wappen der Erichsen gewesen wäre, himmelan. Auch unser gegenwärtiger Kammerherr Erichsen, seit etwa zehn Jahren im Dienste der Prinzessin, hatte den ganzen Cursus „durchschmarutzt", ihn aber glücklicher absolvirt als andere seines Namens. Von seinem vierzigsten Jahre an war er seßhaft geworden und konnte sich die ruhigen Tage gönnen, was er so weit trieb, daß er kaum noch Kopenhagen verließ. Er hatte das Reisen satt bekommen, zugleich aber aus seinen ärztlich verordneten Entsagungstagen auch eine Abneigung gegen alle Extravaganzen in sein derzeitiges Hofleben mit herübergenommen. Daran gewöhnt, von Milch, Hühnerbrust und Emser Krähnchen zu leben, fiel ihm, wie Pentz sagte, bei Festmahlen und Freudenfeiern immer nur die Aufgabe zu, durch seine lange, einem Ausrufungszeichen gleichende Gestalt, vor Allem was an Bacchuscultus erinnern konnte, zu warnen. „Erichsen das Gewissen" war einer der vielen Beinamen, die Pentz ihm gegeben hatte.

Von dem Hause der Wittwe Hansen in der Dronningens-Tvergade bis zu Vincent's Restaurant am Kongens Nytorv war nur ein Weg von fünf Minuten. Erichsen mußte, nach Pentz' Weisung, recognoscirend vorangehen, „weil ihm seine sechs Fuß einen besseren Ueberblick über die Vincent'schen Platzzustände gestatten

würden." Und zu dieser vorsichtigen Weisung, so scherzhaft sie gegeben war, war nur zu guter Grund vorhanden; denn als eine Minute nach Erichsen, auch Pentz und Holk in das Lokal eintraten, schien es unmöglich, einen noch unbesetzten Tisch zu finden. Aber schließlich entdeckte man doch eine gute Ecke, die nicht nur ein paar bequeme Plätze, sondern auch ein behagliches Beobachten versprach.

„Ich denke, wir beginnen mit einem mittleren Rüdesheimer. Doctor Grämig, beiläufig der lustigste Mensch von der Welt, sagte mir neulich, es sei merkwürdig, daß ich noch ohne Podagra sei, worauf ich nicht bloß meiner Lebensweise, sondern ganz besonders auch meiner Lebensstellung nach einen so zu sagen historisch verbrieften Anspruch hätte. Je mehr er aber damit Recht haben mochte, je mehr gilt es für mich, die noch freie Spanne Zeit zu nutzen. Erichsen, was darf ich für Sie bestellen? Biliner oder Selters oder phosphorsaures Eisen . ."

Ein Kellner kam und eine kleine Weile danach, so stießen alle Drei mit ihren prächtig geschliffenen Römern an, denn auch Erichsen hatte von dem Rüdesheimer genommen, nachdem er sich vorher einer Wasserkaraffe versichert hatte.

„Gamle Danmark," sagte Pentz, worauf Holk, ein zweites Mal anstoßend, erwiderte: „Gewiß, Pentz, Gamle Danmark. Und je „gamler" desto mehr. Denn was uns je trennen könnte — gebe Gott, daß der Tag fern sei — das ist das neue Dänemark. Das alte, da bin ich mit dabei, dem trink' ich zu. Friedrich VII. und unsere Prinzessin . . Aber sagen Sie, Pentz, was ist nur in meine guten Kopenhagener gefahren und vor Allem in diese gemüthliche Weinstube? Sehen Sie doch nur da drüben, wie das Alles aufgeregt ist und sich die Blätter aus den Händen reißt. Und Oberstlieutenant Faaborg, ja es ist Faaborg, den muß ich nachher begrüßen, sehen Sie doch nur, der glüht ja wie ein Puter und fuchtelt mit dem Zeitungsstock in der Luft umher, als ob es ein Dragonersäbel wäre. Auf wen redet er denn eigentlich ein?"

„Auf den armen Thott."

„Arm? Warum?"

„Weil man, so viel ich weiß, Thott in Verdacht hat, daß er auch mit im Complott sei."

„In welchem Complott?"

„Aber Holk, Sie sind ja wenigstens um ein Menschenalter zurück. Freilich, da Sie gestern gepackt haben und heute gereist sind, so sind Sie halb entschuldigt. Wir haben hier allerdings so was wie ein Complott: Hall soll über die Klinge springen."

„Und das nennen Sie Complott. Ich entsinne mich übrigens, Sie schrieben mir schon davon . . . Ich bitte Sie, lassen Sie den guten Hall doch springen. Er wird sich selber nicht viel daraus machen, das aus den Fugen gehende Dänemark, woran ich übrigens noch lange nicht glaube, wieder einzurenken. Schon Hamlet wollte nicht. Und nun gar Hall."

„Nun, der will auch nicht, darin haben Sie Recht. Aber unsere Prinzessin will es, und das gibt den Ausschlag. So wenig Vertrauen sie zu dem König hat, was mit ihrer Abneigung gegen die Danner zusammenhängt, so viel Ver-

trauen hat sie nun mal zu Hall; nur Hall kann retten, und deshalb muß er im Amte bleiben. Und wie die Prinzessin denkt — ich bitte Sie, sich mit Ihrer entgegengesetzten Meinung ihr gegenüber nicht etwa decouvriren zu wollen — so denken Viele. Hall soll bleiben. Und deshalb sehen Sie auch Faaborg mit seinem Zeitungsstock wie einen Gladiator fechten."

Erichsen war der erregten Scene drüben ebenfalls gefolgt. „Ein Glück, daß de Meza am Nachbartische sitzt," sagte er, „der wird es wieder in Ordnung bringen."

„Ach, gehen Sie mir, Erichsen, mit wieder in Ordnung bringen. Als ob Faaborg, dieser Stockdäne, der Mann wäre, sich beruhigen zu lassen, wenn er mal in Unruhe ist. Und nun gar von de Meza."

„De Meza ist sein Vorgesetzter."

„Ja, was heißt Vorgesetzter? Er ist sein Vorgesetzter, wenn er die Brigade inspicirt, aber nicht sein Vorgesetzter hier bei Vincent oder irgendsonstwo, geschweige wenn es sich um Politik handelt, um dänische Politik, von der de Meza nichts versteht, wenigstens nicht in Faaborg's Augen. De Meza ist ihm ein Fremder, und es hat auch was für sich. De Meza's Vater war ein portugiesischer Jude, alle Portugiesen sind eigentlich Juden, und kam, was Holk vielleicht nicht weiß, vor so und so viel Jahren als ein Schiffsdoctor hier nach Kopenhagen herüber. Und wenn es auch nicht sicher verbürgt wäre — Sie können es übrigens in jedem Buche nachschlagen, und de Meza selbst macht auch gar kein Hehl daraus — so könnten Sie ihm die Abstammung von der Stirne lesen. Und dazu dieser Portugiesenteint."

Erichsen hatte seine Freude daran und nickte zustimmend.

„Und wenn er bloß den südlichen Teint hätte", fuhr Pentz fort, „er ist aber überhaupt auf den Süden, um nicht zu sagen auf den Orient eingerichtet, und Wetterglas und Windfahne sind so ziemlich die größten Unentbehrlichkeiten für ihn. Er friert immer, und was Andere frische Luft nennen, das nennt er Zug oder Wind oder Orkan. Ich möchte wohl wissen, wie sich unser König Waldemar der Sieger, der alle Jahre wenigstens dreiundfünfzig Wochen auf See war, zu de Meza gestellt hätte."

Bis dahin war Erichsen unter Zustimmung gefolgt, aber all' dies Letzte war doch wieder sehr unvorsichtig gesprochen und traf den angekränkelten langen Kammerherrn viel, viel mehr noch, als es de Meza traf.

„Ich begreife Sie nicht, Pentz," nahm er, der sonst nie sprach, jetzt empfindlich das Wort. „Sie werden schließlich noch beweisen wollen, daß man absolut ohne Wolle leben muß, um überhaupt als Soldat zu gelten. Ich weiß, de Meza steckt in Flanell, weil er immer friert, aber sein fröstlicher Zustand hat ihn nicht abgehalten, bei Fridericia anno 49 sehr viel und bei Idstedt, das Jahr darauf, eigentlich Alles zu thun. Ich für meine Person bezweifle nicht, daß Napoleon gerade so gut nach dem Thermometer gesehen hat, wie andere Menschen; in Rußland war es freilich unnöthig. Uebrigens seh' ich, daß man drüben in der Officiersecke wieder beim Zeitungslesen ist und das Streiten uns überläßt. Ob wir hinübergehen und de Meza begrüßen?"

„Ich denke, wir lassen es," sagte Holk. „Er könnte nach diesem und jenem fragen, worauf ich gerade heute nicht antworten möchte. Nicht de Meza's wegen bin ich ängstlich, der jede Meinung respectirt, aber der andern Herrn halber, unter denen, nach meiner freilich schwachen Personalkenntniß, einige Durchgänger sind. So, wenn ich recht sehe, Oberstlieutenant Tersling, da links am Fenster. Und dann denk' ich auch an unsre Prinzessin, der als einer politischen Dame Alles gleich zugetragen wird. Ich bange ohnehin vor dem Kreuzverhör, dem ich morgen oder in den nächsten Tagen ausgesetzt sein werde."

Pentz lachte. „Lieber Holk, Sie kennen doch hoffentlich die Frauen . ."

Erichsen machte schelmische Augen, weil er wußte, daß Pentz, trotz seines Glaubens, er kenne sie, sie sicherlich *nicht* kannte.

„. . Die Frauen, sag' ich. Und wenn nicht die Frauen, so doch die Prinzessinnen, und wenn nicht die Prinzessinnen, so doch *unsre* Prinzessin. Sie haben ganz Recht, es ist eine politische Dame, und mit einem schleswig-holsteinischen Programm dürfen Sie ihr nicht kommen. Darin ist nichts geändert, aber auch nichts verschlimmert, weil sie, trotz aller Politikmacherei, nach wie vor ganz ancien régime ist."

„Zugegeben. Aber was soll ich für meine Person daraus gewinnen?"

„Alles. Und ich wundre mich, daß ich Sie darüber erst aufklären muß. Was heißt ancien régime? Die Leute des ancien régime waren auch politisch, aber sie machten Alles aus dem Sentiment heraus, die Frauen gewiß, und vielleicht war es das Richtige. Jedenfalls war es das Amüsantere. Da haben Sie das Wort, auf das es ankommt. Denn das Amüsante, was in der Politik wenigstens immer gleichbedeutend ist mit Chronique scandaleuse, spielte damals die Hauptrolle, wie's bei unsrer Prinzessin noch heute der Fall, und wenn Sie sich vor einem politischen Kreuzverhör fürchten, so brauchen Sie nur von Berling oder der Danner oder von Blixen-Fineke zu sprechen und nur anzudeuten, was in Skodsborg oder in der Villa der guten Frau Rasmussen an Schäfer- und Satirspielen gespielt worden ist, so fällt jedes politische Gespräch sofort zu Boden, und Sie sind aus der Zwickmühle heraus. Hab' ich Recht, Erichsen?"

Erichsen bestätigte.

„Ja, meine Herren," lachte Holk, „ich will das Alles gelten lassen, aber ich kann leider nicht zugeben, daß meine Situation dadurch sonderlich gebessert wird. Die Schwierigkeiten lösen sich bloß ab. Was mich vor dem politischen Gespräch bewahren soll, ist fast noch schwieriger als das politische Gespräch selber. Wenigstens für mich. Sie vergessen, daß ich kein Eingeweihter bin, und daß ich Ihr Kopenhagener Leben, trotz gelegentlicher Aufenthalte, doch eigentlich nur ganz oberflächlich aus „Dagbladet" oder „Flyveposten" kennen lerne. Die Danner und Berling oder die Danner und Blixen-Fineke — davon soll ich mit einem Male sprechen; aber was weiß ich davon? Nichts, gar nichts; nichts, als was ich dem neusten Witzblatt entnommen, und das weiß die Prinzessin auch, denn sie liest ja Witzblätter und Zeitungen bis in die Nacht hinein. Ich habe nichts, als die Wittwe Hansen, die mir doch als Bezugsquelle nicht ausreicht."

„Ganz mit Unrecht, Holk. Da haben Sie keine richtige Vorstellung von der Wittwe Hansen und ihrer Tochter. Die sind ein Nachschlagebuch für alle

Kopenhagner Geschichten. Wo sie's hernehmen, ist ein süßes Geheimniß. Einige sprechen von Dionysosohren, Andere von einem unterirdischen Gange, noch andere von einem Hansen'schen Teleskop, das Alles, was sich gewöhnlichen Sterblichen verbirgt, aus seiner Verborgenheit herauszuholen weiß. Und endlich noch Andere sprechen von einem Polizeichef. Mir die verständlichste der Annahmen. Aber ob es nun das Eine sei oder das Andere, soviel ist gewiß, beide Frauen, oder auch Damen, wenn Sie wollen, denn ihr Rang ist schwer festzustellen, wissen Alles, und wenn Sie jeden Morgen mit einer Frau Hansen'schen Ausrüstung zum Dienst erscheinen, so verbürg' ich mich, daß Sie gefeit sind gegen intrikate politische Gespräche. Die Hansens, und speciell die junge, wissen mehr von der Gräfin Danner als die Danner selbst. Denn Polizeibeamte haben auf diesem interessanten Gebiete so zu sagen etwas Divinatorisches oder Dichterisches, und wenn nichts vorliegt, so wird was erfunden."

„Aber da lerne ich ja meine gute Frau Hansen von einer ganz neuen Seite kennen. Ich vermuthete höchste Respectabilität . ."

„Ist auch da in gewissem Sinne . . Wo kein Kläger ist, ist kein Richter . ."

„Und ich werde mich, unter diesen Umständen, zu besondrer Vorsicht bequemen müssen . ."

„Wovon ich Ihnen durchaus abreden möchte. Die Nachtheile davon liegen oben auf, und die Vortheile sind mehr als fraglich. Sie können in diesem Hause nichts verbergen, selbst wenn Ihr Charakter das zuließe; die Hansens lesen Ihnen doch Alles aus der Seele heraus, und das Beste, was ich Ihnen rathen kann, heißt Freiheit und Unbefangenheit und viel sprechen. Viel sprechen ist überhaupt ein Glück und unter Umständen die wahre diplomatische Klugheit; es ist dann das Einzelne nicht mehr recht festzustellen oder noch besser, das Eine hebt das Andere wieder auf."

Erichsen lächelte.

„Sie lächeln, Erichsen, und es kleidet Ihnen. Außerdem aber mahnt es mich — denn ein Lächeln, weil es in seinen Zielen meist unbestimmt bleibt, kritisirt immer nach vielen Seiten hin — daß es Zeit ist, unsren Holk freizugeben; es ist schon ein Viertel nach elf, und die Hansens sind reputirliche Leute, die die Mitternacht nicht gern heranwachen, wenigstens nicht nach vorn heraus und mit Flurlampe. Drüben am Tisch ist übrigens auch schon Alles aufgebrochen. Ich werde inzwischen die Berechnung machen; erwarten Sie mich draußen an der Hauptwache."

Holk und Erichsen schlenderten denn auch draußen auf und ab. Als sich ihnen Pentz wieder zugesellt hatte, gingen sie auf die Dronningens-Tvergade zu, wo man sich, gegenüber dem Hause der Frau Hansen, verabschiedete. Das Haus lag im Dunkel und nur das Mondlicht blickte, wenn die Wolken es frei gaben, in die Scheiben der oberen Etage. Holk hob den Klopfer, aber eh' er ihn fallen lassen konnte, that sich auch schon die Thür auf, und die junge Frau Hansen empfing ihn. Sie trug Rock und Jacke von ein und demselben einfachen und leichten Stoff, aber Alles, auf Wirkung hin, klug berechnet. In der Hand hielt sie eine Lampe von ampelartiger Form, wie man ihnen auf Bildern der Antike begegnet. Alles in Allem eine merkwürdige Mischung von Froufrou

und Lady Macbeth. Holk, einigermaßen in Verwirrung, suchte nach einer Anrede, die junge Frau Hansen kam ihm aber zuvor und sagte, während ihr die Augen vor anscheinender Uebermüdung halb zufielen, ihre Mutter lasse sich entschuldigen; so rüstig sie sei, so brauche sie doch den Schlaf vor Mitternacht. Holk gab nun seinem Bedauern Ausdruck, daß er sich verplaudert habe, zugleich die dringende Bitte hinzufügend, wenn es wieder vorkäme, ihn nicht erwarten zu wollen. Aber die junge Frau, ohne direct es auszusprechen, schien doch andeuten zu wollen, daß man sich ein jedesmaliges Erwarten ihres Hausgastes nicht nehmen lassen werde. Zugleich ging sie mit ihrer Ampel langsamen Schritts vorauf, blieb aber, als sie bis unten an die Treppe gekommen war, neben derselben stehen, und leuchtete, die Linke auf das Geländer stützend, mit ihrer hocherhobenen Rechten dem Grafen hinauf. Dabei fiel der weite Aermel zurück und zeigte den schönen Arm. Holk, als er oben war, grüßte noch einmal und sah, als sich gleich danach auch die junge Frau langsam und leise zurückzog, wie das Spiel der Lichter und Schatten auf Flur und Treppe geringer wurde. Horchend stand er noch ein paar Augenblicke bei halb geöffneter Thür, und erst, als es unten dunkel geworden war, ließ er auch seinerseits die Thür ins Schloß fallen.

„Eine schöne Person. Aber unheimlich. Ich darf ihrer in meinem Brief an Christine gar nicht erwähnen, sonst schreibt sie mir einen Schreckbrief und läßt alle fraglichen Frauengestalten des alten und neuen Testaments an mir vorüberziehen."

Elftes Capitel.

Holk hatte sich vorm Einschlafen, trotz aller Ermüdung von der Reise, mit dem Bilde der jungen Frau Hansen beschäftigt, jedenfalls mehr als mit Politik und Prinzessin. Am anderen Morgen aber war Alles verflogen, und wenn er der Erscheinung mit der Ampel auch jetzt noch gedachte, so war es unter Lächeln. Er sann dabei nach, welche Göttin oder Liebende, mit der Ampel umhersuchend, auf antiken Wandbildern abgebildet zu werden pflege, konnt' es aber nicht finden und gab schließlich alles Suchen danach auf. Dann zog er die Klingel und öffnete das Fenster, um noch vor dem Erscheinen des Frühstücks einen Zug frische Luft nehmen und einen Blick auf die Straße thun zu können. Es waren nur Wenige, die zu so verhältnißmäßig früher Stunde die Dronningens-Tvergade passirten, aber jedes Einzelnen Haltung war gut, Alles blühend und frisch, und er begriff den Stolz der Dänen, die sich als die Pariser des Nordens fühlen und nur den Unterschied gelten lassen, ihrem Vorbild überlegen zu sein. In diesem Augenblicke bauschten die Gardinen am Fenster, und als er sich umsah, sah er, daß Wittwe Hansen mit dem Frühstückstablett eingetreten war. Man begrüßte sich, und nach der selbstverständlichen Frage, wie der Herr Graf geschlafen und was er geträumt habe, „denn der erste Traum gehe immer in Erfüllung", legte die Hansen das Tuch und baute dann Alles, was eben noch auf dem Tablett gestanden hatte, auf dem Frühstückstisch auf. Holk musterte die ganze Herrlichkeit und sagte dann: „Man ist doch nirgends besser aufgehoben als bei Wittwe Hansen; es lacht einen Alles an, Alles so blink und blank und

am meisten Wittwe Hansen selbst. Und das chinesische Geschirr zu dem Thee! Man merkt an Allem, daß Ihr Seliger ein Chinafahrer war, und Ihr Schwiegersohn, wie mir Baron Pentz gestern Abend erzählt hat, ist es auch und heißt auch Hansen; derselbe Name, derselbe Titel, so daß es Einem passiren kann, Mutter und Tochter zu verwechseln."

„Ach, Herr Graf," sagte die Hansen, „wer soll uns verwechseln? Ich, eine alte Frau, mit einem langen und schweren Leben . . ."

„Nun, nun."

„. . . Und Brigitte, die morgen erst dreißig wird! Aber Sie dürfen mich nicht verrathen, Herr Graf, daß ich es gesagt habe und daß morgen Brigittens Geburtstag ist."

„Verrathen? Ich? Ich bitte Sie, Frau Hansen . . . Aber Sie stehen so auf dem Sprunge; das nimmt mir die Ruhe. Wissen Sie was, Sie müssen sich zu mir setzen und mir etwas erzählen, vorausgesetzt, daß ich Sie mit dieser Bitte nicht in Ihrer Wirthschaft oder in noch Wichtigerem störe."

Die Hansen that, als ob sie zögere.

„Wirklich, lassen Sie dies Ihren ersten Besuch sein, den Sie mir in Ihrer Güte ja regelmäßig machen; ich habe ohnehin so viele Fragen auf dem Herzen. Bitte, hier, hier auf diesen Stuhl, da seh' ich Sie am besten, und gut sehen ist das halbe Hören. Ich hörte sonst so gut, aber seit Kurzem versagt es dann und wann; das sind so die ersten Alterszeichen."

„Wer's Ihnen glaubt, Herr Graf. Ich glaube, Sie hören Alles, was Sie hören wollen, und sehen Alles, was Sie sehen wollen."

„Ich seh' und höre nichts, Frau Hansen, und wenn ich etwas gesehen habe, so vergess' ich es wieder. Freilich nicht Alles. Da hab' ich gestern Abend Ihre Frau Tochter gesehen, Brigitte nannten Sie sie; zum Ueberfluß auch noch ein wundervoller Name. Nun, die vergißt man nicht wieder. Sie können stolz sein, eine so schöne Tochter zu haben, und nur den Ehemann begreif' ich nicht, daß er seine Frau hier in aller Ruhe zurückläßt und zwischen Singapor und Shanghai hin und her fährt. So nehm' ich wenigstens an, denn da fahren sie so ziemlich Alle. Ja, Frau Hansen, solche schöne Frau, mein' ich, die nimmt man mit vom Nordpol bis an den Südpol, und wenn man's nicht aus Liebe thut, so thut man's aus Angst und Eifersucht. Und ich für mein Theil, so viel weiß ich, ich würde mir immer sagen, man muß auch von der Jugend nicht mehr verlangen, als sie leisten kann. Nicht wahr? In diesem Punkte, denk' ich, sind wir einig; Sie denken auch so. Also warum nimmt er sie nicht mit? Warum bringt er sie in Gefahr? Und natürlich sich erst recht."

„Ach, das ist eine lange Geschichte, Herr Graf . . ."

„Desto besser. Eine Liebesgeschichte dauert nie zu lang, und eine Liebesgeschichte wird es doch wohl sein."

„Ich weiß nicht recht, Herr Graf, ob ich es so nennen kann; es ist wohl so was dabei, aber eigentlich ist es doch keine rechte Liebesgeschichte . . . bloß daß es eine werden konnte."

„Sie machen mich immer neugieriger . . . Uebrigens ein capitaler Thee; man merkt auch daran den Chinafahrer, und wenn Sie mir eine besondere

Freude machen wollen, so gestatten Sie mir, Ihnen von Ihrem eigenen Thee einzuschenken."

Damit stand er auf und nahm aus einer in der Nähe des Fensters stehenden Etagère eine Tasse heraus, darauf in Goldbuchstaben stand: Dem glücklichen Brautpaare. „Dem glücklichen Brautpaare," wiederholte Holk. „Wem gilt das? Vielleicht Ihnen, liebe Frau Hansen; Sie lachen . . . Aber man ist nie zu alt, um einen vernünftigen Schritt zu thun, und das Vernünftigste, was eine Wittwe thun kann, ist immer . . ."

„Eine Wittwe bleiben."

„Nun meinetwegen, Sie sollen Recht haben. Aber die Geschichte, die Geschichte. Capitän Hansen, Ihr Schwiegersohn, wird doch wohl ein hübscher Mann sein, alle Capitäne sind hübsch, und Frau Brigitte wird ihn doch wohl aus Liebe genommen haben."

„Das hat sie, wenigstens hat sie mir nie was Anderes gesagt, außer ein einziges Mal. Aber das war erst später, und ich spreche jetzt von damals, von der ersten Zeit, als sie sich eben geheirathet hatten. Da war wirklich eine große Zärtlichkeit, und wohin es ging, und wenn es eine gelbe Fiebergegend war, immer war sie mit ihm an Bord, und wenn sie wieder hier in Kopenhagen zurück war . . . sie hatte aber damals eine selbständige Wohnung, denn mein alter Hansen, dessen sich der Herr Graf ja wohl noch von Glücksburg her erinnern werden, lebte damals noch . . . ja, was ich sagen wollte, immer wenn sie nach einer langen, langen Reise wieder hier war, wollte sie gleich wieder fort, weil sie jedesmal meinte: die Menschen hier gefielen ihr nicht, und draußen in der Welt sei's am schönsten."

„Das ist aber doch wunderbar. War sie denn so wenig eitel? Hatte sie denn gar kein Verlangen, sich umschmeichelt und umworben zu sehen, woran es doch nicht gefehlt haben wird? Ich wette, die Kopenhagener werden es ihr wohl schon an ihrem Confirmationstage gezeigt haben."

„Das haben sie freilich. Aber Brigitte war immer gleichgültig dagegen und blieb es auch in ihrer Ehe. Nur mitunter war sie so rabbiat. Und so ging es bis Anno 54, was ich so genau weiß, weil es gerade das Jahr war, wo die englische Flotte, die nach Rußland ging, hier vorüber kam. Und in demselben Sommer hatten wir hier in Kopenhagen einen blutjungen Officier von der Leibgarde, der bei der Rasmussen — ich meine die Gräfin Danner, aber wir nennen sie noch immer so — aus- und einging, und steckte so tief in Schulden, daß er nicht mehr zu halten war und mußte den Abschied nehmen. Aber weil er so klug war und Alles wußte, denn er kannte jedes reiche Haus und besonders die Frauen, so sagte Baron Scheele, der damals Minister war: „er wolle den Lieutenant in den inneren Dienst herüber nehmen." Und er nahm ihn auch wirklich in den inneren Dienst herüber, und in diesem Dienst ist er noch und auch schon sehr vornehm geworden. Damals aber war er noch ein halber Schlingel und bloß sehr hübsch, und als Brigitte den sah, es war gerade an dem Tage, als die Nachricht von dem Bombardement da oben hier ankam, den Namen hab' ich leider vergessen, da gestand sie mir, „der gefiele ihr." Und sie zeigte es auch gleich. Und als Hansen in demselben Herbste wieder nach China mußte, da sagte sie ihm grad heraus: „sie wolle nicht mit," und sagte ihm auch, warum

sie nicht wolle. Oder vielleicht haben es ihm auch Andere gesagt. Kurz und gut, als der Tag kam, wo das Schiff fort sollte, da wurde Hansen doch ganz ernsthaft und verstand keinen Spaß mehr und sagte: „Brigitte, Du mußt nun mit.“ Und wenn er sie vorher aus Liebe mitgenommen hatte, so nahm er sie jetzt, gerade wie der Herr Graf gesagt haben, aus Vorsicht mit oder aus Eifersucht.“

„Und half es? Und wurde sie durch diese Reise von ihrer Liebe geheilt? Ich meine von der Liebe zu Dem ‚im inneren Dienst?‘“

„Ja, das wurde sie, wiewohl man's bei Brigitte nie so ganz sicher wissen kann. Denn sie spricht wohl mancherlei, aber sie schweigt auch viel. Und ist auch insoweit ganz gleich, als wir die Hauptsache ja doch gehabt haben.“

„Und was war die Hauptsache?“

„Daß mein Schwiegersohn seinen Glauben wieder hat, ganz und gar. Hansen ist nämlich ein sehr guter Mensch und ist wieder ruhig und vernünftig, und fährt auch wieder auf seiner alten Chinatour.“

„Ich freue mich aufrichtig, das zu hören. Aber wir dürfen in dieser Sache doch nichts auslassen oder vergessen. Ich glaube nämlich, liebe Frau Hansen, Sie wollten mir eigentlich erzählen, wie's kam, daß sich Ihr Schwiegersohn von seiner Eifersucht wieder erholte . . .“

„Ja, das wollt' ich, und ich sage immer, der Mensch denkt und Gott lenkt, und wenn die Noth am größten ist, dann ist die Hülfe am nächsten. Denn das darf ich wohl sagen, ich ängstigte mich; eine Mutter ängstigt sich immer um ihr Kind und macht keinen Unterschied, ob verheirathet oder nicht; ja, ich ängstigte mich um Brigitten, weil ich dachte, das gibt eine Scheidung, denn sie hat einen sehr festen Willen, man könnte beinah schon sagen eigensinnig, und ist sehr erregbar, so still und so schläfrig sie auch mitunter aussieht . . .“

„Ja, ja,“ lachte Holk, „das ist immer so, stille Wasser sind tief.“

„Also ich ängstigte mich. Aber es kam Alles ganz anders, und das war gerade damals, als Brigitte so zu sagen zwangsweise mit gemußt hatte. Und das machte sich so. Hansen kriegte damals auf seiner Reise Rückfracht nach Bangkok, einer großen Stadt in Siam, in der ich selber vor vielen Jahren mit meinem Manne gewesen bin. Und als Hansen da ankam und ein oder zwei Tage schon vor dem kaiserlichen Palaste gelegen hatte, denn die Siamschen haben einen Kaiser, kam ein Minister an Bord und lud Hansen und seine Frau zu einer großen Hoftafel ein. Der Kaiser mußte sie wohl gesehen haben. Und Brigitte saß neben ihm und sprach englisch mit ihm, und der Kaiser sah sie immer an. Und als die Tafel aufgehoben war, war er wieder sehr huldvoll und gnädig und ließ kein Auge von ihr, und als man sich verabschieden wollte, sagte er zu Hansen: „Es läge ihm sehr daran, daß die Frau Capitänin am anderen Tage noch einmal in den Palast käme, damit seine Getreuen im Volke, und vor Allem seine Frauen (wovon er sehr viele hatte) die schöne german lady noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen könnten. Einen Augenblick erschrak Hansen über die fortgesetzte Ehre, die ja Verrath sein konnte, denn rund um den ganzen Palast herum waren Köpfe aufgesteckt, ganz so wie wir Ananas aufstecken; aber Brigitte, die das Gespräch gehört hatte, verneigte sich vor dem Kaiser und sagte mit der richtigen Miene, denn sie hat so was Sicheres und Vornehmes, daß sie zu der festgesetzten Stunde kommen werde.“

„Gewagt, sehr gewagt.“

„Und sie kam auch wirklich und nahm einen erhöhten Platz ein, der vor dem Portal des Schlosses und gerade so daß das Portal ihr Schatten gab eigens für sie errichtet worden war, und auf diesem Throne saß sie mit einem Pfauenwedel, nachdem sie vorher der Kaiser mit einer Perlenkette geschmückt hatte. Die Kette soll wunderschön gewesen sein. Und nun zogen alle seinen Leute von Bangkok und dann das Volk an ihr vorüber und verneigten sich, und zum Schluß kamen die Frauen, und als die Letzte vorüber war, erhob sich Brigitte und schritt auf den Kaiser zu, um den Pfauenwedel und die Perlenkette, womit sie sich bloß für die Ceremonie geschmückt glaubte, vor ihm niederzulegen. Und der Kaiser nahm auch Beides wieder an, gab ihr aber die Kette zurück, zum Zeichen, daß sie dieselbe zum ewigen Gedächtniß tragen solle. Und gleich danach kehrte sie, während die Minister sie führten und die Leibgarde Spalier bildete, bis an die Landungsbrücke zurück, von der aus Hansen Zeuge des Ganzen gewesen war.“

„Und nun?“

„Und von dem Tage an war eine große Sinnesänderung an ihr wahrzunehmen, und als sie den nächsten Winter wieder hier war, und Der, um dessentwillen sie beinahe unglücklich geworden wäre, seine Werbungen erneuern wollte, wies sie diese Werbungen, so viel ich sehen konnte, kalt und gleichgültig zurück. Und als Hansen ein halbes Jahr später wieder an Bord ging und Brigitte ihm erklärte, daß sie, vorausgesetzt daß er nichts dawider habe, doch lieber zu Hause bleiben wollte, weil es ihr, nach solcher kaiserlichen Auszeichnung, etwas sonderbar vorkäme, noch wieder unter Matrosen leben und vielleicht in einem Hafenwirthshause schlafen zu sollen, wo man nur Negermusik höre und Alles nach Gin rieche, da war Hansen nicht bloß einverstanden damit, sondern auch ganz entzückt darüber, daß sie die Reise nicht mehr mitmachen wollte, diese nicht und alle folgenden nicht. Denn von Eifersucht war keine Spur mehr an ihm wahrzunehmen. Er sah ja, was aus Brigitten geworden war, und äußerte nur noch Furcht, daß es doch wohl zu viel gewesen und ihr der siamesische Kaiser zu sehr zu Kopfe gestiegen sei.“

Holk war in Zweifel, ob er die Geschichte glauben oder als eine kühne Phantasieleistung und zugleich als dreistes Spiel mit seiner Leichtgläubigkeit ansehen solle. Nach Allem, was Pentz gestern angedeutet, war das Letztere das Wahrscheinlichere. Schließlich konnt' es aber auch wahr sein. Was kommt nicht Alles vor? Und so frug er denn, um sich durch etwas Ironie wenigstens vor sich selber zu rechtfertigen: „Wo denn die weißen Elephanten gewesen seien?“

„Die waren wohl in ihrem Stall,“ sagte die Hansen und lachte schalkhaft.

„Und dann die Perlenschnur, liebe Frau Hansen, *die* müssen Sie mir zeigen.“

„Ja, wenn das ginge . . .“

„Wenn das ginge? Warum nicht?“

„Weil, als Brigitte wieder an Bord war, die Schnur mit einem Male fehlte; sie mußte sie verloren oder in der Aufregung im Palast vergessen haben.“

„Aber da hätt' ich doch sofort nachgefragt.“

„Ich auch. Aber Brigitte hat so was Sonderbares, und als Hansen, wie ich nachher gehört habe, darauf bestehen wollte, sagte sie nur: ‚Das sei so gewöhnlich und gegen den Anstand bei Hofe.“

„Ja," sagte Holk, der jetzt klarer zu sehen anfing, „das ist richtig. Und solche Gefühle muß man respectiren."

Zwölftes Capitel.

Gleich nach dieser Erzählung, die schließlich, als sich's von der verlorenen Perlenschnur handelte, selbst dem leichtgläubigen Holk etwas märchenhaft vorgekommen war, erhob sich Frau Hansen, „um nicht länger zu stören", und sah sich auch nicht weiter zurückgehalten. Nicht als ob Holk's Geduld erschöpft gewesen wäre, ganz im Gegentheil, er ließ sich gern dergleichen vorplaudern, und das süspecte Halbdunkel, in dem Alles ruhte, steigerte eigentlich nur sein Interesse. Nein, es war einfach ein Blick auf die Consoluhr, was ihn von unbedingter weiterer Hingebung an die Erzählungskunst der Wittwe Hansen Abstand nehmen ließ; um elf Uhr war er bei der Prinzessin erwartet, keine volle Stunde mehr, und vorher mußte noch ein kurzer Brief mit der Meldung seiner glücklichen Ankunft an seine Frau geschrieben werden. Es hieß also sich eilen, was er unter Umständen verstand, und fünf Minuten vor elf stieg er in den Wagen, der ihn nach dem nur zwei Minuten entfernten Prinzessinnen-Palais hinüberführte.

Die Zimmer der Prinzessin lagen im ersten Stock. Holk, in Kammerherrnuniform, in der er sich selbst nicht ungern sah, stieg die Treppe hinauf und trat in ein Vorgemach und gleich danach in ein behagliches mit Boiserien und Teppichen reich ausgestattetes, im Uebrigen aber, den Schreibtisch abgerechnet, mit nur wenig Gegenständen ausgestattetes Wohnzimmer, darin die Prinzessin Besuche zu empfangen oder Audienz zu ertheilen pflegte. Der Kammerdiener versprach sogleich zu melden. Holk trat an eins der Fenster, das der Thür, durch welche die Prinzessin eintreten mußte, gerade gegenüber lag, und sah auf Platz und Straße hinunter. Der Platz unten war wie ausgestorben, vornehm, aber langweilig, und nichts ließ sich beobachten als abgefallene Blätter, die der mäßige Wind, der ging, über die Steine hinwirbelte. Ein Gefühl von Einöde und Verlassenheit überkam Holk, und er wandte sich wieder in das Zimmer zurück, um seinen Blick auf die beiden einzigen Porträtbilder zu richten, die die glatten Stuckwände schmückten. Das eine, über dem Polstersopha, war ein Bildniß des Oheims der Prinzessin, des hochseligen Königs Christian's VII., das andere, über dem Schreibtisch, das Porträt eines anderen nahen Verwandten, eines ebenfalls schon verstorbenen thüringischen Landgrafen. Der Goldrahmen, der es einfaßte, war mit einem verstaubten Flor überzogen, und der Staub machte, daß der Flor nicht wie Flor, sondern fast wie ein Spinnweb wirkte. Des Landgrafen Gesicht war gut und tapfer, aber durchschnittsmäßig, und Holk stellte sich unwillkürlich die Frage, welche volksbeglückenden Regierungsgedanken der Verstorbene wohl gehabt haben möge. Das Einzige, was sich mit einer Art Sicherheit herauslesen ließ, war Ausschau nach den Töchtern des Landes.

Ehe Holk's Betrachtungen hierüber noch abgeschlossen hatten, öffnete sich eine ziemlich kleine Thür in der rechten Ecke der Hinterwand, und die Prinzessin trat ein, ganz so wie man sie nach Einrichtung dieses ihres Zimmers erwarten mußte: bequem und beinahe unsorglich gekleidet und jedenfalls mit einer völligen Gleichgültigkeit gegen Eleganz. Holk ging seiner Herrin entgegen, um ihr die bis zu den Fingern in einem seidenen Handschuh steckende Hand zu küssen und

führte sie dann, ihrem Auge folgend, bis zu dem dunkelfarbigen, etwas eingesessenen Sopha.

„Nehmen Sie Platz, lieber Holk. Dieser Fauteuil wird wohl keine Gnade vor Ihnen finden, aber der hohe Lehnstuhl da . . ."

Holk schob den Stuhl heran, und die Prinzessin, die sich am Anblick des schönen Mannes sichtlich erfreute, fuhr, als er sich gesetzt hatte, mit vieler Bonhommie und wie eine gute alte Freundin fort: „Welche frische Farbe Sie mitbringen, lieber Holk. Was ich hier um mich habe, sind immer Stadtgesichter; können Sie sich Pentz als einen Gentlemanfarmer oder gar Erichsen als einen Hopfenzüchter vorstellen? Sie lachen, und ich weiß, was Sie denken . . . woran der Hopfen rankt . . . ja, lang genug ist er dazu. Stadtgesichter, sagt' ich. Da freut mich Ihre gute schleswig'sche Farbe, roth und weiß, wie die Landesfarben. Und was macht Ihre liebe Frau, die Gräfin? Ich weiß, sie liebt uns nicht sonderlich, aber wir lieben sie desto mehr, und das muß sie sich gefallen lassen."

Holk verneigte sich.

„Und was sagen Sie zu dem Lärm, den Sie hier vorfinden? Ein wahres Sturmlaufen gegen den armen Hall, der doch schließlich der Klügste und auch eigentlich der Beste ist, und dem ich es fast verzeihe, daß er zu der putzmacherlichen Gräfin hält, der ich, beiläufig, wenn ich jemals darüber zu bestimmen gehabt hätte, ein entsprechendes gräfliches Wappen aus einem Haubenstock und einer Crinoline zusammengestellt hätte, vielleicht mit der Devise: „Je weiter, je leerer." Ich werde mich in dieser Geschmacksverirrung meines Neffen, wenn ich auch nur seine Halbtante bin, nie zurechtfinden können; um die Gräfin archäologisch oder, was dasselbe sagen will, als ausgegrabenes vaterländisches Alterthum anzusehen, ein Standpunkt, von dem aus mein Neffe so ziemlich Alles betrachtet, dazu ist sie, trotz ihrer Vierzig, doch schließlich noch nicht alt genug. Aber was wundere ich mich noch? Georg II., von dem mir mein Großvater in meinen jungen Tagen oft erzählte, hielt auch zu dem Satze: „fair, fat and forty". Warum nicht auch mein Neffe, der König? Uebrigens haben Sie den gestrigen Sitzungsbericht schon gelesen? Eine wahre Skandalscene voller Gehässigkeiten. An der Spitze natürlich immer dieser Thompsen-Oldensworth, Ihr halber Landsmann, ein mir unerträglicher Schreier und Schwätzer in seiner Mischung von Advocatenpfiffigkeit und biedermännischem Holsteinismus . . ."

Holk war verlegen, das Gespräch mit der Prinzessin so von vornherein einen politischen Charakter annehmen zu sehen und in seinem Gesichte mochte sich Etwas von dieser Verlegenheit spiegeln, weshalb die Prinzessin fortfuhr: „Aber lassen wir die leidige Politik. Ich will Ihnen keine Verlegenheiten machen, noch dazu gleich in dieser ersten Stunde, weiß ich doch, daß Sie ein ketzerischer Schleswig-Holsteiner sind, einer von Denen, mit Denen man nie fertig wird und von Denen man immer dann am weitesten ab ist, wenn man eben glaubt, mit ihnen Frieden geschlossen zu haben. Antworten Sie nichts, sagen Sie nichts von Ihrer Loyalität; ich weiß, Sie haben so viel davon, wie Sie haben können, aber wenn es zum Letzten kommt, ist doch der alte Stein des Anstoßes immer wieder da, und jenes furchtbare „fallen blewen ungedeelt", dieses Citat ohne Ende, dieser Gemeinplatz ohne Gleichen, zieht wieder die Scheidelinie."

Holk lächelte.

„Freilich ist dies des Pudels Kern. Wohin gehört Schleswig? Ihr Schleswig, lieber Holk. Das ist die ganze Frage. Hall hat den Muth gehabt, die Frage zu beantworten, wie's einem Dänen zukommt, und weil er es mit Klugheit thun und nicht gleich das Schwert in die Wage werfen will, deshalb dieser Sturm auf ihn, an dem Freund und Feind gleichmäßig theilnehmen. Und das ist das Schlimmste. Daß Ihr Thompsen Sturm läuft, kann mich weder wundern noch erschrecken; aber daß gute treue Dänen, die mit Hall, mit dem Könige, mit mir selber einer Meinung sind und nur leider den durchgängerischen Zug haben, daß, sag' ich, gute treue Dänen, wie Studenten und Professoren immer nur ihr Programm wollen und drauf und dran sind, den besten Mann zu stürzen, den einzigen, der eine Idee von Politik hat und zu warten versteht, was das erste Gesetz aller Politik ist — das bringt mich in Erregung."

Ehe sie den Satz endete, wurde Baron Pentz gemeldet . . . „sehr willkommen," rief die Prinzessin . . . und im selben Augenblicke, wo Pentz unter die Portière der Flügelthür trat, erschien von der anderen Seite her, ganz in Nähe der kleinen Thür, durch die die Prinzessin eingetreten war, eine junge blonde Dame, von schöner Figur und schönem Teint, aber sonst wenig regelmäßigen Zügen, und schritt auf die Prinzessin zu, während Pentz noch auf halbem Wege stehen blieb und seine Verbeugung wiederholte.

„Soyez le bienvenu," sagte die Prinzessin unter leichtem Handgruße. „Sie kommen zu guter Stunde, Pentz, denn Sie machen einem politischen Vortrag ein Ende, eine Mission, zu der Niemand berufener ist als Sie. Denn sobald ich Ihrer ansichtig werde, verklärt sich mir die Welt in eine Welt des Friedens, und wenn ich eben von Heinrich IV. und Ravaillac gesprochen hätte, so spräch' ich, nach Ihrem Eintreten, nur noch von Heinrich IV. und dem Huhn im Topf. Ein sehr wesentlicher Unterschied."

„Und ein sehr angenehmer dazu, gnädigste Prinzessin. Ich bin glücklich, mich, ohne mein Dazuthun, als ein Träger und Bringer alles Idyllischen installirt zu sehen. Aber" . . . und sein Auge bewegte sich zwischen Holk und der jungen Blondine hin und her . . . „auch in Arkadien soll die Sitte der Vorstellung zu Hause gewesen sein. Ich weiß nicht, ob ich von meiner Pflicht als Introducteur Gebrauch machen . . ."

„Oder Beides an Königliche Hoheit abtreten soll," lachte die Prinzessin. „Ich glaube, lieber Pentz, daß Recht und Pflicht auf Ihrer Seite sind, aber ich will mir die Freude nicht versagen, zwei mir so werthe Personen allerpersönlichst mit einander bekannt gemacht zu haben: Graf Holk . . . Fräulein Ebba von Rosenberg."

Beide verneigten sich gegen einander, Holk etwas steif und mit widerstreitenden Empfindungen, das Fräulein leicht und mit einem Ausdruck humoristisch angeflogener Suffisance. Die Prinzessin aber, die diesem Vorstellungsacte geringe Theilnahme schenkte, wandte sich sofort wieder an Pentz und sagte: „Dies wäre nun also aus der Welt geschafft, und dem Ceremoniell, worüber Sie zu wachen haben, Genüge gethan. Aber Sie werden mich doch nicht glauben machen wollen, Pentz, daß Sie hier erschienen sind, um dem stattgehabten Vorstellungsacte feierlichst beizuwohnen oder ihn selbst zu vollziehen. Sie haben was Anderes auf dem Herzen, und zum Vortrag Ihrer eigentlichen Angelegenheit haben Sie

nunmehr das Wort. Wenn man so viel Parlamentsberichte liest, wird man schließlich selber virtuos in parlamentarischen Wendungen."

„Ich komme, gnädigste Prinzessin, um gehorsamst zu vermelden, daß heute Nachmittag ein großes militärisches Festessen in Klampenborg ist . . ."

„Und zu welchem Zweck? Oder wem zu Ehren?"

„General de Meza zu Ehren, der gestern früh aus Jütland hier eingetroffen ist."

„De Meza. Nun gut, sehr gut. Aber lieber Pentz, offen gestanden, was sollen wir damit? Ich kann doch nicht einem Casinofeste präsidiren und de Meza leben lassen."

„Es fragte sich, ob es nicht doch vielleicht ginge. Königliche Hoheit haben Ueberraschlicheres gethan. Und daß Sie's gethan, das ist es grade, was Sie dem Volke verbindet."

„Ach, dem Volke. Das ist ein eigen Capitel. Sie wissen, was ich von der sogenannten Popularität halte. Mein Neffe, der König, ist populär; aber ich sehne mich nicht danach, das Ideal unserer Blaujacken oder gar unserer Damen aus der Halle zu sein. Nein, Pentz, nichts von Popularität! Aber, da Sie Klampenborg genannt haben, die Sonne lacht und der Nachmittag ist frei, vielleicht, daß wir hinausfahren, nicht um des Festessens willen, sondern trotz ihm; es ist ohnehin eine ganze Woche, daß wir eingesessen und nicht recht frische Luft gehabt haben, und meine liebe Rosenberg wäre bleichsüchtig, wenn sie nicht so viel Eisen im Blut hätte."

Das Gesicht des Fräuleins erheiterte sich sichtlich bei der Aussicht, dem öden Einerlei des Prinzessinnen-Palais auf einen ganzen Nachmittag entfliehen zu können, und Pentz, der als angehender Asthmaticus ohnehin immer für frische Luft war, trotzdem ihm Autoritäten versichert hatten, Seewind verschlimmere den Zustand, griff ebenfalls mit Begierde zu und fragte: „Zu welcher Stunde Königliche Hoheit die Wagen befohle?"

„Sagen wir zwei und ein halb, aber nicht später. Wir fahren fünfviertel Stunden und schon um fünf beginnt es zu dunkeln. Und wenn wir erst in Klampenborg sind, müssen wir doch natürlich auch einen Spaziergang bis zur Eremitage machen, wär' es auch nur, um meiner lieben Ebba meine Lieblinge selbst vorzustellen. Wer diese Lieblinge sind, das wird vorläufig nicht verrathen. Ich hoffe, Graf Holk ist mit von der Partie, trotzdem morgen erst sein Dienst beginnt, und bringt seiner alten Freundin dies Opfer an Zeit."

„Und befehlen Königliche Hoheit noch andere Begleitung?"

„Nur Gräfin Schimmelmann und Erichsen. Zwei Wagen. Und die Vertheilung der Plätze behalte ich mir vor. Au revoir, lieber Holk. Und wenn Sie, wie gewöhnlich, eine starke Correspondenz pflegen . . ."

Er lächelte.

„Ah, ich sehe, Sie haben schon geschrieben. Da komme ich mit meinen Empfehlungen an die Gräfin zu spät. Liebe Rosenberg, Ihren Arm."

Und während sie langsam auf die kleine Thür zuschritt, die zu ihrem eigentlichen Wohnzimmer führte, blieben die beiden Kammerherren in respectvoller Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

John Henry Newman.

In Memoriam.

II.

Die Lehre.

Das Schlußcapitel seiner „Apologia“ eröffnet Newman mit der Erklärung: „von der Zeit an, daß ich katholisch bin, kann natürlich von einer Geschichte meiner religiösen Meinungen nicht weiter die Rede sein. Ich will damit nicht gesagt haben, als sei mein Geist nun müßig gewesen oder als habe ich über theologische Gegenstände nachzudenken aufgehört; nur von wesentlichen Veränderungen wüßte ich nichts zu berichten, empfand auch nichts von banger Leere. Ruhe und Frieden sind in vollem Maße bei mir eingekehrt; ich wurde nicht ein einziges Mal von Zweifeln angefochten. Keiner Untreue gegen meine frühere Denk- und Empfindungsweise bin ich mir bei meiner Conversion bewußt geworden. Ich bemerkte auch nichts von Befestigung im Glauben an die Grundwahrheiten der Offenbarung, nichts von größerer Kraft der Selbstbeherrschung; ich wurde nicht eifriger; aber es war mir, als liefe ich nach stürmischer Seefahrt in den Hafen ein; und wie ich mich deshalb damals glücklich fühlte, so ist es mir bis auf diesen Tag ununterbrochen zu Muthe gewesen.“ Sicher hat der sterbende Cardinal Newman nicht anders gedacht, als der Neophyt des Jahres 1845, und in dem halben Jahrhundert, welches er als Mitglied der katholischen Kirche erlebt hat, kann, inmitten all' der Kämpfe der Gegenwart, von einem Wandel seiner dogmatischen Ueberzeugungen nicht mehr die Rede sein. Trotzdem ist es nicht überflüssig, den Gesammtinhalt seiner religiös-kirchlichen Anschauungen übersichtlich vorzulegen. Das Dogma der Kirche ist nur Eines, aber die begriffliche Aneignung desselben ist bekanntlich sehr verschieden, und es kann sicher des Interesses nicht ermangeln, zu sehen, wie einer der vornehmsten Geister der Zeit sich zu den höchsten Problemen des religiösen Lebens innerlich gestellt, wie das Glaubensbewußtsein seiner Kirche sich in ihm geoffenbart hat. Niemand wird erwarten, daß wir an dieser Stelle eine strengwissenschaftliche Analyse von Newman's „Theologie“ geben oder eine nach allen Seiten vollständige Zusammenstellung seiner Aeußerungen über alle Hauptkapitel der systematischen Glaubenswissenschaft unternehmen. Nicht darum kann es sich, hier und zu dieser

Stunde, handeln: wohl aber erscheint es angemessen, daß die gebildete Welt der Gegenwart Kenntniß davon nehme, wie derjenige Mann, der auf die Geister seines Vaterlandes sechzig Jahre lang den größten Einfluß geübt, über die religiösen Fragen gedacht hat, und wie sich die kirchlichen Kämpfe seiner Zeit in seinem Geiste spiegelten[1]).

Alle Religion geht von dem Glauben an Gott aus. „Fragt man mich aber," sagt Newman, „warum ich an einen Gott glaube, so heißt die Antwort: weil ich an mich selbst glaube; denn ich halte es für unmöglich, an mein eigenes Dasein zu glauben (und dessen bin ich doch unbedingt gewiß!), ohne zugleich an das Dasein dessen zu glauben, der in meinem Gewissen als ein persönliches Wesen lebt, das Alles schaut und Alles richten wird." Sehr verschieden aber ist ihm der Gott des Monotheismus und der des Rationalismus. Der Gott des Monotheismus ist ein individuelles, unabhängiges, vollkommenes, unwandelbares Wesen, Intelligenz, Leben, persönliche Gegenwart; er ist allmächtig und allwissend, sich selbst genügend, weil aus und von sich selbst, der Schöpfer des Universums und der Richter über alle Creatur. „Versteht ihr aber unter dem Worte ein Wesen, das in der Welt wirkt und sie in Ordnung hält nur auf dem Wege allgemeiner Führung, nur durch das Mittel allgemeiner Naturgesetze, durch deren Medium allein es erreichbar ist — nun, solch' ein Gott ist leicht zu verstehen und nicht schwer zu ertragen. Solch' ein Gott ist nur noch ein constitutioneller himmlischer Monarch, sein Thron nur noch eine Form; der Begriff Gottes erniedrigt zu einer Anerkenntniß des Bestehenden, der sinnfälligen Mächte und Phänomene, die doch nur ein Idiot zu leugnen wagt. Nimmt man einen solchen Gott an, so ist Theologie nur ein Name, der Betrieb einer solchen nur eine Hypokrisie. Diese Theologie der Natur ist auf eine Linie zu stellen mit der Philosophie oder der Romantik der Geschichte, mit der Poesie unserer Kindheit, mit der Darstellung des Malerischen, Empfindsamen u. s. f., wie es Genius oder Einfall des Einzelnen, Mode des Tages u. s. w. mit sich bringt" [2]). Im Gegensatz zu jedem Rationalismus ist ihm das Princip des Dogmas als eines übernatürlichen Glaubens, weil von oben herab gereicht, definitiv und absolut und nur unvollkommen und des Fortschritts fähig, insofern es menschlicher Erkenntniß unterworfen und menschlicher Aussprache anheimgegeben ist. Als Correlativ des Dogmas ist demnach auch das Princip des Glaubens die unbedingte Annahme des göttlichen Wortes und die innere Zustimmung zu diesem, selbst

[1]) Die der folgenden Darstellung beigegebenen Citate beziehen sich durchweg auf die neuesten Abdrücke der Newman'schen Werke in der bei Longmans, Green & Co. in London erschienenen und 1889 mit dem 37. Bande abgeschlossenen Gesammtausgabe. Doch wurden hier und da auch die deutschen Uebersetzungen neben den Originalen angeführt; so besonders von der „Apologia" die 1865 zu Köln erschienene von G. Schündelen („Geschichte meiner religiösen Meinungen"); von den „Discourses to Mixed Congregations" die von demselben besorgte Uebersetzung („Religiöse Vorträge an Katholiken und Protestanten", Mainz 1851). Einige, aber nicht ausgiebige Dienste leistet Demjenigen, welcher Newman's Geist kennen lernen will, das von dessen Freund William Samuel Lilly herausgegebene Werk: Characteristics from the writings of J. H. Newman. 8th ed. London. 1888.

[2]) Idea of a University, p. 36.

im Gegensatz zu den Informationen, welche wir aus sinnlichen Wahrnehmungen und der bloßen Vernunft schöpfen. Da aber der Glaube ein Act des Intellects ist, öffnet er der Untersuchung, Vergleichung und Beweisführung, d. h. also der Religionswissenschaft, den Weg, welche ihm selbst zu dienen hat: das ist das Princip der Theologie. Die Lehre von der Menschwerdung kündigt uns ein Geschenk der Gottheit in sichtbarem Medium an: Himmel und Erde vereinigen sich in der Incarnation. So stellt sich in der wahren Idee des Christenthums das sacramentale Princip als charakteristisch dar. Damit hängt denn zusammen, daß die Sprache zugleich eine neue, mystische Bedeutung gewinnt. Neue Worte müssen entstehen, um neue Gedanken auszudrücken, und diese Worte erhalten einen sacramentalen Charakter. Es war des Herrn Absicht bei seiner Menschwerdung, den Menschen zu sich emporzuziehen und sich (ethisch) gleich, bezw. ähnlich zu machen; das ist das Princip der Gnade, heilig und heiligmachend zugleich. Es verwandelt und erhebt uns, aber nicht ohne unsere niedere Natur, den alten Adam, zu tödten — das Princip der Ascese; und mit diesem Absterben des natürlichen Menschen ist nothwendigerweise eine Offenbarung der Bosheit der Sünde gegeben, in Uebereinstimmung mit dem, was das Gewissen gebietet und verbietet. So lehrt uns die Incarnation, was wir über Verhältniß von Geist und Materie zu denken haben und inwiefern beide einer Heiligung bedürftig und fähig sind[1]).

Von diesen Grundsätzen aus, welche als das Rückenmark seiner Dogmatik anzusehen sind, gewinnt Newman den Weg zur Feststellung dessen, was er den Principat des Glaubens — the supremacy of the Faith — nennt. Als Geschichtschreiber sagt er über seinen Standpunkt in den Jahren 1843 und 1844: „ich glaubte an einen Gott auf Wahrscheinlichkeit hin, glaubte an das Christenthum auf Wahrscheinlichkeit hin und glaubte an den Katholicismus auf Wahrscheinlichkeit hin; und in den drei Fällen bestimmte mich fast dieselbe Art von Wahrscheinlichkeit, eine Wahrscheinlichkeit, die sich ins Unendliche verdoppeln ließe, ohne mehr als Wahrscheinlichkeit zu werden. Denn so, dachte ich, hat es unser Schöpfer gewollt, daß wir in der Mathematik zwar durch Beweise der strengsten Art zur Gewißheit gelangen, in religiöser Forschung dagegen Gewißheit nur durch Anhäufung von Wahrscheinlichkeiten erreichen können; denn er, der gewollt hat, daß wir also verfahren sollen, wirkt mit uns in unserm Thun, und gibt uns dadurch eine Gewißheit, welche höher reicht, als, nach den Regeln der Logik bemessen, die Kraft unserer Schlüsse. Und so gelang es mir, klar einzusehen und innerlich befriedigt zu sein mit der Einsicht, daß ich in meinem Weiterschreiten auf dem Wege zur römischen Kirche nicht bloß untergeordnete Vernunftgründe, nicht bloß Entscheidungen über einzelne Streitfragen für mich hatte, sondern überall, auch in dem Gebrauche dieser Beweismittel zweiten Ranges, mich getragen und gerechtfertigt fand durch eine mächtige, weitreichende Grundwahrheit[2])." Im Grund ist es dieselbe Auffassung, welche Newman in dem „Essay on the Development of Christian Doctrine" auch noch

[1]) Development of Christ. Doctr., p. 325 f.

[2]) Apologia, p. 109. Deutsche Uebersetzung S. 231.

festhält. Hier umschreibt er das Princip des Glaubens dahin. Es besteht, sagt er[1]), darin, daß in sich Glaube besser ist als Unglaube; daß der Glaube, obgleich ein intellectueller Vorgang, in seinem Grunde ethischer Natur ist; daß es sicherer ist, zu glauben; daß all' unser Wissen mit Glauben anfängt; daß die Gründe unseres Dafürhaltens meist impliciter Natur sind und weniger in genauen und vollkommenen Erweisen als in Postulaten und Wagnissen (presomptions and ventures) bestehen, und daß schließlich Wahrscheinlichkeitsgründe, unter der Prüfung und Sanction eines verständigen Urtheils, hinreichen, um Schlüsse zu fassen, die wir nunmehr als sehr sicher annehmen und welche die allergrößte Bedeutung für unser Leben besitzen. Man sieht, Newman steht im Wesentlichen auf dem Standpunkte der berühmten Pascal'schen Argumentation und kommt auf Gabriel Biel's, des „letzten Scholastikers", Satz zurück, daß, um den Glauben zu empfangen, es hinreichend ist, daß die Motive der Glaubwürdigkeit als glaubwürdig hingestellt werden[2]). Er untersucht dann weiter die Dispositionen, welche nothwendig sind, um zum Glauben zu gelangen[3]): ein Thema, dem er die schöne, in der Dubliner Universitätskirche im Advent 1856 gehaltene Rede gewidmet hat. Da heißt es am Schlusse: „seid versichert, meine Brüder, der beste Beweis, besser als alle Bücher in der Welt, besser als Alles, was Astronomie, Geologie, Physiologie und wie die Wissenschaften alle heißen, darzubieten im Stande sind, ein Beweis, für den Ungelehrten nicht weniger einleuchtend als für den Gelehrten, — ein Beweis „innerhalb uns" — ein Beweis von bündiger Klarheit für den Verstand und gewinnender Huld für den Willen, zur Ueberzeugung wie von dem Dasein Gottes so von den Grundlehren des Christenthums, — das ist der Beweis, welcher einer sorgfältigen Beobachtung dessen, was das Herz sagt, entspringt und sich als das Ergebniß einer Vergleichung der Forderungen des Gewissens mit den Vorschriften des Evangeliums darstellt." Darum ist das Kind so leicht disponirt zum Glauben, weil in ihm noch keine Einflüsse Platz gegriffen, welche den religiösen Instinct zerstört und die Glaubensgeneigtheit aufgehoben haben[4]). Diesen Glauben in seinem ganzen Umfange festzuhalten und zu fordern, ist aber außer der katholischen Kirche keine andere Religionsgenossenschaft in der Lage[5]). Ja, im Grunde gibt es zwischen Katholicismus und Skepticismus keine Alternative[6]). In der Rede über „die Geheimnisse der Gnade und Natur" apostrophirt Newman am Schlusse die Zuhörer: „o meine Brüder, wendet ihr euch weg von der katholischen Kirche, wohin wollet ihr denn gehen? Sie ist euere einzige Zuflucht, in der ihr Frieden und Ruhe finden möget aus dem wirren und wechselvollen Treiben dieser Welt. Nur zwischen ihr und vollendetem Zweifel hat der Mensch zu wählen, wenn er frei und unbefangen seine Vernunft zu Rathe zieht. Privatgläubigkeit und

[1]) Development, p. 326 f.
[2]) Development, p. 335.
[3]) Development, p. 335.
[4]) Grammar of Assent, p. 106 f.
[5]) Discourses to Mixed Congregations, p. 230.
[6]) Es muß bei dieser Veranlassung bemerkt werden, daß Newman, wie namentlich die „Grammar of Assent" beweist, die Berechtigung des Einwandes vollkommen anerkennt.

selbstgeschaffene Religionsformen mögen nach Zeit und Umständen glänzend und Achtung gebietend erscheinen, die Lüge des Nationalcultus mag in lebloser Hohlheit sich hoch aufblähen, mag Jahrhunderte hindurch das Land bedecken, mag auch der Gelehrten Aufmerksamkeit ablenken und ihr Urtheil verwirren, endlich aber wird man doch finden, daß entweder die katholische Religion wirklich und wahrhaft aus der übersinnlichen Welt in diese sichtbare herabgekommen sein müsse, oder, daß es nichts Positives, nichts Gewisses, nichts Wirkliches gebe in unseren Vorstellungen von dem Ursprung unseres Daseins und von unserer letzten Bestimmung[1])." Von diesem Standpunkte aus muß Newman äußerst hart über den Rationalismus urtheilen. Rationalismus ist ihm „ein Mißbrauch der Vernunft; d. h. ein Gebrauch derselben, zu welchem sie nicht bestimmt war; der Rationalismus nimmt die Worte der Schrift als Zeichen ihres idealen Gehaltes; der Glaube nimmt sie als Realitäten[2])." Das, was man in England „Scriptural Religion" nennt, ist daher Newman so gut wie der ganze Protestantismus nur eine Form des Rationalismus, welcher Texte an die Stelle des vor diesen Texten bestehenden lebendigen Körpers der Kirche gesetzt hat[3]). Der Protestantismus ist nicht das historische Christenthum: was immer dies gewesen sein mag, Protestantismus war es nicht[4]), und wie letzterer aus einem rationalistischem Princip entspringt, führt er wieder zum Rationalismus und Skepticismus[5]). Im Gegensatze dazu ist der Katholicismus die Weltreligion; „aller anderen Religionen Dasein ist abhängig von den Verhältnissen von Raum und Zeit; sie haben nur ein zeitweiliges und örtliches Leben: den einheimischen Pflanzen eines bestimmten Landstriches gleich blühen die Erdgeborenen fröhlich unter dieser oder jener Sonne, in dieser oder jener Luft, in feuchtem oder trockenem Boden; ihnen entrissen und anderswohin versetzt, sterben sie ab"[6]). Der katholischen Weltreligion dagegen eignet, wie den Propheten und Aposteln, die energische, directe „Apprehension" des unsichtbaren Herrn und Erlösers. „Zeitalter auf Zeitalter vergehen, die Kirche wechselt ihre Disciplin, sie vermehrt ihre Uebungen, Alles nur in der Absicht, ihren Blick um so voller auf die Person des unsichtbaren Herrn zu wenden"[7]). Nur geistige Obstruction, meint Newman, kann sich der Evidenz ihrer Wahrheit entziehen[8]); oder vielmehr, die Leugnung derselben ist meist die Folge der Gewohnheitssünde des Intellects, welcher über die Vorwürfe des Gewissens vornehm hinwegzugleiten beliebte[9]).

Das Christenthum ist also nicht, wie Guizot meinte, zuerst als Idee, dann als Thatsache in die Welt gekommen, sondern gerade das umgekehrte Verhältniß

---

[1]) Discourses to Mixed Congregations, p. 283 f. Deutsche Uebersetzung S. 249.
[2]) Essays, crit. and hist., I. p. 31.
[3]) Present Position of Catholics, p. 322.
[4]) Development, p. 5 f.
[5]) Discussions and Arguments (1866), p. 366.
[6]) Discourses to Mixed Congregations, p. 250. Deutsche Uebersetzung S. 220 f.
[7]) Occasional Sermons, p. 40.
[8]) Grammar of Assent, p. 210.
[9]) Idea of a University, p. 191.

hat stattgefunden [1]). In seinem Vordergrund steht die Menschwerdung, das staunenswertheste Ereigniß, das je auf Erden vorkam, das größte Wunder der Geschichte [2]). Die Theorie dieser Offenbarung der Gottheit im Fleische gibt uns allein die Erklärung dessen, was Erfahrung und Geschichte uns über den Zustand unseres Geschlechtes lehren. „Vorausgesetzt, daß ein Gott sei, so gehe ich von der Selbstbetrachtung über zur Beobachtung der Menschenwelt, und was ich da erblicke, erfüllt mein Herz mit unaussprechlichem Weh. . . . Der Blick in die Welt lehrt mich nichts Anderes, als was der Prophet in der Rolle geschrieben fand: Klagen, Trauerlieder und Wehe (Ezech. 2, 9). . . . Was läßt sich zu dieser, das Herz mit Beben, den Kopf mit Schwindel erfassenden Thatsache sagen? Ich kann nur antworten: entweder gibt es keinen Schöpfer, oder das Menschengeschlecht, wie es im Ganzen lebt und leibt, hat sich im wahren Sinne des Wortes ausgeschieden von seiner Gegenwart. Sähe ich einen Knaben von ansprechender Gestalt und Gemüthsart, der die Spuren einer feinen Bildung an sich trüge und doch ohne Mittel in die Welt hinausgestoßen wäre und nicht zu sagen wüßte, woher er gekommen, wo er geboren, unter welchen Umständen er aufgewachsen sei, so würde ich daraus schließen, es liege ein geheimnißvolles Dunkel auf seiner Geschichte. . . . So nur könnte ich mir den Gegensatz erklären zwischen dem, was er zu sein bestimmt war, und was er wirklich ist. Aehnlich urtheile ich nun auch von der Welt: wenn ein Gott ist und weil es feststeht, daß ein Gott ist, so muß das Menschengeschlecht in irgend eine furchtbare Erbschuld verwickelt sein. Es ist nicht mehr im Einklang mit den Absichten seines Schöpfers. Das ist Thatsache, eine Thatsache, so wahrhaftig als sein thatsächliches Dasein, und so wird mir die Lehre von dem, was die Theologen Erbsünde nennen, fast ebenso gewiß, als daß die Welt ist, oder daß Gott ist. Gesetzt nun aber, es sei der heilige, liebevolle Wille des Schöpfers, diesem ordnungswidrigen Zustande der Dinge abzuhelfen, was dürften wir wohl in Betreff der Wege vermuthen, die nothwendig oder naturgemäß in seinem Werke der Erbarmung einzuschlagen wären? Ist, wie sie es ist, die Welt in einem regelwidrigen Zustande, so darf es uns sicherlich nicht Wunder nehmen, wenn in demselben Grade das Einschreiten von oben her ein über die Regel hinausgehendes sein müßte — ein wunderbares also, wie man es zu nennen pflegt" [3]).

Hat Newman so den Boden gewonnen für die Annahme einer übernatürlichen Offenbarung, so führt ihn sein Organum investigandi, wie er sein System nennt, zu der Ueberzeugung, daß, wie die Religion einen integrirenden Theil unserer Natur bildet, so auch der Katholicismus allein die Erwartung einer Offenbarung erfüllt, welche die natürliche Religion an die Hand gibt [4]). Die Annahme einer übernatürlichen Offenbarung schließt seiner Ansicht nach diejenige einer zur Erhaltung dieser Offenbarung unter uns bestimmten Veranstaltung, d. h. einer sichtbaren Kirche, in sich [5]). Hatte er früher der „Branch Theory"

[1]) Development, p. 77.
[2]) Present Position of Catholics, p. 298 f.
[3]) Apologia, p. 241 f. Deutsche Uebersetzung S. 278 f.
[4]) Vergl. Grammar of Assent, Note III, p. 501.
[5]) Essays, crit. and hist., II, p. 90—99.

beigepflichtet, welche die römische, griechische und anglicanische Kirche als gleichberechtigte Zweige derselben apostolischen Institution ansieht, so lehnt er nunmehr jede Vermittlungstheorie ab; er verzichtet auf seine alte Lieblingstheorie von der Via media und lehnt ebenso die anglicanische Theorie ab[1]), wie er auf das Allerentschiedenste die protestantische Vorstellung von der Kirche eine Fabel nennt[2]). Gegen die Göttlichkeit dieser Kirche sind weder die Aergernisse in derselben[3]), noch die Differenzen unter den Katholiken selbst[4]), noch endlich der sociale Zustand der katholischen Länder im Vergleich zu den protestantischen[5]) als Argumente anzuführen. Auf den Erweis, daß namentlich letzterer Punkt nicht gegen die Kirche ins Feuer geführt werden darf, kommt Newman mehrmals zurück[6]). Es entgeht seinem Blicke nicht, daß der Gegner sofort einwenden wird: dein System ist von Anfang an ganz auf die Sprache des Gewissens gegründet, und doch kommst du schließlich zur Zulassung einer Kirche, welche sich nur auf dem Ruin des individuellen Gewissens aufbaut. Er ist darum zunächst bemüht, herauszustellen, daß der menschliche Geist durch das Gesetz des Katholicismus nur in Dingen der Offenbarung gebunden, in allen anderen ebenso frei ist, wie er es im Protestantismus ist[7]), dessen Princip übrigens, wie er sagt, für die Meisten doch nur einen glänzenden Schein — magni nominis umbra — bedeute[8]). Was aber das individuelle Gewissen in seinem Verhältniß zur Auctorität der Kirche anlangt, so behandelte Newman diesen Gegenstand eingehend in seiner bekannten Antwort auf Mr. Gladstone's „Expostulation". Er sprach da von gewissen „äußersten Fällen", in welchen das Gewissen mit dem Wort eines Papstes in Collision gerathen kann und trotz dieses Wortes doch jenem gefolgt werden muß. „Das Gewissen," heißt es da weiter, „ist das in den Seelen des einzelnen Menschen gebietende Gesetz Gottes, und es wird, auch wenn es bei seinem Eintritt in das geistige Medium eines Jeden einige Brechung (refraction) erleidet, doch dadurch nicht in der Weise geschädigt, daß es seinen Charakter als göttliches Gesetz verlöre, sondern es hat als solches noch immer das Vorrecht, Gehorsam zu fordern. Daher ist es niemals erlaubt, gegen unser Gewissen zu handeln, wie das vierte Lateranconcilium sagt: quidquid fit contra conscientiam, aedificat ad gehennam... Das Gewissen ist weder weitsichtige Selbstsucht noch der Wunsch, mit sich selbst im Einklang zu sein; sondern es ist eine Botschaft von dem, welcher sowohl in der Ordnung der Natur, als in der der Gnade zu uns von hinter einem Schleier

[1]) Für die Abweisung eines falschen „Altchristenthums" s. Apologia, S. 35, 115 (deutsche Uebersetzung); betreffs der apostolischen Succession, welche die anglicanische Tradition nicht anerkenne, s. Essays, II, p. 109; betreffs der anglicanischen Weihen, gegen deren Rechtmäßigkeit er sich erklärt, s. Anglican Difficulties, p. 70; sein späteres Urtheil über die tractarianische Bewegung ebenda, S. 114—131; seine Meinung von der anglicanischen Kirche überhaupt ebenda, S. 4.

[2]) Stellung der Katholiken in England. Deutsche Uebersetzung S. 1, 38, 74.

[3]) Occasional Sermons, p. 144.

[4]) Anglican Difficulties, I, p. 296.

[5]) Ebenda, I, p. 229.

[6]) Vergl. besonders die Position of Catholics, ein Buch, das zum großen Theile der Widerlegung dieses „Vorurtheils" gewidmet ist.

[7]) Anglican Difficulties, p. 263.

[8]) Essays, crit. and hist., II, p. 339.

her redet und uns durch seine Stellvertreter lehrt und regiert. Das Gewissen ist der ursprüngliche Statthalter Christi, ein Prophet in seinen Mahnungen, ein Monarch in seiner Bestimmtheit, ein Priester in seinem Segen wie in seinem Fluch, und in ihm würde, auch wenn das ewige Priesterthum in der Kirche zu existiren aufhören könnte, das priesterliche Princip fortbestehen und seinen Einfluß äußern. . . . Das Gewissen ist ein ernster Mahner; allein in unserm Jahrhundert ist es durch ein Nachbild ersetzt worden, von welchem die früheren achtzehn Jahrhunderte niemals hörten, und welches sie auch nie fälschlich für das Gewissen hätten halten können, wenn sie davon gehört hätten: das ist das Recht der Selbstbestimmung. . . . Das Gewissen ist kein Urtheil über eine speculative Wahrheit oder eine abstracte Lehrmeinung, sondern bezieht sich unmittelbar auf unser sittliches Verhalten, auf etwas, was wir zu thun oder zu lassen haben. Daher kann das Gewissen nicht in directe Collision mit der Unfehlbarkeit der Kirche oder des Papstes kommen; denn diese erstreckt sich nur auf allgemeine Sätze oder die Verwerfung ganz vereinzelter Sätze. Nicht unfehlbar ist der Papst in seinen Gesetzen, in seinen Befehlen, in seinen politischen Acten, in seiner Verwaltung oder in seiner öffentlichen Polizei, und hierin hat ihn das vaticanische Concil gerade so gelassen, wie es ihn fand. . . . Da also die Infallibilität allein das Handeln nach dem Gewissen hemmen könnte, und der Papst in derjenigen Sache, in welcher das Gewissen die höchste Auctorität hat, nicht unfehlbar ist, so kann kein blindes Schloß, wie Herr Gladstone meint, zwischen Gewissen und Papst trennend Platz finden." Newman konnte sich für diese Behauptungen auf eine Reihe angesehener Theologen berufen, welche es eingehend ausführen, daß Jemand, dem der Papst nach dem Ausspruch seines Gewissens etwas Unrechtes befiehlt, gehalten ist, seinem privaten, eigenen Gewissen zu folgen und es geduldig zu ertragen, wenn ihn der Papst dafür strafen sollte, und er beschließt diese Ausführungen mit der Erklärung: „sicher, wenn ich genöthigt wäre, die Religion in einen Nachtisch-Toast hineinzubringen (was freilich nicht gerade Mode ist), so würde ich auf den Papst trinken, wenn's so genehm wäre; — doch nein, zuerst aufs Gewissen und dann auf den Papst[1]" Hr. Gladstone hat, so viel ich weiß, einmal geäußert, diese Erklärung Newman's allein sei ein Ereigniß, welches die durch die Expostulation herbeigeführte Controverse hinreichend belohne. Weniger zufriedengestellt war er durch seines Gegners Ausführungen betreffs der Unfehlbarkeit des Papstes[2]). In seinem „Essay on the Development" hatte Newman die letztere eine Hypothese genannt, aber allerdings eine solche, welche, wenn auch nicht durch eine unmittelbare Evidenz, so doch durch starke Argumente und durch die Thatsachen gestützt sei[3]). Im Jahre 1870 erklärte er sich gleichwohl in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten, aber doch bekannt gewordenen Schreiben an den Bischof Ullathorne von Birmingham gegen die Definition, welche seiner Ansicht nach eine große Schwierigkeit schaffen werde, was doch nicht die

[1]) A Letter addressed to his Grace the Duke of Norfolk on occasion of Mr. Gladstone's recent Expostulation. London 1875, p. 55—66. Deutsche Uebersetzung, Freiburg 1875, S. 70—86.

[2]) Vergl. Gladstone, Vaticanism. An Answer to reproofs and replies. 12th ed. London 1875. Deutsche Uebersetzung, Nördlingen 1875.

[3]) Essay on the Development, p. 91 f.

Aufgabe eines ökumenischen Concils sein könne. „Was mich betrifft, so erwarte ich für meine Person keine sonderliche Prüfung, aber ich kann nicht umhin, mit so manchen leidenden Seelen zu leiden, und ich sehe mit Besorgniß voraus, daß wir Entscheidungen werden zu vertheidigen haben, welche anzunehmen mir persönlich keine Schwierigkeit machen wird, die aber sehr schwer Angesichts der historischen Thatsachen aufrecht zu halten sind. . . . Ist es Gottes Wille, daß die Unfehlbarkeit des Papstes definirt wird, dann ist es Gottes Wille auch, den Zeitpunkt („the times and moments") des seinem Reiche bestimmten Triumphes auf weithin hinaus zu schieben (to throw back), und ich fühle, daß mir dann nichts übrig bleibt, als mein Haupt zu beugen unter die Fügungen seiner anbetungswürdigen, geheimnißvollen (inscrutable) Vorsehung" [1]).

Am 24. Juli 1870 lautet eine Aufzeichnung: „ich sah gestern die neue Definition und freue mich über deren Mäßigung (sie war allerdings sehr verschieden von der von der extremen Partei erstrebten). . . . Die Ausdrücke sind vag und viel umfassend, und ich für meine Person habe keine Schwierigkeit, die Lehre anzunehmen. Die Frage ist: kommt sie an mich mit der Auctorität eines allgemeinen Concils." Fünf Jahre später vertheidigte Newman in seiner Antwort auf Gladstone's Expostulation die vaticanischen Decrete. Freilich sucht er ihre Tragweite auf das Engste zu beschränken. „Vor wenigen Jahren," sagt er selbst, „war es Sitte unter uns, Schriftsteller, welche dieser Regel der Kirche („odia sunt restringenda, favores ampliandi") gemäß handelten, mit dem Namen „Minimizer" zu belegen; diese Zeit des tyrannischen „Ipse dixit" ist hoffentlich vorüber." Aber weder Mr. Gladstone noch die Partei des „Ipse dixit" war damit zufrieden. Wenn Newman die Unfehlbarkeit des Papstes einschränkte und an bestimmte Normen gebunden wissen wollte, ähnlich denen, durch welche der Hirtenbrief der schweizerischen Bischöfe sie limitirte, so nimmt der britische Staatsmann nur davon Act, um diesem „Minimismus" die Ansichten, Forderungen und Wünsche der „ultramontanen Partei" entgegenzustellen. Diese selbst, Newmans ehemalige Genossen der tractarianischen Bewegung, Ward und Manning an der Spitze, waren von dem minimistischen System auch nichts weniger als erbaut, und es konnte sie nicht erfreuen, was Newman über das Gewissen äußerte, noch wenn er meinte, eine der großen Gefahren der römisch-katholischen Kirche liege in den Uebertreibungen in Sprache und Benehmen, welche sich einzelne Mitglieder derselben gestatten, und es herrsche an der römischen Curie viel Malaria. Kein Wunder, daß man, wie wir sehen werden, in Rom übel auf Newman zu sprechen war. Pius' IX. ungnädige Gesinnung ihm gegenüber brauchte nicht lange bekannt zu sein, um gewisse Leute zu dem Zweck in Bewegung zu setzen, Newmans Namen censuriren zu lassen und ihn, nach beliebtem Recept, mittelst einer solchen Censur bei den sog. „guten Katholiken" außer Curs zu setzen. Man hatte, wie später bei Rosmini, eine Anzahl Thesen aus seinen Werken zusammengestellt und war im Begriffe, dieselben dem Papst zur Verurtheilung vorzulegen. Zur rechten Zeit gelang es einflußreichen Personen, Pius IX. die

[1]) Der Brief ist unter Anderen abgedruckt bei Jennings, Cardinal Newman: the story of his life. 2d ed. p. 110 f. Birmingham 1882.

Augen darüber zu öffnen, was es für Rom selbst bedeute, den größten Namen, den der Katholicismus in diesem Jahrhundert sich gewonnen, den größten, den der Anglicanismus je verloren (wie Gladstone sich ausgedrückt hat) zu desavouiren und den Verpönten des Index zuzugesellen.

Wer Newmans Ausführungen über die päpstliche Suprematie und das Sacramentum unitatis[1]) gelesen, der kann nicht bezweifeln, daß er dem Papstthum in tiefster Seele ergeben war. Mit wahrer Begeisterung schildert er in seinen Reden die politische Weisheit des apostolischen Stuhles, spricht er von den Verpflichtungen der Katholiken gegen denselben[2]). Außerhalb der Kirche wird er darum immer als ein Ultramontaner gelten; innerhalb derselben zählte man ihn nicht zu dieser Partei. So hoch er die Auctorität des Papstes stellte, so wollte er, dem jedes Gesetz heilig war, von einem das Gesetz ignorirenden Absolutismus nichts wissen. Als ich ihn einst frug, was seiner Ansicht nach das größte unter den Uebeln sei, welche die heutige Kirche betrüben, antwortete er: das sei der maßlose Druck, welchen der heilige Stuhl auf die Bischöfe und die Gesammtheit der Kirche ausübe; und er erwartete von Leo XIII. hier eine Remedur, nachdem dieser eben bei seiner Thronbesteigung erklärt hatte, künftighin nichts ohne den Rath seiner Cardinäle thun zu wollen. Wer darum Newman einen „liberalen Katholiken" nennen wollte, nämlich in dem Sinn, welchen man meistens damit verbindet, würde wieder ihn und sein innerstes Wesen vollkommen mißverstehen. Nichts ist im Grunde Newman weniger sympathisch gewesen, als der landläufige Liberalismus in religiösen Dingen. Wir haben oben gesehen, was er darunter verstand. Der Tractarianismus selbst war nach Newman's eigenem Zugeständniß gerade die dem Liberalismus (in theologischen Dingen) entgegengesetzte Strömung. Nichts lag ihm ferner als eine Compromißtheologie, welche er nur auf Schwäche des logischen Denkens und Haltlosigkeit des Charakters zurückführte. Es entsprach das seinem ganzen Charakter, der nichts von schwächlich-diplomatisirendem Wesen hatte, ja, der unter Umständen eine Anderen zuweilen schwer verständliche Härte zeigte. So brach er schon 1829 vollkommen und offen mit seinem bisherigen Meister und Freund, Dr. Whately, als dieser sich zum Führer der Emancipationisten, also zum Vertheidiger der vom religiösen und politischen Liberalismus betriebenen Emancipation der Katholiken, entsprechend den Wünschen des Wellington'schen Cabinettes, gemacht hatte; als Whately 1834 nach Oriel College kam, war Newman der Einzige, der ihn nicht begrüßte, und als Rector der Dubliner Universität wohnte er dem Erzbischof Whately gegenüber, ohne daß er ihn wiedersah. Vierzig Jahre später lehnte Newman gelegentlich eines Aufenthaltes in London den Besuch eines bekannten römischen Kirchenfürsten mit der Erklärung ab, er schulde es seiner Stellung, auf den Verkehr mit einem Kirchenfürsten zu ver-

[1]) Essay on the Development, p. 148 f. Grammar of Assent, Chapt. VII f.

[2]) Idea of a University, p. 13. Occasional Sermons, p. 271. Wie Newman über gewisse von der Kirche tolerirte Mißbräuche, wie über die Nothwendigkeit, einem gewissen Aberglauben nur mit äußerster Vorsicht entgegenzutreten, dachte, lehren die beachtenswerthen Ausführungen in der Preface to the third Edition der Via media, § 13 ff. (p. LVIII f.).

zichten, dessen Verhalten er als unheilvoll bezeichnen müsse. Und doch war Jener einst sein Vertrauter gewesen. Solche Vorgänge lassen auf eine fast erschreckende Festigkeit des Wesens schließen. Aber man würde gleichwohl Newman vollkommen Unrecht thun, wollte man ihn für einen jener harten und zelotischen Theologen halten, welchen es besondere Freude macht, das Thor der Hölle möglichst zu erweitern und den Weg zum Himmel mit neuen spitzen Steinen zu pflastern. War Newmans Geist unerbitterlich hinsichtlich der Principien, konnte er nicht oft genug hervorheben, daß die Glaubensbotschaft sich nicht halbiren lasse, so war seine Gesinnung doch mild — nicht in Folge seines Naturells, das weiter eher hart und schneidend war, nicht dank seines Temperaments, das dem Vergnügen, einen Feind zu zermalmen, sehr zugänglich war, sondern kraft der Erziehung, die er an sich selbst geübt, und der Wege, die ihn die Vorsehung geführt hatte. Auch Gladstone erkennt in der gegen ihn gerichteten Replik dankbar den milden Ton seiner Sprache an. Der Heftigkeit gewisser Stimmführer des Jahres 1870 gegenüber hat er wiederholt erklärt, daß ungeachtet seiner persönlichen Anschauungen es ihm unmöglich sei, nicht tiefes Mitgefühl zu empfinden mit den Seelenkämpfen und den inneren Leiden Jener, welche anderer Ansicht seien. Sein ganzes System des „Minimisirens" ist ein Ausfluß dieser Gesinnung gewesen und steht im schroffsten Gegensatz zu dem Verfahren des modernen Pharisäismus, welcher darauf ausgeht, die Geister in immer tiefere Schatten zu hüllen und die Seelen mit neuen und unerhörten Lasten zu beschweren. Auch eine andere ihm eigene Lehre zeugt dafür, daß lieblose Härte in seiner Theologie keinen Platz hatte. In der „Grammar of Assent" (S. 422) eignet er sich die Meinung angesehener älterer Theologen an, daß die Höllenstrafen, wenn man ihre Endlosigkeit auch dogmatisch nicht bestreiten könne, doch eine zeitweilige Unterbrechung haben dürften, und daß dies „Refrigerium" der Verstoßenen darin bestehe, daß dieselben das Bewußtsein von der ewigen Dauer ihres Leidens zeitweilig verlören. Man hatte diese Theorie als unkirchlich angefochten; in einer den spätern Ausgaben der „Grammar" zugefügten Note (Note III ff., S. 502) vertheidigt Newman seine Meinung. Er erinnert an die Legende von dem Mönch, welcher in den Wald ging, um der Betrachtung zu pflegen, und welcher hier durch den Gesang eines Vogels dreihundert Jahre festgehalten wurde, wähnend, nur eine Stunde lang sei er in diesem Genusse verloren gewesen. Warum sollte Gott den Unseligen nicht gewähren können oder wollen, was er dem Heiligen schenkte — dies süße glückliche Vergessen?

So war auch Newman's politische, bzw. kirchenpolitische Auffassung himmelweit verschieden von dem pseudoconservativen Fanatismus der Ward und Veuillot. Man hatte seine entschiedenen Aeußerungen gegen den Liberalismus als eine Stellungnahme gegen die von Lacordaire und Montalembert geführte Richtung gedeutet. Im ersten Anhang zu der „Apologia" erklärte sich daher Newman über diesen Punkt. „Ich halte es," schreibt er, „nicht für möglich, daß ich in irgend einem wesentlichen Punkt anderer Meinung sein sollte, als zwei Männer, die ich so sehr bewundere. Der Grundrichtung ihres Denkens und Verhaltens stimme ich freudigst bei; ich sehe in ihnen Geister, die ihrer Zeit vorangeeilt sind. Trage

ich gleichwohl Bedenken, mich ihrer Sprechweise in Betreff des Liberalismus anzuschließen, so ist das in so mancherlei begründet, was dort zu Lande und hier entweder den Worten einen anderen Sinn gibt oder sich sachlich anders gestellt findet." Newman bekannte sich in und nach Oxford stets als Tory: aber auch dem englischen Tory ist selbstverständlich, daß die moderne Gesellschaft nicht anders als in verfassungsmäßigen Formen leben kann, was ja das Erste war, was Montalembert und Lacordaire forderten und das Letzte ist, was die Leute der Staatsstreiche und die Handlanger des Despotismus in Staat und Kirche zugestehen möchten.

Hundert andere Punkte verdienten hervorgehoben zu werden, um an ihnen die Eigenart, Hoheit und Anmuth der Newman'schen Auffassung und Darlegung zu zeigen[1]); aber ich darf die Geduld meiner Leser an dieser Stelle nicht länger in Anspruch nehmen. Was hier vorgelegt wurde, genügt im Allgemeinen, um ein Bild von Newman's „Theologie" zu geben. Der Verfasser dieser Zeilen ist sich und seinen Lesern die ausdrückliche Erklärung schuldig, daß er sich mit dieser Theologie keineswegs in allen Stücken identificirt, und daß er an dieser Stelle ganz davon absieht, dieselbe einer Kritik zu unterziehen. Wollte er eine solche vornehmen, so müßte er einmal darauf hinweisen, wie die Newman'sche Argumentation der Widersprüche durchaus nicht enträth; wie dieselbe vielfach, ohne es zu ahnen oder zu wollen, mit der einen Hand zurückzieht, was sie mit der anderen gibt; wie sich selbst aus dem starren Dogmatismus des Verfassers der „Apologia" ein höchst subjectivistischer Kern herausschälen und sagen läßt, daß, wenn Newman die Kirche Englands verlassen, doch der Geist des englischen Nationalismus ihn nie verlassen hat. Es wäre vor Allem aber die tiefe Kluft aufzuweisen, welche Newman von der historischen Anschauung trennt. Der Cardinal ist in dieser Hinsicht eine höchst charakteristische Erscheinung. Die „theologische Frage" dreht sich in der Gegenwart *ganz* um den Antagonismus des historischen und des dogmatischen Erkennens. Die Zukunft

[1]) Ich verweise zunächst im Allgemeinen auf die für Newman's Beurtheilung höchst wichtige Vorrede zu der dritten Ausgabe der Via media (London 1877), dann auf seine Ausführungen über Messe und Transsubstantiation (Apologia, p. 239; Loss and Gain, p. 290); über die Beichte (Present Position of Catholics, p. 351); über die evangelischen Räthe (Disc. to Mixed Congr., p. 313); über die Idee des Mönchthums (ebenda und Hist. Sketches, II, p. 372); über Reliquien und Wunder (Present Position of Catholics, p. 298; Verses on Various Occasions, p. 331; Grammar of Assent, p. 298); über Natur und Gnade (Disc. to Mixed Congr., VIII, p. 146 f.); über die Sünde (Occasional Sermons, p. 40: Anglican Difficulties, p. 396); über Maria (vergl. gegen Pusey's Eirenicon: Angl. Diffic., II, besonders p. 9, 26, 77; Mater Dei etc., Discourses (to Mixed Congreg., p. 361, 351, 355, 365, 375, 357); über Christenthum und classische Studien (Dubliner Reden, deutsche Uebersetzung S. 241); über Christenthum und Naturforschung (ebenda S. 263 f., 295); über Christenthum und wissenschaftliche Forschung überhaupt (ebenda und „University Sermons"); über die französische Revolution (Present Position of Catholics, p. 220); über Napoleon (Grammar of Assent, p. 324). Für Newmans tiefe Auffassung des Seelenlebens zeugen namentlich die Abschnitte über die Idee der Heiligkeit (Disc. to Mixed Congr., p. 94); über das freiwillige Leiden (ebenda p. 313); vor Allem die einzig dastehende Rede über das Seelenleiden des Herrn (Disc. to Mixed Congr., XVI: mental sufferings of our Lord in his passion). Interessant ist auch seine Definition des „Gentleman" (Idea of a University, p. 204), deren Beachtung gewissen Schriftstellern in hohem Grade zu empfehlen ist.

der Kirche hängt — menschlich gesprochen — davon ab, ob die europäische Menschheit zu einem Ausgleich beider Auffassungen gelangt. Von den beiden letzten großen Repräsentanten der katholischen Theologie hat keiner mehr als die eine Seite des Erkennens zum Ausdruck zu bringen gewußt: Döllinger die geschichtliche, Newman die dogmatische. So ist Beider Lebenswerk nur ein Fragment geblieben. Um auf dasjenige Newman's zurückzukommen, so haben wir da, meinte Gladstone, „das Werk eines Geistes vor uns, der scharf genug ist, den Diamant zu schneiden und glänzend, wie der Diamant, den er schneidet. Wie selten findet sich in den seltsamen und unerforschlichen Gedenkblättern des Menschengeschlechtes, daß mit solchen Denkwerkzeugen von fast übermenschlicher Kraft und Feinheit Charakterstärke und Energie des Willens in ebenso ungewöhnlichem Maße entwickelt sind oder sich entwickeln lassen, so daß jenes aus Denken und Handeln zusammengesetzte Gebäude fertig wird, welches das Leben zu einem moralischen Ganzen macht!“ [1]) Newmans theologische Weltanschauung ermangelt nicht dessen, was die heutige Welt geneigt sein könnte, eine erschreckende eiserne Consequenz, eine gewisse furchtbare Geschlossenheit und Schärfe zu nennen. Gleichwohl nimmt sie unter den theologischen Richtungen der Gegenwart eine Stellung ein, welche dafür zeugt, wie Newman auch als Katholik nie vergessen hat, daß die überlegene Intelligenz und die sieghafte Leidenschaftslosigkeit, welche ihm die Natur als ihre herrlichsten Gaben in die Seele gelegt, ihn zu einer Aufgabe des Friedens und der Verständigung berufen hatten. Die Lieblingsschöpfung seiner protestantischen Jugend war die Via media; und so verschieden die in diesem Werke niedergelegten Ansichten von seinen späteren waren, im Grunde ist er auch als Katholik der Mann der Via media inmitten der Gegensätze des Tages geblieben. Froude hat ihn „die Stimme der intellectuellen Reaction“ genannt, „welche der Aera der Revolution in Europa gefolgt ist“. Aber wie anders klang die Stimme dieser Reaction gegenüber derjenigen eines De Maistre oder eines Bonald, der Veuillot von gestern und der „Civiltà cattolica“ von heute! Ihm galt es nur, seine und seiner Brüder Seelen zu retten: hingestorbene politische Systeme durch den Einfluß der Religion wieder zu erwecken; die Kirche an vertrocknete Mumien anzubinden oder sie sehr irdischen Bestrebungen und Gelüsten als Locomotive vorzuspannen — das waren Dinge, welche in seinem Geiste keinen Platz fanden. So war sein Ansehen, erhaben und unberührt von dem Staub dieser Erde, und so war seine Theologie: sie hatte nichts zu thun mit der politischen und irdischen Ausbeutung des Heiligsten. Selbst die Dunkel der nächsten Zukunft konnten einen Geist nicht mehr beunruhigen, der längst über den Wolken wohnte. Schon in der „Apologia“ hatte er geschrieben: „in Betreff der Zukunft schwebt unserem Geiste nichts Sicheres vor, ob sie eine gute oder böse sein werde. Daß ein so leuchtender Stern wie Augustinus als der letzte Bischof von Hippo aus dem Leben scheiden sollte, hat seit der Zeit den Christen immer als Warnung dienen können vor jedem Versuche, vorauszusagen, wie die Vorsehung sich ihren Weg bereiten und zu Ende führen werde, was sie begonnen.“ Niemand konnte weiter als er entfernt sein von jenem Optimismus, wie ihn der gewissenlose Mißbrauch

[1]) Gladstone, Vaticanism, p. 15. Deutsche Uebersetzung S. 11.

der Phrase und die Herrschaft einer lächerlichen, sich selbst berauchernden und berauschenden Declamation unter uns erzeugt hat; im Gegentheil sprach er es offen aus, daß die christliche Gesellschaft sich zeitweise in einem „state of deliquium“ befinde, aus dem sie freilich immer durch Erneuerung ihres Geistes den Ausgang finde[1]). Aber die Einsicht in die Schäden der Gegenwart und die Schatten, welche die nächste Zukunft uns zuwirft, änderten nichts an der ruhigen Zuversicht seiner Seele, daß der Höchste das Werk seiner eigenen Hand nicht verwerfen, noch die Menschheit sich selbst überlassen werde. Sein großes Hauptwerk von der „Entwicklung der christlichen Lehre“ endigte mit der „blessed vision of Peace“, wie das Leben seines ehemaligen Freundes und Mitarbeiters Pusey in dem Rufe nach „mehr Liebe, mehr Liebe“ ausklang[2]).

III.

Die Persönlichkeit.

Nach seinem Uebertritt schrieb Newman an Cardinal Acton: „obgleich ich niemals etwas Anderes bezweckte als Gehorsam gegen mein eigenes Rechtsgefühl und dennoch, gegen meinen Willen und ohne mein Zuthun, zu einem Parteiführer erhoben wurde, so werden, fürchte ich, meine Fähigkeiten auch jetzt die Erwartungen meiner eigenen Freunde und Derjenigen täuschen, die für den Frieden Jerusalems beten.“

Ihm selbst drohten keine Enttäuschungen, denn er hegte keine Erwartungen und hatte keine Illusionen. „Was muß ich in vieler Beziehung nicht Alles opfern!“ hatte er kurz vor dem entscheidenden Schritt, am 16. November 1844 an einen Freund geschrieben; „welcher Last muß ich mich unterziehen, nicht nur im Hinblick auf mein Alter, in dem die Menschen jede Veränderung hassen, sondern auch wegen meiner ganz besondern Liebe und Anhänglichkeit für alte Beziehungen und Erinnerungen. Auch vermag ich keine Spur von Heroismus oder Begeisterung oder Freude am Opfer in mir zu entdecken. Nichts hilft mir, mich aufrecht zu

[1]) Development, p. 442.

[2]) Das Letzte, was Pusey schrieb, war ein Brief, den er am 22. August 1882 an eine seiner Ordensfrauen richtete: „My dearest child, God bless you for all your love — love is indeed a wonderful thing, and yet it would be yet more wonderful if it were not, since love is of God, a spark out of the boundless, shoreless Ocean of his fire of love. What you say of this past near half century is wonderful. It was upon my lips: „This is the Lords doing, and it is marvellous in our eyes.“ There was a little seed scattered, and what a harvest of souls! But God had prepared the soil, and the fields were white already to harvest. There was however a great deal of hearts devotion before, which never talked but acted. I remember it in those before me, of whom I learnt. You, I hope, are ripening continually, God ripen You more and more. Each day is a day of growth. God says to you, „open thy mouth, and I will fill it.“ Only long: He does not want our words. The parched soil by its cracks opens itself for the rains from Heaven and invites them. The parched soul cries out for the living God: Oh then, long and long and long and God will fill thee. More love, more love, more love. God bless you, day by day, more and more. Your very loving Father E. B. P.“ Ich habe den Brief im Originaltext hergesetzt, weil er in Deutschland unbekannt und vielleicht auch in England noch nicht veröffentlicht ist.

erhalten." Und nichts, so darf heute, nach den fünfundvierzig Jahren, die Newman noch als Katholik gelebt hat, hinzugefügt werden, nichts hat ihn, im rein weltlichen, egoistischen Sinn gesprochen, für dieses ungeheure Opfer entschädigt. Die Kirche, in die er eintrat, hat niemals aufgehört, diesen ungewöhnlichsten aller Convertiten mit einem Gemisch von Empfindungen zu betrachten, denen ein unbestimmtes Mißtrauen, eine gewisse Scheu nicht fremd waren. Gleich in den ersten Jahren schloß sich Newman einem Unternehmen zur Veröffentlichung von Heiligenbiographien der späteren Jahrhunderte an. An der Spitze des Unternehmens stand Pater Faber, der in Rom unbedingtes Vertrauen genoß. Die Serie mußte aber plötzlich unterbrochen werden, „weil das Leben der heiligen Rosa von Lima Anstoß bei den englischen Katholiken erregen könne" [1]). Als Newman einige Jahre später, wie wir sahen, die Franzosen Lacordaire und Montalembert als Männer bezeichnete, „mit deren allgemeiner Gedankenrichtung und Handlungsweise er aufs wärmste übereinstimme und die er als ihrer Zeit vorausgehend betrachte", erfuhr er dieses bedingten Lobes wegen den ärgsten Widerspruch und die bekannten Epitheta der ultramontanen Presse. Es fehlte nicht viel, so wäre er desselben Liberalismus geziehen worden, zu dessen Bekämpfung er das Schwert gegürtet hatte. Von 1845 bis 1854 ließ man ihn gänzlich unverwerthet, dann ging er im Auftrag seiner geistlichen Obrigkeit nach Dublin, als Rector einer neubegründeten, zum Theil mit guten Lehrkräften ausgestatteten katholischen Universität. Diesen Versuch, die Quadratur des Zirkels zu finden, die freie Bewegung, welche die Forschung nicht entbehren kann, mit der Sorge zu verbinden, die Jugend vor dem Contact unsicherer Hypothesen und beständig wechselnder Meinungen zu bewahren; die eifersüchtige Ueberwachung durch Bischöfe, die wenig oder nichts von den Grundbedingungen wissenschaftlicher Bildung verstanden; die Nichtanerkennung durch den Staat; das Vergnügen des Irländers an der Unterminirung alles dessen, was Engländer bei ihm zu bauen versuchen: alle diese Erfahrungen hat Newman in Irland bis zur Hefe gekostet. Er schrieb im Laufe dieser Jahre und zur Förderung seiner Aufgabe „The Idea of a University," und „Rise and Progress of Universities". Es wurde flüchtig daran gedacht, seine Stellung gegenüber dem irischen Episkopat durch Ernennung zum Bischof in partibus [2]) zu stärken, allein es kam nicht dazu, und im Jahre 1858 kehrte Newman nach Birmingham zurück, um dort im Hause der Oratorianer zu Edgebaston, bis zum Ende seines Lebens in klösterlicher Abgeschiedenheit die Studien halberwachsener Knaben zu überwachen. Denn auch der Versuch, ein katholisches College unter seiner Leitung in Oxford zu errichten, ging kläglich zu Grunde. Der Grund und Boden war bereits dafür angekauft, als die Propaganda die Gründung untersagte. Indessen hatte schon früher Cardinal Wiseman zur Herstellung einer neuen Schriftübersetzung aufgefordert und Newman damit betraut, der auch energisch ans Werk ging und seine Mitarbeiter

---

[1]) Das katholische Blatt „The Tablet" (August 1890), welches dieses erzählt, fügt nicht hinzu, ob Newman der Verfasser war. Wir erfahren eben, daß letzterer an den erschienenen Bänden in keiner Weise betheiligt war.

[2]) Und zwar sollte Newman den Titel eines Bischofs von Hippo, dem Sitze des heiligen Augustinus, tragen!

wählte. „Aus Ursachen, die niemals aufgeklärt worden sind," sagt das katholische Organ „The Tablet", „wurde das Project aufgegeben und, es sei denn, daß Newman ein Manuscript hinterließ, jede Spur davon verwischt." Der Stellung Newmans zu der Actionspartei im Concil von 1870 wurde bereits gedacht. Einige Zeit später meldeten sich zwei Oratorianer zur Audienz bei Pius IX., der Papst frug, welchem Ordenshaus sie angehörten, ob dem zu London oder dem Newman's zu Birmingham. Auf die Antwort, daß sie von letzterem kämen, erfolgte von Seiten des Papstes eine Bewegung unzweideutigen Abscheus.

Nicht die leiseste Andeutung hat bei Newman Erstaunen oder Unwillen über derlei Dinge verrathen. Die Geschichte des gescheiterten Projectes in Irland ist niemals erzählt worden, denn er, der sie allein wußte, hat unverbrüchliches Stillschweigen darüber bewahrt. Von Papst Pius IX. sprach er mit Dank, als von demjenigen, der ihm die Gründung eines englischen Oratoriums ermöglichte. Er überließ es naiven Menschen, darüber zu staunen oder zu klagen, daß „die Kirche in der Welt, und folglich auch die Welt in der Kirche ist, und die Welt, ob in oder außerhalb der Kirche, totus in maligno positus est. Und das, obwohl die Welt sich zum Christenthum bekennt, obwohl so viele ihrer Millionen getauft sind, obwohl ihre Stände und Berufsklassen, ihre Regierungen, ihre großen Männer, ihre Gesetzbücher, ihre gelehrten Anstalten, ihre Armeen das Evangelium als die einzige Regel ihres Bekenntnisses und ihrer Handlungen aufstellen, doch mundus totus in maligno positus est. Und dieses," fügt er hinzu, „gilt von allen Zeiten und von allen Zonen." Die Behauptung, als ob ein Zeitalter sittlich höher als ein anderes gestanden, die Vergangenheit besser als die gegenwärtigen Tage gewesen sei, hat er stets abgelehnt. In seiner Gegenwart nannte Jemand einst die Kirchenwesen „ein nothwendiges Uebel". „Nothwendig gewiß," erwiderte Newman, „solange wir im Fleisch wandeln. Drüben wird es anders sein: „ich sah dort keinen Tempel", steht in der Apokalypse" [1]).

Für sich nahm er kein anderes Recht als das in Anspruch, sein Heil in der katholischen Kirche zu wirken. Unmittelbar nach seinem Uebertritt blieb er still in Littlemore bis zum Februar 1846, wo er seine letzten Bande mit Oxford löste, wie er damals glaubte, um es nicht wieder zu sehen. In dem religiösen Roman „Loss and Gain" hat er, ohne persönlich zu werden, doch die Art der moralischen Verfolgung geschildert, die man auch dort zu verhängen verstand. Im October ging er nach Rom und beschloß 1847 in die Gesellschaft der Priester des Oratoriums einzutreten, die im sechzehnten Jahrhundert von San Filippo Neri gestiftet wurde, demselben, welchen Goethe „den humoristischen Heiligen" nennt. Eine Biographie, die Goethe geschrieben hat, braucht Niemand ein zweites Mal zu schreiben. Er nennt Filippo Neri anziehend und ablehnend zugleich, einen Mann voll Anmuth und Würde. Um ihn versammelten sich junge Männer zu thätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit, sie erwiesen sich unermüdet, die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen und schienen ihre Studien hintanzusetzen. Ueber die wichtigsten Gegenstände pflegte die kleine Gesellschaft sich zugleich auf eine geistliche

[1]) Fortnightly Review, September 1890. Brief von Newman 25. Juli 1876, S. 426 und S. 424.

und gefühlvolle Weise zu unterhalten. Nach einem kurzen stillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verlesen, worüber ein und der andere sich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man besprach sich auch wohl hierüber, alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialektische und spitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgesetzten alle Speculation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber aufs Leben gerichtet war, und das Leben sich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, so wußte der Mann auch hierin den unschuldigen Bedürfnissen und Wünschen der Seinigen entgegenzukommen. Bei eintretendem Frühling führte er sie nach San Onofrio; hier, wo bei der jungen Jahreszeit alles jung erscheinen sollte, trat, nach stillen Gebeten, ein hübscher Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten, und ein Chor eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören. Goethe erzählt mit Behagen, wie die Thiere selbst sich seinem Heiligen angeschlossen und nicht mehr von ihm getrennt hätten; wie er einst, vom Papst zu einer ekstatischen Nonne geschickt, ihr statt des Grußes den von Weg und Wetter übel zugerichteten Stiefel hingereicht, und als sie mit Schelten und Zorn zurückgefahren, sich gelassen erhoben, das Maulthier, das ihn gebracht hatte, wieder bestiegen und dem lächelnden Papst berichtet habe, eine weitere Prüfung werde er wohl nicht nöthig finden. Allein Goethe berichtet auch von Zuständen des Enthusiasmus, der Ekstase, der Leidenschaft, wo der sonst so verständige, praktische Mann sich gänzlich verlor; von den außerordentlichsten ihm verliehenen Naturgaben, von Spott und Hohn, den er erduldete, von seiner tiefen, unter der heitern, gefälligen Außenseite ihn erfüllenden Verachtung der Welt. Und Goethe, der sich in alle intellectuellen Lagen versetzen, in alle seelischen Zustände hineinleben konnte, findet in Bezug auf Filippo Neri die merkwürdigen Worte: „man kann gewiß sein, daß die erhabensten, innerlich stolzesten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen, indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt vorauszukosten und den bittern Kelch der Erfahrung, eh' er ihnen noch angeboten ist, bis auf den Grund zu leeren sich entschließen."

Ganz ähnliche Motive haben Newman in seine selbstgewählte Abgeschiedenheit geführt, ganz ähnliche Züge, wenn dem Unterschied der Zeit und der Verhältnisse gebührend Rechnung getragen worden ist, sein dortiges Leben gekennzeichnet. Sein Oratorium freilich stand nicht im prächtigen Rom des Ausgangs der Renaissance, sondern im kohlengeschwärzten, prosaischen Birmingham, im Schoß einer armen, verwahrlosten Fabrikbevölkerung. Sein San Onofrio lag nicht auf malerischer Höhe mit dem Ausblick auf südliche Berge und blaue Meeresfluthen; es hieß Rednall und war ein unscheinbares Haus in wenig reizender nordischer Ebene; kein hoher Tempelbau, keine säulengetragene Basilika riefen ihm eine Welt der Schönheit in die Seele; unscheinbar, eng und häßlich war die Kirche zu nennen, in der sein Betstuhl, sein Altar und endlich sein Sarg gestanden haben. Allein das hohe religiöse Ideal, das vor Newman's Blicken lag, bedurfte keiner äußeren Anregung und erstrebte, um sich zu verwirklichen, ganz einfach-praktische Lösungen. Das Außerordentliche überließ er Anderen und vertraute sich der Führung und dem Beispiel des Heiligen, der halb in der Welt

verblieben, dessen Kloster „die Heimstätte christlichen Frohsinns“ genannt worden ist. An ihn richtete er die schlichten Verse:

„I'm ashamed of myself, of my tears and my tongue,
So easily fretted, so often unstrung;
Mad at trifles, to which a chance moment gives birth.
Complaining of heaven and complaining of earth.“

Der frühe Morgen gehörte der Betrachtung, dem Gebet, den kirchlichen Verrichtungen; die Tagesstunden dem Studium und der Arbeit. Am Nachmittag unterließ Newman, der sehr gut zu Fuße war, selten den gewohnten Spaziergang. Um sechs Uhr speiste man gemeinsam im Refectorium, und wenn die Reihe ihn traf, bediente Newman seine Gäste und Brüder, wie der Geringste unter ihnen. Während des Essens wurde vorgelesen, dann kurz eine theologische Frage discutirt, worauf man sich ins Gesellschaftszimmer begab, wo der Kaffee servirt und eine Stunde der geselligen Unterhaltung, zuweilen auch der Musik gewidmet wurde. Nichts war leichter, als das Interesse Newmans zu erwecken, denn Alles interessirte ihn, die Literatur, die Politik, die Bedingungen des Handels und Verkehrs, die Verhältnisse der Menschen und der Localitäten, die er kannte, das ländliche Leben, die Studien seiner jungen Leute, das Einfache und die einfachen nicht weniger als die schwierigsten Probleme und Streitfragen. „Haben Sie den neuen Quai in Chelsea gesehen?“ fragte er eine befreundete Dame, die ihn während der letzten Monate seines Lebens besuchte. Sie wußte kein Wort davon. „Sie kommen von London und haben das nicht gesehen!“ erwiderte ganz enttäuscht der Cardinal. Es ist beständig als ein Merkmal seiner geistigen Persönlichkeit hervorgehoben worden, daß er eine seltene, oft geradezu wunderbare Macht über unwissende, rohe Leute aus dem Volke besaß. Sie folgten ihm und liebten ihn wie die Kinder. Er hatte im Umgang nichts vom Gelehrten an sich und vermied sorgsam alle Pedanterien im Ausdruck; vor die Wahl zwischen geselligem Verkehr ohne Studien, oder Studien ohne geselligen Verkehr gestellt, sagte er einst, würde er als Student unbedenklich das Erstere gewählt haben[1]). Diese Liebenswürdigkeit im Umgang, diese Fähigkeit, sich Allen anzubequemen, den Kindern, den Frauen, den Unwissenden, den Armen, hat doch eine Ausnahme gekannt. Wenn Leute kamen, die sich Aeußerungen über schwebende Controversen erzwingen wollten, wenn Andere unzeitige und unmögliche Discussionen, „über den Ursprung des Bösen“ z. B., oder über die vaticanischen Decrete bei Tisch, „entre la poire et le fromage“ anfingen, oder, was auch in England wie anderswo so gern geschieht, sich die Mühe des Nachdenkens über schwierige Fragen durch eine halbstündige Unterredung mit einer Celebrität ersparen wollten, dann erging es ihnen, wie sie es verdienten. Ein Parlamentsmitglied nahm, in den Tagen der Kämpfe, welchen die weltliche Macht zum Opfer fiel, den Zug nach Edgebaston: „ach, Pater Newman,“ begann er, „in welchen Zeiten leben wir. Betrachten Sie einmal, was in Italien vor sich geht.“ „Ja, gewiß! Und blicken Sie doch auch einmal nach China und Neu-Seeland!“[2]) Zuweilen erfolgte als

[1]) W. Ward, Some Aspects of Newman's Influence. Nineteenth Century, Oct. 1890, p. 567.

[2]) Lord Acton, a. a. O. S. 727.

Antwort auf solche Zudringlichkeiten auch eine Dissertation, etwa über die Cultur der Weintrauben in Glashäusern, oder über den Vortheil, den Schnellzug von 11.45 statt jenen von 4.26 zu benützen.

Und hiermit ist eine Seite in Newman's Wesen berührt, die Macht des Spottes, der Ironie, der Satire, die triumphirende dialektische Virtuosität in Umzinglung und Entwaffnung des Gegners, die er mit Pascal und Lessing gemein hatte, und die, spät und durch Zufall in Thätigkeit gesetzt, ihm eine der völligsten Genugthuungen verschaffte, die in der Geschichte der Controversen verzeichnet stehen.

Der Anlaß dazu war dieser. Vor Weihnachten 1863 erschien die Januar-Nummer von „Macmillan's Magazine", und in derselben ein Artikel Kingsley's über A. Froude's „Geschichte von England". In diesem Artikel stand folgende Stelle zu lesen: „die Wahrheit um ihrer selbst willen ist niemals eine Tugend des römischen Klerus gewesen. Pater Newman belehrt uns, daß dem nicht so zu sein braucht und im Ganzen auch gar nicht so sein soll; daß List und Schlauheit (cunning) die Waffen sind, die der Himmel den Heiligen verliehen hat, um der brutalen Gewalt der bösen Welt zu widerstehen, die da zur Ehe gibt und nimmt. Mag diese Auffassung in der Lehre begründet sein oder nicht, immerhin ist sie historisch begründet."

Kingsley war nicht nur eine durchaus tüchtige, tief religiöse und begeisterungsfähige Natur, er war auch ein großes Talent, ein Schriftsteller, ein Dichter von bleibendem Werth, voll Impuls und Energie, Thatkraft und Wohlgefallen am nationalen Leben. Von ihm ist behauptet worden, sein Ideal der Vollkommenheit sei der echte englische Landsquire gewesen, und die katholischen Ideen und Tendenzen mochte er nicht leiden. Im Gegensatz zu Newman, der jedes Wort abwog und die feinsten Unterscheidungen beobachtete, gefiel sich Kingsley in einer gewissen derben Heftigkeit. Der Artikel, der die ungeheure Anschuldigung gegen Newman enthielt, war nicht unterzeichnet und wurde diesem durch einen Freund zugeschickt, ohne dessen Vermittlung er aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht Kenntniß davon erhalten hätte. Er schrieb unverzüglich an Macmillan's Verlag und machte aufmerksam auf „die schwere, grundlose Verleumdung". Kingsley nannte sich hierauf als den Verfasser und berief sich zu seiner Rechtfertigung auf „viele Stellen" in Newman's Schriften, die er nicht näher bezeichnete, dann aber auf die Predigt über „Weisheit und Unschuld", die Newman auf der Kanzel der anglicanischen Kirche zu St. Mary in Oxford 1843 gehalten hatte[1]), und welcher der Text zu Grunde lag: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben."

Wer Newman's Commentar liest, der wird sich der Ansicht seines Biographen anschließen, daß in dieser Predigt der Text es war, der die Anschuldigung von Kingsley noch am meisten rechtfertigte[2]). „Dr. Newman," fügte dieser hinzu, „hat meine Deutung seiner Worte feierlich zurückgewiesen. Niemand kennt den Sinn und Gebrauch des Wortes besser, als Dr. Newman, Niemand hat daher ein besseres Recht, zu definiren, was er mit Worten meint oder nicht

[1]) Sermons on subjets of the Day, sermon 20, 19. Februar 1843.

[2]) R. Hutton, Cardinal Newman, p. 227.

meint". Nun schritt Newman zur Veröffentlichung der Correspondenz zwischen ihm und Kingsley, die er mit folgendem Resumé begleitete: „So hebt also Mr. Kingsley mit dem Ausruf an: „oh, der Chicane, des widrigen Betrugs, der abscheulichen Heuchelei und gewissensmörderischen Tyrannei von Rom! Wir haben Beweise dafür nicht weit zu suchen. Da ist z. B. Pater Newman; ein lebendiges Exempel ist mehr als deren hundert todte werth. Er, ein Priester, und von Priestern sprechend, sagt uns, daß das Lügen niemals von Uebel sei." Ich unterbreche: „Sie nehmen sich mit meinem Namen eine ganz außerordentliche Freiheit. Wenn ich das gesagt habe, wollen Sie mir sagen, wann und wo?" Mr. Kingsley erwiderte: „Sie haben es, hochwürdiger Herr, in einer Predigt gesagt, die Sie als Protestant und Vicar von St. Mary gehalten und im Jahre 1844 veröffentlicht haben, und ich könnte Ihnen eine sehr heilsame Vorlesung über die Wirkungen halten, welche diese Predigt zur Zeit auf meine eigene Meinung von Ihnen ausübte." Ich erwidere: „oh ..... Also *nicht*, wie es scheint, als Priester, von Priestern sprechend; aber sehen wir uns einmal die Stelle an." Mr. Kingsley wird weich: — „wissen Sie, daß ich Ihre Art, Ihren Ton, den Sie anschlagen, liebe? Ich freue mich, freue mich herzlich, glauben zu können, daß Sie nicht meinten, was Sie sagten." Ich erwidere: „*meinen*! Ich behaupte, daß ich es *nie gesagt* habe, weder als Protestant noch als Katholik." Mr. Kingsley antwortet: „ich verzichte auf diesen Beweis." Ich wende darauf ein: „ist es möglich? Wie? Sie verzichten auf die Hauptsache? Entweder habe ich das gesagt, oder ich habe es nicht gesagt. Sie haben eine ungeheure Beschuldigung gegen mich erhoben, bestimmt, klar, öffentlich; Sie sind verpflichtet, dieselbe ebenso bestimmt, klar und öffentlich zu beweisen oder zu bekennen, daß Sie das nicht können!" „Schon gut", sagt Mr. Kingsley, „wenn Sie ganz gewiß wissen, daß Sie es nie gesagt haben, so genügt mir Ihr Wort dafür, es genügt mir wirklich." Mein Wort! Ich bleibe stumm.

„Ich glaubte ja, mein Wort sei eben das, um was es sich handle. Das *Wort* eines Lügenprofessors, daß er nicht lüge! Allein Mr. Kingsley beruhigt mich. „Wir sind Beide Gentlemen," sagt er. „Ich habe so viel gethan als ein englischer Gentleman vom anderen erwarten kann."

„Ich fange an, sehend zu werden: er hielt mich für einen Gentleman, zur selben Zeit, im selben Augenblick, wo er sagte, daß ich das Lügen systematisch lehrte. Also nicht ich, sondern Mr. Kingsley war es, der nicht meinte, was er sagte. Habemus confitentem reum. So wären wir glücklich wieder auf dem Standpunkte des Predigens und nicht Danachhandelns angelangt, dem gemeinsamen Thema aller Satiriker, von Juvenal bis Walter Scott." Kingsley that, wie er nicht anders konnte. Er versuchte die Erwiderung: „what then does Dr. Newman mean", und häufte die Beispiele, wo sein Gegner Klugheit, Zurückhaltung empfohlen, vor dem unzeitigen und dadurch schädlichen Ausspruch einzelner Wahrheiten gewarnt hatte[1]). Er warf ihm auch das anscheinende Wohlgefallen

[1]) Darauf bezieht sich folgende Stelle der „Apologia", S. 259: „wenn ich die Kirchengeschichte las, auch als ich noch Anglicaner war, machte das stets einen großen Eindruck auf mich, wie der ursprüngliche Irrthum, der später zur Häresie sich ausbildete, im unzeitigen Ausspruch einer

vor, mit welchem er, Newman, „Beispiele der Unehrlichkeit seitens der Katholiken ausgemalt habe". Worauf dieser entgegnete: „das ‚anscheinende Wohlgefallen' ist gerade das verletzte Gefühl, welches sich durch eine bestimmte Formulirung Dessen zu erleichtern sucht, was ihm so hassenswerth erscheint."

Es handelte sich in dieser Controverse überhaupt nicht darum, ob Katholiken mehr oder weniger als andere Menschen die Wahrheit verletzen, die Gerechtigkeit beleidigen und die Liebe vergessen, sondern ob die Auctorität, der sie zu gehorchen verpflichtet sind, irgend welche Entschuldigungen oder Beschönigungen solcher Sünden und Verbrechen bereit hält.

Gegen eine solche Voraussetzung und gegen den wider sein ganzes Leben erhobenen Verdacht der Unehrlichkeit hat Newman durch die „Geschichte seiner religiösen Meinungen", die „Apologia pro vita sua" geantwortet und damit den Angesichts der ganzen Nation gegen ihn eingeleiteten Proceß glänzend gewonnen. „Zur Ueberwindung des englischen Mißtrauens gegen die römischen Katholiken," schreibt ein englischer Protestant, „hat die „Apologia" mehr beigetragen als die ganze übrige religiöse Literatur unserer Zeit"[1]). Das Buch wurde ein Lieblingsbuch, a standard book, der englisch sprechenden Lesewelt, und über die Streitfrage selbst, die Art und die Gründe von Newmans Uebertritt war man fortan im Klaren.

Ob man sich aber auch klar geworden ist über seine Persönlichkeit? Die Urtheile über ihn lauten so widersprechend, daß Zweifel gestattet sind. Gladstone, der manche Lanze wider ihn eingesetzt hat, nennt Newman „eine Illustration des Satzes, daß die Welt nichts von ihren größten Menschen weiß". Carlyle, der Grund gehabt hätte, ihn speciell zu bewundern, ließ sich an einem Tage, wo seine Galle mehr noch als sonst erregt war, zu der Aeußerung hinreißen, „Newman habe das Gehirn eines mittelgroßen Kaninchen". Macaulay, bevor er irgend eine der anglicanischen Schriften Newman's gelesen hatte, versprach sich ein seltenes Vergnügen von seiner Widerlegung derselben, die übrigens unterblieb. Ein hervorragender englischer Rechtsgelehrter, den Newman immer lebhaft interessirt hat und der ihn gut kannte, sprach von der begründeten Sorge, daß in seinem Falle eine Ueberreizung des Gehirns vorliege. Pusey, der während der Abfassung und Veröffentlichung des Tract 90 fortwährend um Newman war, rühmt „die wunderbare Ruhe", die er während dieser aufregenden Zeit bewahrte. George Eliot spricht in einem ihrer Briefe von der „Unterhaltung" (!), die ihr Newman's „Lectures on the Position of Catholics" gewährt hätten, und

---

Wahrheit gegen das Verbot der Auctorität bestand. Alles hat seine Zeit, und wenn ein Mensch die Abstellung eines Mißbrauches, oder die vollständigere Entwicklung einer Lehre, oder die Adoptirung einer bestimmten Politik wünscht, dabei aber sich zu fragen vergißt, ob die rechte Zeit dafür auch gekommen sei, und wenn er, wissend, daß Niemand da ist, der während seiner Lebenszeit etwas zur Verwirklichung dieses Wunsches thun wird, wenn er selbst es nicht thut, nicht mehr auf die Stimme der Auctorität achten will, so wird er in seinem Jahrhundert ein gutes Werk verderben, damit im nächsten einem Anderen, noch nicht Geborenen, die Gelegenheit fehle, es glücklich zum Abschluß zu bringen." (Damit unter Anderem zu vergleichen: Ueber die Rechtfertigungslehre nach Luther, in den „Lectures on Justification", C. Works, XIII, 389).

[1]) R. Hutton, Cardinal Newman, p. 230.

schließt mit einem Stoßseufzer der Sehnsucht bei dem Gedanken an die Glücklichen, die nach Birmingham gehen durften[1]). Arthur Stanley, Decan von Westminster, pflegte zu sagen: „wie anders wäre die Geschichte der zeitgenössischen anglicanischen Kirche geworden, hätte Newman Deutsch gewußt." Dieser selbst machte nicht das geringste Hehl aus den Lücken in seiner Bildung. „In der langen Reihe der Jahre habe ich mich oft geirrt und viele Fehler begangen," erklärte er 1879. Auf die Frage eines vormaligen Schülers, welche Bücher er lesen sollte, gab Newman zur Antwort: „warum fragen Sie mich? Ich weiß nichts von Büchern." Von Goethe hat er nie ein Wort in deutscher Sprache gelesen, weil er sie, wie gesagt, nicht verstand; allein obwohl er Italienisch konnte, fühlte er keine ausgesprochene Sympathie mit Dante und schlug die „Göttliche Komödie" nicht auf[2]). Die Einladung zur Theilnahme an den Arbeiten des Comité's zur Revision der englischen Bibelübersetzung lehnte er mit der Bemerkung ab, nie habe er den Wortlaut der Schrift zum Gegenstande eines eingehenderen Studiums gemacht. Er kannte die Kirche der Väter wie ein Zeitgenosse des Basilius und Chrysostomus, allein die scholastische Theologie, gestand er offen, sei ihm nicht geläufig in ihren technischen Besonderheiten. Die meisten seiner eigenen Werke waren Gelegenheitsschriften. Ausnahmen bildeten vornehmlich „Die Geschichte der Arianer", der schöne Roman aus dem dritten Jahrhundert, „Callista", den er in Dublin während der Widerwärtigkeiten seines Rectorates verfaßte, und der „Essay towards a Grammar of Assent". Daß er nicht nur Wordsworth und Coleridge, sondern andere zeitgenössische Celebritäten nicht kannte, wissen wir von ihm selbst, sowie auch, daß er Schopenhauer's Namen 1884 zum ersten Male nennen hörte. Bis zu einem gewissen Grade lag Absicht in dieser Beschränkung. Der typische Stubengelehrte, Derjenige, der seine aufgespeicherten Kenntnisse nicht geistig durchdrungen und damit erst wirklich sein gemacht hat, war Newman verdächtig und forderte seinen Sarcasmus heraus: „solche Gelehrte sind von ihrer Gelehrsamkeit in Besitz genommen, statt diese zu besitzen," heißt es in einer der Dubliner Vorlesungen; „ja thatsächlich werden sie von ihr mit fortgerissen, ohne daß ihr Wille dabei thätig wäre. Denn man vergesse es nicht, das Gedächtniß vermag ganz ebenso wie die Einbildungskraft zu tyrannisiren ..... Wenn ich so spreche, verneine ich nicht, daß ein gutes und schlagfertiges Gedächtniß selbst ein wahrer Schatz ist; ich unterschätze einen kenntnißreichen Kopf, auch wenn er sonst gar nichts als trocken verständig dabei ist, ebenso wenig als ich den Vorrath eines Buchhändlers verachte. Er ist von höchstem Werth für Andere, wenn auch vielleicht nicht für den Buchhändler. Auch verbanne ich keineswegs die Besitzer eines tiefen, umfassenden Wissens von meiner idealen Universität. Sie schmücken dieselbe in den Augen der Menschen. Ich sage nur, daß sie nicht der Typus derjenigen Resultate sind, nach welchen sie strebt; daß es kein großer Gewinn für den Verstand ist, das Gedächtniß um den Preis der

[1]) Wilfrid Meynell, Cardinal Newman and his Contemporaries, Contemporary Review, September 1890.

[2]) Newman's Nekrolog in dem katholischen Blatt „The Tablet", August 1890.

Beeinträchtigung von Fähigkeiten erweitert zu sehen, die unzweifelhaft höher stehen."

Newman selbst hat danach gehandelt, seiner geistigen Thätigkeit Grenzen gezogen, bestimmte Gebiete des Wissens, auch wenn sie ihm nahe lagen, nicht berührt. Ein solcher Verzicht ist werthlos, oft lächerlich, wenn die Unfähigkeit ihn leistet, weil die Kraft versagt. Er wird großartig von Seiten eines gewaltigen, schöpferischen Geistes. Bei Newman trat, aus den höchsten Motiven, das Opfer des Erfolges hinzu. Was, darf man füglich fragen, wäre aus dem englischen Parteiwesen geworden, wenn ein Redner von Newman's geradezu unerschöpflichen Mitteln, von seiner wunderbaren Macht auf die Menschen, von seiner Gewalt der Ironie und seiner Schärfe der Dialektik die conservative Partei jener entscheidenden Jahrzehnte ins Treffen geführt hätte? Welche Erfolge hätten ihn erwartet, wenn er 1846 und als Laie in das nationale Leben zurückgekehrt wäre?

Statt dessen ging er 1849 mit seinem Liebling, Pater Ambrose St. John, in die von der Cholera verheerten Mansarden von Birmingham und gab sich der Ansteckung preis. Aus seinen katholischen Tagen stammen die formvollendetsten und ergreifendsten seiner Predigten, jene z. B. über „Christi geistiges Leiden in seiner Passion"[1]), und diese Großheit des Stils, diese Macht des religiösen Pathos hat seine Oxforder Zuhörerschaft allerdings nicht gekannt. Allein seine Feder und seine Zeit standen, wie gesagt, meist im Dienste Anderer, und er geizte nicht mit ihnen. Man wußte, daß er Italien liebte, daß er die weltliche Macht für ein mindestens sehr zweifelhaftes Glück hielt, daß ihm jede Verquickung politischer Zwecke, Interessen und Intriguen mit religiösen Fragen, die extremkirchlichen Parteien der Reichstage und Parlamente ein Greuel waren. Aber er trat nicht gegen sie auf und blieb unbetheiligt an den Kämpfen der Tribüne und der Presse. Die anfänglich der „Apologia" beigedruckte Controverse mit Kingsley verschwand aus den späteren Ausgaben; den literarischen Nimbus gab er hin, nachdem der Zweck erreicht war. Zwei ganz verlässige Zeugen bestätigen, daß „The Dream of Gerontius", das Gedicht, in welchem Newman den Uebergang einer Seele von der Zeit in die Ewigkeit schildert, und das nur mit einzelnen Stellen des „Purgatorio" verglichen werden, in einer Vision des „Paradiso" seinen Platz finden könnte, durch einen bloßen Zufall aus dem Papierkorb gerettet wurde.

So verschwenden nur Könige.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn ein so gearteter Mensch den Menschen nicht leicht verständlich ist, wenn sie sich fragen, was er denn eigentlich gewesen sei, ein Theologe oder ein Dichter, ein Gelehrter oder ein Visionär, ein Genie oder ein Schwärmer?

Newman war zweifellos ein vielseitiges intellectuelles Phänomen, aber der Grundzug seines Wesens ist anderswo, er ist auf der ethischen Seite zu suchen. Wie Pascal, an den er in der Methode und durch so manchen geistigen Zug erinnert, hatte er eine tief pessimistische Anschauung von der Welt, von dem tragischen Conflict, der durch die Schöpfung geht, von der Hoffnungs-

[1]) In den „Sermons addressed to Mixed Congregations".

losigkeit seiner Lösung und der Unheilbarkeit seines Schmerzes. Er ist nie beredtsamer, als wenn diese Probleme ihn beschäftigen. „Die schwachen, unbestimmten Merkmale eines allumfassenden Planes," so lautet eine berühmte Stelle, „die blinde Evolution, die sich endlich als das Walten großer Kräfte oder Wahrheiten erweist, das Sichfortbewegen der Dinge, wie aus unvernünftigen Elementen und nicht vorgesetzten Zielen entgegen, die Größe und Niedrigkeit des Menschen, seine weit ausgreifenden Absichten, seine kurze Dauer, der Vorhang, der seine Zukunft deckt, die Enttäuschungen des Lebens, die Niederlage des Guten, der Erfolg des Bösen, physischer Schmerz, moralische Qual, die Uebermacht und Intensität der Sünde, die Alles durchdringenden Abgöttereien, die Verderbtheit, die öde, aussichtslose Irreligiosität, dieser Zustand des ganzen Geschlechts, der ebenso trostlos als wahr in den Worten des Apostels geschildert ist, ‚daß er von keiner Hoffnung wisse und ohne Gott in der Welt sei' — Alles dieses ist eine Vision, die betäubt und entsetzt, und den Geist mit der Ahnung eines tiefen Geheimnisses belastet, das menschlicherweise nicht aufzuklären ist."

Aber Newman gehörte nicht zu Denjenigen, welche die Verzweiflung dem Glauben in die Arme treibt. Die frühe Zuversicht seiner Jugend in die Realität zweier, in lichtvoller Evidenz existirender Wesen — er selbst und sein Schöpfer — hat er in lebenslanger, mühevoller Gedankenarbeit zu einem System der Religionsphilosophie ausgestaltet, das ihm Gewißheit gab. Allein einerseits wußte er so gut als Einer, wie selten die Menschen überhaupt fähig und gewillt sind, durch selbständige Untersuchung zu einem solchen Resultate zu gelangen; andererseits leugnete er nicht, daß auch seine Philosophie — wie Döllinger sie einmal genannt hat — „eine subjective" sei; daß, was ihm überzeugende Klarheit war, für Andere dunkel oder ungenügend blieb, daß es überhaupt so viele Wege zur Erkenntniß als Menschen gibt, die sie suchen. Aus demselben Material, aus welchem er das Gebäude seines religiösen Glaubens und seiner sittlichen Weltanschauung errichtet hatte, bauten sich Freunde und Genossen seiner Kampfesjahre wunderliche Zufluchtsstätten, durch die der kalte Hauch des Atheismus oder der Wüstenwind fanatischen Tyrannenthums streifte. Darum theilt Newman mit Pascal die tiefe Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft allein, um zur Wahrheit zu gelangen. Er glaubt mit ihm, daß der ganze Mensch, sein Gewissen, seine Seele dabei betheiligt seien, und in diesem Sinne sagt er: „Leben ist Handeln. Wenn wir auf Beweise für Alles bestehen, kommen wir nicht zum Handeln, denn um zu handeln, müssen wir von einer Voraussetzung ausgehen, und eine solche Voraussetzung ist Glaube."

Das letzte Ergebniß der Newman'schen Theorie ist somit ein durchaus praktisches, und praktisch bleibt es auch dann, wo es auf das höchste Ziel des Handelns, auf Heiligung gerichtet ist. Die Abstractionen der Mystik, die Palmen der Verfolgung und das Schauen der Ekstase hat er ebenso wenig als Ehre vor den Menschen begehrt. Sein Gebet für seine Freunde und für sich beschränkte sich darauf, „es möge ihnen gewährt sein, unbemerkt zu bleiben und übergangen zu werden wie Leute aus der Menge" [1]).

[1]) S. Idea of a University 2d Ed. 205 und Wilfrid Ward, „Some Aspects of Newman's Influence„ (Nineteenth Century. September 1890, S. 567).

So lebte er bis nahe ans achtzigste Jahr und glaubte seine Tage gezählt. Da starb Pius IX. Leo XIII. wurde Papst, und bald darauf drang die Kunde nach England, daß er den besondern Wunsch hege, den Pater Newman in Birmingham zum Cardinal zu erheben. Sein Ordensstifter, Filippo Neri, hatte die gleiche Würde einige hundert Jahre früher ausgeschlagen. Man fragte sich in den Spalten der englischen Presse, ob sein größter Sohn ein Gleiches thun werde? Allein nichts Aehnliches geschah, und am 12. Mai 1879 empfing der neue Cardinal den Purpur. Dieser Purpur barg in seinen Falten die Anerkennung der minimistischen Doctrin durch das römische Papstthum; seine Gutheißung der religions-philosophischen Evolutionslehre, die weiter auszubauen und zu vollenden der tiefe Denker, der sie aufgestellt hatte, der Kirche der Zukunft überließ.

Kurz vorher hatte auch Oxford seinen Frieden mit dem Verbannten von 1845 geschlossen und ihn unter Verleihung der höchsten akademischen Auszeichnungen in seine Mitte zurückgerufen.

In Arbeit und Beschaulichkeit, unter Jüngern und Freunden, hat Newman noch zehn Jahre gelebt und auf den Tod sich vorbereitet, der ihn mild befreite. In den Tagen bittersten Mißverständnisses und Streites, kurz vor seinem Uebertritte, hatte er zur Beruhigung seiner Seele den Ausruf von Pascal: „je mourrai seul", sich wiederholt[1]). Nun, als er seine Auflösung nahe fühlte, entließ er die Brüder mit den Worten: „I can meet my end alone"[2]).

Am 12. August 1890 ist er gestorben.

Diese große historische Gestalt verpflichtet den historischen Sinn der Deutschen zum Verständniß und damit, wir hoffen es, zur Sympathie. Unsere Sprache hat Newman nicht gesprochen, aber seine Gedankenwelt ist der unserigen verwandt, und auch Diejenigen unter uns, die seine kirchlichen Ueberzeugungen ablehnen, begegnen sich im Streben nach denselben Idealen, — „dreams that are true, yet enigmatical"[3]).

* * *

Newman selbst hat die Stimmung seines ausklingenden Lebens in seinem „Traum des Gerontius" geoffenbart. Das wunderbare Gedicht, mit welchem in der Hand Gordon ruhig dem nahenden Tode entgegensah, es ist ein persönliches und zugleich ein theologisches Testament. Der Anblick alles Dessen, was dahinstirbt, wirft freilich eisige Kälte und Entsetzen in die Seele des Sterbenden; es ist die Stimmung einer halben Welt:

„I can no more; for now it comes again,
That sense of ruin, which is worse than pain,
That masterful negation and collapse,
Of all that makes me man . . . . .
. . . . . And crueller still,
A fierce and restless fright begins to fill
The mansion of my soul."

[1]) Man vergl. dazu das schöne Gedicht vom Jahre 1833: Hora novissima.
[2]) Die Worte wurden zu Father William Neville gesprochen.
[3]) „Dream of Gerontius", § 4.

Aber die Versuchung geht rasch an Gerontius vorüber, und der Gesang der Engel kündet ihm Frieden und Erlösung:

. . . . . „Now I am
So whole of heart, so calm, so self-posses'd,
With such a full content, and with a sense
So apprehensive and discriminant,
As no temptation can intoxicate.
Nor have I even terror at the thought,
That I am clasp'd by such a saintliness."

So haben wir Gerontius in Newman's Erscheinung gekannt — so ist er unter uns gewandelt[1]), lange schon mit seiner Seele nur dem Jenseits angehörend: das Bild des echten Theologen, der mit dieser Erde nichts gemein hat als den Boden, auf dem seine Füße wandern, und das nimmer versagende, durch nichts beirrte, liebevolle Erbarmen mit den Brüdern, mit diesem unabsehbaren Heer irrender, dürstender Pilger. Weit, weit bleibt Mancher von ihnen hinter seinen Fußtapfen in der Wüste zurück: aber Keiner ist, zu dem nicht sein Blick sorgend und liebend sich umkehrte. „Nur das Herz spricht zu dem Herzen —" cor ad cor loquitur: das war der Wappenspruch des großen Todten, wie wir es über dem Sarge bei seiner Leichenfeier lasen: das war die Devise eines Lebens, dem in der heutigen Kirche kein anderes, auch nur entfernt, zur Seite gestellt werden konnte.

---

[1]) Kein Bild dürfte sein geistiges Wesen besser wiedergegeben haben als Lady Coleridge's Zeichnung (gestochen von Cousins, London 1880), die es vortrefflich verstanden hat, zu zeigen, wie in diesem merkwürdigen Kopfe die einfachste, reinste Kinderseele mit der gewaltigsten Denkkraft zusammenwohnte.

Neue Grübeleien eines Malers.

Von

Otto Knille.

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Die mittelalterliche Glaubenskunst hegte und pflegte es in der Legende, welche sie als geschichtliche, jedoch geoffenbarte, nicht erforschte Thatsache behandelte. Die alten Maler trieben mit dem Leben der Heiligen Historien-Malerei: eine profane konnte es auf ihrem im Gottesstaate begründeten Arbeitsfelde schon deshalb nicht geben, weil sie jeder Geschichtskenntniß ermangelten. In Weltverleugnung und Himmelssehnsucht dämmerten sie tausend Jahre lang dahin.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts trafen die ersten Strahlen der Sonne von Hellas auf die christliche Welt. Es gab einen Klang wie von berstendem Eise. Der Herr der Kunst, der Mensch, zur Knechtsgestalt eingeschrumpft, fing an, sich aufzurichten, mit ihm sein erwachter Naturſinn, dessen letztes Ziel nur — die Freiheit sein konnte. Doch bis dahin war es noch weit. Die ersten Anfänge des ästhetischen Erlösungswerkes — vielleicht das reizvollste Capitel der Kunstgeschichte — scheinen von der Kirche in ihrer tieferen Bedeutung nicht erkannt und nur als eine Art von Spielbedürfniß angesehen worden zu sein, dem sie ohne Schaden für ihre Autorität Luft lassen konnte. Auch entsprach es offenbar dem Geschmack des Clerus, daß der monoton-heilige Inhalt der Andachtsbilder mit Zügen weltlichen Behagens durchsetzt wurde. Die Kirche ging sogar aus freien Stücken noch weiter und machte der unruhigen Schwesterkunst Malerei eine Concession, welche an Klugheit sowie an Frivolität ihresgleichen sucht: sie gestattete den Heidengöttern, also auch der sinnlichen Schönheit, Zugang in den christlichen Himmel. Die nun innerhalb des kirchlichen Rahmens ermöglichte Expansion hat, wie bekannt, den Werken der Renaissance ihr unsterbliches Gepräge, aber auch der Malerei Veranlassung gegeben, noch viele Generationen lang im Dienst der Religion befangen zu bleiben.

Die Fürsten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, insofern sie als Auftraggeber den Clerus ersetzten, hatten keinen Grund, das bestehende Verhältniß geändert zu wünschen. Denn ihnen lag weniger an weltlicher, als an höfischer

Malerei, und für solche war in der griechischen Mythologie der reichste Apparat, im Olymp der würdige Schauplatz geboten, um Herrschertugenden — die eigenen — paradiren, nebenbei auch reizvolle und ergötzliche Scenen abspielen zu lassen.

Die Malerei hatte aber doch, und mit ihr die Sculptur, außerhalb der religiösen Schranken längst den festen Punkt gefunden, welcher für ihre Entwicklung entscheidend werden sollte: das Bildniß. In diesem kam die freie Individualität unbeanstandet zu ihrem Rechte; dem Naturstudium diente es als Schule; aus ihm erwuchs bescheiden die Sittenmalerei. Trotzdem blieb die Kluft bestehen zwischen der vom Ausübenden persönlich beliebten Kunst und der officiellen in geschlossenen Ideenkreisen verharrenden. Es sollte zu ihrer Ueberbrückung noch eine neue Macht erwachsen: der historische Sinn.

Das scholastische Mittelalter kannte keine Profangeschichte. Im Zeitalter der Renaissance wurde zwar das Alterthum studirt, aber unkritisch und ohne Mitwirkung der Hülfswissenschaften. Jedem Culturvolke lag seine Vergangenheit wie Pompeji unter der Asche. Von deutschem Heldenthum erzählten nur Lied und Sage, von deutschen Kaisern etwa noch die Siegel, welche an dieser oder jener Urkunde hingen.

Unzweifelhaft hat die Wissenschaft der bildenden Kunst zu ihrer vollen gegenständlichen Freiheit verholfen. Im vorigen Jahrhundert ansetzend, begann sie die Vergangenheit zu erhellen. Sie blieb nicht bei Erforschung des Alterthums stehen, sondern zeigte das arbeitende Räderwerk der Weltgeschichte. Stumme Bauwerke, bis dahin umwoben von den Schleiern der Unwissenheit und des Aberglaubens, kündeten nun die Thaten entschwundener Geschlechter, welche in ihnen und um sie her gelebt hatten. An den Schicksalen der Vorfahren wurden große Züge des strebenden Menschengeistes erkennbar. Die Gegenwart erschien nicht mehr als wirrer Kampf um das kurze Dasein, mit dem physischen Tode endigend, sondern als die letzte von unzähligen Etappen eines Culturweges, auf dem unsterbliche Gedanken in nichtigen Leibern weitergetragen werden.

Gegenüber diesem Angebot wissenschaftlicher Bereicherung mußte die Malkunst nothwendig Stellung nehmen. Sie glich einer wohlbefestigten alten Stadt, der zugemuthet wird, Schutz und Zier ihres Mauergürtels niederzulegen und damit ihr Inneres scharfen Luftströmungen von draußen, wohl gar fremden Machthabern zu öffnen. In Zeiten bildnerischer Vollkraft, welche den Gegenstand nur als Vorwand nimmt für selbständige Offenbarungen, nur durchgeistigte Handarbeit, nicht handlose Kopfarbeit kennt, würde die Malerei wahrscheinlich ihre ruhmreichen Bollwerke nicht geopfert haben; auf der Schwelle des letzten Jahrhunderts jedoch, tief verfallen und nach äußerer Reizung dürstend, entschloß sie sich zu der Halbheit, jene zwar aufrecht zu erhalten, aber durch eine breite Bresche zu schwächen. Und siehe, nun zog wirklich ein Herrscher in ihre hohlen Räume ein: der „Geist", mit ihm sein Kanzler, der kritische Verstand.

Das Tempo meiner streifenden Betrachtungen konnte bis jetzt so rapide sein, weil ich mir versagen durfte, zwischen und unter dem Text kunstgeschichtliche Proviantwagen laufen zu lassen. Ich habe meine Leser, vom Mittelalter ausgehend, über die Renaissance hinweg zu den beiden Durchgangsstadien versetzt,

welche die alte Malkunst mit der neuen verbinden: dem Stadium des Classicismus und dem der Romantik.

Die Schule des Classicismus, obschon während der französischen Revolution erwachsen, beharrte in conservativer Gesinnung. Ihr plastisches Ideal schützte vor der Gefahr, durch den neuen wissenschaftlichen Geist auf unsichere Gebiete geführt zu werden. Diesen aber hieß man insofern willkommen, als er das heidnische Alterthum beleuchtete, Griechenland in seiner marmornen Reinheit wiederherstellte und die Wohnung der Götter vom Parfüm des Rococo auslüftete (Winckelmann). Die Schule gehörte einem Zeitalter an, welches geneigt war, Malerei mit Corruption, Plastik mit Bürgertugend zu identificiren. Nominell Malerschule, malte sie wenig und stützte sich mit genügsamer Pose auf den in das graue Alterthum ragenden Stift.

Unsere deutsch-classischen Puristen am Tiber besaßen einen Vorzug und Mangel zugleich: den Vorzug, auf anschaulich-antiker, nicht literarisch gewonnener Basis zu stehen[1]) und den Mangel, daß an ihnen im Grunde nichts deutsch war, als ihre ehrliche Haut und das strenge Bemühen, diese möglichst mit fremdem Inhalt auszufüllen[2]).

Aber die Zeit sollte kommen, wo unser Volk, durch die Befreiungskriege sittlich tief erregt, seine Söhne aus dem classischen Fabellande zurückverlangte. Vaterlandsliebe, gestählt an geschichtlichen Erinnerungen, Sehnsucht nach einem Lohn für Opfer, den harte Wirklichkeit verweigerte, religiöse Schwärmerei, auch Phantasterei — dies Alles, in überspanntem Selbstgefühl und literarisch zum Ausdruck gebracht, bildete nun diejenige Geschmacksrichtung — als mehr kann sie uns heute trotz ihrer stürmischen Ansätze kaum gelten —, welche wir die romantische nennen. Das romantische Ideal stand in Gegensatz zum classischen, seiner Natur nach bildnerischen, und durchdrang zunächst Poesie und Musik. Auch die deutsche Malerei würde sich ihm erschlossen haben, hätte sie nicht in jämmerlicher Agonie gelegen. Doch wollte das Glück, daß ihr damals eine kleine Schar von Jüngern reifte, entzündbar für alles Große, und diese sehen wir zum Schwur auflodern: dem Vaterlande eine neue Kunst! Unter Führung von Jason-Cornelius unternahm sie, das goldene Vließ aus Rom zu holen.

Wenn sich dort die Ankömmlinge der über dem neuen Jahrhundert leuchtenden Aufklärung abwendeten, so lag dies daran, daß ihr junges Deutschthum auf römischem Boden im Nazarenenthum versank und zugleich von der Gewaltigkeit italienischer Vorbilder fast erdrückt wurde. Erst nachdem die vielverheißende neue Schule über die Alpen heimgekehrt und größtentheils in München

[1]) Dennoch betrachten die Philologen sie gern als ihre auserwählten Mit- und Hülfsarbeiter, haben ihnen auch dankbar den Buchruhm gesichert. Noch vor dreißig Jahren konnte keine Abhandlung über neuere Malerei erscheinen ohne den unvermeidlichen Anfang: es lebte einmal ein Mann, der hieß Carstens.

[2]) Der Classiker David hat trotz der Frostigkeit seiner Werke die französische Malerei in nicht zu unterschätzender Weise beeinflußt. Bei uns war es anders. Hier pflegte, was vom Tiber den Rückweg fand, als Säule irgend einer Akademie ruhmlos zu verwittern. Die classische Schule konnte sich schließlich nur noch des Zeichners Genelli rühmen, der sie Jahrzehnte lang mit unerschütterter Energie vertrat. Ihre eigentliche Erbschaft fiel — charakteristisch genug! — den Bildhauern zu (Thorwaldsen).

angesiedelt war, eröffneten sich verschiedene ihrer Meister dem Einflusse der Geschichtswissenschaft und besonders dem Angebot poetisch-nationaler Stoffe (Schnorr, Schwind, Steinle). Endlich konnte sich im Malerauge das glanzvolle Mittelalter spiegeln, nicht als dumpfe Bildungsstufe, aus deren Bann religiöse Verzückung emporzuschießen pflegte, wie der gothische Dom aus beklemmender Häuserenge, sondern als lebens- und farbenfreudige Vergangenheit mit ihrem Ringen und Wagen, ihrem Singen und Sagen, durch tausend feine Fäden wieder mit der Gegenwart verknüpft. Der Weg, welcher zur profanen Geschichtsmalerei führen mußte, begann sichtbar zu werden, aber noch hinderte romantische Vor-eingenommenheit, ihn zu betreten[1]).

Aus den elysäischen Feldern klaren Denkens lockte die Romantik in ihren Zauberwald, durch dessen Lichtung heimische Fluren und Ströme, zinnengeschmückte Städte und ragende Burgen erglänzten, seine dämmerige Tiefe belebt von sprechenden Vögeln, lauschenden Zwergen, Drachen, bedrängten Jungfrauen, irrenden Rittern und frommen Pilgern. Ist dieser Ort holden Schwärmens der jetzigen Generation wieder versunken, ist ihr die fabelbildende Kraft abhanden gekommen, welche einst, unbekümmert um Geschichtskenntniß, der Väter Brauch und Thaten zu schildern wußte? Kein Zweifel, die Intelligenz hat den Wahn vom herrlichen Mittelalter gründlich zerstört und läßt heute jenes verzauberte Dickicht als Täuschungswerk erscheinen. Neuzeit und Mittelalter stoßen sich ab, wie Freiheit und Knechtschaft, Bildung und Unwissenheit, Cultur und Barbarei. Bedenken wir, daß zwischen Einst und Jetzt der vollzogene Act der Renaissance liegt.

Deutsche Kunst wird heute nicht mehr, wie noch vor fünfzig Jahren, im Sinne deutscher Einseitigkeit erstrebt. Damals sollte das lange verkümmerte Volksgemüth in der Malerei wieder zu seinem Rechte kommen, und deshalb mußte diese ihre Wurzeln dem classischen Boden entzogen und in den vaterländischen zurückgesenkt haben. Es galt, die angelernte heidnisch-allegorische Bildersprache durch eine dem Volke verständliche, auf nationalen Vorstellungen beruhende zu ersetzen. „Denn für unser tiefstes Empfinden," so behaupteten die Romantiker, „für Alles, was wir von der Wiege bis zum Grabe erleben, versagt die classische Terminologie. Schiller's Lied von der Glocke würde uns, griechisch illustrirt, ganz ungenießbar sein. Der Ton des ehernen Mundes durchzittert Jedermann, die Leyer Apolls erklingt kaum noch dem Dichter. In der antikisirenden Allegorie, heute wenig mehr denn gelehrte Abstraction, erkennt das Volk sich nicht wieder, wohl aber im romantischen Gewande, bestickt mit Blumen seiner Heimath, mit Engeln und Unholden seiner Einbildung[2]). Aus der classischen Kunst weht die Kühle der Ewigkeit. Schreibet

---

[1]) Wir pflegen heute über diese zu spotten und meinen wohl gar, fortan sei es mit allen trüben Medien vorbei, nicht bedenkend, daß sich deren immer neue zwischen Auge und Natur schieben müssen, ja nach Seelenantheil beim Schaffen. In der bildenden Kunst gibt es kein absolutes Hellsehen, noch eine absolute Wahrheit, vielmehr gehören Schein und Täuschung zu ihrem Wesen.

[2]) Trotz alledem bleibt die classische Allegorie der bildenden Kunst, namentlich der Sculptur, unentbehrlich, und zwar deshalb, weil sie ihre beliebtesten Begriffe mit der Idealgestalt des

den erhabensten griechischen oder lateinischen Vers auf eine Façade: nur Auserwählte lesen und verstehen ihn. Strophen von Goethe oder Schiller gehen Allen zu Herzen. Für uns Deutsche gibt es kein Idyll des Familienglücks ohne deutsches Haus, ohne die Requisiten Fenster, Ofen, Wiege, Lehnstuhl u. s. w. Ließen wir uns dafür etwa das Atrium substituiren mit seiner frostigen Penatenreihe? Leicht ist der Jüngling im Hochgefühl seiner Volljährigkeit darzustellen, indem man zeigt, wie er wanderlustig sich dem Elternhause entringt. Der entsprechende antike Ausdruck würde sein: Bekleidung mit der Toga virilis. Wem genügte dieses Bild? Den Römer beunruhigte eben kein Sentimentalitätskampf zwischen Hangen am Heim und Sehnen nach der goldenen Freiheit. Ferner ist Alles, was sich für uns an das Zeichen der Fahne knüpft, mittelalterlichen Ursprungs. Das klassische Signum bedeutet uns nichts, der Anblick des rauschenden deutschen Banners schwellt Tausenden die Brust. Manch kecker Gesell möchte wohl noch Lust spüren, in die Reihen eines Fähnleins frommer Landsknechte einzutreten, gewiß nicht in die von Hopliten oder Peltasten." Doch genug der Beispiele.

Es gibt ohne Zweifel Realisten, welche dieses Capitel nur mit Kopfschütteln lesen werden. „Wozu überhaupt," so höre ich sie sagen, „euer Visioniren nach rückwärts, euer Mummenschanz mit todtem Zeug? Die Kunst lebt nur im Lebendigen." Freilich, doch bringt sie nicht auch Leben, wohin sie greift? „Das Mittelalter," könnte man antworten, „war dem Romantiker so vorhanden, wie er sich's mittelst seines Künstlerrechts dachte. Keine Gegenwart ohne Vergangenes und Zukünftiges, ohne Erinnerung und ohne Hoffnung. Fehlte Beides, so würde sich das irdische Dasein im Kampf mit der Materie erschöpfen. Dem Menschen aber wohnt ein jeder anderen Creatur versagtes Potencirungsvermögen inne, und die Kunst ist es, welche diesem Schwingen leiht. Sie erhebt in das Reich der Schönheit und läßt dort Mühselige und Beladene schon hinieden,

---

Weibes zu umkleiden verstanden hat. Auch ist insbesondere uns Christen ein tiefer Respect für Flügelwesen anerzogen: wir begrüßen dieselben gern als gute Engel, ohne viel nach dem Taufschein zu fragen. Insofern müßte also auch die Victoria unserem Empfinden vertraut geworden sein, zumal gerade sie den ausgiebigsten Gebrauch von ihren Schwingen macht. Es ist dies aber meiner Beobachtung nach beim Volke — wenn es überhaupt ein Volk für die bildende Kunst gibt — kaum der Fall. Ich suche den Grund dafür nicht in der wohl zu subtilen Reflexion, daß die hervorragend heidnische Göttin einst über allen Triumphwagen römischer Imperatoren schwebte, daß ihr metallenes Bild vielleicht das letzte war, welches sich im brechenden Auge der mitgeschleppten germanischen Gefangenen spiegelte, sondern in dem Sinne dessen, was sie personificirt. Den Sieg, selbst den glorreichsten, würdigen wir nicht als normalen Zustand, sondern als Nothbehelf, um den Frieden wieder aufzurichten. Charakteristisch kommt die Victoria geflogen; heute beglückt sie dieses, später jenes Volk. Sie ruhet und dauert nicht. Sie bietet auch kein recht dankbares plastisches Problem, denn, von Weitem gesehen, macht das flatternde Gewand den Umriß ihrer Gestalt unklar, gibt ihr etwas Fledermausartiges. (Wie herrlich wirkt dagegen z. B. der unbekleidete Merkur des Giovanni da Bologna!) Solcher Schwierigkeit ist selbst Rauch bei seiner schwebenden Victoria nicht ganz Herr geworden — von unserer goldenen Göttin auf dem Königsplatze zu geschweigen, welche einem Franzosen den Ruf entlockt haben soll: „Nous sommes vengés!" Keine würdigere Aufgabe für den Bildhauer, als die schlichte Gestalt des Friedens. Jede Stadt, meine ich, sollte ihren Schutzengel von hoher Säule auf sich niederblicken lassen.

wenn auch nur im Schein und auf kostbare Augenblicke, die Erfüllung des irdisch Unerfüllbaren erleben."

Der Realist mag Recht haben, uns Maler vor der Wahrscheinlichkeitslüge zu warnen, mit welcher Manche mit Hülfe alten Costüms und Geräths das Vergangene nach- und vorzutäuschen suchen. Den Romantikern jedoch lag dieses ebenso fern, wie den Klassikern. Sie wollten nicht den Weg des Archäologen und Culturhistorikers gehen, auf geschichtliche Treue sahen sie es nicht ab, zumal ihr Publicum noch keine unerbittliche Richtigkeitscontrole übte, wie heutzutage. Doch bedurften die Jünger der Romantik für ihre wesentlich dichterischen und schrankenlosen Stoffe der Einkleidung, ihre Phantasie eines Verklärungsfeldes, und solches fanden sie in der vaterländischen Vergangenheit.

Im Zaubergebiete der Romantik blüheten die Volkssage und das Volksmärchen, erstere noch unsicher am Oertlichen und Geschichtlichen haftend, letzteres als freies Spiel der Phantasie im Raum und in der Zeit schwebend. Beide mußten schon wegen ihres Gehalts am Wunderbaren den in religiöse Aufgaben versenkten Cornelianern als reizvolles Angebot erscheinen; beide wurden von der Münchener Schule in den Kreis ihrer Compositionen gezogen und mit Stift und Kohle, dem gesinnungsvollen Handwerkszeug, bearbeitet[1]). Sonderbar! Diese zeichnerische Einseitigkeit hat auf dem engeren Felde, welchem sich nunmehr meine Betrachtung zuwendet, tiefe und dauernde Spuren hinterlassen, während es doch gerade ihr zuzumessen ist, daß die Schule als solche bald in die Sackgasse malerischer Impotenz gerieth und daselbst an ihren dürftigen Mitteln abstarb[2]).

---

[1]) Schnorr's Nibelungen in der Residenz zu München sind, obwohl gemalt, offenbar nicht für die Malerei erfunden worden. Im Fresco ist es ja auch verhältnißmäßig leicht, wenn man bescheiden tönt und färbt, Herr des vollen compositionellen Eindrucks zu bleiben. Uebrigens sei hier zugestanden, daß dieses dem Meister Schwind bei seinem Aschenbrödelcyclus ausnahmsweise sogar in Oel und nicht ohne Wahrung coloristischen Reizes gelungen ist.

[2]) An ihrem Ende ist wohl noch mehr ein inneres Mißverhältniß schuld. Bekanntlich war es nur mangelhaft gelungen, die starr-compacte Glaubenskunst des deutschen Mittelalters in der Renaissance flüssig zu machen, in der Malerei gar nicht. Diese siechte dahin, ein sterbender Abglanz von romanischer Wiedergeburt. Weit über zweihundert Jahre behalf sich unser Vaterland mit italienischen, französischen und niederländischen Werken. An dem einzigen kraftvollen Meister jener Zeit, dem Bildhauer und Baumeister Schlüter, habe ich nie etwas von besonders deutscher Art entdecken können. —

Die Reformation, selbst wenn sie confessionell geeinigt hätte, statt unheilvoll zu spalten, war nicht dazu angethan, der deutschen Kunst die ehrwürdigen Wurzeln zu verjüngen. Denn die evangelische Lehre mit ihrer Rechtfertigung durch den Glauben, so sittlich erhebend sie war, brachte stofflich keinen Ersatz für das in der sichtbaren Kirche alterprobte Vorstellungsgebiet. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß der erhebende Odem des Gewissensfrühlings, welcher damals Hunderte von fliegenden Blättern durch Deutschland trieb, auch unserem Dürer und Holbein um die Stirn wehte. Aber es gibt ein schiefes Bild, wenn man beide, die ihre Basis in der katholischen Glaubenskunst bewahrten, den Aposteln der neuen Lehre zugesellen will. Später hat keiner ihrer schwachen Nachfolger nur versucht, aus seinem Bekenntniß Capital für die Malerei zu schlagen, vielmehr sollte diese unter dem fertigen Luther-Bibelthum stufenweise und kläglich im Geleise der alten Tradition abwirthschaften. Dürer's Holzschnitte haben ohne Zweifel den religiösen Sinn der Zeitgenossen vertiefen helfen, an Wirkung auf die Familie aber kaum ihre sturmbewegte Entstehungszeit überdauert. Sie sind erst beim Beginn dieses Jahrhunderts so zu sagen wieder ausgegraben worden. Die protestantische Bevölkerung Deutschlands machte es gerade wie die katholische:

In Form, Tonstimmung und Farbe ließ sich der Sagen- und Märchenstoff erfassen. Die stilistisch gesinnten Münchener wählten die Form[1]). Heute herrscht kein Zweifel mehr über die Angemessenheit dieser Wahl, nachdem sich genugsam herausgestellt, daß alle später gemachten Versuche, dem flimmernd Märchenhaften coloristisch beizukommen, nur zu einer Art von Feuerwerkerei geführt haben. Denn die Malerei ist nicht zum Spuktreiben da, nicht ungestraft entnimmt man ihrem festen Gefüge gewissermaßen die Weichtheile. Sie, sonst so stark, bleibt dem kleinen Märchen gegenüber fast machtlos.

Aus dem Zusammenwirken von Anschauung und Verstand ergibt sich das Wahrscheinliche, und dieses ist des Märchens Tod. Ein Mann auf Siebenmeilenstiefeln, ein Däumling, berghohe Riesen, Feen mit goldenem Gesicht, die Gralsburg mit ihren architektonischen Ungeheuerlichkeiten können vor dem geistigen Auge recht wohl bestehen — gemalt aber und sinnlich erschaut wird so etwas ungenießbar. Das in der Phantasie Schwimmende ist nicht mit irdischen Pigmenten festzukleben; des Malers rauhe Hand zerstört die Mondscheinfäden im Reiche Titania's, für welche sich nur der klingende Ton als zart genug erweist.

Deutsche und englische Meister, besonders Moritz von Schwind und Eduard Steinle, später Walter Crane, sind dieser Erkenntniß gemäß verfahren. Mit dem Griff des Genius nahmen sie Märchen- und Sagenstoffe gleichsam in die Retorte, ließen ihre flüchtigen Bestandtheile entweichen: das menschlich Natürliche, künstlerisch Echte blieb zurück. Dem soliden Bodensatz nun entsprachen sie mit einer soliden Form, deren Reiz aber, um für den verflüchtigten Märchenduft zu entschädigen, ganz ungewöhnlich sein mußte. Deshalb alle Ecken, Härten und Schrullen, damit bei Figuren, Bauwerken und Gründen die Vorstellung gebannt

---

sie schmückte ihre Wohnräume hartnäckig mit Kupferstichen nach Rafael's, aber auch nach Sassoferrato's und Carlo Dolce's Madonnen. Nur sofern man die Reformation als den germanischen Protest gegen romanische Geistesknechtschaft auffaßt und als dessen Consequenz die über alle theologischen Schranken hinausgewachsene Wissenschaft erkennt, kann meines Erachtens von einem gewissen Zusammenhange der reformatorischen Bewegung mit derjenigen, welche sich geistig in der Kunst der Neuzeit vollzogen hat, die Rede sein. —

Die Romantiker unter Führung des Cornelius unternahmen es mit dem Griff überspannter Willenskraft, zum zweiten Male zu erreichen, was bereits einmal im langsam unerbittlichen Proceß mißlungen war: Wiedertaufe der deutschen Malerei in der romanischen. Man hat kein Recht, sie darum zu tadeln. Sie folgten der ausgetretenen Pilgerstraße nach dem heiligen Rom, die meisten von ihnen mit einem starken Zuge von katholischer Sehnsucht, Alle, weil nun einmal die Magnetnadel auf dem Bildungscompaß uns Germanen nach dem Süden, nach der hohen Sonne weist. Die verzwickte Lage, in welche unsere jungen Männer geriethen, charakterisirt sich symbolisch dadurch, daß sie in Rom das Rafaelbarett über dem deutschen Kragen trugen. Mit dem Barett saßen sie noch in München auf ihren Gerüsten, nachdem ihnen der Kragen längst eingeschrumpft war.

[1]) Anders die rheinische Schule, welche sich in Düsseldorf unter Wilhelm von Schadow gesammelt hatte. Bei fast dilettantischen Mitteln, nicht geschult an großen Mustern, aus lyrischer und romantischer Stimmung heraus schaffend, mußten ihr alle tiefen Griffe in die Welt des Phantastischen mißlingen. Nur Alfred Rethel hat solche gethan, wohl der originellste und tiefsinnigste aller Romantiker. — Um gerecht zu sein, muß ich hier noch Eduard Bendemann hervorheben als den Einzigen, der sein Theil Schulempfindsamkeit auf dem Gebiete der religiösen Malerei würdig zum Ausdruck brachte.

bleibe[1]). Man merkt, in solcher Welt geht nichts mit rechten Dingen zu, da ist nichts natürlich, dazwischen treibt Unter- und Ueberirdisches sein Wesen. Nur Zauber kann es sein, was da zappelt, eingefangen im Gewebe der Linien.

In diesem Sinne hat wohl Walter Crane die schärfsten Consequenzen gezogen. Während Schwind und Steinle das Phantastische vielleicht noch zu sehr in Wohlgefälligkeit abglätten, baut Crane bei seiner eminenten Gabe, den Kern des Vorwurfs loszulösen, mittelst schneidiger Umrisse, greller Colorirung und schrankenloser Sonderbarkeiten in Costüm und Perspective aus der alten, bunten Fabelwelt eine ganz neue künstlerische auf.

Ludwig Richter, dessen Naturell durchaus auf das Gemüthliche gestimmt war, vermochte solch schöpferische Freiheit nicht zu gewinnen. Für ihn gehörte das Volksmärchen so gut zum Familienhausrath, wie Spinnrocken und Wiege, Breischüssel und Vogelbauer, mit zartem Stift zeichnete er es, wie er es am häuslichen Herde heimisch wußte. Seine Prinzen und Prinzessinnen, Nixen und Berggeister sind zumeist aus dem Loschwitzer Thal gebürtig, alle von gutem Schlage und ohne das rechte Zeug zur Abenteuerei. Seine Männer kommen mir vor, als müßten sie nach überstandener Krisis ihr Tabakspfeifchen aus der Tasche ziehen können. Mit den seltenen Bösewichtern seines Griffels ließe sich recht wohl ein „Teppche" Bier trinken. Gemüthlich, wie künstlerisch, kannte er keinen Abschluß ohne Versöhnung. Er gehörte zu den Gottgeweihten, welche das Gemeine der Wirklichkeit unberührt läßt. In seiner Seele erklang die Natur wie auf hellgestimmten Saiten. Diesem Fra beato des Genres war der Himmel schon auf Erden erreichbar. Alle Kinder in seinen Werken scheinen kleine Engel ohne Flügel, und kein Zaun, kein Fliederbusch, von denen aus der Meister nicht gefiederte Sänger die Herrlichkeit der Schöpfung verkündigen ließe.

Richter erfaßte mit scharfem Künstlerauge die Motive und sammelte sie liebevoll in seinem Skizzenbuche, doch ohne Zuthun des Gemüths würden sie ihm nur kalte Beobachtungen gewesen sein. Sehen und Sinnen war bei ihm eins. Dem malerischen Brünnlein, welches er irgendwo fand, ist schnell die schöpfende Magd hinzugefügt; die Gartenbank bleibt nicht leer, Großvater muß darauf sitzen; die rostige Wetterfahne sucht sich zum Knarren ein Dach und dieses ein Häuschen, und aus dessen rebenumwachsenen Fensterchen winkt die sittige Jungfrau dem Wanderburschen ihren Gruß zu. Richter treibt keine armselige Vedutenzeichnerei — bei Vielen das Ende vom Anfang — aber er geht auch nicht allein vom Buchmotiv aus. Im Märchen spielen sich ihm verklärt oder im Humor des Volkes Leiden und Freuden ab und zwar auf einem winzigen Stück der großen Gotteswelt. Was er auf diesem erblickt, schießt in seiner Phantasie zu kleinen Bildern zusammen, in welchen das bischen „Gegenstand" ganz still seinen Platz zu finden weiß. Er gleicht der honigsammelnden Biene.

Meister Ludwig entspricht den Bedingungen des Märchenstils durch schlichte, knappe Formengebung, ohne derselben nach Art Walter Crane's präraphaelitische Sonderbarkeiten beizumischen. Seine Miniaturfiguren bewegen sich nicht eckig und schrullenhaft, sondern ungezwungen, und manchmal offenbart er auf erbsen-

[1]) Dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden. Lessing.

großen Gesichtern eine Fülle von Einfalt und Herzensgüte. Auch culturgeschichtlich sind Richter's Werke von besonderem Interesse. Sie verbildlichen uns das alte traum- und gefühlsselige Deutschthum, für welches heute das Verständniß zu erlöschen beginnt. Die heranwachsende Jugend steht auf dem Boden der Thatsachen und verlangt schärfere Erregungen, als kleinbürgerliche. Aber wenigstens die Kinder halten an ihrem Ludwig Richter fest, und ich hoffe, diese Lieblinge seiner Kunst werden ihn der Zukunft retten.

Dem Meister nachempfindend und besonders die landschaftliche Stimmung verwerthend, hat jüngst auch Mohn anmuthige Märchenbilder geschaffen. Ich müßte, um Alles auf diesem Felde Geleistete zu würdigen, noch eine ganze Zahl trefflicher Illustratoren hervorheben, wie Woldemar Friedrich, Hugo Vogel, Carl Gehrts, Eugen Klimsch u. A., glaube mich hier aber auf solche Meister beschränken zu dürfen, welche für die Gattung als Prototypen und Bahnbrecher angesehen werden können. Das Kunstbiographische überhaupt bleibe Denjenigen überlassen, welche dazu berufen oder — nicht berufen sind.

Doch Einer fehlt offenbar noch in der Reihe: Gustave Doré. Auch er, der Franzose, hat Volksmärchen gezeichnet; sind dieselben von niederem Werthe? Eine Frage, welche gerechterweise nur aus der Nationalität beantwortet werden kann. Das Illustriren phantastischer Stoffe setzt zu diesen ein gewisses dienstbares Verhältniß voraus. Dame Romantik findet am deutschen und englischen Maler gehorsame Edelknappen, der französische steht zu ihr als souveräner Herr, zu seiner Nationalliteratur überhaupt. Die mag sich mit ihm beschäftigen, er dagegen gibt seine Kunst so leicht nicht zum Schmuck der Texte her. Frankreich hatte und hat nur einen Illustrator par excellence: Doré. Doch auch Doré opfert darum nichts von seinem Malerrecht des tel est mon plaisir. Auch keinen Stil schuf er sich, der ihn binden könnte. Ausschließlich von der malerischen, statt von der poetischen Qualität des Märchens bestimmt, zeichnet er es effectvoll, phantasmagorisch, blendet den Zuschauer, statt daß er den Beschauer anregt, sich selbstthätig in die Irrgänge der Fabel zu vertiefen. Sogar auf der Bibel treibt Doré eine Art von Raubbau. In seinen Zeichnungen spüre ich etwas von Meiningerei. Alle haben zu Anfang ihre blendende, dann überreizende Wirkung geübt und, wie mich dünkt, ihre tour du monde hinter sich. —

Das einseitige Verfahren der romantischen Malerschule ist dem deutschen Illustrationsgebiete unendlich förderlich gewesen. Man nehme nur ein paar Jahrgänge der Fliegenden Blätter als Beweis, wie wirksam der sonst von Mund zu Munde flatternde Schmetterling des Humors, wenn vom Stift aufgespießt, zu schillern vermag[1]). Selbst unser großer A. Menzel, obwohl der Romantik feind,

[1]) Da ich nun doch einmal unter dem Zeichen des Stiftes schreibe, so möge der geneigte Leser gestatten, daß ich ihm ganz unvermittelt über meiner schwerfälligen Studie — aber bescheiden unter dem Strich — schließlich das strahlende Antlitz unseres Wilhelm Busch aufgehen lasse. Vermuthlich ist ein Zusammenhang dieses lachenden Philosophen mit den vorhin gefeierten gravitätischen Meistern noch niemals nachgewiesen worden. Trotzdem scheint er mir in etwas vorhanden. Denn bei Busch wohnen Schalk und Maler unter einem Dache. Seine scharfe Naturbeobachtung und nimmer versagende Einbildung sind schon allein hohe Gaben, welche berechtigen,

fußte von Anfang an auf dem Capitale von zeichnerischer Sicherheit, welches deren Jünger sich erworben hatten.

Die Künstler, deren Eigenthümlichkeit ich kurz geschildert habe, wandten sich mit Vorliebe an die kindliche Phantasie, welche, Erträumtes und Erlebtes hold verwebend, das ganze Dasein noch als ein Märchen erfaßt. Ihr mußte auch der zeichnerische Stil entsprechen. Denn das Kind geht ja selbst den Weg des Bezeichnens; auf diesem tastet es sich — genau wie culturgeschichtlich der Mensch — aus seinem Naturzustande in die Welt der Erkenntniß hinein. Es deutet an, seine Einbildung macht das Angedeutete fertig. Wenige Linien genügen ihm, um sich Mann, Frau, Haus und Baum zu gestalten, drei Striche, um Soldat und Hund durch das Thor spazieren zu lassen[1]). Im Kinde offenbart sich der Nachbildungstrieb rein und ursprünglich, ihn sollten die Erwachsenen fördern, nicht lahm legen dadurch, daß sie dem kindlichen Verständniß anschaulich Vollendungswahrscheinlichkeiten bieten, welche es nach Zusammenhang und Werth noch nicht zu schätzen gelernt hat[2]). Als Knabe baute ich Schiffe aus Torf oder

daß man ihn von den Auserwählten nicht gänzlich scheidet. Doch will mich bedünken, er sei denselben noch in besonderer Art verwandt, und zwar im Formenstil, nur daß Busch diesen in kluger Erkenntniß überstilisirt. So gelingt ihm, die gemessene Würde der umschreibenden Linie in Contrast zu setzen mit dem ungemessen übermüthigen Inhalt seiner Darstellungen und wiederum in Harmonie mit dem biedermännisch moralisirenden Ton seines Textes. Sogar auf eine gewisse gegenständliche Verwandtschaft möchte ich hinweisen. Busch erzählt uns gleichfalls Märchen, unberechenbare Wandlungen des Geschicks, dessen Knoten bei ihm freilich ohne übersinnliche Mächte geschürzt und durchhauen werden.

[1]) Die Abstraction des Häßlichen, das Zerrbild (Carricatur), ergibt sich bereits als unfreiwilliges Resultat der Nachbildungsversuche primitiver Völker — wie der Kinder — mit anderen Worten: als mißlungenes Porträt. Denn im Bildniß führen die feineren Züge nach dem Schönen, die gröberen nach dem Häßlichen hin, und es liegt nahe, daß die Hand des gänzlich Unreifen nur den allergröbsten zu folgen im Stande ist. Bei dem barbarischen Zerrbild ist der Zweck des Lächerlichen noch nicht vorhanden; der dabei thätig gewesene Urstil kennzeichnet sich als durchaus unfreiwillig und bedeutet die Ohnmacht der bezeichnenden Linie. Tausende von Jahren sind nöthig gewesen, um den Menschen von dieser Stufe zu derjenigen empor zu führen, welche ihn fähig machte, sich mit bewußter Abstraction und mit langsam gereiftem Kunststil ein der geistigen Höhe seines Humors angemessenes Zerrbild zu schaffen.

[2]) Eltern, Großmütter und Tanten sollten, meine ich, ihren Lieblingen Geschenke von raffinirten chromolithographischen oder photographischen Prachtwerken nach Möglichkeit fern halten. Wen schwindelt nicht überhaupt bei der modischen Prachtwerkerei? Gibt es doch Kinderstuben, in welchen der ganze elterliche Journalzirkel (Ulk, Kladderadatsch, Kikeriki und was sonst noch Alles) aufliegt. Mit solcher Speise beschert man den Kleinen das Schlimmste: Uebersättigung.

Es fehlt bei uns zum Glück nicht an Einsicht dessen, was auf diesem Felde gesündigt wird. Seit Jahren suchen namhafte Schriftsteller und Künstler dem heranwachsenden Geschlechte frühzeitig reinen Inhalt in reiner Hülle zuzuführen. Ich verweise auf J. Lohmeyer's treffliche „Deutsche Jugend", Englische Illustratoren mit ihrem drastischen Humor und Geschick, eine Sache auf den Kopf zu treffen, in stattlicher Reihe von W. Crane bis Kate Greenaway, arbeiten auf dasselbe Ziel hin. — Kate personificirt, beiläufig gesagt, die in Albion mehr als irgendwo zu Worte kommende Altjungferlichkeit. Oder täusche ich mich und habe in ihr eine gute Frau und Mutter zu verehren? Dem sei, wie ihm wolle: unsere deutschen Kinder finden in ihren Zeichnungen etwas Fremdes; sie wissen offenbar mit wohldressirten, altfränkischen Puppenprocessionen, welche zur Theegesellschaft gehen oder der Tante ein Sträußchen bringen, nichts Rechtes anzufangen.

Holzschuhen — für mich stolze Fregatten — und ließ sie auf Weihern und Bächen, ja auf Gossen schwimmen, die damals der Jugend noch nicht wegregulirt waren. Mein Sohn — es liegen vierzig Jahre dazwischen — bekam zu Weihnachten ein prächtiges, jedoch offenbar für großstädtische Kinder nur zum Landdienst ausgerüstetes Fahrzeug. Wenigstens kenterte es, kaum in die Badewanne gesetzt, und lag noch selbigen Tages mit zerbrochenen Masten und verwirrter Takelage in der Ecke.

Das fertige Bild hat auch den Nachtheil, daß es unter der Tonhülle die schlichte Linie verschleiert, welche allein im Stande ist, zur Erkenntniß proportionaler und prospectivischer Gesetze hinzuleiten. Dem ohnehin so sterilen Schulzeichenunterrichte erwächst also aus dem Hause nicht die geringste Unterstützung. Wie aber derselbe schon für sich allein im Stande ist, die nach dieser Seite hin vorhandenen Anlagen zu entwickeln, darüber hat uns der Maler Feodor Flinzer überraschende Aufschlüsse geliefert.

Flinzer, dessen Zeichenmethode auf sächsischen Schulen, insbesondere in Leipzig eingeführt ist, bringt es mittelst eines nur dreijährigen Cursus dahin, daß *jedes Schulkind ohne Ausnahme* nicht allein Naturformen *nachbilden*, sondern auch geometrisches Blumen- und Fruchtornament frei zu *componiren* lernt. Dieses Resultat erklärt sich folgendermaßen. Der Trieb, von den Dingen ein Bildniß und Gleichniß zu machen, wohnt allen Menschen inne und tritt nur deshalb ausnahmsweise zu Tage, weil ihn einseitig wissenschaftliche Schulbildung in den meisten Fällen hat verkümmern lassen. Wo aber derselbe sich kundgibt, da pflegen ihn die Leute auf vorhandenes Malertalent zu deuten, eine Art von Götterfunken, so glaubt man, von dem besonders Auserwählte hier und da angeflogen werden. Wer möchte es liebenden Eltern verdenken, wenn sie erwiesen haben möchten, daß es in einem ihrer Sprößlinge glimmt? Fast immer jedoch ist das sogenannte Talent, welches Knaben manchmal schon erkennen lassen, ehe ihnen Zeichenunterricht ertheilt worden ist, nichts Anderes, als jene allgemeine Naturanlage und berechtigt durchaus nicht, eine Prädestination zur Kunst für erwiesen zu halten. Doch wie offenbart sich denn diese, zugegeben, die Basis der angeborenen Nachahmungsfähigkeit sei vorhanden? Mit kurzen Worten gesagt: als *Einbildungskraft*, wohlverstanden nicht bloß im Sinne des Fabulirens, sondern als die Kraft überhaupt, den springenden Punkt in der Erscheinung — die Idee derselben — zu erfassen. Hier berühren wir die Grenze, deren Ueberschreitung dem stilllebenhaften Dilettantenthum — aber auch der zünftigen Abmalerei — unbedingt versagt bleibt. Ich meine, wenn unsere Akademien an dieser freilich durch Definition nicht bestimmbaren Grenze eine Musterung ihrer Schüler vornähmen, um über deren Verbleib zu entscheiden, dann würde man bald Hunderte von Staffeleien geräumt sehen — zum Heil der Enttäuschten.

Ob es noch einmal dahin kommt, daß Jedermann in der Schule ebenso zeichnen, wie schreiben und Auge und Hand nur einigermaßen bildnerisch zu befriedigen lernt? Geschähe es, dann wäre vielleicht die Brücke über den Abgrund zwischen Laien und Künstlern geschlagen, und gewiß bliebe mancher Traum von Malerglück ungeträumt, dessen Erfüllung heute so viele grollende Fragen an das Schicksal hervorruft. —

Nicht nur im Bereiche des Kindes, im Schaffensgebiet der bildenden Kunst überhaupt äußert sich der Werth des Andeutenden und zwar bei der Zeichnung als Entwurf, bei der Malerei als Skizze. Wer formell oder farbig das Organische und Ursächliche der Bewegung herauszuarbeiten trachtet, tendirt unwillkürlich nach der Seite der Wissenschaft, erreicht die Kühlheit und Klarheit wissenschaftlicher Wahrheiten. Beim Künstler gilt aber das Richtige nicht immer als das Rechte. Er soll eine Vorstellung nicht erschöpfen, dem Betrachtenden sein Stück Mitarbeit übrig lassen.

In der Skizze wird Alles gesagt und doch das Meiste verschwiegen, die Fertigkeitsprobe nicht angetreten, das letzte Wort nicht gesprochen, dem Laien aber durch Voraussetzung seines kunstverständigen Entgegenkommens geschmeichelt. Und was besonders ins Gewicht fällt, ihre wirkliche oder scheinbare Mühelosigkeit erzeugt ein Gefühl des Behagens. Heutzutage nützt man diese Vortheile gründlich aus, verwerthet die Skizze als Zweck, nicht als Mittel und charakterisirt damit so recht die nervöse und ansatzreiche Art der Jetztzeit.

Unbefangen, handwerklich gewissenhaft, mit zielbewußtem Aufbau schufen die alten Meister, liebevoll in beschränkten Ideenkreisen verharrend. Sie erhoben keinen Anspruch auf das, was wir Geist nennen, was nicht zu zähmen ist und durchaus über die Deichsel springen muß. Die Vergangenheit hat uns eine geringe Zahl von skizzenhaften Bildern überliefert, und wahrscheinlich sind manche derselben nur in Folge äußerer Verhältnisse unvollendet geblieben.

Aus Wilhelm von Humboldt's Studienjahren.

Mit ungedruckten Briefen.

Von

Paul Schwenke.

Am 23. April 1788 wurde Wilhelm von Humboldt als studiosus juris in Göttingen immatrikulirt. Er stand, damals fast einundzwanzig Jahre alt, nicht mehr am Anfang seiner akademischen Studien. Schon im Winter 1785—86 hatte er in Berlin zusammen mit seinem Bruder Alexander private Vorlesungen über Staatswissenschaften und Naturrecht bei Dohm und Klein gehört, dann den folgenden Winter, ebenfalls mit seinem Bruder, auf der Hochschule zu Frankfurt a. O. zugebracht. Dies Alles unter der Leitung und Aufsicht ihres Hofmeisters Kunth, des nachmaligen Staatsraths, eines vortrefflichen, wenn auch etwas pedantischen Mannes, welcher schon im Jahre 1777 die Erziehung der Brüder übernommen hatte und sie nach dem Tode des Vaters (1779) unter dem vollen Vertrauen der besorgten Mutter fortführte. Gewissenhaft und mit großem Erfolge bemüht, die wissenschaftliche Ausbildung seiner Zöglinge zu fördern, hatte er allerdings für Wilhelm's Charakteranlage nicht das volle Verständniß und dieser, im Denken und Fühlen über seine Jahre hinaus selbständig, empfand drückend den Zwang, den man ihm anthat. Mit um so größerer Freude begrüßte er nun die Uebersiedelung nach Göttingen, wo er sich zum ersten Mal allein, seiner eigenen Führung überlassen finden sollte.

An dieser Universität, welche eben in ihr zweites Halbjahrhundert eingetreten war, boten sich ihm Anregungen nach vielen Seiten. Nicht nur seine eigentlichen Fächer, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, sondern auch die historisch-philologischen Studien standen in hoher Blüthe. In der juristischen Facultät lehrten, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, Pütter und Martens, in der philosophischen Schlözer, Gatterer, Heyne. Es ist leider nicht mehr zu ermitteln, welche Vorlesungen Humboldt während der drei Semester, die er in Göttingen zubrachte, gehört hat und an welche Lehrer er auch persönlichen Anschluß suchte. In seinen Briefen, soweit diese bekannt sind, spricht er davon fast gar nicht. Nur das steht fest, daß ihn Heyne besonders anzog. Wenn auch Humboldt

seinem philologischen Seminar nicht in aller Form als Mitglied angehörte, sondern sich nur „zu ihm hielt", so zählte ihn doch Heyne schon damals zu seinen ausgezeichnetsten Schülern. Daß er mit Vorliebe die Philologie betrieb, beweisen noch jetzt die Ausleiheregister der Göttinger Bibliothek, nach welchen seine Benutzung derselben mindestens zur Hälfte philologischen Werken gegolten hat. Auch Alexander, welcher ihm Ostern 1789 nach Göttingen folgte, hebt dieselben Studien hervor, wenn er das Facit aus Wilhelm's Göttinger Aufenthalt zieht[1]): „Meinem Bruder hat der hiesige Aufenthalt trefflich genützt. Du glaubst nicht, mit welchem Sinne man hier Alles zu betrachten anfängt. . . . Heyne hat von ihm gesagt, er habe lange keinen so trefflichen Philologen aus seiner Schule entlassen. Nimm dazu seine schönen juristischen, historischen und politischen Kenntnisse, seine tiefe Einsicht in das Kantische System . ., seine italienischen, französischen und englischen Sprachkenntnisse, und Du mußt gestehen, daß Du wenige seinesgleichen kennst, die nicht ex professo sind."

Wilhelm freilich war der letzte, der diese Kenntnisse für das einzig Erstrebenswerthe oder auch nur für die Hauptsache in seiner Ausbildung gehalten hätte. In seltener Weise war in ihm mit einem scharfen Verstande, dem noch die Schule der Berliner Aufklärung zugute gekommen war, tiefe Empfindsamkeit verbunden, und wenn er sich über seine frühere Erziehung beklagt, welche diese zu Gunsten des Verstandes zurückzudrängen und zu unterdrücken suchte, so war er jetzt, da er über sich selbst verfügen konnte, nicht geneigt, ihr das Recht zu verkümmern. Pflege und Verfeinerung des Gefühls durch Freundschaft und Liebe, Bildung des Charakters durch Umgang mit mancherlei Menschen, das war ihm mindestens ebenso Ziel und Bedürfniß, wie die Aneignung positiver Kenntnisse, und wie er Kant studirte aus eigenem Antriebe, ohne daß ihm in Göttingen dazu irgendwelche Anregung wurde, so wußte er auch für die Bildung des Herzens und Charakters die rechten Wege zu finden.

Denn Göttingen war kein geselliger Ort, wo sich leicht Gelegenheit zu näherem Verkehr geboten hätte. Nur einen unter den Commilitonen, mit denen er auf vertrauterem Fuße steht, nennt Wilhelm von Humboldt wiederholt als eigentlichen Freund, den späteren hannoverschen Leibarzt Stieglitz. Mit ihm kam er jeden Abend zusammen (vor neun Uhr auszugehen erlaubte der „affectirte Göttinger Fleiß" nicht), und dann sahen sie sich einige Stunden, oft ganze Nächte, um über Alles zu sprechen, was irgend in ihrem Gesichtskreise lag. Von einigen wenigen Anderen hören wir nur ganz gelegentlich, darunter August Wilhelm von Schlegel, „ein junger Dichterling, mit dem ich ziemlich viel umgehe". Am meisten jedoch vermißte er den näheren Umgang mit geistreichen und empfindsamen Frauen, wie er ihn in Berlin im Kreis der Henriette Herz genossen hatte. Therese Forster, Heyne's Tochter, welche ihm einigen Ersatz dafür zu versprechen schien, siedelte schon im Herbst mit ihrem Gatten nach Mainz über. Nach ihrem Weggange erwähnt er nur ihre Schwester, „Mamsell Heyne", mit der er vertraut zu werden hofft und bei deren Stiefmutter er sich einführen lassen will, obgleich jene auch

[1]) In einem Briefe an seinen Freund Wegener in Frankfurt (Bruhns, Alexander von Humboldt, Bd. I, S. 86).

allein Besuche empfängt; ferner Frau Emilie von Berlepsch, allerdings mit dem wenig schmeichelhaften Zusatz: „die Dichterin, eine eingebildete, eitle, geschwätzige, nicht einmal sehr geistvolle Frau. Ich gehe aber doch manchmal zu ihr.“ Man sieht, er war in der „Einöde“, wie er sagt, genügsam geworden.

Aber was die Bewohner nicht boten, das konnte die günstige Lage des Ortes einigermaßen ersetzen, und so sehen wir ihn bald auf Ausflügen nach allen Richtungen: nach Mainz zu Forsters und von da den Rhein hinab nach Pempelfort zu Jacobi, dann, um mit diesem wieder zusammenzutreffen, nach Pyrmont, wo er drei Tage mit der durch ihren späteren Briefwechsel mit ihm bekannt gewordenen „Freundin“, Charlotte Diede, verlebt, und nach Hannover, wo er Rehberg und andere interessante Persönlichkeiten kennen lernt, endlich, wovon weiter die Rede sein wird, nach dem Harz und Thüringen. Und schließlich hatte man noch den brieflichen Verkehr mit den Berliner Freunden und Freundinnen, in welchem man nach Herzenslust in Gefühlen schwelgen und zugleich über dieselben reflectiren und sie analysiren konnte.

An diesen Berliner Kreis knüpfte ihn noch ein Band besonderer Art. Als er gegen Weihnachten 1787 auf einige Tage allein, ohne seinen Bruder und Kunth, von Frankfurt nach Berlin gekommen war, hatte ihm sein Freund Karl von Laroche eröffnet, daß zwischen ihm, Henriette Herz und ihrer Schwester Brenna ein Bund bestehe, mit dem Zweck gegenseitiger Beglückung und Veredelung durch Freundschaft und Liebe. Geheime Gesellschaften entsprachen ganz dem Zuge der Zeit, und gerade in diesem Jahre befand man sich unter dem Eindrucke der zahlreichen Streitschriften, welche die Aufhebung des Illuminatenordens hervorgerufen hatte. So wird auch bei Humboldt der Gedanke auf empfänglichen Boden gefallen sein. Man nahm ihn in den Bund auf, sobald man ihm die aufgesetzten „Vorschriften“ vorgelesen hatte. Diese zogen, wie er selbst nachher erzählt, die Bande so eng zusammen, „daß Jeder alle Geheimnisse des Andern weiß, daß Keiner etwas thun kann, ohne daß es der Andre erführe und daß — was noch mehr ist — Umgang, Handlungen, Art zu leben und zu denken eines Jeden gewissermaßen von den Andern abhängt“. Das brüderliche Du verband die Mitglieder, in deren Zusammenkünften es nicht an den damals allerdings nicht so schwer wiegenden Umarmungen und Küssen mangelte. Bundeszeichen waren ein Ring und ein Cirkel. Selbstverständlich war strengste Geheimhaltung Pflicht, und um diese auch für die Briefe zu sichern, stellte auf Henriette's Vorschlag Laroche eine Chiffernschrift auf, ein System willkürlicher Zeichen für die einzelnen Buchstaben, das trotz seiner Ungelenkheit dem überschwenglichen Gefühl und den empfindsamen Ergüssen der Bundesbriefe glücklicherweise nicht hinderlich wurde. Man wandte es nämlich nur in den Eigennamen an oder in Wendungen, welche sich speciell auf die „Verbündung“ oder den „Cirkel“ (in der Chiffernsprache ⊙ wie im Illuminatenorden, aber abweichend von diesem immer generis feminini) bezogen, und es hätte in dieser Vereinzelung der Entzifferung auch durch Uneingeweihte damals wohl ebenso wenig Schwierigkeiten gemacht wie jetzt. Die „Weiber“ brauchten daher die Vorsicht, sich ihre Briefe zurückschicken zu lassen, um sie zu vernichten. Dagegen haben sich von denen Humboldt's eine größere Anzahl erhalten, die bisher bekannten vorzugsweise an Henriette Herz gerichteten in Varn-

hagen's Nachlaß, aus dem sie von Ludmilla Assing (Briefe an Chamisso, Gneisenau u. s. w. Band I, 1867, Brief 15 ff.) veröffentlicht worden sind, allerdings mit einigen von Varnhagen selbst herrührenden Fehlern in der Auflösung der Namenschiffern, welche zusammen mit den ganz unzuverlässigen Angaben in den Memoiren der Henriette Herz geeignet sind, Irrthümer zu erwecken. Von dem Tone indeß, der im Bunde herrschte, geben jene Briefe, namentlich die von Frankfurt aus geschriebenen, ein so hinreichendes Bild, daß die weiteren aus der Zeit vom 1. September 1788 bis 6. Juli 1790, welche mir für die gegenwärtige Veröffentlichung vorliegen, in dieser Beziehung nichts wesentlich Neues bieten können. Es wird deshalb genügen, aus ihnen diejenigen Stücke herauszuheben, welche für die Kenntniß von Humboldt's innerer Entwickelung und äußerem Lebensgang bedeutsam sind. Denn in der That lohnt es sich nur darum, bei diesem „Geheimbund", der uns jetzt doch höchstens als Tändelei erscheint, so lange zu verweilen, weil für Humboldt charakteristisch ist, wie er ihn auffaßt und seinen Ideen anzupassen sucht, und weil der Bund ihm die Bekanntschaft von Personen vermittelte, welche für sein Leben von entscheidender Bedeutung werden sollten. Daß zumeist gerade diese Personen die Adressaten sind, erhöht das Interesse der Briefe, welche hier mitgetheilt werden sollen. Zu ihrer Erläuterung bedarf es nur weniger Vor- und Zwischenbemerkungen.

Die Seele des Bundes war von Anfang an Karl von Laroche gewesen, der zweite Sohn der Sophie von Laroche, welcher, begünstigt durch den Minister von Heinitz, sich dem preußischen Salinendienst gewidmet hatte. Von einnehmendem Aeußeren — er galt für einen sehr schönen Mann — und großer Sentimentalität war er allerdings an Geist Humboldt durchaus nicht ebenbürtig, mit dem er sich in der Verehrung für Henriette Herz begegnete. Im Begriff nach Schönebeck abzureisen, um an der dortigen Saline — noch ohne eigentliche Anstellung — zu arbeiten[1]), hatte er mit Henriette den Bund verabredet, hatte selbst die „Vorschriften" verfaßt und war nun nach Humboldt's Aufnahme auch weiter bestrebt, ihm Mitglieder zuzuführen. Schon früher hatte er, sei es an ihrem gewöhnlichen Wohnort Erfurt, sei es auf ihrem Familiengut Burgörner bei Hettstädt in der Grafschaft Mansfeld, die Tochter des Kammerpräsidenten von Dacheröden, Karoline, kennen gelernt. Sie wird von verschiedenen Seiten als eine ungewöhnlich ideale Erscheinung geschildert. Zwar war sie nicht vollkommen schön, sogar etwas verwachsen, aber im Ausdruck des Gesichtes und in ihrem ganzen Wesen besaß sie etwas ungemein Anziehendes, und eine gewisse schwärmerische Schwermuth, welche öftere Krankheit und der Gedanke an einen frühen Tod gefördert und auch die Erziehung durch Zacharias Becker eher begünstigt als unterdrückt hatte, schien sie über den Kreis des Irdischen hinauszuheben. Für den gefühlvollen Bund war sie wie geschaffen, und Laroche, welcher

[1]) Nach actenmäßigen Ermittelungen, welche mir freundlichst zur Verfügung gestellt werden, wurde er erst im Mai 1790 fest angestellt, und zwar als Mitglied des Salzamtes bei der fiskalischen Saline Halle. Von da ging er 1792 in gleicher Eigenschaft wieder nach Schönebeck und 1804 als Mitglied der General-Salzadministration nach Berlin, wo er 1834 als Geheimer Oberbergrath das fünfzigjährige Dienstjubiläum beging. Aus diesem Datum ergibt sich, daß sein Eintritt in den preußischen Dienst schon von 1784 gerechnet wurde.

von Schönebeck aus öfter Reisen unternahm, säumte nicht, sie bei erster Gelegenheit aufzunehmen. Es mag ungefähr zur selben Zeit geschehen sein, als Humboldt in Göttingen ankam. Dieser war nicht wenig begierig, die neue Verbündete kennen zu lernen, und eine Harzreise, welche er bereits Mitte Mai mit Laroche machte (nicht mit Kunth, wie in den gedruckten Briefen steht), sollte den beiden Freunden Gelegenheit bieten, sie in Burgörner zu besuchen. Aus unbekannten Gründen kam der Plan nicht zur Ausführung; vermuthlich war Karoline noch nicht dort eingetroffen. Aber sobald es seine akademischen Studien gestatten, in der zweiten Hälfte des August, sehen wir Humboldt wieder nach Burgörner eilen, diesmal nicht umsonst. Es war nur ein ganz kurzes Beisammensein mit Lina — so oder „Li" hieß sie unter den Freunden —; aber durch die Bundesbrüderschaft schnell mit ihr vertraut geworden, konnte er sich ganz dem Zauber hingeben, den sie auch auf ihn ausübte. Noch lag jedoch der Gedanke, sie zu besitzen, ihm gänzlich fern; im Gegentheil glaubte er sie dem Freunde bestimmt.

Der Brief, den er nach seiner Rückkehr von Göttingen aus an sie schrieb, vielleicht überhaupt der erste, den er direct an sie richtete, ist uns erhalten und verdient als solcher mitgetheilt zu werden, wenn er auch weder nach Form noch Gedanken auf der Höhe derer steht, welche Humboldt ein oder zwei Jahre später schreibt. Aber gerade der Vergleich wird veranschaulichen, welche Entwickelung er in dieser Zeit durchmachte.

I.

Den 1. September.

Ach! L., heute sind's 8 Tage seit ich Dich nicht sah! Warum konnt' ich sie nicht zu der Länge eines Lebens ausdehnen, die Augenblicke, da ich in wonnevoller Entzückung in Deinen Armen lag! Auch Du warst ja glücklich. Ich las es aus Deinen Blicken. Und sagtest Du mir nicht selbst: „ich bin immer glücklich, W., wenn ich nur glücklich mache!" und machtest Du mich nicht glücklich?

Was ich empfand, als ich beim Wegreiten wieder durch Burgörner ritt, als ich an der Laube vorbeikam, wo ich jene namenlosen Freuden genossen hatte, als ich Dein Haus sah, als ich, wo ich hinblickte, eine Stelle sah, wo ich mit Dir gestanden, mit Dir gegangen, wo ich so unendlich glücklich gewesen war. Und die Nacht drauf. Ich ritt die Nacht durch — verzeih, Du wolltest es nicht, aber ich war schon länger geblieben, ich mußte eilen — wie war mir da so weh, so bang, und doch dabei wie wohl, denn ich war so allein, die ganze Natur — und das hab' ich so gern — sympathisirte mit meinen Gefühlen. Es war so finster um mich her, lauter düstre Regenwolken, nur hier und da ein fernes Wetterleuchten. Ich kam durch ein Dorf durch, wo ich Musik und Tanz fand. Den Eindruck kann ich Dir nicht beschreiben. Diese lärmende Freude in dem Augenblick, da mein Herz so wehmüthig gestimmt, da es nur für die sanftern, stilleren Gefühle, zu welchen die Wehmuth selbst gehört, empfänglich war — ich ritt so schnell ich konnte fort. Und nun, seitdem ich hier bin, leb ich und bin ich noch immer bei Dir. Der Gedanke der Trennung hat meine Seele noch keinen Augenblick verlassen, ich kann selbst meinen vertrauteren Freunden, deren ich doch auch einige hier habe, noch nicht das wieder sein, was ich ihnen sonst war. Ich bin zu voll von dem Gefühl Dich besessen und Dich wieder verloren zu haben. Ach! Verzeih mir, L., Dein W. ist schwach, den Gedanken der Trennung kann sein Herz oft nicht tragen. Aber es wird austoben, dieses dumpfe Gefühl, und dann wird übrig bleiben, was allein unser und unsrer heiligen ⊙ ganz würdig ist, jene erhabene genügsame Liebe, die die Seelen verschwistert, wenngleich weite Räume die Körper trennen.

Und was machst Du denn, meine traute, liebe, süße Li! Ach! Auch in Deinem Auge las ich tiefes Gefühl des Schmerzes bei der ersten Trennung nach kurzem Genuß. Du batest mich

noch so zu bleiben; es hätte Dich glücklicher gemacht. Wie es mir durch die Seele ging, Dir, Dir einen Einziggeliebten, das abzuschlagen. Und doch mußte ich es. Ach! Hätte ich bleiben können, nie trennte ich mich von Deiner Seite. — Aber nicht wahr, L., wir sind doch jetzt weit, weit glücklicher als wir ehemals waren? Wir haben uns nun gesehen, Du hast mich Bruder, ich Dich Schwester gegrüßt, wir haben die Frucht der Liebe unsres K(arl)'s, die seligen Freuden der ⊙ genossen. Unsre Seelen sind jetzt einander näher. O! L., wie soll ich Dir danken für das, was Du mir gabst in jenen Stunden, da ich an Deinem Busen lag, ungestört und ohne Zeugen? Ach, ich wagte es nicht, diese Liebe zu hoffen. Furchtsam harrte ich Dein in der Laube. Wird sie mich auch lieben, fragte ich mich oft. O! ich glaube so selten, geliebt zu werden. Das macht mich oft sehr unglücklich. Sage mir, meine L., woher das kommt? Auch B(renna) gehts so. Eben dies Mißtrauen verbitterte oft ihre Tage. Aber Du liebst mich, L., o! von Dir glaubt es mein Herz mit hoher Zuversicht. Und Du wirst mich immer so lieben. Wen L.'s Herz einmal liebte, den liebt es, so lang es lieben kann. Lerne mich nur recht genau kennen. Erforsche jede meiner guten Eigenschaften, aber auch jeden meiner Fehler. Ohne das ist Liebe Täuschung, o! und eine gefährliche Täuschung! Ich fürchte Dein Auge nicht. Mein Herz ist gut und weich, und das wirst Du immer lieben, und die Fehler, die Schwächen auch, die Du findest, die wirst Du bessern. Mache mich ganz so, wie Du mich sehn möchtest. Den größten Theil der Bildung meines Herzens dank ich unserer J(ette)[1]. Wie geändert bin ich, seit ich sie kenne. Aber schon lang bin ich von ihr entfernt. Schon ein ganzes Jahr. Denn was sind 14 kurze, schnell verrinnende Tage! Und wenn wir Männer so allein sind, so ohne Umgang für die Empfindung, und so vorzüglich in gewissen Lagen, wie in der, in der ich jetzt bin, da werden wir gar nicht gut. Da werden wir eitel, rauh, stumpf gegen die höhern Gefühle. O! L., wo Du das findest, da sag es mir, da bessre es. Dein W. wird Dir folgen, und es wird Dich glücklicher machen, wenn Du fühlst, daß Du ihn für sich, für Dich, für Deine übrigen Verbündete besser gemacht hast. Ihr Weiber seid darin sehr glücklich, Ihr könnt so mächtig auf nicht ganz unedle Jünglinge wirken, könnt sie für ihr ganzes Leben umbilden, könnt sie glücklicher machen, und dadurch glücklicher sein. Und wir, wir, die ein engeres Band umschließt, wir sind uns das einer dem andern schuldig. Wenn wir es nun einmal werden mehr erreicht haben, dieses Ziel, wenn wir werden besser geworden sein, und besser einer durch den andern, und werden dann zurückblicken auf diese Jahre der Jugend, wo wir zuerst uns fanden — o! L., hast Du ein Herz, dies selige Gefühl zu fassen? Dies ist der Ruhepunkt, zu dem jetzt jeder meiner Gedanken sich drängt, an dem ich so gern verweile. —

Ich habe Dir ein zeigbares Briefchen geschrieben. Sage mirs, ob's so gut war. Ich kann gar nicht schreiben, wenn mein Herz keinen Theil nehmen darf. Ich glaube eine größere Correspondenz würde uns beiden möglich sein. Sie würde unsern Verstand bilden, ich könnte so vieles von Dir noch lernen, Du wieder vielleicht manches von mir. Gefällt Dir der Plan, so antworte mir ein bischen ausführlich, wähle einen Gegenstand, welchen Du willst, gieb mir aber Gelegenheit Dir wieder etwas Wichtigeres zu antworten, und mach, daß die Briefe um etwas minder steif werden, daß nur erst statt Fräulein Freundin steht.

An K(arl) hab ich aus Nordhausen geschrieben, den Morgen um 5 Uhr, nachdem ich ein bischen geschlafen hatte. Wo er den Brief bekommen wird, weiß Gott[2]. Bald wirst Du ihn nun wieder sehn, meine L., Deinen K. und wirst wieder glücklich sein mit ihm, wie Du es so oft warst. Dann denkt beide an Euren W. Und ich — ach! ich, theure L., sehe Dich erst in Erfurt, vielleicht erst in 5 Monaten. Aber dann wieder in Burgörner künftigen Sommer, wenigstens 8 Tage lang. Und dann — ach! laß uns die Zukunft verhüllen. Vielleicht zeigt sie uns einmal unerwartet eine heitere Aussicht.

Lebe nun wohl, Freundin meiner Seele, Geliebte, Schwester! lebe wohl, sei glücklich, o! L. Du wirst geliebt, und wer geliebt wird, ist nie ganz unglücklich. Lebe wohl, und liebe ewig

Deinen W.

---

[1]) Henriette Herz.

[2]) Laroche befand sich damals in England, von wo er im Herbste zurückkehrte. (Vergl. Urlichs, Charlotte von Schiller, Bd. I, S. 422.)

Es sollte doch noch etwas eher, als Humboldt glaubte, zu einem Wiedersehen kommen. Inzwischen pflegte er eifrig den angebahnten Briefwechsel mit Lina, neben dem geheimen einen „zeigbaren", von welchem er an die anderen Freunde schreibt (Varnhagen S. 114), er behandle so ernsthafte Gegenstände, daß er nach seinem ersten Briefe beinahe gefürchtet habe, von ihr oder ihrem Vater deswegen ausgelacht zu werden. „Sie hat mir geantwortet, einen so reif überdachten, so männlich geschriebenen Brief, wie ich noch von wenig Weiberhänden las." Derselbe Geist der Reflexion herrscht in einem „geheimen" Briefe vor, den er unmittelbar nach der Mainzer Reise an sie schrieb. Es ist als Zeichen des früh in ihm entwickelten diplomatischen Talentes interessant, wie er durch Eingehen auf ihre Empfindungen versucht, sie zu seinen Gedanken herüberzuleiten.

II.

Göttingen, den 16. November.

Zürne nicht, L., auf Deinen W., daß er Deinen lieben, theuren Brief so spät erst beantwortet. Ich bin nur 8 Tage seit meiner Reise wieder hier, und in den 8 Tagen hatte ich soviel Geschäfte und Briefe, die keinen Aufschub litten, daß ich Dir unmöglich eher antworten konnte. Wie gern, wie herzlich dankte ich Dir, meine L., für die liebevollen Gesinnungen, für die zärtlichen Äußerungen, die Dein Brief enthält. Aber kann man für so etwas auch danken, auch mit Worten danken? Nein, die glühende Liebe allein, mit der mein Herz Dich umfaßt, die, die allein soll Dir Dank sein! Warum entschuldigst Du Dich so ängstlich wegen den Empfindungen, die der Anblick des Weges nach Sangerhausen und der Thürme von Nordhausen in Dir hervorbrachte? Gewiß, Dein W. und keiner, der zu unsrem Kreise gehört, wird das für Empfindelei halten, was er selbst so oft fühlte, was ihn so oft beseligte. Ist es nicht so natürlich, wenn Scenen der Vergangenheit bei gewissen leblosen Gegenständen recht lebhaft wieder in uns wach werden, das Frohe, Beglückende, was in jenen Erinnerungen liegt, auf diese Gegenstände zu übertragen? Laß uns ja, meine Theure, wahre Empfindsamkeit und Empfindelei recht genau unterscheiden, daß wir nicht aus Furcht zu empfindeln, muthwillig die Freuden zerknicken, die wahres, tief empfundnes, aber nicht überspanntes Gefühl uns gewährt, daß wir uns nicht die Seligkeiten rauben, ohne die wir nie glücklich, ohne die wir nicht gut und tugendhaft sein können. Freundschaft und Liebe sollen uns beglücken, sie sollen wir ganz genießen, in ihnen sollen wir leben, weben und sein. Denn was ist die Liebe, wenn nicht hochgespanntes Gefühl der gegenseitigen, aber verschiedenartigen Vollkommenheit, der festeren Stärke des Mannes, der sanfteren Schwäche des Weibes, wenn nicht der Genuß aus der Vereinigung beider Gefühle. Das Weib schmiegt sich an die Stärke des Mannes an, und ihn beglückt es zu sehn, wie ein Geschöpf, selbst hoher Vollkommenheiten voll, nun durch ihn feststeht, durch ihn und in ihm lebt, denkt und empfindet. Sie aber beseligt der Gedanke durch ihre schwächere Sanftheit den Mann milder, weicher, fühlender, ihn erst recht fähig zu machen, Freude zu empfinden und um sich her zu verbreiten. Mit jedem Tage wird die Vereinigung inniger, schmelzen die Gefühle mehr in einander, und bringen Früchte der edelsten Tugenden hervor. Eitelkeit und Selbstsucht fliehen, Selbstverleugnung, großmüthige Aufopferung, Gleichgültigkeit gegen eigenes, thätiger Eifer für fremdes Glück, kurz jede bürgerliche und gesellige Tugend blüht auf. Verschieden, aber nicht minder beglückend sind die Bande, die Freunde mit einander vereinen. Liebe fordert immer eine Vollkommenheit, die nur halb da wäre, gattete sie sich nicht mit der schwesterlichen Vollkommenheit — Stärke des Mannes, Sanftheit des Weibes. Nicht so die Freundschaft. Sie beruht auf gänzlicher Übereinstimmung der Gesinnungen. Daher trachtet auch nicht der Freund, wie der Liebende, sich hinaus aus seinem Ich in den andern hinüber zu versetzen. Nur von tiefer Achtung gegen einander durchdrungen, von warmer Anhänglichkeit an einander gefesselt gehen Freunde Hand in Hand, schätzen, pflegen, warten einander. Keiner will hinter dem andern zurückbleiben, jeden feuert das Beispiel des andern an, und so schwingen sie sich von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern empor. Sage nun, L., wer, wer wollte irgend ein Gefühl, das an Freundschaft und Liebe gränzt, Empfindelei nennen? Empfindelei ist es nur dann, wenn es Dinge zu Gegenständen hat, die an sich keine Gefühle

erregen können, und die man doch für mehr ansieht, als für Zeichen, die an Scenen der Vergangenheit erinnern, oder die Hoffnung von Scenen der Zukunft erregen, kurz wenn nicht das Herz gerührt wird, wenn nur die Einbildungskraft spielt. Und davor ist jeder sicher, der nur einmal wahrhaft liebte, jeder, der einmal wahrhaft empfand, nicht Empfindungen heuchelte. Freilich giebt es nun noch eine Art, wenn nicht der Empfindelei, aber doch der schädlichen Empfindsamkeit, ich meine die, wenn das Herz sich zu sehr der Empfindung überläßt, wenn der Kopf nicht genug und nicht immer auch über jedes Gefühl raisonnirt. Denn dann kommt man nur zu leicht und ohne es selbst zu bemerken dahin, nicht mehr in einer wirklichen, sondern bloß in einer Ideenwelt zu leben. O! und das schadet sehr, das bringt die folterndste aller Stimmungen, unaufhaltbare Sehnsucht, in uns hervor, läßt uns die Freuden vernachlässigen, die vor uns sind, und nach Freuden haschen, die nie unser werden. Davor, theure L., hüte ich mich sehr, und es ist so leicht, dahinein zu verfallen. Aber weißt Du, wie ichs mache, daß ich, wie getrennt ich auch von Euch bin, doch ruhig, doch glücklich lebe? Ihr lehrtet es mich, Euer Beispiel, B(renna), J(ette) und o! das Deine, meine Innniggeliebte! Ja, ich seh Dich, seh Dich in einer weit schlimmeren, weit gepreßteren Lage, so ruhig, so duldend! seh wie Du nie Deinem Herzen einen Schritt weiter als Deinem Kopfe erlaubtest! — Verzeihe dies lange Geschwätz. Aber ich räsonnire so gern über alles, was ich und was andere denken und empfinden, und Dir theile ich mein Raisonnement so gern mit, weil ich weiß, daß Du es berichtigen kannst, und weil ich Dich so innig, innig liebe.

Kar(oline) wird also nun unser! Wird es bald? Soll es durch mich, vielleicht bei Dir werden? Gott! welche Scenen der Wonne werden das sein. Aber laß uns nicht daran denken. Noch liegt viel zwischen der Ausführung des Plans, und ich nähre nicht gern vergebene Hoffnungen.

Schreibe mir, sobald Du kannst, wann Dalberg und wann Kar. nach Erfurt kommt, und wie lange sie bleiben.

Lebe wohl, lebe wohl, meine geliebte, theure L. O! möchtest Du es ganz fühlen, welche innige Liebe mein Herz für Dich durchdringt!

Dein W.

Während Humboldt hier andeutet, daß der Bund durch ihn einen Zuwachs erfahren soll, glaubten die Berliner Mitglieder Ursache zu haben, mit ihm unzufrieden zu sein. Durch den Besuch in Mainz war das freundschaftliche Verhältniß zu Forsters und besonders zu Frau Forster aufs Neue befestigt worden, und es hatte sich daran ein Briefwechsel auch mit Letzterer geknüpft. Ihren ersten Brief — leider ist weder dieser noch ein anderer erhalten — sandte Humboldt selbst den Berliner Freundinnen mit einem zugleich an Karl von Laroche gerichteten Schreiben vom 30. November, dessen übriger Inhalt von geringerem Interesse ist.

III.

. . . . . Ich schicke Euch hier einen Brief mit von der Forster. Ich thue es in doppelter Absicht. Einmal weil der Brief wirklich, wenn man ihn aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, sehr schön ist, und dann weil sie darin sehr viel von mir sagt, und es Euch wichtig sein muß zu wissen, wie mich eine Frau, die soviel Menschenkenntniß hat, als die Forster, beurtheilt. Ihr saht mich nun in 7 Monaten nicht, und da sich in der Zeit meine ganze Lage verändert hat, so hat sich auch natürlich damit mein Charakter wenigstens umgestimmt. Um aber den Brief selbst richtig zu beurtheilen, müßtet Ihr freilich die Forster selbst gesprochen und gesehn haben. Sie hat ein ganz eignes, äußerst durchdachtes und konsequentes, wenngleich vielleicht falsches System, und in diesem System ist der ganze Brief geschrieben. Von ihrer Lage muß ich Euch soviel

sagen: Sie liebte als sie heirathete und liebt noch[1]). Sie ist unbeschreiblich lebhaft, hat eine wirklich rastlose Thätigkeit des Geistes, und ein so tiefes wahres Gefühl, als ich bei wenig Frauen fand. Ihr Mann ist gut, sanft, gescheut, gelehrt und ungeheuer in sie verliebt. Aber er ist schwach — und das haßt sie — er ist phlegmatisch, fühlt nicht wie sie, versteht sie nicht, kann ihr nicht nach. Sie liebt ihn also nicht und nun geht es ihr gerade, wie Euch, meine Lieben, nur daß es sie unglücklicher macht, als wenigstens Dich, J(ette), weil sie lebhafter ist, und doch nichts von Deinem liebenswürdigen, glücklichen Leichtsinn hat. Darin, daß sie gern alles in sich verschließt, daß sie, um ihren Kummer zu verbergen, die Miene des Spaßes annimmt, daß alles so tief auf sie wirkt, daß alles bleibt in ihr, darin ist sie Dir, B(renna), sehr ähnlich, o! und das glaub ich, war es, diese Aehnlichkeit mit Dir, so innniggeliebte und nun schon so langentbehrte B., die mich mehr an sie zog. Bei dem allen ist sie ewig beschäftigt, ihrem Mann zu gefallen, sich vergnügt zu stellen, damit er sie nicht für traurig hält und selbst dadurch leidet. Die Erziehung ihrer Tochter besorgt sie mit einer Sorgfalt und nach einem so durchraisonnirten Plane, daß es einem Freude macht, es mit anzusehn. In ihrer Wirthschaft bekümmert sie sich um das größeste Detail, und hat in Polen, wo sie eine Zeitlang waren, alles selbst gemacht. Ihre Lektüre ist sehr ausgebreitet, und ihre Kenntnisse sehr mannigfaltig, vorzüglich ist alles sehr durchdacht. Aber daß sie Kenntnisse hat, merkt man nie unmittelbar, nur an den Resultaten, an dem richtigen Raisonnement, an ihren Urtheilen, an der passenden, eingreifenden, schönen Sprache. Erst hier erfuhr ich, daß sie einen Theil der Reise ihres Mannes um die Welt — einen dicken Quartband — aus dem Englischen übersetzt, und daß der Mann nur sehr wenig daran verbessert hat.....

Diese Schilderung und die Vertrautheit, welche der mitgeschickte Brief zeigte, war den Berlinern verdächtig, welche durch die Verbindung ein Privilegium auf Humboldt's Freundschaft zu haben meinten. Er ist genöthigt, sich im nächsten Briefe an Laroche (vom 22. December) zu vertheidigen und seine Freiheit zu wahren.

IV.

..... Was Du über die Forster sagst, ist wahr, allerdings ist manche Inkonsequenz in Absicht ihres Verhältnisses zu mir in dem Brief. Das bemerkte ich wohl, nur in dem ganzen System ihrer Gedanken, da ist Konsequenz, das meint ich. Noch mehr Inkonsequenz der ersteren Art würdest Du in ihrem zweiten Briefe an mich finden. Ich kann ihn Euch aber noch nicht schicken, weil ich ihn noch beantworten muß. Selbstständigkeit nur in einem gewissen Grade tadelst Du, ich halte sie in jedem Grade gut, doch freilich am besten im höchsten. Darum wurde mir eben die Forster merkwürdig. Ich hatte wirklich diesen Sommer, durch vieles Alleinsein, durch Nachdenken mehr Selbstständigkeit gewonnen, ich äußerte nur in Briefen noch nichts davon, weil ich mit mir selbst noch nicht ins Reine war. Als ich nun nachher die Forster sah, fand ich sie so ganz auf dem nämlichen Wege. Daß Ihr geglaubt habt, Ihr Lieben, daß ich über der Forster auch nur im mindesten Euch vergessen könnte, daß ich darum nur um das mindeste weniger oft und lebhaft an Euch gedacht hätte — wie konntet Ihr das. Verzeiht mirs, aber ich sehe doch

[1]) Therese Heyne war schon mit Forster verlobt, als sie den geistvollen und eigenartigen Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer kennen lernte, der als Professor und Unterbibliothekar 1785 bis 1789 in Göttingen lebte. Die Neigung zu ihm, mit dem auch Forster nahe befreundet war, erhielt nach ihrer Verheirathung neue Nahrung durch den unfreiwillig langen Aufenthalt, den Forster nach Aufgabe seiner Professur in Wilna mit seiner Familie in Göttingen nehmen mußte, und während dessen Meyer täglich mit ihnen verkehrte (vergl. Elvers in der Allg. Deutschen Biographie, Bd. XIII, S. 241). Daß sie volles Glück an der Seite ihres Gatten nicht gefunden habe und nicht finden könne, empfand Therese darum in der ersten Zeit des Mainzer Aufenthaltes, von der hier die Rede ist, wohl besonders stark. Es steht damit nicht im Widerspruch, wenn Humboldt ein Jahr später (s. unten) sich freut, die Beiden glücklich mit einander leben zu sehen.

wirklich, daß Ihr mich nicht recht kennt. Ich liebe Euch nun so innig, Ihr beschäftigt meine Seele so sehr; liebte ich Euch denn wie Knaben oder auch 20jährige Knaben gewöhnlich lieben, ist mein Sinn denn so flatterhaft, kannte ich Euch denn nicht genug, da ich anfing Euch zu lieben? O! denkt das nicht mehr. Wie unglücklich es Euch gemacht haben muß. Wenn ich das je von einem von Euch dächte, o! wie würde mir sein, wie würde mir auf einmal fehlen, was mir sonst so alles war. Und auch mich, auch mich — warum solltet Ihrs nicht wissen? — habt Ihr tief dadurch gekränkt, ach! ich wurde schon so oft verkannt, nun auch von Euch, den Schlag erwartete ich nicht, er beugte mich tief, vor einem Jahr hätt' ich ihn kaum ertragen. Wohl mir, ich bin jetzt stärker, ich fühle eben so tief, aber es schlägt mich nicht so nieder. O! ich will Euch keinen Vorwurf machen. Die grenzenlose Liebe, mit der mein Herz Euch umfaßt, vermag es nicht. Aber ich kann mich nicht des Gedankens erwehren, daß Ihr mich wieder einmal verkennt, daß Ihr mich alle verlaßt, daß auch die übrigen Bande zerreißen, die mich an nicht ⊙te knüpfen. Wie allein werd ich dann sein, wie einsam, wie öde alles um mich her! Und doch werd ich stehn, ja ich wills, aber werd' ichs können! — O weiche zurück, schaudervoller Gedanke. Ich habe nur so ein volles Vertrauen zu Euch. Gott! ich weiß nicht, was Ihr thun könntet, eh ich wagte zu denken, sie lieben mich nicht mehr in gleichem Maße. . . . . .

Die Freundschaft der Forster, lieber K., werd ich nicht suchen, weil ich glaube und Deines Grundsatzes bin, daß wer da sucht, nicht findet. Aber bietet sie sich mir an, so werd' ich sie, ich gesteh's Dir offen, als Zweck, nicht als Mittel ansehn. Du sagst, das kann ableiten. Aber ich verstehe das nicht recht. Die Liebe, mit der wir uns lieben, ist ja nicht ausschließend. Sollten die, die nicht zu uns gehören, darum L.'s, J.'s, B.'s, Dein Herz entbehren? Es gibt ja so viele Grade, so viele Nüancen in Freundschaft und Liebe. Und besorgt brauchen wir gewiß nicht darum zu sein. Wie wir uns lieben, wäre es gewiß nicht möglich, daß je einer von uns einen andern mehr liebte, als seine ⊙ten, kaum daß er ihn gleich liebte. Sei also nicht bange für mein Herz. Du brauchst Dich hierin nicht auf meine Vernunft, nicht auf meine Erfahrung zu verlassen, — auf die freilich beide nicht viel Verlaß sein mag — nur auf meine Liebe zu Euch, und da wirst Du Dich nie täuschen. . . . .

Ich reise morgen zu L. Ich werde 4 Tage bei ihr oder vielmehr nur 3 bei ihr und Einen bei Kar. sein. Ach! K. wie klopft mir schon sehnsuchtsvoll das Herz. Nur Dir, nur Dir könnte ich die Seligkeit abtreten L. zu sehn. Ihr habt noch 2 Briefe von ihr an mich. Gebt sie mir doch wieder. Ich habe so wenig, und ich lese so gern, was Ihr alle mir schriebt. Wenn ich kann, so nehme ich Kar. auf. Aber wirds möglich sein, in Einem Tage, oder höchstens in zweien? Ich denke, L. soll sie in einem Briefe bitten, mich allein zu sehn, weil ich etwas von ihr zu sagen hätte. Dann thu ichs; vorbereitet ist sie genug, und es ist recht gut, wenn der Eindruck bei der Aufnahme tief ist, und das muß er sein, wenn ein ganz fremder Mensch, den sie zum erstenmal sieht, sie aufnimmt. O! ich schwimme schon in den Seligkeiten, die mir das alles gewähren wird. Nur werd ich mich klug auch wegen des Mannes nehmen müssen. Ueberhaupt werde ich sehr auf meiner Hut sein müssen. Ich weiß so wenig von ihr, vorzüglich von ihrer äußern Lage. Ich bat Dich einmal, lieber K., mir ausführlich von ihr zu schreiben, aber verzeih mirs. Du solltest in solchem Schreiben nicht so sein. Du sagtest mir keine Silbe von ihr, und wer weiß, wie viel Zeit ich habe, mit L. allein zu sprechen. Indeß seid versichert, was meine Klugheit vermag, soll geschehn. Ich schreib Euch noch von der Reise. Eure Briefe addressirt nur alle hierher, wie immer. Schreibt mir aber doch ja.

Lebt wohl. Ewig, ewig Euer W.

Die Freundin Lina's, welche Humboldt in den Bund aufnehmen will, ist keine andere als Karoline geb. von Lengefeld, welche, seit einigen Jahren mit dem Geheimen Legationsrath von Beulwitz verheirathet, mit Mutter und Schwester in Rudolstadt lebte. Hier hatte den letztvergangenen Sommer Schiller in stetem Verkehr mit den Schwestern zugebracht, fast noch mehr angezogen von

dem reiferen Geist Karoline's als von der lebhafteren Anmuth der jüngeren Lotte, und stand seitdem mit beiden in regem Briefwechsel[1]).

Die Absicht des Bundes ging nur auf die erstere. Der Vorschlag, sie aufzunehmen, war nicht sowohl von Humboldt als von Laroche ausgegangen, und dieser eigentliche Apostel der Verbindung war im October, nach seiner Rückkehr aus England, eigens nach Rudolstadt gereist, um sie kennen zu lernen[2]). Seitdem war der Plan, den Humboldt ausführen sollte, zur Reife gekommen. Karoline ging wohl um der Freundin willen darauf ein, wenn auch nicht ohne Bedenken und Klauseln. Wir hören davon in dem ersten Briefe, den Humboldt von Göttingen aus an sie schreibt, dem Anfang einer in herzlicher Freundschaft bis an sein Lebensende fortgesetzten Correspondenz.

V.

[23. Januar 1789.

Gewiß hast Du Dich gewundert, liebe Kar., noch keinen Brief von mir bekommen zu haben; aber gewiß wirst Du mich auch entschuldigen. Seit dem zweiten Tage meiner Rückkunft bin ich krank. Der Schnupfen, über den wir schon in Rudolstadt so viel lachten, hat sich durch die Reise nicht heilen lassen .... Ich muß noch das Zimmer hüten, und bin bis gestern zu jeder Beschäftigung ganz unaufgelegt gewesen. Nun gehts wieder besser und ich will versuchen Dir zu schreiben. Verzeih nur meinem Kopfe, wenn Du den Zusammenhang darin noch öfter als in andren meiner Briefe vermissest. —

Es wird mir ein unvergeßlicher Abend sein, Kar., an dem ich mich von Dir trennte. Ich hatte Dich zum ersten Mal und auf so kurze Zeit gesehn, mein Herz war so voll warmer inniger Gefühle, und nun mußte ich fort, auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehns in vielleicht erst einem halben Jahre. „Sie hören, sehn, mit ihr leben würde meinen Grundsätzen mehr Festigkeit, meinem Geiste überhaupt höhere Gesichtspunkte, meinem Handeln mehr Wirksamkeit und Kraft, meinem Herzen mehr Ruhe geben; nun kann ich das alles nur kennen lernen, nur sehn wie es sein würde, könnte; muß nach zwei kurzen Tagen bei L. in eine Einöde zurück, wo nur ich mir bleibe; zwar bleiben Seelen, die einander lieben, einander immer gleich nah, zwar giebts für sie keine Trennung, aber Trennung ist doch immer Trennung, Nähe nur Möglichkeit der Mittheilung." Das alles durchkreuzte sich auf einmal in mir, ich hatte Mühe, meine Rührung zu verbergen. Doch ich sah in Deinem Auge die Wehmuth mit Stärke gemischt, ich faßte den Gesichtspunkt wieder, aus dem ich gern alle Dinge ansehe, und ich bekam wieder Muth. Den folgenden Abend war ich mit L. auf der Assemblée[3]). Ich hatte Gelegenheit, sie länger allein zu sprechen. Ich erzählte ihr von Dir. Du hättest sie hören müssen, das liebe Geschöpf, wie sie sich nach allem erkundigte, was vorgefallen war, nach jedem Wort, was Du gesagt hattest. Sie zeigte mir Deinen Brief. Ich danke Dir, meine Kar. für Deine Meinung von mir, oder vielmehr ich danke dem Schicksal, das mich so werden ließ, daß ich Dir nicht mißfalle. Doch prüfe wohl, die ersten Blicke täuschen oft. Noch manchen Fehler wirst Du an mir finden, den Du jetzt vielleicht nicht ahndest. Aber dann sag es mir. Ich weiß wohl, daß man so etwas nicht immer sagen kann. Denn oft sieht man voraus, daß der andre es nicht verstehn wird, oder daß es ihm nicht möglich ist es zu ändern. Beides wirst Du nicht leicht zu fürchten haben. Du hast über Beurtheilung von Menschen so einerlei

---

[1]) Aus diesem erfahren wir durch eine Notiz Lotte's, daß Humboldt später, als er beabsichtigte, erst am 4. Januar 1789, nach Rudolstadt kam und bis zum anderen Tage blieb. S. Schiller und Lotte, dritte Ausgabe von W. Fielitz (1879), Bd. I, S. 197. Fielitz hat, was bei dieser Gelegenheit bemerkt sein möge, für seine Ausgabe im Schillerarchive auf Schloß Greifenstein auch Briefe Karoline's von Dacheröden benutzt, welche sich jetzt jedenfalls im vereinigten Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar befinden.

[2]) Ebendaselbst S. 94.

[3]) Beim Coadjutor von Dalberg am 6. Januar (vergl. Fielitz, Bd. I, S. 197).

Grundsätze mit mir, bist darin so gar nicht einseitig, hast so fest die Ueberzeugung, daß es schädlich ist, wenn einer zu sehr nach dem andren sich bildet, daß nur der Baum gedeiht, der ganz aus dem eignen Stamme emporschießt; daß ich mir die Möglichkeit eines Mißverständnisses hierin zwischen mir und Dir kaum denken kann. Und bin ich einmal überzeugt, so wird es mir sehr leicht, mich zu ändern. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich eine große Herrschaft über meine Launen, Stimmungen, Neigungen, kurz über mein ganzes Sein habe. Es ist nicht Verdienst an mir. Eine Reihe von Lagen, die immerfort alle meine Wünsche, Pläne, Unternehmungen vereitelte, hat mich dahin gebracht, und kann etwas Verdienst heißen, wovon der Grund nicht in uns lag? Oft hab ich mir die Gespräche zurückgerufen, die ich den Morgen mit Dir hatte, als ich allein mit Dir war. Du hast mir die Verbindung von Seiten gezeigt, von welchen wir sonst weniger gewohnt waren sie anzusehn. Wie wichtig ist nicht schon z. B. der Gesichtspunkt, daß durch eine solche Vereinigung die Freiheit, und gerade in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, eingeschränkt werden könnte. Jedes neue Verhältniß kostet eine Aufopferung eines Theils unserer Freiheit. Betrifft aber diese Aufopferung nur äußere Handlungen, so kauft man gern damit höhere Vortheile. Betrifft sie aber unser Denken, oder gar unser Empfinden, werden wir darin gehemmt, oder gegen unsren Willen nach Einer Richtung gelenkt, so ist kein Vortheil so groß, der diesen Verlust aufwägen könnte. Denn die Freiheit, die wir dann verlieren, ist unabläßliche Bedingung aller Bildung und aller Vollkommenheit. Daher muß auch, dünkt mich, die Verbindung nie einen ganz eignen, bestimmten Charakter haben. Vielmehr ist Verschiedenheit der Charaktere gut, weil sie eine gleichmäßigere Ausbildung aller Kräfte befördert. Immer wird uns doch gegenseitige Liebe, immer Interesse an dem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden. Selbst zur Liebe, wenn man das Wort nur nicht in einem gewissen Verstande nimmt, ist eine durchgängige Uebereinstimmung nicht nothwendig. Es kann eine beträchtliche Verschiedenheit in Meinungen und Neigungen da sein, und es ist genug, wenn der Charakter des andren nur durch seine innere Kraft und Größe Achtung, durch die Fortschritte in seiner Bildung und seine Wirkungen auf andre Interesse, durch natürliche Herzensgüte und starke Theilnahme an andren Zuneigung erweckt. Die Liebe ist dann oft stärker als da, wo gewiß größere Uebereinstimmung herrscht, aber weniger wahre Größe, weniger Eigenschaften, die große Achtung und sehr lebhaftes Interesse hervorzubringen fähig sind. Diese und andre nachtheilige Folgen, die wir damals berührten, und die freilich bei Verbindungen solcher Art gefürchtet werden können, werden bei der unsrigen vermieden werden. Und auch Du, meine Kar., wirst dadurch glücklicher werden, als Du jetzt bist, so glücklich, als wir uns fühlen seit dem Tage, da wir einander näher traten. Du hast ja ein so warmes inniges Gefühl, und ist nicht dieses Gefühl — das ich bei aller Kälte und Ruhe, mit der wir sprachen, in Deinem Auge durchschimmern sah, wie die Sonne durch einen dünngewobenen Nebel schimmert — ist es nicht der Stoff aller Glückseligkeit? Was hilft uns die Fähigkeit der Kraft die Richtung zu geben — und ist Vernunft wohl mehr? —, wenn uns die Kraft selbst gebricht? Du wirst glücklicher sein, denn Deine Liebe wird mehrere umfassen, der Gedanke von Dir geliebt zu sein mehrere beglücken, der stille aber wohlthätige Einfluß, den deine bescheidne anspruchlose Tugend, gleich einem belebenden Frühlingsodem um sich verbreitet, mehrere Dir ähnlich machen. Es ist wahr, es mißfiel Dir einiges in dem, was ich Dir vorlas, und ich glaube, Du hattest recht. Allein das hat auch gar keinen eigentlichen Einfluß auf uns und unser Benehmen gehabt. Seelen, die sich lieben, und deren jede einzeln schon den Zweck vor Augen hat, der sie alle verbindet — was bedürfen die noch der Regeln und Vorschriften? —

Was macht unsre L.? Ach! Kar., sie hat für mich in ihrem Wesen etwas unbeschreibliches, etwas namenloses. Bald reißt es sie über mich weg, daß ich nur anschauen kann und bewundern, und bald zieht es mich mit so unendlicher Liebe an sie an, daß es mir ist, als wäre ich Eins mit ihr. „Beinah dauert es mich," sagte mir der gute Becker[1]), „daß ich ihrer Seele die Falte gab!" Nein, trefflicher Mann, danken muß dir L. dafür, und mit L. jeder, dem L. theuer ist. Soll man denn ängstlich den gegenwärtigen Genuß berechnen, ängstlich jede Thräne zählen, die dem

[1]) Lina's Erzieher, Rudolf Zacharias Becker, lebte, nach einer kurzen Wirksamkeit am Philanthropinum in Dessau, seit 1784 in Gotha als Schriftsteller und Redacteur der „Deutschen Zeitung für die Jugend".

Auge entquillt, und nicht auf die Bildung des Geistes sehn, der einst engelschön und engelrein zur Gemeinschaft mit gleichgestimmten Wesen dem Staube entschwebt? Ich habe ein paar herrliche Stunden bei Becker genossen. Es gefällt mir so sehr an dem Mann das einfache ungekünstelte Betragen, der Eifer fürs Gute, der Blick aufs Ganze, den er bei jedem einzelnen Gegenstande faßt. Er sprach ziemlich vertraut mit mir über L. Er liebt sie sehr . . . .

Entweder während dieses Aufenthaltes bei Becker in Gotha oder noch vor der Abreise aus Erfurt ist ein Brief an Lina geschrieben, dessen Datum mit dem zweiten Bogen verloren gegangen ist, der aber wegen dessen, was Humboldt darin über sich selbst sagt, Mittheilung verdient:

VI.

„Verzeih, liebe L., wenn ich gestern Abend anders als sonst war, wenn ich mich dem inneren Gefühle der Schwermuth — die fast immer der Liebe Begleiterin ist — mehr als sonst überließ, wenn ich es mehr als sonst, in meinem Blick, meinen Reden, meinem ganzen Wesen zeigte. Ich sah Dich in dieser Stimmung, sah mehr als einmal Thränen in Deinem Auge — wie sollte dieser Anblick nicht sympathetisch auf mich wirken? Immer liegt es in meinem Innren da, das große starke Gefühl der Liebe, der Sehnsucht, aber selten lasse ich es ganz in mir emporsteigen. Ich lasse Thätigkeit des Handlens oder des Denkens darüber walten, und fliehe die Ausbrüche bloßer Empfindung. Aber dann gibt es Augenblicke, wo es lang verhalten sich losreißt, wo es mein ganzes Wesen überströmt — und so war es gestern Abend. Dein Brief hat unendlich wohlthätig auf mich gewirkt. Er war so lieb und gut, und jedes Wort hauchte mir so stark das Gefühl ein: Sie liebt mich, sie trägt mich! Ach! L., oft muß ich mir dies wiederholen, wenn ich fähig sein soll, Gutes zu wirken. Du glaubst nicht, welch Mißtrauen in mir herrscht, nicht auf andre, aber gegen mich selbst. Wie wenig gibt es der Augenblicke, wo ich mich wirklich geliebt glaube. Dann kenne ich nur eine Beruhigung, den Gedanken etwas gethan zu haben für die, von denen ich gern geliebt wäre. Aber diesen Gedanken, wie selten kann ich ihn haben. W(renna) ist durch mich glücklicher, ihr bin ich wohlthätig gewesen, das fühl ich, und sag es mir selbst mit einem inneren Stolze, Euch allen hab ich vielleicht jetzt genützt, daß Kar. nun Euer ist. Aber war sie's nicht schon? wie wenig konnte ich dabei thun. Und für Dich, meine theure, herzige L., für Dich konnt ich noch gar nichts thun, kaum einen Tropfen Wassers Dir geben, den Du doch so oft bedarfst. Eben so gehts mir mit K(arl), mit J(ette). Jetzt wirst Du Dir erklären können, was es ist, was mich manchmal traurig macht. Und doch lasse ich jetzt diese Traurigkeit wenig aufkommen.

Auch Liebe ist Genuß, wenngleich der feinste, edelste, dauerndste aller Genüsse, und auf die Glückseligkeit, die genießt, that ich schon längst Verzicht. Tadle an mir diese Schüchternheit, dieses Mißtrauen, dies Zurückgezogen[sein] in mich selbst. Aber rechne es mir nicht zur Schuld an. Wenn Du mein Leben wüßtest, L., so manche Scenen kenntest, die ich durchwandern mußte, klar und hell würde es Dir werden, wie ich nach diesen Scenen so sein mußte; tief würdest Du überzeugt werden, daß nicht wir es sind, die uns bilden, sondern die Kette der Umstände, deren erstes Glied der Vater des Alls hält.

Menschen, die mich liebten, aber mich nicht kannten, mich bilden wollten, aber die rechten Mittel verfehlten, hielten mich in unaufhörlicher Aufsicht. Keinen Augenblick ließen sie mich allein. Jede freiere Aeußerung des Charakters unterdrückten sie. Und die Früchte dieser unseligen Bemühungen in mir? — Verstellung, Tücke, Argwohn, Betrug. Schaudre vor Deinem W., meine L. Sein Studium war die feinste Verstellungskunst, seine Beschäftigung fortwährende Kabale und Intrigue, er betrog, nicht um äußerer Vortheile willen, aber um betrügen zu lernen. Glaube nicht, daß Unmuth und Verdruß mich in diesem Augenblicke mich selbst aus einem falschen Gesichtspunkte ansehn läßt. Ich bin jetzt ruhig, aber einzeln könnte ich Dir, was ich sage, beweisen. Was wäre aus diesem Herzen — Du nennst es jetzt rein und einfach — aus diesem Herzen voll Ränke und Listen geworden, wenn nicht Liebe, wenngleich schwärmerische, nur auf eigner Täuschung beruhende Liebe, es mir wiedergegeben hätte, das Gefühl der sanften, unschuldsvollen, arglosen,

einfachen Güte, das die Natur vielleicht in mich gelegt, aber Menschenhand wieder zerstört hatte. Die Täuschung jener Liebe verschwand nach und nach, aber ihre wohlthätige Wirkung blieb, und wuchs, und ward stärker. Wie man meinen Charakter unrichtig beurtheilte, so auch meinen Kopf und meine Kenntnisse. Jenen setzte man zu sehr herab, diese erhob man, weil man sie nie genau untersuchte. Wieviel mußte ich gegen die Eitelkeit kämpfen, die dadurch in mir entstand, wieviel kämpfe ich noch dagegen, wenn sie mich bald zur höchsten Idee von mir emporhebt, bald wieder zur tiefsten herabwirft. Denn immer sind in der physischen und in der moralischen Welt die Extreme an einander geknüpft . . . .

In seinem äußeren Befinden erfuhr Humboldt bald darauf einen ähnlichen, wenn auch nicht so extremen Wechsel. So genußreich die ersten Tage des Jahres durch den Besuch in Erfurt und Rudolstadt gewesen waren, so wenig erfreulich waren ihm die nächsten Wochen und Monate. Auf die Erkältung, die er von der Reise mitgebracht hatte, folgte bald eine heftige, fieberhafte Krankheit, deren Folgen ihn, wie er noch am 4. April an Laroche schreibt, bis dahin nöthigten, sich zu schonen und selbst irgendwie anstrengende Briefe zu vermeiden. Zwar liegen uns aus dieser Zeit der Genesung zwei lange Schreiben vor, außer dem eben angeführten eins an Karoline von Beulwitz vom 20. März; doch behandeln beide hauptsächlich einen Gegenstand, der ihn schon seit November des vorhergehenden Jahres beschäftigte und ihm jedenfalls ganz geläufig war, die Aenderung der „Regeln" oder „Vorschriften" für den Freundschaftsbund. Der Gedanke dieser Aenderung war von Laroche angeregt worden, und Humboldt hatte ihn aufgegriffen, freilich in durchaus anderem Sinne, als der Urheber gemeint hatte, und war darin durch Karoline's Bedenken, die ganz mit seinen eigenen übereinstimmten, bestärkt worden. Die moralische Vervollkommnung, so ungefähr ist sein Gedankengang, wird gefördert durch enge Gemeinschaft mit anderen, durch Freundschaft und Liebe. Um das Zusammenfinden geeigneter Personen nicht dem Zufall zu überlassen, ist eine Verbindung nöthig, ebenso gefährlich und schädlich aber jeder Zwang, welcher die Freiheit des Individuums, sich nach seinen Anlagen zu entwickeln, beschränkt. Es sind deshalb alle Regeln und Vorschriften zu verwerfen, welche den Mitgliedern bindende Pflichten auferlegen, mit einziger Ausnahme derjenigen der Verschwiegenheit, welche Mißdeutungen von Seiten der Nichtverbündeten verhindern soll. „Außerdem aber hat keiner irgend eine Pflicht gegen den andern. Niemand kann *fordern*, jeder muß *verdienen*. Was man thut, thut man aus Liebe, weil man will, weil man Freude, Seligkeit darin findet, nicht weil man muß, oder weil der andere ein Recht hat." Es ist also kein Bundesmitglied gezwungen, dem andern unbedingtes Vertrauen zu schenken, Geheimnisse mitzutheilen, seinem Rathe zu folgen, und andererseits hindert ihn nichts, mit Außenstehenden in irgendwelches noch so nahes Verhältniß zu treten. „Freilich sind nach diesem Plane die Bande der ⊙ sehr locker. Aber die Bande der ⊙ stehen mit den Banden der Freundschaft und Liebe unter uns gerade im umgekehrten Verhältniß. Nur wenn jene locker sind, können diese Festigkeit haben. Und die Liebe, mit der wir uns alle umfassen, muß uns doch heiliger sein, als die ⊙. Denn wir haben uns verbunden, weil wir uns lieben, und lieben uns nicht, weil wir verbunden sind."

Es gehört der ganze Optimismus eines Wilhelm von Humboldt dazu, um zu glauben, daß sich auf diese Weise eine förmliche Verbindung werde aufrecht erhalten lassen. Laroche lehnte es, wie kaum anders zu erwarten war, ab, auf dieser Grundlage neue Satzungen aufzustellen und beschloß, mit den Berliner „Weibern" auf dem alten Fuße weiter zu leben. Humboldt selbst, mit anderen Arbeiten beschäftigt, trägt die Ausarbeitung der jüngst aufgenommenen Karoline an. „Die Arbeit ist ja so weitläufig nicht, und Du hast Zeit und Muße. Deine Ideen über alle diese Gegenstände sind so bestimmt und klar, und außerdem — könntest Du glauben, daß Dein W. Dir schmeichelte? — besitzest Du eine sehr große Kunst der Darstellung. Du schreibst mit Feuer und Lebhaftigkeit und doch verliert die Richtigkeit und Deutlichkeit Deines Raisonnements dadurch nichts; oft brauchst Du ein einziges Bild und die Idee steht klar und lebendig da. Schlage mir die Bitte nicht ab; es ist die erste, die ich an Dich thue . . ." Karoline äußerte sich zustimmend, es ist aber nicht bekannt, ob sie den Auftrag wirklich ausgeführt hat. Es bedurfte dessen auch kaum noch, ebenso wenig wie ihres Verlangens, daß kein Mitglied neu aufgenommen oder daß wenigstens vor jedem neu aufgenommenen ihre Mitgliedschaft geheim gehalten werden sollte. Die Verbindung besaß nicht mehr Lebensfähigkeit genug, um sich auszubreiten. Die Tage der hochgehenden Empfindung in ihr waren vorüber, und es war nur natürlich, daß sie ganz einschlief, sobald die einzelnen Glieder mit ernsteren Dingen beschäftigt waren. Schon jetzt konnten die fortdauernden Versicherungen gegenseitiger Liebe die Thatsache nicht verdecken, daß man im Begriff war, in zwei kleinere Kreise auseinanderzugehen. Humboldt wenigstens fühlte sich entschieden mehr zu den beiden Karolinen hingezogen, und in jedem Briefe macht er Pläne, wie er sie im bevorstehenden Sommer wird sehen können. Inzwischen hatte er seinen Bruder Alexander, der seine Studien ebenfalls in Göttingen fortsetzen sollte, auf dem Umweg über Hannover in Braunschweig abgeholt. Auf diese Reise jedenfalls bezieht sich der Eingang des folgenden Briefes an Karoline von Beulwitz.

VII.

Den 4. Mai 1789.

Endlich kann ich meiner Kar. wieder schreiben, es war schon wieder eine lange Pause, verzeih sie mir, ich war indeß an mehreren Orten, an jedem nur wenige Tage, und so war ich zu zerstreut, als daß ich Muße zu einem Briefe an Dich gehabt hätte. Jetzt bin ich wieder in meiner alten Lage, und wenigstens heiter, wenn auch nicht gerade vergnügt. Ich verlor heute den vertrautesten meiner Freunde von hier, er reiste weg und wer weiß, wann ich ihn wiedersehen werde. Vor zwei Jahren hätte ich mich nicht ohne Thränen von ihm trennen, den ganzen Tag nicht ruhig, nicht heiter sein können; und nun, nun setzt' ich mich, als er kaum aus dem Zimmer war, wieder an meinen Schreibtisch, und arbeitete gleich ungestört, als immer. Ist sie gut diese Aenderung, liebe Kar.? Froher und glücklicher war ich freilich sonst oft, jeder Gegenstand erfüllte mich so ganz, selbst bange und traurige Empfindungen ließen etwas Süßes in der Seele zurück; jetzt raisonnire ich weit öfter als ich empfinde, und wie verschwindet vor den Aussprüchen der ruhigeren Vernunft so manches schöne Bild, das heißes Gefühl und lebhafte Phantasie sich schufen. Und doch ist es so besser. Das wahre Glück muß nicht auf Täuschung beruhen — und Täuschung ist doch bei jedem sehr hohen Grad der Empfindung —, sondern auf festen, durchdachten Ideen von Menschenbestimmung, Menschenvollkommenheit, auf dem Gefühl der innern Stärke sich zu diesem Ziele emporarbeiten zu wollen, auf dem Anschauen des Guten, das man

um sich her wirkt. Wenn man unermüdet Ideen an Ideen reiht, alle mit allen verknüpft, alle aus allen Gesichtspunkten und doch nur immer zu Einem Zweck hin betrachtet, so erweitert sich der Blick des Geistes so bis in eine unabsehbare Ferne hin, so erhält die Seele ein so hohes und doch so wahres Bewußtsein ihrer Kraft, und wenn man nun die ganze Zahl der Ideen mit allen den mannigfaltigen Seiten, die man nur bei langsamer Prüfung daran entdecken konnte, wieder schnell durchläuft, wenn man versucht, Ursache und Wirkung, und wie immer die Wirkung wieder Ursache neuer Wirkungen wird, auf einmal zu denken, so bleibt die Phantasie kalt, aber das Herz wird erwärmt und die Folgen dieser Wärme wirken wohlthätig aufs ganze Leben. Daß ich diese Ideen, die in mir so lebhaft sind, in Dir so rege fand, das, Kar., knüpfte zuerst meine Seele an die Deine. Du suchtest Dir jede Idee so deutlich zu machen, hüteteſt Dich so sehr auch von Deinen liebsten wonnevollsten Gefühlen nicht hintergangen zu werden, verbreiteteſt so eine schöne, milde Klarheit über alle Gegenstände, prüfteſt das Einzelne so genau, und stelltest es dann wieder zu einem so schönen Ganzen zusammen. Dabei hatteſt Du eben die Gesichtspunkte als ich, das einzige wahre Ziel menschlichen Strebens, die geistige Vollkommenheit, das innere Gleichgewicht der Neigungen, der unzertrennliche Zusammenhang der Ideen waren der einzige Maßstab, nach dem Du Werth und Glückseligkeit maßeſt. O! wie schön, wie herrlich wir das alles in uns ausbilden, wie viel gleiche Seiten wir noch finden, wie viele noch schaffen könnten, wenn wir diesen Sommer eine Zeit lang mit einander verlebten. Aber sieh! theure Kar., ich kann nicht, es ist mir schlechterdings unmöglich nach Lauchstädt zu gehn, es ist so weit, es stört mich auf so lange Zeit, und ich habe noch nie so viel zu thun gehabt als jetzt, noch nie, wie jetzt, Arbeiten, die ich eben so sehr Andern als mir schuldig bin. Aber nach Burgörner komm ich, das geht aus vielen Gründen eher an. O! wenn Du da sein könnteſt. Denn seh ich Dich da nicht, so seh ich Dich erst im Herbst, und wie unermeßlich lange ist es noch bis dahin. Schreibt es mir nur, sobald ich nach B. kommen soll. Pfingsten wird's wohl nun nicht angehn. Oder soll ich kommen? Ich kann es sehr bequem. Nur fürchte ich, L. ist dann noch nicht da . . . . ." —

Diese letzte Befürchtung war begründet. Humboldt brachte deshalb die Pfingsttage — sie fielen mit den ersten Tagen des Juni zusammen — in der Nähe von Göttingen auf dem Lande zu, während Alexander eine Harzreise machte. Das nähere Programm des Ausfluges nach Burgörner theilt er Karoline in einem Brief vom 20. Juni mit, in welchem er zum ersten Male durchblicken läßt, daß es ihm Bedürfniß ist, sich mit ihr über sein Verhältniß zu Lina auszusprechen.

VIII.

Zürne nicht, meine K(aroline), über meine zögernde Antwort. Ich hätte Dir früher meine Reiseplane nicht bestimmt genug sagen können, und das war doch ein vorzüglicher Zweck meines Briefs. Heilig, liebe K., verlaß ich Burgörner nicht ohne Dich gesehn zu haben. Ach! ich bedarf Deiner sehr, ich habe Dir über unsre Lieben manche Dinge zu sagen, die ich nur Dir sagen kann, und die ich nicht schreiben mag. Länger als vier Tage werde ich nicht bei L. bleiben können. Das liebe Mädchen muß mir schon verzeihn, meine Zeit ist zu beschränkt; es werden von zu mancherlei Seiten Forderungen an mich gemacht, und diese Forderungen auszuschlagen, das wird meine L. selbst nicht wollen, und das erlaubt meine Bestimmung nicht. Ich muß künftig handeln, K., mit Menschen leben und umgehn. Dazu muß ich Menschen kennen, und lernt man sie wohl kennen, so lange man nur in so entfernten Verbindungen mit ihnen bleibt? Ich mache keine Ansprüche auf die meisten andren Vorzüge, nicht auf Talente, Wissen, Gelehrsamkeit, aber gern möcht' ich Anspruch machen auf den Vorzug Mensch und gebildeter Mensch zu sein. Das wird man nur durch Nachdenken, Erfahrung, Umgang. — Morgen muß ich nach Hannover,[1]) von wo ich aber in wenig Tagen zurückkomme. Den 4. Julius reis' ich von hier

[1]) Er traf dort mit Jacobi zusammen, welcher sich auf der Reise nach Pyrmont befand. (Vergl. J. G. Forster's Briefwechsel, Bd. II, S. 798.)

nach Burgörner ab, dann bin ich, wie ich gewiß hoffe, schon den 5. Nachmittags bei L. Den 6., 7., 8., 9. bleib ich da. Aber den 10. Morgens werd ich fort müssen. Doch denk ich auch den 10. noch Euch in L.'s Laube zu sehn. Ich hoffe, Ihr werdet mit diesem Plane zufrieden sein. Wenigstens zürnt nicht mir. Wenn Ihr wüßtet, wie mein Herz schlägt nach dem Augenblick Euch zu sehn, wie ich um Kraft zu haben, mir die Freude Euch länger zu genießen, versagen zu können, immer des Blickes auf unsre ganze Dauer, auf die Früchte des Genusses, die aus deren Entbehren hervorkeimen, bedarf, o! dann zürnt Ihr Eurem W. gewiß nicht. Und mein Blick soll es Dir sagen, theure geliebte K., im ersten Augenblicke unsres Wiedersehens Dir sagen, wie lang und herzlich dieser Augenblick ersehnt war. Wir haben uns viel, viel zu sagen, K., vielleicht, vielleicht kannst Du einst im ganzen Verstande des Worts das Glück meines Lebens machen. — Doch davon wenn ich Dich sehe, in L.'s Laube, in der Laube, wo ich den ersten Kuß von ihren Lippen empfing. — Heute ist hier ein Professor Reinhardt aus Erfurt angekommen. Wie er mir sagte, so reist L. erst den 23. Junius nach Burgörner. Wenn nur in dem Plan nichts geändert wird, und ich vielleicht Euch noch nicht finde. Aber Ihr würdet mir ja die Aendrung melden, so lange folg ich ganz Deinem Brief. Ich reise noch diese Nacht fort, theure K., und habe noch ein paar Briefe zu schreiben. Verzeih also, wenn ich bald schließe. Nur Ein Wort über etwas aus Deinem vorletzten Briefe. — Ich bin nicht Freimaurer, K. Nur die lebhafte Einbildungskraft der Forster, die zu oft mehr dichtet als sieht, hat mich dazu gemacht. Ich wäre es vielleicht geworden, und meine Familie wünschte es sogar; aber theils hielten mich die Gründe ab, die Du in Deinem Briefe anführst, theils die Betrachtung, daß es leicht scheinen könnte bei der jetzigen Lage der Sachen in Berlin[1]), als wollt ich mich dadurch schneller emporheben; und ich mag lieber in meinem ganzen Leben nichts sein, als irgend etwas durch solch ein Mittel. — Nun leb wohl, liebe liebe K. Grüße tausendmal unsere arme gute L. Sag ihr, vor meinem Bruder sollte sie ganz ruhig sein. Ich würde mich schon hüten ihn mitzubringen. Bringst Du aber nicht Lotten mit? — Lebt wohl! Bald bald umarmt Euch Euer W. O! fühltet Ihr's ganz, wie unaussprechlich mein Herz Euch liebt. W.

Wie sich aus Schiller's Briefwechsel mit Lotte und Karoline ergibt[2]), verschob sich wenigstens der Termin der Rückreise doch noch um einige Tage. Am 10. Juli kamen die Schwestern erst durch Jena, und als sie am 12. Abends in Burgörner anlangten, um die Freundin von da zum gemeinsamen Aufenthalt in Lauchstädt abzuholen, fanden sie Humboldt und Laroche vor, welche mindestens noch bis zum folgenden Tage blieben. Karoline, welche an Schiller von den drolligen Scenen schreibt, die da vorkamen, wenn einer den alten geschwätzigen Vater unterhalten mußte, damit die anderen ein vernünftiges Wort zusammen sprechen konnten, nennt merkwürdigerweise Humboldt Schiller gegenüber auch jetzt noch nicht: „Laroche und ein Freund von ihm, der weit mehr ist, als er, waren hier." Es geschah aber jedenfalls in Lauchstädt oder Leipzig, wo Schiller mit den Schwestern zusammentraf und wo sich unter Karoline's Vermittelung seine Verlobung mit Lotte entschied. Von da an erscheint Wilhelm von Humboldt's Name öfter in dem Briefwechsel, und Schiller interessirt sich für ihn und sein Verhältniß zu Karoline von Dacheröden, die er ebenfalls in Lauchstädt kennen gelernt hatte.

[1]) Hier war der als Urheber des Religionsedicts berüchtigte Minister Wöllner Obermeister der Loge zu den drei Welttugeln, die er für seinen rosenkreuzerischen Mysticismus zu benutzen suchte. Humboldt wollte auch den Schein vermeiden, als beabsichtige er durch diese Verbindung vorwärts zu kommen.

[2]) Fielitz, Bd. I, S. 308 ff.

Humboldt war unterdessen bereits am 19. Juli in Holzminden mit seinem ehemaligen Lehrer Campe zusammengetroffen, welcher sich in aller Eile zu einer Reise nach Paris aufgemacht hatte, „um noch dem Leichenbegängniß des französischen Despotismus beizuwohnen." Der Aufforderung, sich ihm anzuschließen, war Humboldt, der in seinem Briefe vom 20. Juni noch nichts davon andeutet, wohl mit eben so raschem Entschlusse gefolgt, wenn auch sicherlich nicht aus demselben Beweggrunde. Campe's naive Bewunderung für Alles, was damals in Frankreich und speciell in Paris geschah, theilte er keinesfalls. Zwar zählte auch er die Freiheit zu den unerläßlichen Bedingungen menschenwürdigen Daseins, aber in dem, was er in Paris sah, fand er trotz aller „Menschenrechte" schwerlich sein Ideal, die Freiheit der Persönlichkeit sich ungehemmt zu entwickeln. So verhältnißmäßig ruhig auch gerade die Augusttage waren, in denen die Reisenden dort verweilten, konnte es ihm doch nicht entgehen, daß unter den anarchischen Zuständen, die factisch bestanden, die Persönlichkeit dem ärgsten Zwang unterlag. Für das „freie Volk" aber, welches Campe zu immer erneuten Ausdrücken der Bewunderung veranlaßt, hatte er gar keinen Sinn. Es ist sehr zu bedauern, daß von seinen Briefen aus Paris sich anscheinend keiner erhalten hat, aber was er acht Wochen später über den dortigen Aufenthalt schreibt, läßt wenigstens vermuthen, wie wenig ihn die ganze revolutionäre Bewegung, sei es im freundlichen oder feindlichen Sinn, interessirte, und wie stark schon damals jener epikureische Zug — so hat man es mit Recht genannt — in ihm war, welcher ihn nachher veranlaßte, sich von allen Staatsgeschäften zurückzuziehen und ganz seinen Neigungen zu leben. Wie viel wohler, als in dem Getriebe von Paris, wo er keinen Menschen wirklich kennen lernte, war ihm darauf beim regen Gedankenaustausch mit Forsters in Mainz, und auf der Fortsetzung seiner Reise über Mannheim, Heidelberg, Stuttgart, Tübingen nach der Schweiz, wo er überall die „interessanten" Persönlichkeiten aufsuchte. Unter diesen beschäftigt ihn auch in anderen gleichzeitigen Briefen, an Forster und an die Berliner Freundinnen, am meisten Lavater, doch fällt Karoline von Beulwitz gegenüber, welche diesen selbst kannte und verehrte, sein Urtheil über ihn etwas weniger scharf aus.

IX.

Bern, 26. October 1789.

Wie so lange ist es schon, daß Ihr nichts von mir hörtet! Aber zürnt mir darum nicht, liebe gute Schwestern. Ich bin wie abgeschnitten von Euch, von allem was Euch betrifft. Denn denkt nur, seit wir uns in Burgörner trennten, sah ich schlechterdings nicht Eine Zeile von Euch. Und doch habt Ihr mir wahrscheinlich geschrieben. Denn aus einem Briefe meines Bruders seh ich, daß er mir einen Brief, den er von Deiner Hand, liebe L. — ich hatte ihm eine Adresse von Dir zurückgelassen — glaubte, nach Paris nachgeschickt hat, und unglücklicherweise hat er mich nicht mehr da getroffen. Ich habe gleich nach Paris geschrieben, aber noch nichts erhalten. Sogar wäre es möglich, daß Du, theure Kar., mir Adressen für die Schweiz geschickt hättest. Doch auch die hab ich nicht. Denn nothwendiger Ursachen willen mußte ich meinen Reiseplan ändern, und statt über Basel in die Schweiz zu gehn, meinen Weg über Schaffhausen nehmen. So kann Dein Brief in Neufchatel oder gar in Mainz liegen. Wie sehr mich das alles quält, kann ich Euch nicht beschreiben. Meine einzige Hoffnung ist nur, selbst bald bei Euch zu sein.

Von meinem Aufenthalte in Paris sagte ich Euch ja wohl schon in meinem vorigen Briefe ein paar Worte; und mehr ist auch davon nicht zu sagen. Aus mehreren Gründen, worunter

aber meine Reisegesellschaft — Campe, mit dem ich Ursache habe gar sehr unzufrieden zu sein — die vornehmste war, machte ich so gut als gar keine Bekanntschaft, und was läßt sich dann Interessantes von einem Ort sagen. Ich bewundre nur Campe's fruchtbares Genie, wie der aus seinem Straßen- und Kirchenbesehn eine Reisebeschreibung machen will. Desto schöner aber war meine Reise, sobald ich wieder ohne jene beschwerliche Begleitung war. Gerade von Paris ging ich nach Mainz und brachte beinah drei Wochen bei Forsters im Hause zu. Es war mir eine sehr glückliche Zeit. Ihr wißt wie freundschaftlich und zum Theil wie vertraut die gute Forstern mit mir ist; und er ist es im höchsten unter Männern denkbaren Grade. Was mich aber vorzüglich freute, war, diese vortrefflichen Menschen so glücklich mit einander leben zu sehn. Denn wie finster und schwermüthig hie und da auch die Briefe der Forstern sind, so ist das doch nur auf Augenblicke, im Ganzen ist sie sehr glücklich. Und wie könnte sie es auch nicht sein? Sie ist ihrem Mann außerordentlich gut, er liebt sie über Alles, und sie muß es jeden Augenblick sehn, daß sie ihn und ihr Kind glücklicher macht, als sie unter jeden andren nur denkbaren Umständen sein könnten. Mehr als alles Andre beschäftigt sie die Erziehung ihres Kindes, und die ganze Thätigkeit ihres so lebhaften, rastlosen Geistes wird durch die Sorge dafür und für ihr übriges Hauswesen erschöpft.

Nach Mainz war Zürich mir am interessantesten. Auch da lebte ich meistentheils in einer sehr frohen glücklichen Familie, bei Hottingers[1]). Es sind vortreffliche Menschen und man muß unter ihnen heiter und ruhig werden. Lavater sah ich beinah täglich. Ich war von Jacobi an ihn adressirt. Schon vorher schätzte ich wirklich seinen tiefen, wenn auch vielleicht manchmal schwärmerisch über das Gebiet des Wahren hinaus schweifenden Geist, der seine Unterredungen oft so über Alles interessant macht. Um seinen Charakter recht lieb zu gewinnen, muß man in der That eine Zeit lang mit ihm leben. Wer wird dann nicht gern auch manche kleine Schwachheit verzeihn. Seine Stube wurde mir gleich beim ersten Eintritt durch Deinen Namen interessant, liebe Kar. Er hat in seinem Bücherbrett leere Futterale für die vertrautesten seiner Freunde, auf deren Rücken ihre Namen stehn, und in die er das legt, was er für sie bestimmt. So eins fand ich auch für Dich. Ich bringe Dir einen Brief und einige Papiere von ihm mit. Auch Füßli[2]) wollte mir etwas für Dich schicken. Er hat's aber nicht gethan. Außer diesen sprach ich keinen, der Dich genauer gekannt zu haben schien.

Hier bin ich im Grunde erst einen Tag. Denn ich brachte acht Tage im Lauterbrunner, Grindelwalder und Haßlithal zu. Dies einsame Leben in dieser so unbeschreiblich großen, schönen, wenn auch oft rauhen und wilden Natur that meiner Seele nach so vielen Zerstreuungen unendlich wohl. Die Erinnerung an die Stunden der Liebe, die ich mit Euch genoß, waren mir da noch einmal so süß, und die Ahndung künftiger mehr dauernder, ungestörterer Wonne dämmerte da noch einmal so schön in mir auf!

Ob ich von hier noch nach Lausanne und Genf oder gleich über Neufchatel nach Basel gehe, weiß ich selbst noch nicht gewiß. Dein Mann, Kar., hör ich, soll in Genf sein. Es versteht sich von selbst, daß ich ihn besuche, wenn ich hinkomme. Ich wünschte ihn sehr einmal länger und allein zu sehn. Ich sah ihn voriges Jahr nur zu kurze Zeit, und doch machte das, was ich an ihm bemerkte, den Wunsch genauerer Bekanntschaft sehr in mir rege.

Wie lebtet Ihr denn in Lauchstädt und nachher, was machst Du, gute inniggeliebte L. Gott wie ich mich sehne, wieder einen Brief von Euch zu sehn. Aber in höchstens anderthalb Monaten bin ich selbst bei Euch. Lebt so lange wohl, seid heiter, seid glücklich im Angedenken an die Stunden, wo es uns vergönnt war, mit einander zu sein. Bald, bald kommen sie wieder.

Ewig Euer W.

---

[1]) Johann Jakob Hottinger war Professor der Philologie und Schüler Heyne's, durch den Humboldt wohl an ihn empfohlen war.

[2]) Johann Heinrich Füßli war als Historiker, Politiker und nach vielen anderen Richtungen hin in Zürich thätig. Karoline hatte ihn wie Lavater im Jahre 1783 kennen gelernt, als sie sich mit Mutter und Schwester eine Zeitlang in der Schweiz aufhielt.

Ich habe Dir noch ein paar Worte allein zu sagen, liebe Kar., die ich L. nicht gern lesen lassen möchte. Du weißt, was uns am meisten bei unsrer letzten Zusammenkunft in Burgörner beschäftigte, was am häufigsten Inhalt unsrer Gespräche war. O! L.'s Glück ist uns allen zu werth, als daß nicht dies allein alle Stunden unsrer ungestörten Zusammenkünfte erschöpft hätte. Ja von L.'s Glück redeten wir, und da K(arl) und Du die Idee gefaßt haben, daß L. mit mir glücklich sein könnte, von einer Verbindung mit ihr und mir. Ich versprach damals, Dir darüber zu schreiben, aber ich sah die Lagen nicht voraus, in die ich kommen würde. Ich trieb mich indeß immer mit fremden Menschen, an fremden Orten umher, und so war ich zu zerstreut. Nicht meine Gefühle waren zerstreut, o nein, nie, theure inniggeliebte Kar., nie fühle ich stärker, was Eure Liebe mir ist, als wenn ich, wie man doch immer auf Reisen es muß, jede herzlichere Empfindung von andren entbehre. Aber es kommt hier nicht bloß auf Gefühle an, nein, auf reife Ueberlegung, auf kaltes, ruhiges Ueberrechnen der Folgen des Schrittes, den wir thun, und dazu fühlte ich mich nicht gestimmt.

Was L. und ich einander sind, weißt Du. Du kennst uns beide und sahst uns mit einander, und was noch mehr ist, sahst auch K. mit uns. Du sahst L., wenn sie mit mir, wenn sie mit K. allein gewesen war. Du mußt es wissen, mußt es gesehen haben, daß nicht eigentlich Liebe L. an mich und mich an sie knüpft. Du verstehst mich, was ich meine, und so gerathe ich gewiß nicht in Gefahr, vor Dir zu erscheinen, als entweihte ich Gefühle, die mir ewig heilig sein werden, als wäre ich undankbar genug, nicht zu fühlen, wie viel die gute liebe L. für mich empfindet. Aber nicht genug, daß L. mich nicht liebt, so bin ich noch immer so ungewiß, ob sie nicht dies nun für K. empfindet. Durch die sonderbaren Ideen — ich darf ganz offenherzig gegen Dich sein, Du verstehst mich und kennst mein Herz —, die K. durch die ⊙ verbreitet hatte, kann L. selbst sich getäuscht haben. K. suchte immer und wähnte bei sich Liebe, eigentliche Liebe für zwei Gegenstände zugleich zu empfinden. So beruhigte er J(ette), so L., wenn die eine oder die andre nur Mitleid, nur Theilnahme für sich in ihm zu sehen glaubte, und zu edel war, ihn durch diese Gefühle leiden zu sehn. Ich hielt dies immer für eine süße Schwärmerei, zu der K.'n die Fülle seines Gefühls leicht verleiten kann; es schmerzte mich, daß er eben die Ideen auch in uns herrschend machen wollte; ich fühlte es zu deutlich, daß ich Freundschaft, innige Zärtlichkeit für Euch alle empfinden, Euch Alles aufopfern, aber lieben nur Eine oder gar keine könnte. Auch hab' ich das nie verleugnet. Ich habe J. einmal geliebt, ich hab' es offenherzig gesagt, aber gewiß hast Du, hat L., hat B(renna) selbst — die, wie ich doch nur mit zu vieler Wahrscheinlichkeit fürchte, und fürchte, weil sie weniger glücklich dabei sein wird, mich liebt — nie sich in meinen Gefühlen für sich täuschen können. Aber darin war ich vielleicht schuldig, daß ich jenen — ich kann sie nicht anders nennen, auch soll der Name sie nicht entweihen — schwärmerischen Ideen nachgab, daß ich mit tausend erkünstelten Sophismen bald J., bald L. beruhigte. Ich wußte es sehr gut, daß K. Liebe nur für L. fühlt, und daß er sich selbst in seinen Empfindungen für J. täuscht. Sieh, Kar., ich habe mich nie hierüber öffnen mögen, aber das hat gewiß die ⊙ geschadet, und darum müssen wir daran arbeiten, alle Ideen, die damit zusammenhängen, zu vernichten. O! es ist nur Glückseligkeit, wo Wahrheit und Freiheit ist. L. fühlt das gewiß ebenso innig als ich, und wenn sie es auch nicht fühlte, so ehr ich ihren Geist zu sehr, um nicht überzeugt zu sein, daß ihr Verstand es einsehn würde. Aber L. ist so gut, sie folgt so leicht den Eindrücken, die sie empfängt, sie sah gewiß nie die ⊙ mit andren Augen an als jetzt, und doch ging sie sie ein, aus Liebe zu ihrem K., wie ich aus Liebe zu J. Vielleicht glaubt die gute sanfte Seele mir für meine Gefühle Liebe schuldig zu sein, vielleicht täuscht sie sich selbst, vielleicht geht sie eine Verbindung mit mir nur ein, um mich glücklich zu machen, vielleicht — aber ich mag nicht weiter gehn, schon das wäre zu viel. Sieh Kar., darum käme mir Alles darauf an, zu wissen, wie L. eigentlich über diesen Plan denkt, und das, das nur möchte ich von Dir wissen, aber so viel möglich mit L.'s eignen Worten wissen. Was sie mir einmal sagte, bleibt mir ewig unvergeßlich. Ich sagte ihr: „ich wäre doch nicht gern Dein geworden, wenn einmal der Fall gekommen wäre, daß Du hättest K.'s werden können!" „Nein," sagte sie mit vieler Wärme, „auch ich hätt' es nicht gern gethan." Wieder aber, als ich in Burgörner war, schien es mir oft, als läge die Idee in ihr, aber so wie eine Idee in unsrer Seele liegt, zu der nicht Neigung uns führt, aber in die wir uns ergeben wie in Fügungen unvermeidlichen Schicksals. Ihr Blick, ihre Umarmungen hatten so etwas gehaltnes, wehmüthiges, auf weit hin empfindendes — wie

drückten Worte das aus? Dann einmal im Scherz. Weil J. und B. immer Heirathspläne haben, so hatten L. und ich gescherzt, ich würde Lotten[1]) heirathen; als wir einmal in Burgörner am Tisch saßen, fragt mich L.: „Willst Du noch Lotten nehmen?“ und ich Gott weiß warum sage nein. „Auch mich nicht?“ fuhr sie fort. „Noch weniger.“ Ihre Miene darauf; es gibt Augenblicke, wo Scherz und Ernst sich gattet; so einer war das. Endlich gab sie mir Briefe von Dir an sie. Ich weiß nicht, ob Du's weißt, also sei behutsam, aber sie enthielten nichts, als was uns betraf. Du sprichst darin oft, sehr oft von einer Verbindung mit mir, o! ich danke der Wärme Deines Gefühls für mich, für jedes Wort, das Deine zärtliche Freundschaft da sagt, aber Du redest im Tone der Ueberredung, das möcht ich nicht. O! ein Weib kann sehr unglücklich sein mit dem besten Mann! Bist Du nicht selbst verheirathet, Kar. Weißt Du nicht selbst, wie manchmal selbst der beste Mann die Feinheit der Gefühle einer schönen weiblichen Seele verletzen, wie es schmerzen kann, nicht zu erwiedern, was der Andre fühlt, ihn vielleicht durch seine eigne Schuld — aber gilt das hier nicht gleich? — getäuscht zu sehn? — Was L. auf diese Briefe geantwortet hat, das, Kar., möcht' ich wissen. L.'s Glück, das Glück Deines W.'s hängt daran, versage mir die Bitte nicht. Ich fordre nicht die Briefe selbst, wir verstehn uns ja darüber, schreibe mir nur wörtlich die Stellen ab, sage mir, was in Lauchstädt vorging, was früher und später. Aber gern möcht' ich das haben, ehe ich zu L. käme, und wahrscheinlich komme ich erst von ihr zu Dir. Schreibe mir also ausführlich und schicke den Brief entweder an Becker oder an Generalsuperintendenten Löffler in Gotha. Ich komme unfehlbar zuerst nach Gotha, und so stehe ich Dir für allen Irrthum. Bitte nur den, an den Du ihn schickst, ihn bis zu meiner Ankunft aufzuheben. Ich komme frühestens Mitte November.

Nun noch ein Wort von mir, Kar. Ich rede nicht gern von mir, aber ich muß. Du sagst einmal in den Briefen: „Du glaubtest bemerkt zu haben, der Wunsch, L. zu besitzen, liege in meiner Seele, aber ich fürchte mich, ihn mir selbst zu gestehn. Ich will offen sein, ganz offen. Nein, nie lag dieser Wunsch in mir, nie als Wunsch für mich; aber wenn L. mein zu sein wünscht, wenn sie es wünscht, ohne sich zu täuschen, ohne dem Rath Deiner Liebe zu folgen, so will ich es, und so wird es mich glücklich machen, Alles, selbst meine Gefühle, L. aufzuopfern. O! meine Zärtlichkeit für sie ist zu unaussprechlich, die Bande, die mich an sie fesseln, sind zu fest, als daß es Aufopferung wäre. Und ich liebe ja keine Andere — wenigstens keine, die ich besitzen könnte. Leb wohl, ich kann unmöglich heute weiter schreiben. Leb wohl! In Deinen Händen ist L.'s Glück! O! vergiß das nie, denke an Niemand als sie! Leb wohl!

Ich schrieb diese Blätter vor ein paar Tagen. Gott, Kar., wenn Du mich mißverständest, wenn Du glaubtest, ich liebte L. weniger! Ich sprach von Aufopferung. Aber es ist nicht Aufopferung, es ist für L., es ist Genuß des höchsten denkbaren Glücks! „Es ist ein schönes Los, L. glücklich zu machen!“ sagte einmal K., und dies Los würde mein. Und wie könnte ich nicht glücklich sein mit ihr, nicht glücklich im ununterbrochnen Anschaun und Bewundern der schönsten, reinsten, feinsten weiblichen Seele! Wie mich das jetzt schon beseligt! Aber ich sah sie als K.'s Verlobte an, darum lag nie jener Wunsch in mir. — Doch wozu der vielen Worte! O! Kar., Du liebst mich, und die sich lieben, die verstehen einander! Leb wohl!

„Humboldt's Brief kam mir ganz eigen vor,“ schreibt Lotte an Schiller[2]). „Doch, denke ich auch, streitet er jetzt selbst mit seinen Gefühlen, weil er noch nicht gewiß weiß, daß Karoline sich ebenso gern mit ihm verbände wie mit Laroche, und er gesteht sich nicht so, wie er sie liebt.“ Ihre Sympathien sind mehr auf Seiten Laroche's, für den nur die Einwilligung des Vaters nicht so leicht zu erreichen war. Richtiger und verständiger urtheilte die Schwester. Sie war überzeugt, daß Humboldt trotz aller Bedenken die Freundin wirklich liebe;

[1]) Charlotte von Lengefeld.

[2]) Fielitz, Bd. II, S. 124. Zu dem Folgenden s. ebendaselbst S. 195 ff.

sie hatte auch gesehen, wie diese, die den ganzen Herbst über kränklich gewesen war, gerade unter dem Ausbleiben der Nachrichten von Humboldt gelitten hatte, und sie war entschlossen, der Unentschiedenheit der Beiden zu Hülfe zu kommen. Wohl nicht ohne Absicht fügte es sich, daß die Schwestern kurz vor der Mitte des December von Weimar, wo sie seit Anfang des Monats weilten, nach Erfurt kamen, während am 16. Wilhelm in Begleitung seines Bruders Alexander von Gotha her eintraf. Nach einer Aussprache mit Karoline von Beulwitz war er entschieden, und diese selbst übernahm es, die Angelegenheit bei dem Vater zu ordnen. Bereits am 18. fand die Verlobung statt. Daß er auch jetzt „über seine Gefühle räsonnirte und sich selbst ein Gegenstand der Contemplation war", wie Karoline sagt, hinderte ihn nicht, recht glücklich zu sein. Wenn nicht Alles täuscht, lag seiner früheren Unentschlossenheit doch eine gewisse Furcht, sich zu binden, seine persönliche Freiheit aufzugeben, zu Grunde. „Man hat," schreibt er vor mehr als Jahresfrist an Laroche, „ganz falsche Ideen von den Pflichten des Mannes und des Weibes gegen einander. Liebe, Offenheit, Vertrauen, Alles macht man zur Pflicht, zur Pflicht, die man fordern, erzwingen, allenfalls einklagen kann. Daher kommen denn von der einen Seite die ungestümen Forderungen und von der andern der Widerwille, das Geforderte zu thun. Denn wenn man es aus Pflicht thut, so verliert es ja den Werth, es hat nicht mehr Verdienst, es ist nicht mehr süß, es ist nicht mehr sein Eigenthum, das man aus Güte dem andren gibt, es ist Eigenthum des andren, das man ihm aus Gerechtigkeit nicht vorenthalten darf." Es diente jetzt zu seiner Beruhigung, daß in diesem Sinne seine Verlobte mit ihm einverstanden war, „daß die Heirath kein Bund der Seelen sei". Für die Zukunft machte man Pläne im Vertrauen auf den befreundeten Coadjutor Dalberg.

Das Weihnachtsfest verlebte Humboldt nicht in Erfurt, sondern in Weimar zusammen mit den Schwestern Lengefeld und mit Schiller, dem sich in diesen Tagen ebenfalls der Besitz der Braut durch die Einwilligung der Mutter entschieden hatte. Schiller und Humboldt sahen sich hier zum ersten Mal, aber sie waren nun schon durch so viele Beziehungen miteinander verbunden, daß sie sich rasch nahe kamen. Man genoß heitere Tage — um spätere Worte Karoline's[1]) zu brauchen — „in dem kleinen Kreise guter und geistvoller Menschen, wo jedes seine Originalität behauptete und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlte". Auch Laroche war unter ihnen, der durch den Verlust von Lina, wie Lotte schreibt, doch mehr litt, als er eingestehen wollte. Einige Zeit nachher hat er in einem Fräulein von Stein den verdienten Ersatz gefunden.

Am 4. Januar 1790 reisten die beiden Freunde, nachdem sie noch einen Besuch in Erfurt abgestattet hatten, von dort ab, Humboldt nach Berlin, um die praktische Vorbereitung für den Justizdienst anzutreten. Die Zeit der akademischen Studien lag hinter ihm und mit ihr ein Lebensabschnitt, welcher ihn durch äußere Verhältnisse und innere Entwickelung aus der Schule der Berliner Aufklärer und dem empfindsamen Zirkel der Henriette Herz in den Kreis Schiller's hinübergeführt hatte. Ihm gehörte er von da ab geistig an,

[1]) Schiller's Leben (1830), Bd. II, S. 59.

und auch räumlich sollte er ihm bald wieder näher kommen. Doch das liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Es möge nur noch ein Brief Platz finden, welcher zwar ein halbes Jahr später geschrieben ist, aber einen tiefempfundenen Rückblick auf jene Tage von Erfurt und Weimar enthält.

X.

(Berlin) 6. Juli 1790.

Was sagtest Du, meine liebe gute Karoline, daß Du so lang keine Zeile von mir sahst. Monate sind verflossen, seit ich Deinen Brief empfing, so oft wollte ich antworten, und nie fand ich mich ganz gestimmt. Ich habe bisher nur so ein halbes Leben hier geführt, mancherlei Geschäfte, noch mehr Zerstreuungen, kurz äußerst wenig Zeit, oft gar keine; viel heterogene Menschen; die mich in meinem Innersten sähen und fühlten, kein einziger — so leb ich. Nur selten erklingt da in der Seele ein reiner Ton, und wenn er erklingt, so wird er wieder verscheucht, und so entbehrt man den liebsten Genuß auf Erden. Du schreibst so wund und so weh in Deinem letzten Brief. Armes, liebes Weib, wie treu mein Herz mit Dir fühlt. Aber nichts hat mich so tief ergriffen, als was Du von Dir und Schiller sagst. „Kein alter Ton erklingt unter uns, ich verhüte es und er sucht es nicht — die himmlische Freiheit ist entflohn!“ Ich kenne das Gefühl, Karoline, über den Gräbern seiner Freuden zu schweben. Kein andres reicht daran und die Seele empfindet so eine süße Wehmuth, indem das Gefühl „es war!“ sich in die selige Erinnerung der Vergangenheit auflöst. Möge sie Dir oft zurückkehren als eine liebe Erscheinung, sie kann Dich nur freuen, da Du diese Gegenwart daraus schufst, das Glück der lieben Lotte und Schiller's ruhiges, kummerloses Leben! Du schaffst so viel Freude und genießest so wenig, Karoline. Du machst glückliche Menschen und bleibst allein und verwaiset stehn. Das giebt wohl ein großes, hohes, schönes Gefühl, aber dieser Gefühle bedarf unser Herz weit weniger, als der sanften, weichen, an die es sich so schön lehnen, in denen [sich] so süß ruhen läßt. Und gerade diese Gefühle entbehrst Du bei denen, die Dir am nächsten sind. Aber auch nun da, o! bedenke, mit welcher Liebe Dich Lina umfaßt, mit welcher ich und wie, nur auf andre Art Karl, und dann, die Du durch so manches Opfer glücklich machtest, Schiller und Lotte; bedenke das, Karoline, und Deine Seele schaue ruhiger auf die Zukunft. Mir hast Du gegeben, was mir fast Niemand gab. Du warst die erste, die mich ihrem Herzen näher treten ließ. Selbst Lina hatte noch wenig gesehn, wie es in mir war, da kam ich zu Dir und Du verstandst mich, blicktest tief in mich, und Dein Vertrauen und Deine Liebe wurden mein. Du entdecktest sehr früh meine Gefühle für Lina und als ich nach manchem Wechsel meiner Empfindungen zurückkehrte, und ich — verzeih' mirs, gute, liebe Seele! — mich Dir nicht zu öffnen vermochte, bewegtest Du still in Deinem Herzen, urtheiltest nicht ungleich von mir, und lehrtest mich mich selbst kennen, und der Festigkeit meiner ersten Gefühle nicht mißtrauen. Ich möchte Dich noch immer um Verzeihung bitten wegen Weimar. Es war da manches Unebne in mir. Lina sah das nicht, weil die unendliche Liebe das gute Mädchen täuschte. Ich weiß nicht, ob Du es ganz sahst. Aber ich fühlte es und es that mir weh, und ich konnt es nicht ändern. Wir sind ja so schwach, Liebe, — wenigstens mein Herz ist es, es wird so leicht so schmerzlich bewegt, und wird dann so heftig und ist dann stumpf für jedes andre Gefühl. Ich hatte auch damals so viel gelitten, von so vielen Seiten. Drum möge Deine Liebe mir verzeihn. Jetzt würdest Du mich anders finden, eins mit mir, und glücklich, und so allbeschäftigt mit der lieben theuren Lina! Es liegt ein unbegreiflicher Schatz in dem Mädchen, und wahrlich der Gedanke ist mir manchmal wie ein Traum, daß ich das alles besitzen soll und schon besitze. Denn sie liebt mich, wie sie vielleicht nie geliebt hat. Blicke recht oft auf uns, Karoline, wir sind so glücklich, und eigentlich danken wir das Glück Dir, das wird Freude in Deine verödete Seele gießen. Du bist so ein wunderbar glückliches und wieder unglückliches Wesen. Erinnert Du Dich noch des Augenblicks in Weimar, wo Du einmal am sternhellen Abend, als Schiller nicht da war, mit mir hinausblicktest, und so gerührt wurdest, und Dich mit mir aufs Sopha setztest, und Deine Thränen an meinem Busen bargst? Immer vermocht' ich Dir nicht zu folgen. Deine Empfindungen erschienen so schnell, und in so wechselnden Gestalten entzückender Schönheit, aber wo ich Dir folgen konnte, da fühlte ich mich auch so hingezogen zu Dir. Ich weiß nicht, ob ich Dich je hätte eigentlich lieben können,

aber für Dich gelebt, meine besten Momente nur dazu genutzt, Dir Ruhe und Frieden und Trost zu geben, wenn auch nur durch Mitgefühl des kindlichweichen, treumeinenden Herzens, darin meine ganze Glückseligkeit gefunden hätt' ich gewiß! —

Dein Mann war hier, Karoline, aber nicht länger als 6 Tage, trotz meiner Bemühungen. Ich sah ihn nicht viel, weil er immer aus war. Aber doch ein paarmal auf länger und allein. Er war zuvorkommend höflich gegen mich, wie immer, doch schien's mir, ein wenig kälter. Doch mag ich mich darin auch irren. Deinen Brief für ihn bekam ich erst den letzten Tag als er hier war. Er fragte oft danach und auch dabei benahm er sich so inkonsequent. Oft zeigte er so große Verlegenheit, sagte, der Brief betreffe wichtige Punkte, die er abgemacht wünsche, eh er zurückkäme, wo er seine Besorglichkeit bloß mit Bangigkeit für Deine Gesundheit hätte entschuldigen können; und dann sagte er wieder so gezwungen, daß nichts daran gelegen, der Brief gar nicht wichtig sei. Allein sichtbar geht ihm die Sache sehr im Kopf herum, und das kann er nicht einmal verbergen. Sei auch ja nicht zu schonend, Karoline. Du bist so weich, und das ist so schön, Du willst ihn nicht für Deine Inkonsequenz büßen lassen, das ist so edel. Aber war und ist er nicht allein inkonsequent, und Du hast keine Kinder, was willst Du Dich ihm opfern? Ich bin so besorgt um Dein Glück, Deine Ruhe, schreib mir doch bald nach Beulwitzens Zurückkunft. Er sagte mir, als er wegging, in 4 Wochen dächte er in Rudolstadt zu sein.

Ich schicke diesen Brief an Lotte. Im August bin ich bei Lina. O! wie Du unter uns sein wirst, Du Liebe, Gute. Lebe wohl, und gedenke mein!

Vier Jahre später, nachdem ihre Ehe mit Beulwitz getrennt worden war, fand auch Karoline das Glück, zu dem sie dem verschwisterten und dem befreundeten Paare behülflich gewesen war, an der Hand ihres Vetters, Wilhelm von Wolzogen. Ihrem Nachlaß entstammen die Briefe, die hier benutzt und mitgetheilt worden sind. Vielleicht nur einem günstigen Zufall verdanken wir es, daß sie dem Schicksal vieler anderen Schriftstücke aus derselben Zeit, welche die hochbetagte Frau vor ihrem Tode zur Vernichtung bestimmt hatte, entgangen sind.

Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse Nordafrikas.

Von

Dr. **Gustav Nachtigal.**

II.

Unter allen afrikanischen Mittelmeerländern nimmt Aegypten vermöge der eigenthümlichen Natur seines Landes eine ganz besondere Stellung ein. Dies gilt wenigstens für das eigentliche Aegypten mit Nubien; die Gegend von Chartum, Kordofan, Dar-For und Sennar gehören zum Sudan. Das Land ist ein Geschenk des Nil und würde ohne diesen sofort zur Wüste werden. Alljährlich überschwemmt derselbe sein Thal und befruchtet den Boden, den tausendjährige Ueberschwemmungen aufgebaut haben. Der Fluß beginnt im eigentlichen Aegypten mit Ende Juni zu steigen, erreicht seinen höchsten Stand etwa Mitte September und verringert dann seinen Wassergehalt allmälig bis zum Mai des folgenden Jahres. Die Ueberschwemmungsverhältnisse haben im Laufe der Jahrtausende eine ungünstige Veränderung erfahren. Wo der Strom durch felsiges Terrain seinen Weg nimmt (in Oberägypten), hat sich das Bett desselben allmälig vertieft, und die Hochwässer vermögen vielfach nicht mehr über die Ufer hinauszutreten und die Umgebung zu durchtränken. Es gibt Theile des Nilthales, die in alten Zeiten reich bebaut waren und gegenwärtig nie mehr von der Hochfluth erreicht werden. Die Felder, welche von der Ueberfluthung keinen Antheil empfangen können, müssen künstlich bewässert werden, sei es durch große von Hausthieren in Bewegung gesetzte Schöpfwerke, sei es durch Ufereinschnitte oder Durchstiche u. s. w. Auf den von der Ueberschwemmung profitirenden Terrains wird sofort nach dem Zurückziehen des Wassers die Aussaat von Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, Lupinen, d. h. der Wintersaat vorgenommen, welche nur eine Ernte, und zwar im Frühjahr gibt. Auf den künstlich bewässerten Feldern erzielt man mehrere Ernten und säet außer den angeführten Feldfrüchten Reis, Tabak, Baumwolle, Indigo und zahlreiche Gemüse. Im Herbst reifen Mais, Durra (Sorghum), Duchn (Penicillaria), Sesam, Erdnüsse, Zuckerrohr u. s. w. Außerdem werden Mohn, Flachs, Krapp, Wein, Südfrüchte und selbstverständlich die Dattelpalme cultivirt.

Von den Bodenproducten kommen für den Ausfuhrhandel vorzugsweise Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo und Datteln in Betracht. Während die Cerealien und Hülsenfrüchte seit langer Zeit ausgeführt wurden, sind in neuerer Zeit besonders die Baumwolle und der Zucker wichtig als Ausfuhrproduct geworden. Die Production der Baumwolle nahm während des amerikanischen Krieges einen ungeheueren Aufschwung, so daß ihre Ausfuhr in wenigen Jahren um mehr als das Zehnfache zunahm; in neuester Zeit ist dieselbe jedoch wieder in der Abnahme begriffen. Nubien liefert von den genannten Producten nichts für die Ausfuhr, mit Ausnahme der Datteln, die daselbst ausgezeichnet gedeihen. Die Viehzucht steht in Aegypten in mancher Beziehung auf hoher Stufe. Für den Handel kommen Hühner, in künstlichen Brutanstalten gezüchtet, deren Anlage in die ältesten Zeiten zurückreicht, und Tauben in Betracht. — Aus dem Mineralreich liefert Aegypten Granite, Syenite, Sandstein, Kalkstein, Kochsalz, Salpeter, Alaun, Natron, Schwefel und Petroleum, von denen aber höchstens die drei letzteren dem Außenhandel dienen.

Aus den Landstrichen am Rothen Meer empfängt Aegypten zur weiteren Ausfuhr, außer dem obengenannten Schwefel, Perlen, Perlmutter, Schildpatt, Weihrauch und Kaffee (aus Abessinien und den Somali-Galla-Ländern), aus dem Sudan: Straußfedern (Sennar und Kordofan), Gummi (Kordofan), Elfenbein, Felle, Wachs ꝛc. Die früher so ergiebige Goldquelle im ägyptischen Sudan ist fast versiegt, und auch die Kupfergruben im Süden Dar-Fors liefern nur geringe Mengen dieses Metalls nach Norden.

Die gewerblichen Erzeugnisse Aegyptens kommen, obwohl die Industrie, besonders in Unterägypten, auf ziemlich hoher Stufe steht (ich nenne nur: Webereien von Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren, Indigofärbereien, Segelfabriken, Gerbereien, Korbflechtereien, Metallarbeiten, Zuckerraffinerien, Salpeter-, Pulver- und Gewehrfabriken, Töpfereien), fast nur für den inländischen Verkehr in Betracht.

Eingeführt werden in Aegypten fast alle europäischen Producte und Fabrikate, und zwar beträgt die Einfuhr mehr als den dritten Theil der Ausfuhr, und beläuft sich auf etwas mehr als hundert Millionen Francs. Den Hauptantheil am ägyptischen Handel, d. h. mehr als vier Fünftel, hat England in Händen; dann folgen die Türkei, Frankreich, Oesterreich-Ungarn; Deutschland und die übrigen Handels- und Industrievölker haben nur einen sehr unbedeutenden Antheil.

Als Werthmesser dienen im eigentlichen Aegypten Gold- und Silbermünzen aus aller Herren Ländern; türkisch-ägyptisches, englisches und französisches Gold, französische Fünffranken- und österreichische Maria-Theresiathaler sind die gesuchtesten, und je weiter man nach Süden geht, desto mehr wiegen die letztgenannten vor. Für den Detailverkehr dienen die Piaster, von denen zwanzig auf den Maria-Theresiathaler, also hundert auf das Pfund Sterling gehen. In den vorzugsweise dem Verkehr dienenden Städten befinden sich große Bankinstitute. — Der Großhandel ist ganz in den Händen europäischer Kaufleute, unter denen Griechen und Italiener vorwalten dürften.

Aegypten mit seinen Weltstädten Kairo und Alexandrien hat, wie wir gesehen haben, in seiner mercantilen Bedeutung im Laufe der Zeit merkwürdige

Wandlungen erfahren. Im Alterthum und im späteren Mittelalter zu höchster Blüthe gelangt und während der ersten Jahrhunderte der Neuzeit einem stetigen Rückschritt anheimgefallen, so daß Alexandrien z. B. zu Ende des verflossenen Jahrhunderts nur noch wenige Tausend Einwohner zählte — zur Zeit hat es deren 180000 — haben diese Städte sich im Laufe dieses Jahrhunderts wieder mächtig erhoben, theils in Folge der verbesserten Verkehrsverhältnisse im Innern Aegyptens und mit dem Auslande, theils weil der sehr bedeutende Transithandel von Indien und Ostasien zum großen Theil seine alten Bahnen wieder aufgesucht hat. Damit ist auch der Schiffsverkehr in den ägyptischen Gewässern mit erstaunlicher Schnelligkeit gewachsen. Während derselbe noch im Anfange der sechziger Jahre ungefähr $1^1/_2$ Millionen Tonnen repräsentirte, finden wir gegen Ende des darauf folgenden Jahrzehnts einen Tonnengehalt von circa zehn Millionen.

Die Haupthäfen sind am Mittelmeer: Alexandrien, Rosette, Damiette, Port Saïd, und am Rothen Meer: Sues, Koseïr, Suakin, Massawa. Seit Alexandrien unter Mehmed Ali durch den Mehmudija-Kanal mit dem Nil verbunden ist, hat es den größten Theil des Handels von Damiette und Rosette absorbirt; und Port Saïd, am Eingang in den Suezkanal gelegen, scheint einen Theil des großartigen Verkehrs, den Alexandrien vor der Eröffnung desselben besaß, an sich ziehen zu wollen. Von den genannten ägyptischen Städten am Rothen Meer ist Suez mit seinem großen Hafen die bedeutendste; doch hat die Vollendung des letzteren ihr nicht den mächtigen Aufschwung gegeben, den man erwartete, wenn sich auch die Einwohnerzahl ansehnlich gehoben hat. Koseïr ist in bedauerlichem Rückschritt begriffen, Suakin jedoch wird durch seinen Handelsverkehr einerseits mit Dschedda und Arabien, andererseits mit Chartum und dem Sudan in der Fortentwickelung erhalten, und Massawa würde als der natürliche Haupthafen für abessinische Ein- und Ausfuhr ohne Zweifel die ihm durch seine Lage zukommende Bedeutung erlangen, wenn es der ägyptischen Oberhoheit entzogen würde[1]). Die auf dem Küstenstrich zwischen Abessinien und dem Rothen Meer gelegenen und Aegypten gehörigen Häfen Berbera, Tadschurra, Assab und Zeïla sind als supponirte Ausgangspunkte etwaiger Handelswege nach Abessinien oder Schoa in neuester Zeit vielfach Gegenstände lebhafter europäischer Begehrlichkeit geworden, obgleich jene Wege erst geschaffen werden sollen.

Es ist in Aegypten im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern Vieles für die Verkehrserleichterung geschehen. Die natürliche Verkehrsader, der Nil, hat ohne Beihülfe des Menschen als Wasserstraße nicht viel geleistet, denn bei niedrigem Wasserstande ist der Fluß voller Sandbänke und Untiefen, und seine Schiffbarkeit überhaupt erstreckt sich vom Mittelmeer nur bis zur ersten Katarakte bei Assuan. Südlich von diesem Hinderniß, das wenigstens von den Nilbarken überwunden werden kann, bleibt das Strombett zwar felsenfrei bis Wadi Halfa, doch hier versperrt die ausgedehnte zweite Katarakte das Strombett vollständig, und noch weiter stromaufwärts macht, besonders in Dongola, eine ganze Reihe

[1]) Dies ist inzwischen geschehen, indem Massawa seit 1885 in italienischem Besitz ist.
Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

von felsigen Hindernissen die Schiffahrt gefährlich oder unmöglich. Das fruchtbare Nildelta mit seiner ausgedehnten Bodencultur und seinen besuchten Märkten Mansurah, Tanta und Sagasig, ist von einer Reihe von Kanälen durchschnitten, von denen vor Allen der von Atfeh nach Alexandrien führende, oben erwähnte Mehmudia-Kanal, sowie der Kairo mit dem Suez-Kanal bei Ismaïla verbindende zu erwähnen sind. Die bedeutendste künstliche Wasserstraße des Landes ist selbstverständlich der von 1859—1869 hergestellte Suez-Kanal, der einigen Tausend Schiffen, vorzugsweise Dampfern, jährlich zur Passage dient, und dem zwei Städte an seinen Ufern ihre Entstehung verdanken: Ismaïla und Port Saïd.

Eisenbahnlinien, deren vornehmlichste von Alexandrien nach Kairo führt, durchkreuzen das Delta und verbinden die Hauptmarktplätze unter sich mit den Hafenstädten und dem Suez-Kanal. Der Hauptschienenweg, der einstweilen bis Siut in Oberägypten reicht, soll bis in den ägyptischen Sudan ausgeführt werden, und ein anderes Project will eine Eisenbahn von Dongola über Berber, Kassala nach Massawa herstellen. — Ein Netz von Telegraphenlinien verzweigt sich gleichfalls über das Delta, und eine derselben verläuft längs des Nil nach Süden bis Chartum und Dar-For, während eine andere am Rothen Meere Suakin und Massawa verbindet, und von dort über Kassala ebenfalls Chartum erreicht[1]). Auch mit Europa ist Aegypten in verschiedenen Richtungen (Malta, Constantinopel u. s. w.) telegraphisch verbunden.

Die Dampferverbindung Aegyptens mit Europa, Asien und Australien läßt nichts zu wünschen übrig. Drei Linien sind in dieser Beziehung vorzugsweise erwähnenswerth: die Peninsular and Oriental Steam-Navigation-Company, die Messageries maritimes und der österreich-ungarische Lloyd, welche wöchentlich einmal ihre Dampfer nach Alexandrien senden. Auch italienische Schiffe unterhalten einen regelmäßigen, wenn auch nicht so häufigen Verkehr. Russische und ägyptische Dampfer und Schiffe des Lloyd vermitteln ferner den regelmäßigen Verkehr Aegyptens mit Griechenland, Constantinopel, Kleinasien und Syrien-Palästina. Eine ägyptische Gesellschaft endlich besucht im Rothen Meer monatlich einmal die hauptsächlichsten Hafenplätze, die zum Theil auch von den oben erwähnten, in Indien, Ostasien und Australien endigenden Schiffslinien berührt werden. Postsendungen werden mit großer Pünktlichkeit ausgeführt: für Unter- und Oberägypten bis Siut mit der Eisenbahn; für den Landstrich am Rothen Meere mit Küstendampfern; für den Sudan von Siut mittelst Nilbarke bis Konocko und von hier mit Kameelpost über Abu Huned nach Chartum und Kordofan.

Außer dem eigentlichen Aegypten und Nubien umfaßt das Reich in Nordafrika noch das nördliche Küstenland am Rothen Meere, den District Gallabat, Sennar, den District von Chartum, Kordofan und Dar-For. Diese Länder stehen sowohl unter sich, als auch mit Aegypten und Nubien in lebhafter Handelsverbindung auf bestimmten Wegen und durch bestimmte Leute. Der ungefähre Mittelpunkt des ägyptischen Reiches im weiteren Sinne, d. h. mit Hinzurechnung

---

[1]) Man vergesse hier und bei dem Nachfolgenden nicht, daß es wahrscheinlich 1884 geschrieben wurde. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

der ausgedehnten äquatorialen Provinzen, wird von Chartum gebildet, das auch ein commercieller Mittelpunkt für die meisten der genannten Landschaften ist. Von Kairo, dem Stapelplatz für alle europäischen und ägyptischen Waaren, mit denen jene versorgt werden, kann man entweder längs des Nils theils zu Wasser, theils zu Lande nach Chartum reisen, oder man begibt sich nach Suakin am Rothen Meer und von dort über Berber am nordöstlichen Nilbogen ebendorthin. Am zeitersparendsten ist der letztere Weg, auf dem die Strecke von Suez nach Suakin eine viertägige Seereise erfordert und die verkehrsreiche Karawanenstraße von Suakin nach Berber in zwölf bis vierzehn Tagen zurückgelegt wird. Diesen Weg wählen gern die in der Gegend von Kassala, in Gallabat, in Sennar und zum großen Theil die in Chartum wohnenden Kaufleute, die sich in Kairo mit Waaren versehen haben. Die in Nubien, Kordofan und vielfach in Chartum ansässigen Händler hingegen ziehen meist den Nil stromaufwärts. In Süd-Dongola begeben sich Diejenigen, deren Ziel Chartum ist, durch die Bajuda-Steppe dorthin, während die nach Kordofan bestimmten Kaufleute direct nach Obeïd, der Hauptstadt dieses Landes reisen.

Den Handel in dieser ganzen Gegend vermitteln vorzugsweise die Berabra, welche Nubien ausschließlich, Gallabat mit Negern und Arabern, (Dschaliin) vermischt, Sennar zusammen mit Negern (Fundoch) und Kordofan in Gemeinschaft mit Arabern bewohnen. Diese Berabra (d. h. Berber) und die unter ihnen und mit ihnen vermischt lebenden Araber bilden die weit und breit bekannte Kaste der Dschellaba (d. h. eigentlich: importirende Kaufleute), in deren Händen auch zum großen Theil der Handel von Dar-For und Wadaï ist, wo sie zahlreiche Colonien gegründet haben, und die ihre kaufmännischen Unternehmungen bis nach Bagirmi und Bornu, wo sie ebenfalls, wenn auch nur vereinzelt ansässig sind, ausdehnen. Diese Dschellaba, besonders diejenigen aus Dongola, Berber und Kordofan sind hervorragend thatkräftige und unternehmende Leute, denen Afrika die Eröffnung manchen Handelsweges verdankt, die aber auch am rücksichtslosesten Sklavenjagden und Sklavenhandel in den Gebieten der westlichen Zuflüsse des weißen Nils unter dem Vorwande der Elephantenjagd und des Elfenbeinhandels betrieben haben.

Die aus Kairo in die genannten Länder importirten Waaren sind fast für alle dieselben und bestehen in Baumwollstoffen, Seide, Halbseide, Sammt, Tuch, Bernstein, Korallen, Achat, Glasperlen, Turbanstoffen, rothen Mützen, Antimon, Papier, Schießpulver, Gewehren, Zucker, Lederwaaren aller Art, zu denen von Suakin noch indische Gewebe, Sandelholz und andere wohlriechende Hölzer kommen. Die dagegen mittelbar oder unmittelbar eingetauschten oder mit baarem Gelde (M.-Th. Thlrn.) angekauften Waaren sind Straußfedern, Gummi, Elfenbein, Tamarinden, Kaffee, Häute und Felle, Wachs und — noch immer Sklaven, wenn diese auch nicht mehr zu öffentlichem Verkauf gelangen. Einen nicht unbeträchtlichen, wenn auch nicht regelmäßigen Beitrag zum Exporthandel dieser Gegenden liefert der afrikanische Thierhandel, der die zoologischen Gärten Europas versorgt und neuerdings vorzugsweise von Deutschen betrieben wird. Nach dem Rothen Meere gehen auch Waaren auf dem Wege von Kenek nach Kosëir (circa eine Woche) und von Kassala nach Suakin (in circa zwei Wochen). Auf jenem

gelangen Getreide und Hülsenfrüchte zur Ausfuhr nach Arabien, auf diesem Durra, Gummi, Senna und die sudanischen Waaren, theils zur Weiterbeförderung nach Sues, theils zur Ausfuhr nach Arabien.

Dar-For, das 1875 dem ägyptischen Reiche einverleibt wurde, steht mit dem eigentlichen Aegypten noch durch einen besonderen Karawanenweg in Verbindung, der von Siut am Nil über die Oasen Chardscha und Selima in südwestlicher Richtung nach dem Norden des genannten Landes führt und Drib el-arbaïn, d. h. „Weg der vierzig" (nämlich Tage) heißt. Die Straße ist sehr wasser- und vegetationsarm und muß deshalb sehr schnell bereist werden. Wenn man die des Wassers und Krautwuchses nicht entbehrende Erdstrecke des Weges abrechnet, so wird die Reise in vierzig Tagen ausgeführt. Die diese Straße bereisenden Kaufleute stammen meist aus der Dschellaba-Colonie Kobe, der Haupthandelsstadt Dar-Fors, oder aus Siut selbst und verfügen gewöhnlich über ein verhältnißmäßig ansehnliches Capital. Es ist nicht selten, daß ein Einzelner Straußfedern oder Elfenbein im Werthe von 1000 Stg. nach Norden führt und für den Erlös derselben Waaren auf demselben Wege zurückführt.

Die Wasser- und Futterarmuth des Weges erschwert und vertheuert den Transport erheblich; nur die besten Kameele können zu dieser Reise verwendet werden, und die meisten derselben gehen am Ziele zu Grunde. Die kleineren Kaufleute schlagen daher meistens den wasser- und weidereicheren Weg über Kordofan nach den Nilländern ein. Karawanen auf dem directen Wüstenwege kommen ein oder höchstens zweimal im Jahre zu Stande, denn es ist eine große Anzahl von Kaufleuten erforderlich, um sich bei der verlockenden Größe des von einer Karawane repräsentirten Capitals gegen räuberische Nomaden (Zoghawa und Araber) vertheidigen zu können. Die Kameele zu diesen Reisen werden von den im Norden Dar-Fors wohnenden Zoghawa und Arabern, deren Zucht in hoher Blüthe steht, geliefert. Sie tragen vier bis fünf Centner außer dem Wasservorrath, der zu jeder Last hinzugefügt wird.

Die Handels- und Verkehrscentren in Dar-For sind außer der Dschellaba-Colonie Kobe der Dschellaba-Ort Omschanga (Omm Meschana), der nahe der Grenze Kordofans liegt, Tendelti (auch el-Faschr genannt), die Regierungshauptstadt des Landes, Tineat im Westen des Landes, endlich Dara und Schekka im Süden. Der Hauptwerthmesser ist der Maria-Theresia-Thaler, und fast denselben Werth hat die Makta (Stück) Cham, ein geringwerthiges ungefärbtes Baumwollengewebe in Stücken von circa dreißig kurzen Ellen Länge. Als Kleingeld fungiren die Tirek oder Terek, viereckige Stücke sehr losen und dünnen Baumwollenstoffes, die in Siut dunkelblau und hellblau gefärbt worden, und von denen eine gewisse Anzahl, je nach dem Curs, und zwar von jeder Farbe gleich viele, auf den Thaler oder das Stück Cham gehen. Außerdem können bessere gebleichte und ungebleichte Baumwollenstoffe, abgepaßte Stücke Halbseide, Sammt, bunter Kattun, Schmucksachen aus Achat, Bernsteinperlen, echte Korallen, Kaftans ꝛc. leicht abgesetzt werden.

Auf den Märkten muß man genau wissen, welcher Kaufmittel man sich zur Erwerbung eines bestimmten Gegenstandes bedienen kann. Zum Ankauf der täglichen Lebensbedürfnisse (Getreide, Gemüse u. dergl.) dienen gewöhnlich die

Tirek; Gegenstände geringeren Werthes, wie Korbflechtereien, Tamarinden, Hühner, Eier, Milch werden gegen Schmuckgegenstände der Frauen (Stücke Korallen und Achat, Porzellan-, Glas- und Bernsteinperlen) erworben, und wollte man zur Zeit meiner Anwesenheit im Lande ein Schaf oder eine Ziege kaufen, so mußte man im Besitz großer, womöglich milchiger Bernsteinperlen sein. Werthvollere Gegenstände, wie Pferde, Kameele, Straußfedern, Elfenbein, Sklaven wurden mit Maria-Theresiathalern oder Stücken Cham bezahlt.

III.

Das westlich von Aegypten gelegene Tripolitanien bietet einfachere Verhältnisse des Handels und Verkehrs dar. Da es eigentlich ganz und gar der Wüste angehört, hat es, obgleich fast doppelt so groß als das Deutsche Reich, doch kaum über eine Million Einwohner, ist für den Ackerbau wenig geeignet und bietet der Bevölkerung keine Anregung zu industrieller Thätigkeit. Es ist mehr als irgend ein nordafrikanisches Land auf den Verkehr mit der Sahara und dem Sudan angewiesen, und in der That hat in ihm der Karawanenverkehr die größte Ausbildung erfahren. Nur ein schmaler Küstenstrich nimmt Theil an den subtropischen Herbst- und Winterregen und eignet sich theilweise zum Ackerbau: so das fruchtbare Barka und der Nordwesten des Landes, wo die Küstengebirge die Niederschläge begünstigen. In keiner Gegend der Sahara drängt sich dem Beobachter die Wahrscheinlichkeit der Ansicht, daß der Austrocknungsproceß der großen afrikanischen Wüste noch nicht beendigt sei, so lebhaft auf als im Norden Tripolitaniens. Auf Schritt und Tritt stößt man auf die sorgfältigsten Arbeiten zur Wasserregulirung aus dem Alterthum, während die Niederschlagsverhältnisse der Gegenwart denselben kaum irgend eine Existenzberechtigung geben würden.

Auf dem Nordrande des ungeheuren Gebietes werden außer Getreide (Weizen und Gerste) noch Oliven, Mandeln, Feigen, Orangen, Granatäpfel, Wein, Melonen und verschiedene Gemüse gebaut. Dann folgt in den Thälern der Küstengebirge und auf dem Südabhange derselben, sowie am Südwestumfange der großen Syrte und auf dem Plateau von Barka eine mehr oder weniger weidereiche Zone, in der arabische oder arabisch-berberische Nomaden Kameele und Kleinvieh züchten. Südlich von dieser Region liegt die Wüste, in deren Oasen die Dattelpalme auf das Herrlichste gedeiht, während unter mühsamer Bewässerung in Gärten das nöthigste Getreide — sowohl nordisches (Weizen und Gerste) als sudanisches (Durra und Duchn) — gebaut wird.

Im Osten des nördlichen Tripolitaniens ist Benghasi (das alte Berenice) der Hauptplatz für Handel und Verkehr. Andere Häfen, die für Küstenfahrer zureichen, sind daselbst Tobruk und Bomba, und der wichtigste Platz von Barka ist wohl Derna. An der kleinen Syrte liegen weiterhin Mesrata, Lepta (Leptis magna) und Tripolis, dessen Hafen durch eine einigermaßen absperrende Felsenreihe ziemlich gesichert ist. Die ganze große Syrte war im Alterthum von den Schiffern so gefürchtet, daß sie möglichst gemieden wurde. Dieser Umstand und die geringe natürliche Productionskraft des Landes erklären es auch, daß bis vor wenigen Jahren noch keine regelmäßige, periodische Dampferverbindung zwischen

Tripolis und Europa bestand. Jetzt laufen allwöchentlich italienische (Comp. Rubattino) und französische (Comp. Transatlantique) Schiffe von Tunis längs der Küste bis Tripolis und verbinden diese Stadt auch mit Malta. Weniger regelmäßig ist der Verkehr mit Benghasi, der durch türkische Dampfer vermittelt wird. Tripolis ist mit Benghasi (und Alexandrien) und mit Malta durch einen Kabeltelegraphen in Verbindung.

Die hauptsächlichsten Eingangs- und Ausgangspunkte für den Handel sind Tripolis und Benghasi. Zum Waarenaustausch mit Europa dient außer den sudanischen Producten zuweilen das Getreide, besonders Gerste, und gewöhnlich bescheidene Mengen von Oel, Wolle, Schlachtvieh, Senna, Honig und Wachs, rohe und gegerbte Ziegenfelle, Südfrüchte, Schwefel, welcher am westlichen Umfange der großen Syrte gewonnen wird, und Natron, welches sich in Fezzan in großer Menge und zu geringstem Preise findet. Daß die Ausfuhr von Datteln aus Fezzan, wo dieselben sowohl in vortrefflicher Qualität als auch in reichen Ernten gewonnen werden, so geringfügig ist, erscheint fast unbegreiflich. Ein neuerdings zu großer Bedeutung gelangter Artikel, das Halfagras (Esparto), hat dem Handel von Tripolis einen außerordentlichen Aufschwung gegeben und geht größtentheils nach England zur Papierfabrikation. Die im Ganzen unbedeutende Industrie Tripolitaniens, welche Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Lederarbeiten, Waffen und andere Metallwaaren liefert, kommt größtentheils für den inländischen Bedarf, und nur zum geringsten Theil für den Export in die Negerländer in Betracht. Von Europa werden in Tripolis eingeführt: englische gebleichte und ungebleichte Baumwollenwaaren, bunte Kattune, farbiges Tuch, rothe Mützen, Korallen, Bernstein, Glas- und Porzellanperlen, Essenzen, Nürnberger Waaren, Pulver, Blei, Papier, Eisenwaaren, Holz, Metalle, Rohseide, Seidenwaaren, Sammet, Stricke, wollene und halbwollene Stoffe. Dieselben werden zum kleineren Theile im Lande verbraucht, zum größeren in die Negerländer exportirt. Am meisten (zu ungefähr drei Vierteln) ist England an diesem Einfuhrhandel betheiligt; dann folgen Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, die Türkei u. s. w. Die Einfuhr beträgt durchschnittlich etwa zehn Millionen Francs, die Ausfuhr gegen zwölf Millionen Francs jährlich.

Der Verkehr mit den Sudanländern, auf den Tripolitanien vorzugsweise angewiesen ist, wird durch seine sich weit in die Wüste hineinerstreckenden Oasengruppen wesentlich erleichtert. Im Süden von Benghasi liegt die Oasengruppe Audschila-Dschalo und weiter in derselben Richtung der Oasenarchipel Kufra; im Süden von Tripolis die oasenreiche Provinz Fezzan, und südlich von der alten Handelsstadt Ghadames die Tuarikstadt Ghat. Alle bilden wichtige Rast- und Verproviantirungsplätze für die Karawanen, Sammelpunkte für Menschen und Waaren, die um so werthvoller sind, als von ihnen eine gewisse Sicherheit auf einen Theil der zu bereisenden Wüstenstraßen ausstrahlt. Der östlichste der tripolitanischen Karawanenwege zum Sudan führt von Benghasi über Dschalo nach Wadaï und ist im Anfange dieses Jahrhunderts, auf Betrieb eines Königs von Wadaï, nicht ohne schwere Verluste von Menschen und Thieren eröffnet worden. Nachdem er später aufs Neue für lange Zeit unbenutzt gelassen worden

war, wird er seit einigen Jahrzehnten wieder, und zwar regelmäßig bereist, vorzugsweise von Medschabra, den Bewohnern Dschalos. Diese Oase bildet den eigentlichen Ausgangspunkt der Wadaï-Karawanen, denn Benghasi kommt nur so weit in Betracht, als die Dschalo-Leute ihre Handelsgüter daselbst einkaufen, wofern sie es nicht in Aegypten thun. Dschalo liegt ungefähr zehn Tagereisen von Benghasi entfernt und ist mit Unterägypten durch einen Karawanenweg verbunden, der die Pflanzstätte der fanatischen Glaubenswächter, die nach ihrem Stifter Senusija genannt werden, und die Jupiter-Ammonsoase berührt. Die Senusija sind die eigentlichen Herren des Weges nach Wadaï, haben einen maßgebenden Einfluß auf die Nomadenstämme Barka's und die Medschabra und sind im thatsächlichen Besitz des Oasenarchipels Kufra. Der Weg ist sowohl nördlich als südlich von Kufra außerordentlich schwierig in Folge seiner Wasserarmuth. Wochenlang wird von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ohne Unterbrechung marschirt, denn auf beiden Strecken trifft der Reisende während einer Woche und länger auf keinen Wasserplatz. Die Kufra-Oasen bilden dazwischen nicht allein durch ihren Reichthum an Datteln eine wichtige Proviantstation, sondern auch einen unersetzlichen weidereichen Raststatz für die Kameele. Etwa vierzehn Tagemärsche südlich von der letzten dieser Oasen, und noch einmal so weit entfernt von Dschalo folgt dann die kleine Oasengruppe Wanjanga, von wo ab der Weg durch häufige Brunnenstationen und fortlaufende Weideplätze bequemer wird. In Wanjanga und dem in seinem westlichen Rande berührten Ennedi versehen sich die Reisenden mit dem in Wadaï hochgeschätzten rothen Steinsalz, das zwischen diesen beiden Landschaften aus dem Boden gebrochen wird, und erreichen nach zwei weiteren Wochen Abesche, die Hauptstadt Wadaïs. Der Vorzug dieser Karawanenstraße, die von den energischen Medschabra trotz der angedeuteten Beschwerlichkeiten einschließlich des Aufenthaltes in Kufra und Wanjanga in zwei Monaten zurückgelegt wird, besteht in der fast absoluten Sicherheit vor Ueberfällen seitens räuberischer Nomaden, die man in ihrem nördlichen Theile der selbst für die Sahara ungewöhnlichen Spärlichkeit der Existenzmittel, und im südlichen der strengen, ihre Macht bis über Ennedi und Wanjanga nach Norden ausdehnenden Wadaï-Regierung zu danken hat.

In Wadaï, wo die Hauptstadt Abesche und die Dschellaba-Colonie Nimro fast die einzigen von fremden Kaufleuten besuchten Handelsplätze sind, wird unter dem Schutze der Regierung ein sehr lohnender Handel getrieben. Da das Land erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit in den weiteren Handelsverkehr getreten ist und von den nächsten Nachbarn wegen der Rohheit und Ungastlichkeit der Bewohner gern gemieden wird, so sind die beiden von den nordischen Kaufleuten hauptsächlich gesuchten Handelsartikel Straußfedern und Elfenbein in größerer Menge daselbst vorhanden als in den Nachbarländern. Die staatliche Macht Wadaïs erstreckt sich überdies weit in die Wüste hinein, die in dem breiten Steppenrande ihres südlichen Theiles dem Strauß die günstigsten Lebensbedingungen bietet und ihm die schönsten Federn sichert. Für das Elfenbein hat das Land außerdem in seinem äußersten Süden im Lande Runga mit dem District Kuti eine vorläufig noch unversiegbare Fundgrube. Dorthin werden aus dem commerciell

noch gänzlich jungfräulichen Quellgebiete des Schari die daselbst aufgespeicherten Elephantenzähne zu Markte gebracht.

Da die Bewohner Wadaïs noch nicht so vorgeschritten sind in der Gesittung wie ihre Nachbarvölker, so sind auch ihre Bedürfnisse einfacher geblieben, und unter den von ihnen begehrten Tauschwaaren überwiegt noch sehr viel mehr als in den übrigen Sudanländern der weiter oben beschriebene Baumwollenstoff Cham, von dem das etwa dreißig Ellen lange Stück (Makta) gewissermaßen den Maria-Theresiathaler vertritt. Dieser selbst hat nur beschränkte Geltung. Das Kleingeld wird durch im Lande gewebte, grobe Baumwollenstreifen, die in verschiedener Länge und Breite vertreten sind (zumeist etwa vier Ellen lang und eine Spanne breit), durch Glas- und Porzellanperlen, einzelne Bogen Papier, Bernsteinperlen, Korallenstückchen u. s. w. dargestellt. Um diese Gegenstände werden die täglichen Lebensbedürfnisse, und hier und da auch die minderwerthigen Ausfuhrartikel (Tamarinden, Wachs, Rhinocerushörner u. dgl.) angekauft, während Straußfedern und Elfenbein in Stücken Cham bezahlt werden müssen.

Ungleich verkehrsreicher als die Straße Benghasi-Dschalo-Wadaï ist der Wüstenweg, welcher von der Stadt Tripolis über Fezzan nach Süden verläuft. Dieser hat drei Endpunkte: Wadaï, Bornu und die Haussastaaten, und führt im ersten Falle nach Murzuk in Fezzan und von hier in südöstlicher Richtung durch die Tubuländer nach Wadaï; im zweiten über Murzuk und Kawar nach Bornu, im dritten durch das westliche Fezzan nach Ghat und von hier durch das Tuarikland Aïr nach Kano. Alle drei Straßen sind sich darin gleich, daß das erste Drittel, d. h. die Strecke bis Fezzan, in tripolitanisches Gebiet fällt.

Der Oasencomplex Fezzan, dessen Hauptort Murzuk in vier- bis sechsundzwanzig Tagereisen von Tripolis erreicht wird, und Sammelplatz der nach Süden gehenden Karawanen ist, bietet durch seinen Reichthum an ausgezeichneten Datteln und vortrefflichen Kameelen und durch seinen lebhaften Marktverkehr dem Reisenden die beste Gelegenheit, sich Transporterfordernisse und Mundvorrath zu verschaffen und seine Waarenausrüstung zu vervollständigen. Murzuk steht überdies in regelmäßiger Verbindung mit Tripolis durch eine Kameelpost, welche wöchentlich einmal von den beiden Endpunkten abgeht und achtzehn Tage zur Vollendung der Reise gebraucht.

Diejenigen Kaufleute, welche den oben beschriebenen schwierigen Weg von Dschalo nach Wadaï scheuen, begeben sich nach Murzuk, um von hier aus durch die Tubuländer ihr Ziel zu erreichen, Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts bestand auf diesem Wege die einzige Verbindung Tripolitaniens mit Wadaï. Als dann die dritte Straße entdeckt worden war, ließ man jenen um so lieber fallen, als die Bösartigkeit der Tubustämme es nur größeren Karawanen ermöglichte, die Reise in Sicherheit zurückzulegen. Seitdem der Einfluß der Regierung von Fezzan auf die Tubu ein größerer geworden ist, hat man diese Straße, welche sich am südwestlichen Fuße der Tibestiberge hinzieht und dann das dattelreiche Tubuland Borku durchschneidet, wieder aufgenommen. Von Murzuk aus erreicht man in längstens einem halben Monat die nördlichen Thäler Tibestis, gelangt von hier in ungefähr demselben Zeitraum nach Nordborku, und hat von dort aus, um nach Abesche in Wadaï zu gelangen, ebenso viel Zeit

nöthig. Im Nothfalle kann die Entfernung von Tripolis nach Wadaï auf diesem Wege sogar in zwei Monaten zurückgelegt werden. Der Weg ist mit Ausnahme der wasserarmen Strecke zwischen Süd-Fezzan und Tibesti verhältnißmäßig bequem, doch ist er in seinem südöstlichen Theile den räuberischen Ueberfällen seitens des Araberstammes der Aulad Soliman, welche in Kanem und Borku hausen, ausgesetzt.

Besuchter als der im Vorstehenden beschriebene Weg ist derjenige, welcher über Murzuk und die Oase Kawar nach dem Tsadsee führt und sein commercielles Ziel in Kuka, der am Westufer des Sees gelegenen Hauptstadt Bornus, findet. Man darf auf die Zurücklegung desselben zu kaufmännischen Zwecken rund drei Monate rechnen, deren jeder ungefähr einem der durch Murzuk, Bilma (in Kawar) und Kuka begrenzten Drittel entspricht. Diese älteste bekannte Wüstenstraße ist, durch die große Anzahl der von ihm berührten Oasen und Wasserstationen, der bequemste unter allen Karawanenwegen, welche die Nordküste Afrikas mit dem Sudan verbinden. Selten nächtigt man zweimal hintereinander, ohne Brunnen anzutreffen; dadurch wird nicht allein der Transport des schwer wiegenden Wassers erspart, sondern die Tagereisen können verringert, die Kräfte der Kameele also geschont werden, und diese finden überdies in der Umgebung der Wasserplätze den zu ihrer Ernährung nöthigen Krautwuchs. Sogar Pferde können auf diesem Wege leicht mitgeführt werden, während die Versorgung derselben mit Futter und Wasser auf den übrigen Wüstenstraßen erhebliche Kosten verursacht. Da, wie Murzuk, so auch Kawar vortreffliche Gelegenheit bietet, Menschen und Thieren Ruhe und gute Pflege angedeihen zu lassen, so treffen die Reisenden und ihre Kameele gewöhnlich weniger erschöpft am Ziele ein, als nach Beendigung anderer Wüstenreisen der Fall zu sein pflegt.

Im südlichen Theile von Kawar befinden sich die unerschöpflichen Salzquellen von Bilma, aus denen die Karawanen noch mehr oder weniger große Vorräthe dieses in dem salzarmen Bornu hochgeschätzten Handelsartikels einnehmen. Diese Salzgruben bilden den Reichthum der Oase, welche in Folge dessen unter dem maßgebenden Einfluß der südöstlichen Tuarik steht, denn diese versorgen von dort das ganze wohlbevölkerte Haussareich. Da sich dieser Salzhandel auf Hunderttausende von Centnern jährlich beläuft, so ist Kawar ein vielbegehrtes Ländchen, über das sich die Tuarik eine eifersüchtig bewachte Oberhoheit anmaßen und das auch häufigen Ueberfällen der räuberischen Aulad Soliman unterliegt. Im Uebrigen erfreut sich diese Straße, welche die ganze Sahara in eine westliche und eine östliche Hälfte theilt und gerade zwischen den Gebieten der Tuarik und der Tubu verläuft, einer verhältnißmäßig großen Sicherheit.

Bornu selbst, das Reiseziel, ist ein fruchtbares, an Hülfsquellen aller Art reiches Land mit einer für innerafrikanische Verhältnisse dichten und wohlwollenden, ruhigen, betriebsamen Bevölkerung, welche mannigfache Bedürfnisse hat und diese auf dem Wege des Handels und der eigenen Industrie zu befriedigen bestrebt ist. Die Bornuleute lieben den Luxus und begnügen sich um so weniger mit der im Handel Wadaïs vorwiegenden geringwerthigen Baumwollwaare, als sie selbst viel schönere und dauerhaftere Baumwollengewebe zu Kleidern herzustellen wissen. Von europäischen Sachen verlangen sie also haupt-

sächlich feine gebleichte Baumwollenwaaren, die sie vortrefflich mit Indigo zu färben verstehen, Tuch (auch in fertigen Burnussen), Seide und Halbseide, Sammet, rothe Mützen (Tarbusch), bunte Kattune, Turbanshawls, gold- und silbergestickte Sattelüberzüge und Schmuckgegenstände, besonders Korallen. Auch an Kurzwaaren, Nürnberger Artikeln, Papier u. s. w. werden größere Mengen verbraucht als in den Nachbarländern, und die Märkte des Landes sind mit Glasperlen, Messingarbeiten, Handspiegeln, Messern, Scheeren, Nadeln u. s. w. wahrhaft überschwemmt.

Die Umsetzung des Capitals wird dem fremden Kaufmann sehr erleichtert durch die geordneten Marktverhältnisse, die zahlreichen Handelsplätze und die in letzter Zeit gepflegte Straußenzucht. Der Markt von Kuka ist mit allen Landeserzeugnissen wohl versehen, und da der österreichische Thaler und die Kauri-Schnecke — der Thaler hat ungefähr 5000 Kauris — als hauptsächliche Werthmesser allgemein anerkannt sind, so ist der Verkauf und Kauf bequem und wenig zeitraubend. Kann der Kaufmann sein Verlangen nach dem Absatz seiner Waaren und nach dem Einkauf neuer nicht alsbald in Kuka befriedigen, so reist er in Provinzialhauptstädte. Hier setzt er seine Waaren meist zu höheren Preisen ab und kauft jedenfalls wohlfeiler ein, wenn die gewünschten Waaren überhaupt vorhanden sind. Seitdem die Bornuleute sich überdies der Straußenzucht widmen, hängt der Vorrath an Federn nicht mehr von der Erlegung der Thiere ab, und man braucht nicht mehr Monate zu opfern, um eine winzige Menge dieses Artikels einzukaufen. Die außer Straußfedern und Elfenbein für den Export aus Bornu in Betracht kommenden Waaren (Tamarinden, Häute und Felle, Wachs u. dgl.) können, wegen ihres geringen Werthes im Verhältniß zu den großen Transportkosten, nur ganz nebensächlich gehandelt werden. In neuerer Zeit werden auch lebende Strauße ausgeführt, welche nach Algerien bestimmt sind, wo nicht ohne Erfolg ebenfalls Straußenzucht getrieben wird. Auch für diesen Export eignet sich unter allen Karawanenstraßen der Wüste fast allein die vom Tsadsee nach Tripolis führende wegen ihrer häufigen Wasserstationen und Futterplätze.

Leider sind die Bornuleute, obgleich fleißig und von gutem Charakter, doch sehr zum Leichtsinn geneigt, unzuverlässig, verschwenderisch und putzsüchtig, so daß der fremde Kaufmann seine Waaren zwar schnell und zu verlockenden Preisen absetzt, aber eine unendliche Mühe hat, seine Bezahlung zu erhalten. So war es wenigstens während der langen und schwachen Regierung des verstorbenen Bornuherrschers, Scheich Omar, und zwar in einem so hohen Grade, daß der Verkehr fremder Kaufleute in Folge dessen alljährlich im Lande abnahm. Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers sollen sich die Verhältnisse jedoch erheblich gebessert haben. Während der nordische Kaufmann früher darauf rechnen mußte, mehrere Jahre im Lande zu bleiben, um seine Zwecke zu erreichen, gehört es in neuerer Zeit nicht zu den Seltenheiten, in einem Jahre die Hin- und Rückreise und den Umsatz des Capitals bewerkstelligen zu können.

Während der Zeit des commerciellen Rückganges in Bornu wendeten sich die tripolitanischen und fezzanischen Kaufleute mit Vorliebe den Haussaländern zu, in denen eine friedliche, fleißige, in Handel und Industrie unermüdliche und zuverlässige Bevölkerung den Verkehr ungewöhnlich sicher und ergiebig macht.

Der Weg dorthin führt von der Tuarikstadt Ghat, die von Murzuk in längstens vierzehn Tagen, von Tripolis in etwa einem Monat erreicht wird, durch das Tuarikland Aïr in etwa zwei Monaten nach der im Osten der Haussastaaten gelegenen großen Handelsstadt Kano. Ghat war, wie Murzuk, seit langer Zeit ein Hauptstapelplatz für die aus dem Sudan kommenden Sklaven, die von hier aus über den nördlichen Theil der Sahara und die nordafrikanischen Küstenländer vertheilt wurden. Besonders seit der Sklavenhandel in den Ländern der Mittelmeerküste verboten wurde, endigten die mittelsaharischen Sklavenkarawanen eigentlich in diesen beiden Städten, von denen aus ihre Menschenwaare dann in kleinen Partien versandt und heimlich auch in die Küstenstädte gebracht wurde. Als es mehr und mehr gelang, den Sklavenhändlern auch in Murzuk das Handwerk zu legen, behielt Ghat noch eine Zeitlang seine Bedeutung in dieser Beziehung, doch seitdem diese Stadt von den Türken besetzt gehalten ist, wird auch dort dem Menschenhandel gesteuert.

Ghat ist durch den Reichthum der umwohnenden Tuarik an Kameelen und seinen ausgedehnten Dattelpflanzungen eine schätzbare Reisestation. Weiterhin bietet auch das Gebirgsland Aïr durch seinen Wasserreichthum und seine Kameelweiden die günstigsten Reisebedingungen. Freilich sind die Karawanen ganz in den Händen der stolzen, gewaltthätigen, Araber und Fremde verachtenden Tuarik, und wenn auch diejenigen Abtheilungen derselben, welche die Gegend von Ghat und Aïr bewohnen, einigermaßen für die Sicherheit des Verkehrs sorgen, so sind doch die im Süden der letztgenannten Landschaft herumschweifenden Tuarikhorden nur allzu sehr zu gewaltthätigen Ausschreitungen gegen die Karawanen geneigt.

Die sich zwischen Bornu und dem Niger ausdehnenden Haussastaaten bilden unter allen Sudanländern wohl das ergiebigste Reiseziel für die nordischen Kaufleute. Dieselben setzen sich aus einer Anzahl lose zusammenhängender Reiche (Gando, Sokoto, Jacoba oder Bautschi, Keffi, Saria, Kano, Nyfe, Adamaua) zusammen, haben eine verhältnißmäßig dichte Bevölkerung (zehn bis fünfzehn Millionen) und zahlreiche, ansehnliche und weit und breit berühmte Handelsplätze, unter denen Kano, Sokoto, Nyfe, Jacoba, Illori die bekanntesten sind. Mit Ausnahme von Adamaua haben alle eine hochentwickelte Industrie und liefern für einen großen Theil des Sudan ausgezeichnete Baumwollengewebe, die auf das Kunstvollste gestickt und verziert werden, selbst gegerbtes und gefärbtes Ziegenleder und geschmackvolle Arbeiten aus demselben, unübertroffene Wasserschläuche aus Ziegenhäuten, die ebenso gesucht sind auf den sudanischen Märkten als bei den Saharabewohnern und in den nordischen Küstenstädten, weitberühmte Sandalen von großer Schönheit und die zierlichsten Matten- und Korbflechtereien. Für die Ausfuhr nach Norden kommen freilich auch hier nur die oft genannten Erzeugnisse in Betracht, unter denen die Straußfedern auf dem Gebiete zwischen Wüste und Sudan, und Elephantenzähne noch in großer Menge in Adamaua gewonnen werden. Leider sind fast alle industriellen Erzeugnisse dieser geschickten Leute nicht werthvoll genug, um die Kosten des Wüstentransportes einzubringen, andernfalls würde sich das Handelsinteresse Europa's diesen Landschaften mit ganz anderem Eifer zuwenden. Unter den Werthmessern sind von allgemeiner Gültigkeit der österreichische Maria-Theresien- oder der spanische Colonnatenthaler,

und als Scheidemünze die Kaurimuscheln; doch gelten auch anstatt jener Stücke englischen oder amerikanischen Baumwollengewebes und anstatt dieser die landesüblichen Baumwollenstreifen, sowie Papier, Korallen, Nadeln u. dgl.

Der letzte der von Tripolitanien ausgehenden Gruppe von Handelswegen hat seinen eigentlichen Ausgangspunkt in Ghadames, dessen Einwohner insgesammt große Handelsreisende sind. Dieselben nehmen ihren Waarenvorrath in Tripolis ein und begeben sich entweder nach Süden über Ghat und Air nach Kano und anderen Verkehrscentren der Haussastaaten oder quer durch die Tuarikländer nach Timbuktu, eine Reise, die nur etwa zwei Monate in Anspruch nimmt, oder durch die algerische Wüste nach der großen Oase Tuat, die nach etwa einem Monat erreicht wird und ebenfalls mit Timbuktu in Handelsverkehr steht. Auch nach Bornu reisen noch hin und wieder Ghadamesen über Murzuk, pflegen jedoch ihre Reisen nach Osten nicht weiter auszudehnen. Während früher lebhaftere Beziehungen derselben zu Algerien und Tunis unterhalten wurden, bestehen jetzt nur noch spärliche Verbindungen mit der Provinz Constantine über die Wüstenlandschaft Es-Suf und von dem einst ausgedehnten Verkehr mit dem tunesischen Dattellande (Blaed ed-Dscherid) sind kaum noch Spuren übrig geblieben. An mehreren der angeführten Reiseziele unterhalten die Ghadamesen Geschäftstheilhaber oder Waarenniederlagen, und sie selbst eignen sich in hervorragender Weise durch ihr ernstes, festes Wesen und ihre geschäftliche Klugheit zu diesen mannigfachen und weiten Unternehmungen und zum Verkehr mit den verschiedensten Völkern. Besonders erleichtert werden ihnen die langen Reisen in der westlichen Sahara durch ihre Stammverwandtschaft mit den Tuarik, denen sie nicht allein von den in Tripolis entnommenen europäischen Waaren, von tunesischen, algerischen und tripolitanischen Industrieerzeugnissen (Decken, Umschlagetücher, Mützen, Schuhe ꝛc.), sondern auch von den sudanischen Producten (Wasserschläuche, Lederwaaren, Korb- und Mattenflechtereien, Baumwollengewänder) ihren Bedarf zuführen.

IV.

Wie Tripolitanien durch seine Lage zum Hauptausgangspunkte des transsaharischen Handels geworden ist, so liegt Tunesien gegenüber Sicilien und Sardinien und an dem großen Seewege von Westeuropa nach Indien und Hinterasien sehr günstig für den Handel mit Europa. Das Ländchen hat eine sehr ausgedehnte Küstenentwicklung, einen bewaldeten, wohlbewässerten gebirgigen Nordwesten, ist reich an fruchtbaren Thälern und Ebenen, und die Natur hat es mit vielbegehrten Naturproducten ziemlich reichlich ausgestattet. Die Bevölkerung, welche ungefähr zwei Millionen Seelen beträgt, ist gut geartet, wohlwollend, fleißig und geschickt. Sie ist hauptsächlich auf den Ackerbau angewiesen, der zwar in manchen Jahren der nöthigen Regenfälle entbehrt, aber durchschnittlich eine ansehnliche, auch dem Außenhandel dienende Menge Getreide (Weizen und Gerste), Oliven, Südfrüchte u. s. w. hervorbringt. Die großen Ebenen im Centrum und im Süden der Regentschaft sind Weideplätze der Kameele, Schafe und Pferde zahlreicher Nomadenstämme, doch ist die einst so berühmte Zucht der letztgenannten Thiere seit lange in traurigem Rückgange begriffen. Zahlreiche

Flachseen oder Sümpfe in der Nähe der Küsten liefern Salz; im mittleren Theile (Gegend von Kairuan) wird Salpeter gewonnen; an dem westlichen Theile der Nordküste (Gegend von Tabarka) eine nicht unergiebige Korallenfischerei betrieben; Blei wird in den schon im Alterthum bekannten Minen des Dschebel-er-Resas und bei Baedscha zu Tage gefördert; in der kleinen Syrte werden Badeschwämme und längs der Ostküste ansehnliche Mengen von Polypen, die getrocknet in den Handel kommen, gefangen, und an der Küste der Halbinsel des Cap Bon befindet sich eine der reichsten Thunfischfang-Stationen des Mittelmeers. Im bewaldeten Nordwesten harrt ein reicher Korkeichenbestand der Ausbeutung, und schon im Alterthum berühmte Marmorbrüche sind in neuerer Zeit wieder in Angriff genommen. Längs der ganzen Ostküste blüht eine ausgedehnte Olivencultur; im äußersten Süden werden ausgezeichnete Datteln in beträchtlicher Menge gewonnen, und in einem großen Theile des Landes wachsen Orangen, Pistazzien, Mandeln u. s. w. reichlicher als für den Bedarf der Bevölkerung erforderlich ist. Auch dem Weinbau hat man sich neuerdings zugewendet und darf sich der Hoffnung hingeben, daß demselben in Tunesien eine große Zukunft bevorsteht, nur ist man für die Einführung von Reben ganz auf Algerien angewiesen, da der Import derselben aus Europa mit Rücksicht auf die Verbreitung der Phylloxera daselbst untersagt ist.

Die tunesische Industrie ist eine verhältnißmäßig gut entwickelte. In der Hauptstadt werden die sich eines großen Rufes erfreuenden rothen Mützen (Tarbusch, Schaschia) angefertigt; finden sich ansehnliche Webereien in Seide, Wolle und Baumwolle; wird Sammet, Leder, Tuch kunstvoll in Gold und Silber gestickt zu Sätteln, Schuhen, Kleidungsstücken; wird Leder vortrefflich gegerbt, gefärbt und verarbeitet. In der Gegend von Kairuan und im Südwesten des Landes werden weit und breit gesuchte Teppiche gewebt, und die Burnusse von Kef genießen eines bedeutenden Rufes. In den Ortschaften der Ostküste wird Oel gepreßt und Seife fabricirt, und das ganze Blaed ed-Dscherid liefert für den Handel Wollenshawls, bunte Wollendecken von großer Schönheit, Burnusse und Shawls aus Seide und Wolle. Auch die industriösen Bewohner der Insel Dscherba verfertigen alle diese Gegenstände, wenn auch in etwas geringerer Güte, sowie ein im Handel gesuchtes irdenes Geschirr, das in noch besserer Qualität in Nabel fabricirt wird und gleichfalls in den Außenhandel kommt. Die Fabrikation von Waffen und anderen Metallwaaren, die früher auf hoher Stufe stand, ist zurückgegangen, zumal der Bedarf der Araber an Feuerwaffen seit der Occupation der Franzosen sich sehr eingeschränkt hat; nur die tunesischen Gold- und Silberarbeiten haben noch einen guten Ruf.

Tunesien betheiligt sich am innerafrikanischen Handel nur mittelbar, indem es einen Theil seiner vortrefflichen Gewebe und seiner rothen Mützen zum weiteren Export nach Tripolis, Ghadames, Benghasi, Aegypten absetzt. In directer Karawanenverbindung mit den Sudanländern steht Tunis schon lange nicht mehr: die letzten Reste derselben sind erstorben seit der Sklavenhandel hier vor etwa fünfzig Jahren mit sehr schnellem Erfolge abgeschafft wurde. Nur ein Theil der Oasen der nordwestlichen Sahara wird noch mit Burnussen, Haïks, Wolldecken von Blaed ed-Dscherid aus versehen.

Somit ist Tunesien in dem Absatz seiner Producte fast ganz auf Europa angewiesen. In fruchtbaren Jahren kann eine ansehnliche Menge Getreide ausgeführt werden, während freilich in trockenen Jahren solches eingeführt werden muß. Alljährlich wird Olivenöl exportirt, wenn auch die Mengen in den verschiedenen Jahren sehr schwanken; doch steht die Fabrikation desselben nicht auf einer so hohen Stufe, daß bei dem großen Zufluß von Oelen auf dem europäischen Markte daraus ein großer Nutzen entspränge. Unter den Baumfrüchten gelangen vorzüglich Datteln zum Export, daneben auch Mandeln, Pistazzien, Granatäpfel, Orangen. Der Export des Halfagrases (Esparto) nach England hatte in früheren Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen, doch die Ereignisse des Jahres 1881 (Etablirung des französischen Protectorats) und der Aufruhr der Eingeborenen in Folge dessen haben diesen Handel sehr gelähmt. Die Cultur von Frühgemüse zur Ausfuhr trägt zwar zum Ausfuhrhandel bei, doch in viel geringerem Grade als der Fall sein könnte. Daß der Tabakbau in neuerer Zeit so stetig zurückgegangen ist, muß lebhaft bedauert werden, denn derselbe gedieh in großer Güte in der Gegend von Baedscha und einigen anderen Ortschaften im Westen der Regentschaft. Der Grund für diese Erscheinung liegt in der Monopolisirung der Producte, denn da es für die Inhaber des Monopols schwierig ist, den Schmuggelhandel an der algerischen Grenze zu überwachen, so ziehen dieselben vor, ihren Bedarf mit ausländischem Tabak zu decken.

Aus dem Thierreiche gelangen lebendige Hausthiere in sehr mäßigen Ziffern zum Export; am meisten Rinder und Schafe. Auch die Ausfuhr von Häuten und Leder, Knochen und Gedärmen hat keinen großen Umfang. Beträchtlicher ist die Quantität der über den Hafen von Sfaks ausgeführten Schafwolle, doch ist ihre Qualität eine geringe. Hingegen gewinnen die im Lande gewebten Seiden-, Wollen- und Baumwollenstoffe einen stetig wachsenden Absatz in Europa. Wie schon erwähnt, liefert das Meer dem Lande werthvolle Ausfuhrartikel. Außer den bereits aufgeführten Korallen, Badeschwämmen, Polypen, Thunfischen, deren Fang verpachtet ist, geben die fischreichen, mit dem Meere in Verbindung stehenden Seen von Bizerta einen erstaunlichen Ertrag von Kleinfischen, die theils frisch dem localen Verbrauch dienen, theils gesalzen und getrocknet in den Handel kommen. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß alljährlich eine mäßige Quantität Wachs und Butter zur Ausfuhr gelangt.

An der Einfuhr europäischer Waaren, deren Aufzählung zu weit führen würde, da sie allen Gebieten der Industrie angehören, betheiligen sich vor Allen England (Manschester- und Eisenwaaren) und Frankreich (Wein und Liqueure, Seidenwaaren, Colonialwaaren, Möbel, Luxusartikel); weiterhin Italien, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Skandinavien, Türkei u. s. w. In den letzten Jahren hat die Betheiligung Deutschlands am tunesischen Handel unzweifelhaft zugenommen, und zwar besonders in farbigen Tuchen aus Sachsen, Solinger und Iserlohner Fabrikaten, Nürnberger Waaren, Elberfelder und Barmener Stoffen. Der Haupthafen für die ungefähr zwanzig Millionen Francs jährlich betragende Einfuhr ist La Goulette; nur geringe Mengen des Imports gelangen über Malta oder direct in die Städte der Ostküste, vorzugsweise Susa und Sfaks.

Die Ausfuhr hat hauptsächlich aus der letzteren statt und beträgt beiläufig circa fünfzehn Millionen Francs jährlich.

Tunesien steht in lebhafter Schiffsverbindung. Frankreich unterhält von Marseille aus mittelst der Compagnie Transatlantique eine regelmäßige Dampferverbindung mit La Goulette, welche einmal in der Woche direct, einmal über Corsica, Bone, La Calle und Bizerta und einmal über Genua, Neapel und Livorno stattfindet. Italien hat zweimal in der Woche mittelst der Gesellschaft Rubattino eine Dampferverbindung mit La Goulette — und zwar einmal von Genua über Livorno und Cagliari und einmal von Palermo über Marsala und Trapani. Schiffe beider Länder verbinden ferner einmal in der Woche La Goulette mit den Ortschaften der Ostküste und Tripolis, und einmal in der Woche mit Susa. Zwischen Malta und La Goulette laufen ebenfalls Schiffe der genannten französischen und italienischen Gesellschaften und ein nach Malta gehöriger englischer Dampfer, die eine wöchentliche Verbindung herstellen. Ein Uebelstand für die Schiffahrt liegt in der Unzulänglichkeit der Häfen und Rheden, welche großentheils — besonders an der Ostküste — geringe Sicherheit bieten und den Schiffen nicht gestatten, sich der Küste zu nähern. Die Ausführung des französischen Projectes, in Tunis selbst, mittelst Canalisirung des die Stadt von der Hafenstadt La Goulette trennenden und mit dem Golf von Carthago durch einen kurzen Canal verbundenen Sees einen Hafen herzustellen, würde diesem Uebelstande für den wichtigsten Platz des Schiffsverkehrs abhelfen.

Seit dem Jahre 1860 ist der Telegraph in der Regentschaft eingeführt. Zu jener Zeit wurde eine telegraphische Verbindung zwischen Tunis und Goletta einerseits und dem Bardo, der gewöhnlichen Residenz, andererseits hergestellt, in einer Länge von vierundzwanzig Kilometer; jetzt beträgt die Gesammtlänge der tunesischen Telegraphenlinien mehr als dreitausend Kilometer. Eine Linie führt von Tunis längs der ganzen Ostküste bis an die tripolitanische Grenze, eine andere an die Westküste des Landes, wo sie in das algerische Telegraphennetz einmündet und durch dieses mit Europa in Verbindung steht. Die gesammte Telegraphie ist in französischen Händen.

Eisenbahnen bestehen noch nicht lange in Tunesien. Es entstand zuerst im Beginne der siebziger Jahre eine Schienenverbindung zwischen La Goulette und Tunis mit Abzweigungen nach Marsa und dem Bardo, welche anfänglich einer englischen Gesellschaft gehörte und später aus politischen Gründen von der Gesellschaft Rubattino erworben wurde. Dieselbe erfreut sich eines sehr lebhaften Verkehrs, und wenn sie nicht bessere Zinsen trägt, so liegt dies in ihrem überaus hohen Ankaufspreise; diese Bahn umfaßt im Ganzen zweiunddreißig Kilometer. Sodann erwarb im Jahre 1876 die französische Gesellschaft der Batignolles die Concession eines Eisenbahnbaues von Tunis nach Westen bis zur algerischen Grenze und darüber hinaus bis Sukarhas, wo das Eisenbahnnetz der algerischen Provinz Constantine erreicht wird. Dieser Schienenweg, der im Jahre 1877 begonnen wurde, hat eine Längsentwicklung von rund zweihundert Kilometern. Zu dieser Bahn gehört auch diejenige, die sich von Tunis in der Länge von achtzehn Kilometer nach dem nahen Badeorte Hamman el-Enf erstreckt und die Bestimmung hat, nach Osten bis zur Küste verlängert zu werden und dann

längs dieser die dortigen Ortschaften untereinander zu verbinden. Endlich verläuft eine Pferdeeisenbahn, die jedoch ausschließlich militärischen Zwecken dient, von Susa nach Kairuan.

Die Dampfschiffahrt längs der Ostküste und die den ganzen Norden quer durchschneidende Eisenbahn haben den Verkehr im Innern des Landes erheblich umgestaltet und werden es ohne Zweifel noch im höheren Grade thun. Schon benützen die der Ostküste nahegelegenen Ortschaften zum Vertrieb ihrer Waaren nach Tunis die Dampfschiffe, und die Produkte des Ackerbaus im Norden und Nordwesten kommen bereits größtentheils mit der Eisenbahn in die Hauptstadt, während früher ausschließlich Karawanenverkehr stattfand. Letzterer vermittelt noch die Verbindung der Hauptstadt mit den im Centrum und im Südwesten der Regentschaft gelegenen Ortschaften, und wird noch mehr zusammenschrumpfen, sobald der Schienenweg längs der Ostküste, sowie ein in Aussicht genommener zwischen einem Hafenorte der kleinen Syrte und Gafsa, dem Stapelplatze für die Erzeugnisse des Blaed ed-Dscherid, erbaut sein werden. Die von der Hauptstadt an die algerische Grenze führende Eisenbahn wird ihren vollen commerciellen und politischen Nutzen erst entfalten können, wenn sie den Anschluß an das algerische Schienennetz in Sukarhas erreicht haben wird, was binnen Kurzem zu erwarten ist.

Im äußersten Süden der Regentschaft hatte man französischerseits ein Project zur Ausführung bringen wollen, das die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse des Blaed ed-Dscherid verändern würde. Es wurde vorgeschlagen, an der Stelle einer unter dem Meeresspiegel liegenden Gegend (Depression), welche von ausgedehnten Salzsümpfen, sogenannten Schotts, eingenommen wird, im Süden von Ostalgerien und Westtunesien durch Hineinleitung des Mittelmeerwassers aus der kleinen Syrte ein Binnenmeer zu erzeugen. Dieser durch sandige Bodenfalten von einander getrennten Schotts sind drei: der Schott el-Melrhir, dessen Westende gerade fünfzig Kilometer von Biskra in Algerien liegt, der Schott Rharsa östlich vom vorigen und der Schott ed-Dscherid, der durch den zwanzig Kilometer breiten Isthmus von Gabes vom Mittelmeer getrennt ist. Als man in Frankreich mit großem Enthusiasmus die Landesregierung drängte, das Project zur Ausführung zu bringen, zweifelte man nicht daran, daß der Schott ed-Dscherid, der noch nicht genauer untersucht worden war, sich an der für die Schotts Melrhir und Rharsa festgestellten Depression betheilige, und glaubte annehmen zu dürfen, daß der Isthmus von Gabes eine einfache Meeresanschwemmung sei. Seit später festgestellt worden ist, daß der Schott ed-Dscherid nicht unter dem Meeresniveau liegt, und seit berechtigte Zweifel an der sandigen Beschaffenheit des Isthmus von Gabes laut geworden sind, hat man sich weniger sanguinisch verhalten, und eine mit der Prüfung des Projects betraute Commission von Gelehrten und Technikern hat sich dahin ausgesprochen, daß die Verwirklichung des Planes im Verhältniß zu den daraus zu erhoffenden Vortheilen viel zu kostspielig sein werde. Ganz abgesehen von den diesem Gutachten zu Grunde gelegten Erwägungen, sind aber auch bezüglich des technischen Erfolges einer Durchstechung des Isthmus von Gabes und der segensreichen Wirkungen eines Binnenmeeres an Stelle der Salzsümpfe mannigfache Zweifel und Bedenken gerechtfertigt, deren Aufzählung und Begründung hier zu weit führen würde.

V.

Ebenso günstig gelegen für den Handel mit Europa als Tunesien, und gegenwärtig ebenso verschlossen für den innerafrikanischen Handel ist Algerien[1]). Diese französische Colonie zerfällt in drei natürliche, der Küste parallele, von Westen nach Osten gestreckte Zonen: die von Ausläufern des Atlas durchsetzte Küstenregion oder das Tell, ein fruchtbares, von kurzen Flußläufen durchzogenes Culturland; südlich davon das steppenförmige, mit nördlichem und südlichem Randgebirge versehene Hochplateau, das sich an den eigentlichen Atlas Marokkos anschließt und in seiner Mitte eine muldenförmige Einsenkung trägt; südlich von diesem endlich die von zahlreichen Oasen durchsetzte, sogenannte algerische Sahara.

Das Tell ist die Gegend des Ackerbaus und der festen Ansiedlungen; die hochgelegene Steppenregion wird von Nomaden und ihren Heerden bewohnt, und die Oasen der algerischen Sahara verhalten sich wie alle Oasen der großen Wüste. Die Gebirgsgegenden sind von seßhaften Berbern bewohnt, die Steppen von reinen oder mit berberischen Elementen vermischten nomadischen Arabern (Beduinen), die Oasen der Wüste von libyscher Bevölkerung. Die Einwohnerzahl beläuft sich für Algerien auf gegen drei Millionen, von denen etwas mehr als eine halbe Million auf die Europäer entfällt. Diese sind zu zwei Dritteln Franzosen; der Rest setzt sich in absteigender Linie aus Spaniern, Italienern, Maltesern, Deutschen (Elsässern), Schweizern, Türken zusammen.

Die Landesproducte aus dem Pflanzenreich sind vor Allen Getreide (Weizen, Roggen, Gerste, Sorghum), Oliven, Hülsenfrüchte, Frühgemüse, Wein, Tabak, Baumwolle, Flachs, Raps, Safran, Ricinus, Halfagras, Datteln, Korkeichen u. s. w. Das Thierreich liefert Pferde und Maulthiere für den französischen Bedarf, Blutegel, Schafwolle, Häute und Felle, Korallen, Fische, Seide und in neuerer Zeit, wo die Straußenzucht betrieben wird, eine immer wachsende Menge von Straußfedern. Der mineralische Reichthum des Landes ist ziemlich bedeutend und liefert: Marmor, Alabaster, Granit, Ziegelerde, Gyps, lithographische Steine; ferner von Metallen Eisen und Kupfer, Blei, Zink, Antimon, Quecksilber, Arsenik, Nickel u. a. Auch an warmen Mineralquellen ist das Land reich. In dem zum Lande gehörigen Theile der Wüste hat man die Productionskraft der Oasen durch die Anlegung zahlreicher artesischer Brunnen gehoben. Die Industrie steht nicht eben auf hoher Stufe; sie liefert Gewebe, Korbgeflechte und Montanwaaren.

Für den Handel liefert Algerien vorwaltend Rohproducte, welche gegen die Industrie-Erzeugnisse Frankreichs und anderer europäischer Länder, besonders Englands und Spaniens, ausgetauscht werden. Exportirt werden vorzüglich: Getreide, Mehl, Tabak, Olivenöl, Frühgemüse, Wein, Halfagras, Korke, Schafwolle, Straußfedern, Metalle, Marmor u. s. w., im Ganzen für ungefähr hundertfünfzig Millionen Francs jährlich. Der Import findet zum größten Theile (zu $^2/_3$—$^3/_4$) aus Frankreich statt, das alle Arten von Geweben, alkoholische

[1]) An dieser Stelle von Nachtigal's, aus der Mitte der achtziger Jahre stammenden Arbeit, wird sich unseren Lesern ein interessanter Vergleich darbieten mit den Ergebnissen und Beobachtungen der Reise durch Algerien, welche Professor Ernst Haeckel im Frühjahre 1890 unternommen, und in dieser Zeitschrift ganz kürzlich erst beschrieben hat. Wir verweisen einfach darauf: „Algerische Erinnerungen" von Ernst Haeckel, Deutsche Rundschau, 1890. Bd. LXV, S. 19 ff. und S. 216 ff.

Getränke, Colonialwaaren, Möbel, Modeartikel u. a. m. liefert. England führt Steinkohlen und Eisenwaaren ein, Skandinavien und Oesterreich-Ungarn Bauholz und Deutschland Nürnberger Waaren, Papier, Solinger und Iserlohner Artikel, Tuche, wollene und halbwollene Waaren aus Sachsen und Elberfeld-Barmen. Der Gesammtimport beziffert sich auf mehr als zweihundert Millionen Francs jährlich. Die Münz-, Zahlungs-, Bank- und andere Verhältnisse verhalten sich wie in Frankreich.

Der Verkehr des Küstenstriches mit dem Innern des Landes wird zum Theil noch nach althergebrachter Weise durch die Beduinen der mittleren Zone, welche sowohl in das Tell als in die Sahara hineinreichen, vermittelt. Diese setzen im Tell den Ueberschuß ihrer Heerden, die Producte derselben und die Datteln der Oasen ab, indem sie dafür Getreide, Manufacturgegenstände, Metallwaaren, Nürnberger Artikel ꝛc. zum eigenen Bedarf und zur Versorgung der Oasenbewohner eintauschen. Doch der Karawanenverkehr nimmt mit der Zunahme vervollkommneter Verkehrsmittel und Wege allmälig ab. Diese bestehen bei dem Mangel an schiffbaren Flüssen in Eisenbahnen und Kunststraßen, für deren Beschaffung Frankreich große Opfer gebracht hat. Seit etwa zwanzig Jahren sind ungefähr fünfzehnhundert Kilometer Schienenwege gebaut worden, die oft große Terrainschwierigkeiten zu besiegen hatten. Zunächst wird eine Linie längs der Küste die Westgrenze der Kolonie mit ihrer Ostgrenze, und darüber hinaus den atlantischen Ocean mit der kleinen Syrte verbinden, und von dieser Küstenbahn werden sich dann mehrere mächtige Zweiglinien bis an die Südgrenze der Colonie erstrecken. Die hauptsächlichsten, jetzt im Betrieb befindlichen Bahnen sind: Algier-Oran; Philippeville-Constantine-Batna; Bone-Guelma-Sukarhas; Constantine-Setif, und nur fünfundsechzig Kilometer fehlen noch, um die von Tunis an die algerische Grenze führende Bahn bei Sukarhas in das algerische Bahnnetz einmünden zu lassen. Dazwischen sind so viele chaussirte Straßen gebaut worden — im Ganzen über siebentausend Kilometer —, daß fast überall hin regelmäßige Fahrposten gehen. Außerdem ist das ganze Land mit einem sich über mehr als sechstausend Kilometer ausdehnenden Telegraphennetz überspannt.

Mit Europa und den Nachbarländern Marokko und Tunis ist Algerien durch regelmäßige Dampferlinien verbunden. Von Marseille gehen wöchentlich Dampfer nach Algier, Oran, Bone, die zum Theil auch ihre Fahrten bis zu den Häfen der Nachbarländer fortsetzen. Dreimal wöchentlich versehen Dampfer den Küstendienst. Algier ist überdies mit Marseille durch eine submarine Telegraphenleitung verbunden.

In früherer Zeit stand Algerien in regelmäßiger Karawanenverbindung mit dem Sudan. Daß dies nicht mehr der Fall ist, haben die französischen Machthaber selbst verschuldet, als sie kurz nach der Besetzung des Landes jede Waareneinfuhr aus dem Innern Afrikas verboten. Seit etwa zwanzig Jahren hat man sich dann vergeblich bemüht, den saharischen Handel wieder nach Algerien zu lenken, indem man gänzliche Zollfreiheit gewährte und das Interesse der Ghadamesischen Kaufleute, in deren Händen der Handel mit Timbuktu und den Haussaländern zum großen Theil ruhte, zu erregen suchte. Doch diese Bestrebungen

sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. In Folge dessen ist seit einigen Jahren in Frankreich und Algerien das Project, die Kolonie durch einen Schienenweg quer durch die große Wüste mit den Nigerländern zu verbinden, vielfach erörtert und empfohlen worden. Dieser Schienenweg, der eine Länge von ungefähr drittehalbtausend Kilometer haben würde, sollte mit einer gleichzeitig vom Senegal zum Niger hin zu erbauenden Eisenbahn verbunden werden und das ganze nordwestliche Afrika bis zum Golf von Guinea wirthschaftlich für Frankreich erobern. Von Algerien und von Senegal wurden von der Regierung gleichzeitig Expeditionen zum vorläufigen Studium des Terrains und der zu berührenden Völkerschaften ausgesendet, die Hunderttausende gekostet und nur zum geringen Theil ermuthigende Resultate geliefert haben.

Für den die Sahara betreffenden Theil dieses umfassenden Planes kann kaum bezweifelt werden, daß die ungeheuren Schwierigkeiten, welche von Seiten der Natur des Landes dem Unternehmen entgegenstehen, technisch überwindbar sein würden. Es handelt sich in dieser Beziehung um die Dünenregionen, welche die einzige Terrainschwierigkeit darbieten würden, um die Sicherstellung der Bahn vor Versandung, und um die Beschaffung von Wasser und Kohlen. Mit Ausnahme der Sicherstellung vor den Dünen, welche noch einigermaßen zweifelhaft erscheint, ist die Ueberwindung der angeführten Schwierigkeiten nur eine Frage der Mittel, und Frankreich würde bei sonst guten Aussichten geneigt sein, ein großes Geldopfer zu bringen. Aber andere Hinderniſſe und Erwägungen müssen gewichtige Bedenken gegen das Project wach rufen. Wie es schwer halten würde, Arbeiter zur Herstellung des Bahnkörpers u. s. w. zu bekommen, da weder Klima noch sonstige Lebensbedingungen dem Europäer auch bei hohem Lohne verlockend genug erscheinen dürften, so würde es noch weit schwieriger sein, die Zustimmung der Eingeborenen, der Herren der Wüste, zu dieser Unternehmung zu erhalten, geschweige denn, die Betheiligung derselben an den Arbeiten zu gewinnen. In der That liegt hier das Haupthinderniß für die Realisirung des Planes. Wie weit der Widerstand der kriegerischen Tuarik gehen würde, läßt das beklagenswerthe Ende der Flatters'schen Expedition ahnen; und wie geringe Aussichten eine gewaltsame Bekämpfung dieses Widerstandes eröffnen würde, das hat Frankreich oft genug bei der Niederwerfung der vergleichsweise unbedeutenden Aufstände in der algerischen Sahara erfahren. Es ist Thorheit, zu glauben, daß die Tuarik oder Sudanesen die ihnen aus einer transsaharischen Eisenbahn zu erhoffenden Vortheile begreifen sollten. Jene wissen wohl, daß es mit ihrer Beherrschung des weiten Saharagebietes, mit ihrem freien Leben im weiten Raum zu Ende sein würde, und diese ahnen, daß sie nach der Verwirklichung des Planes nicht mehr wie jetzt für ihre Verhältnisse große Kaufleute sein, sondern mehr und mehr zum Nutzen Fremder arbeiten und in Abhängigkeit von denselben gerathen würden. Beide müssen naturgemäß dem Projecte feindselig gegenüberstehen.

Aber selbst wenn man alle diese Hinderniſse überwinden könnte, so würde doch der augenscheinliche Mangel an Rentabilität das Unternehmen verurtheilen. Es ist sehr schön und nützlich, die natürliche Productionskraft eines Landes durch Schaffung von Absatzwegen zu heben, aber diese zu schaffen, ehe jene auch nur

entfernt im Stande ist, sich ihrer zu bedienen, erscheint thöricht. Diejenigen Producte, deren Werth einen Eisenbahntransport rechtfertigt, werden in so geringer Menge gewonnen, daß wenige Züge genügen würden, die Ausbeute eines Jahres aus den betreffenden Ländern nach Norden zu schaffen. Die gewöhnlichen Erzeugnisse des Ackerbaues und der Industrie aber können die Kosten eines Eisenbahntransports nicht ertragen. Jene werthvolleren Güter (Elfenbein und Straußfedern) können überdies nicht nach Willkür vermehrt werden, sondern werden mit der Zeit an Menge abnehmen, und ehe die ackerbauliche und industrielle Production, selbst auf eine so gewaltige Anregung hin, wie eine Eisenbahn darstellt, eine dieser entsprechende Umgestaltung erfahren könnte, würden die aufgewendeten Capitalien einen solchen Verlust darstellen, daß die Unternehmung für die Privatindustrie eine verderbliche sein und jede Regierung es beklagen müßte, öffentliche Mittel für sie verwendet zu haben.

VI.

Das westlichste der Atlasländer, das überaus günstig zwischen dem Mittelmeer und dem atlantischen Ocean gelegene Kaiserreich Marokko, hat an der Transformation, welche die übrigen nordafrikanischen Küstenländer durch den übermächtigen Einfluß des Verkehrs mit Europa und den Europäern erlitten haben, am wenigsten Theil genommen. Es wird noch in alter Weise von dem unbeschränkten, durch kein Ministerium, durch keinen Staatsrath in der Ausübung seiner Machtvollkommenheit beeinträchtigten Sultan regiert, welcher gleichzeitig auch die religiöse Wahrheit, die dem Sultan der Türkei sonst für die mohammedanische Welt zuerkannt wird, in seinem Lande beansprucht.

Der Flächeninhalt des Landes ist schwer anzugeben, da die Südgrenze des Landes ganz unbestimmt ist. Die Bevölkerung kann auf fünf bis sechs Millionen Seelen geschätzt werden, von denen nur etwa eine halbe Million auf die Gegend südlich vom Atlas entfallen dürfte, und besteht aus Berbern, Mauren, Arabern, Juden und Negern.

Marokko ist reich an fruchtbarem Boden, der unter einem, durch die Concurrenz zweier Meere und die gegen Süden schützenden Berge des Atlas gemäßigten Klima eine kräftige Vegetation erzeugt und einen beachtenswerthen Zuschuß an Getreide für den Bedarf von Europa liefern könnte, wenn das Land dichter bewohnt und besser cultivirt wäre. Die Bodenerzeugnisse sind diejenigen Algeriens. Außer dem Getreide (Weizen, Mais, Gerste, Sorghum) werden Reis, Hülsenfrüchte, Baumwolle, Hanf und Flachs, Oliven, Safran und Henna (Lawsonia inermis), Wein und Südfrüchte, Halfagras auf den Steppen, Datteln in den Oasen gewonnen. In seinen Gebirgsgegenden ist es durch einen reichen Holzbestand (Nutzholz) ausgezeichnet und durch den Arganbaum (Elacodendron argan), der eine hohe volkswirthschaftliche Bedeutung hat, da aus seinen Früchten ein auch an Stelle des Olivenöls verwendetes Oel gepreßt wird. Das Thierreich liefert Schafe und Ziegen, Pferde und Maulthiere, Kameele und Rindvieh, Wild, Bienen, Blutegel. Aus dem Mineralreiche finden wir vor Allem Kupfer, seit alten Zeiten dort bekannt; ferner Eisen, Antimon, Schwefel, Salz und Salpeter. Auch Gold und Silber sind vorhanden, werden aber kaum regelmäßig gewonnen.

Einige Industrieen haben eine bemerkenswerthe Ausbildung erfahren; so die Gerberei und Lederwaarenfabrikation, die Weberei von Teppichen und sonstigen Wollwaaren, die Arbeiten aus Kupfer und anderen Metallen, die Herstellung von Töpferwaaren, Korbflechtereien u. s. w.

Von den genannten Naturproducten und Industrieerzeugnissen gelangen zur Ausfuhr: zuweilen Getreide und Hülsenfrüchte, stets Datteln, Halfagras, Olivenöl, Mandeln, wenn auch in geringer Menge; sodann Häute und Felle, Wolle, Wachs, Wollenfabrikate, Lederarbeiten und Leder, hier und da Metallarbeiten. Die Ausfuhr geschieht zum größten Theile nach Europa — die der Rohproducte ausschließlich —, wohin auch die sudanischen Producte: Goldstaub, Elfenbein, Straußfedern und Gummi ihren Abfluß finden. Die Industrieerzeugnisse finden aber auch vielfach Absatz in Algerien und Tunis. Es hat diesem Handel beträchtlichen Eintrag gethan, daß die Pilgerkarawanen, welche früher stets auf dem Landwege durch das ganze Nordafrika nach Mekka zogen und gleichzeitig bedeutende Handelskarawanen darstellten, allmälig mehr und mehr aufgehört haben, da die Pilger in neuerer Zeit die leichtere, schnellere und wohlfeilere Dampfschiffahrt vorziehen.

Eingeführt werden hingegen aus Europa: Seidenstoffe, Baumwollenwaaren, Thee, Gewürze, Zucker, Waffen, Metallwaaren u. s. w. Im Ganzen dürfte sich der Export nach Europa auf etwa fünfundzwanzig Millionen Francs und der Import von dort auf etwa dreißig Millionen Francs jährlich beziffern. Drei Viertel des marokkanischen Handels sind in englischen Händen; dann folgt Frankreich; die übrigen Staaten sind nur in geringem Grade betheiligt, doch hat Deutschland in neuester Zeit angefangen, mehr Waaren dorthin zu liefern, als früher geschehen. Die Verbindung mit Europa geht stets über Gibraltar und wird durch drei Dampferlinien vermittelt, von denen zwei französische (Paquet ainé & fils und Valérey frère & fils) und eine englische (Liverpool Mens. Comp.) sind. Die Dampfer der ersten und dritten dieser Gesellschaften laufen von Gibraltar aus Tanger und die wichtigeren atlantischen Küstenplätze bis Mogador an, während die der zweiten von Oran aus Malaga und Gibraltar berühren und in Tanger endigen. Alle machen die Reise beiläufig zweimal im Monat und nehmen sich auch der Postverbindung an, welche mit Regelmäßigkeit sonst nur von Spanien aus nach Tanger, Ceuta und den übrigen spanischen Küstenortschaften (Presidios), und zwar fast täglich, unterhalten wird.

Für den Handel wichtige Küstenortschaften sind außer Tanger das am Mittelmeer gelegene Tetuan und die am atlantischen Ocean liegenden Städte Rabat und Saleh, ferner Casablanca, Mazagran, Safi, Mogador und Agadir. Der wichtigste atlantische Küstenplatz ist Mogador; der Endpunkt der sudanischen Karawanenwege Agadir liegt im südwestlichen Theile des Reiches an der Mündung des Sus und hat die beste Rhede; im Uebrigen ist die Schiffahrt an der Südwestküste wegen der zahlreichen Klippen sehr gefährlich. Im Inneren des Landes sind die für den Handel wichtigsten Plätze: Marakesch (Stapelplatz für den Karawanenhandel), Faes (wichtigste Industriestadt), Meknes (gewöhnliche Residenz) und jenseits der eigentlichen Südgrenze Tarudant (Sammelplatz der Sudankarawanen). Im Südosten gehört ferner die große Oase Tafilet, ein

wichtiger Ausgangspunkt des Verkehrs mit den Tuariländern, zu Marokko, während die noch umfangreichere Oasengruppe Tuat mit dem berühmten Knotenpunkte des Karawanenverkehrs in der westlichen Sahara, Aïn Salah, nur in einem lockeren Abhängigkeitsverhältniß steht.

Das Innere des Landes ist bei dem Fehlen anderer Verkehrsmittel ganz auf den Karawanenverkehr angewiesen, der sich bis in den Sudan erstreckt. Die Hauptstraße für diesen führt durch die große Wüste nach Timbuktu. Die Karawanen sammeln sich in Marakesch und Mogador und nach Ueberschreitung des Atlas in Tarudant ziehen sie von hier aus über den Wadi Draa nach Tenduf, berühren weiterhin den großen Salzmarkt Taodeni und erreichen nach etwa zwei Monaten über Arauan den großen sudanischen Stapelplatz Timbuktu mit seiner Hafenstadt Kabra am Niger. Die Straße hat nur seltene und spärliche Wasserplätze und zeichnet sich nicht eben durch große Sicherheit aus. Von Tarudant in der Landschaft Sus zweigt sich ein Karawanenweg nach Südwesten (Adrar ꝛc.) ab; eine andere Straße führt von Faes nach Tlemeen in Algerien und eine dritte nach Tafilet, von wo aus sowohl Verbindungen mit Westalgerien, als mit Tuat, Tidikelt und dem Lande der Tuarik Hoggar bestehen. Nordöstlich von Tafilet liegt die Oase Figig nahe der algerischen Grenze, wo die Nomaden einen lebhaften Austausch von Butter, Wolle, Schafen und Ziegen gegen Waffen, Kleidungsstücke u. s. w. betreiben. Nach dem berühmten Timbuktu, dessen Bedeutung übrigens im Laufe der Zeit erheblich zurückgegangen zu sein scheint, begeben sich jährlich etwa fünf bis sechs Karawanen, einige hundert Kameele stark. Sie führen dorthin außer dem Salz, das in großer Menge nördlich von den Niger- und Senegal-Ländern in der Sahara gefunden wird, die wiederholt genannten europäischen Industrieerzeugnisse und tauschen dafür Straußfedern, Gummi, Sclaven und in geringerer Menge Elfenbein und Gold ein. Die Münzeinheit daselbst ist das Mitkal-Gold, das einen durchschnittlichen Werth von zehn Francs hat, und die Scheidemünze wird von Kauri-Muscheln gebildet, von denen vier- bis fünftausend auf einen Duro (Colonneten- oder Fünffranken-Thaler) gehen. Die Straße, welche von Tarudant nach Adrar mit den Hauptorten Wadan und Schingiti, Taganet mit den Hauptortschaften Tischit und Walata führt, steht von letzteren einerseits in Verbindung mit Timbuktu, andererseits mit dem Senegal. In den genannten Landschaften bildet das Salz, das theils aus dem großen Salzsumpf Idschil gewonnen, theils in Platten aus dem Boden geschnitten wird, den Hauptwerthmesser.

VII.

Ueberblicken wir nunmehr den ganzen Sahara-Verkehr, so sehen wir, daß auf allen seinen Karawanenwegen dieselben Producte von Süden her zur Mittelmeerküste geschafft werden. Im Ganzen und Großen sind es von jeher allein Goldstaub, Sclaven, Elfenbein und Straußfedern gewesen, welche die ansehnlichen Kosten des Wüstentransports ertragen konnten. Seit allmälig der Goldstaub von fast allen Karawanenwegen verschwunden und der Sclavenabsatz in den Küstenländern des Mittelmeers beinahe ganz aufgehört hat, fehlen wesentliche Factoren für den Sahara-Verkehr. Die beiden anderen Artikel, deren einer eben-

falls noch große Transportkosten macht, sind überdies, da sie keine wirklichen Bedürfnisse der Culturmenschen, sondern mehr oder weniger Luxusgegenstände sind, beträchtlichen und für den Kaufmann gefährlichen Preisschwankungen unterworfen. Ihre Menge endlich muß stetig abnehmen, da zu ihrer Gewinnung Elephanten und Strauße in unverantwortlicher Weise getödtet werden. Elephantenzähne werden in nicht zu ferner Zeit aus dem nordafrikanischen Handel verschwunden sein, und wenn auch der Strauß bei seinem regeren Nachwuchs nicht in demselben Grade abnehmen wird, zumal man in einigen Sudanländern angefangen hat, sich die Zucht des Vogels angelegen sein zu lassen, so wird doch der Handel mit Straußfedern durch die Wüste um so weniger lohnend werden, je mehr Aufschwung die Straußenzucht in näher oder günstiger gelegenen Ländern, wie Algerien und den Kapcolonien, erfährt. Es ist unter diesen Verhältnissen natürlich, immer wieder aufs Neue die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht Mittel und Wege gefunden werden können, um auch denjenigen Sudan-Erzeugnissen, welche nicht werthvoll genug für den kostspieligen Wüstentransport sind, die Ausfuhr zu ermöglichen und den europäischen Markt zu erschließen. Bei dieser Erwägung richten sich unsere Gedanken unwillkürlich auf die Senegal-Gegend und den Nigerstrom, die offenbar durch Lage und Verlauf von der Natur am meisten zu Ausgangspunkten des westsudanischen Handels bestimmt erscheinen.

Die französische Colonie in Senegambien hat von jeher, wie weiter oben ausgeführt worden ist, ein ziemlich kümmerliches Dasein gefristet. Erst in neuerer Zeit wurden von der französischen Regierung ernstliche Anstrengungen gemacht, ihr zu größerer Bedeutung für den Handelsverkehr mit Innerostafrika zu verhelfen. Es ist nicht ganz verständlich, daß das gleichzeitig mit den eifrigsten Bemühungen derselben Regierung geschah, eine Eisenbahnverbindung zwischen Algerien und der Nigergegend herzustellen, denn bezüglich der commerciellen Ausbeutung des westlichen Sudan sind Senegambien und die Atlasländer Concurrenten. Es ist im Vorhergehenden angedeutet worden, welche Verhältnisse eine Schienenverbindung zwischen Timbuktu und Algerien erschweren und widerrathen; eine Leitung des Handels der oberen Nigerländer erscheint dagegen viel natürlicher und leichter ausführbar. Eine Karawane von Timbuktu nach Algier gebraucht zwei bis drei Monate; Kameele, deren jedes nur wenige Centner trägt, sind kostspielige Transportmittel, und die Wege sind unsicher. Von St. Louis am Senegal hingegen bringt ein Schiff die Waaren ganz sicher und mit viel geringeren Kosten in weniger als der Hälfte jener Zeit nach einem französischen Hafen. Auf der Strecke zwischen St. Louis und dem Niger gestattet die theilweise Schiffbarkeit des Senegal (bis Medina) den wohlfeilen Wassertransport, und der übrige Theil des Weges muß ohnehin dem Senegal-Handel erschlossen und gesichert werden, wenn die französische Colonie nicht stets im Zustande des Siechthums verbleiben soll. Senegambien, das wegen seines mörderischen Klimas eine wirkliche Colonisirung durch Europäer unthunlich erscheinen läßt, ist ganz auf den Handel angewiesen, und dieser bedarf der gesicherten Verbindung mit dem Hinterlande. So sind denn die Bemühungen der französischen Regierung seit längerer Zeit darauf gerichtet, die Schiffahrt auf dem Senegal zu sichern und weitere Handelswege gegen den Niger hin zu eröffnen. Als man den Bau der transsaharischen Eisen-

bahn empfahl, trat man auch dem Plane näher, den Senegal mit dem oberen Niger durch einen Schienenweg zwischen St. Louis und Dakar zu verbinden, und man begann gleichzeitig Vorstudien zu einer Eisenbahnverbindung zwischen Medina, d. h. dem Punkte, wo der Senegal aufhört, auch mit künstlicher Nachhülfe als Wasserstraße dienen zu können, und Sego am Niger. Bereits 1879 war die Grenze der französischen Colonie durch Anlegung des Forts Bafulabe um hundert Kilometer gegen den Niger vorgerückt worden. In neuerer Zeit wurde das Fort Kita angelegt, das sich dem Niger um weitere zweihundertundfünfzig Kilometer nähert, und von dort blieben nur noch etwa zweihundertundfünfzig Kilometer bis zum letzteren. Mehrere militärische Expeditionen wurden ausgeschickt, um die nöthigen Terrainstudien zu machen und ein freundschaftliches Einvernehmen mit dem Herrn von Sego herzustellen. Diese Expeditionen haben zwar zum Theil durch die Feindseligkeit der Eingeborenen schwer zu leiden gehabt, doch sind gleichwohl nicht ganz ungünstige Aussichten seitens des Herrschers von Sego erwirkt worden, so daß man sich der Hoffnung hingibt, in nicht allzu langer Zeit das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Wenn das auch schwerlich ohne Vergewaltigung der zwischen Senegal und Niger wohnenden Stämme geschehen wird, so ist der Plan doch ohne Zweifel natürlicher, leichter ausführbar und nutzbringender als derjenige einer transsaharischen Eisenbahn. Ohne eine ausgedehntere Handelsverbindung nach dem Niger zu, kann Senegambien, wie gesagt, nicht gedeihen. Das Land erfreut sich zwar einer großen Fruchtbarkeit, und neben seinen üppigen Waldbeständen von Akazien, Affenbrodbäumen, Tamarinden, Ebenholzbäumen gedeihen die Baumwollenstaude, der Kaffeebaum, der Guronußstrauch (Stereulia acuminata), Indigo, Zuckerrohr, Butterbaum, Erdnüsse (Arachis) u. a. m.; doch der Ackerbau liegt sehr darnieder, da er wegen des Klimas nicht von Europäern betrieben werden kann und die Eingeborenen zu träge und nachlässig zur Bearbeitung des Bodens sind. Etwas günstiger steht es mit der Viehzucht, welche brauchbare Esel, Schafe und Ziegen, Rinder und Kameele liefert, und mit mineralischen Producten, die hauptsächlich in Eisen und Gold bestehen. Das letztere wird aus dem goldhaltigen Erdreich gewaschen, das von der eigentlichen Lagerstätte desselben, dem Konggebirge aus, weite Gegenden zwischen dem atlantischen Ocean und dem Niger bedeckt.

Die Colonie zerfällt in das Arrondissement von St. Louis und dasjenige von Gorée und hat ungefähr eine Viertelmillion Einwohner. Der Hauptort für den Handel ist die auf einer Insel im Senegal gelegene Hauptstadt St. Louis; doch da das Einlaufen der Schiffe durch eine gefährliche Sandbarre des Flusses sehr erschwert ist, haben die Franzosen die zwischen den Mündungen des Senegal und des Gambia gelegene Insel Gorée befestigt und das ihr gegenüber an einer vom Cap Verde gebildeten Bucht geschützt gelegene Dakar zur Haupthandelsstation der Colonie ausersehen, daselbst einen Hafen gebaut und eine Kohlenstation errichtet. — Mit Europa ist die Colonie durch französische und englische Dampfer verbunden, welche mindestens zweimal im Monat kommen und von denen jene in Dakar anlegen, um weiter nach Südamerika zu gehen, und diese die ganze Westküste Afrika's entlang fahren.

Auch das Gebiet zwischen Senegal- und Gambiamündung und am letzteren Flusse gehört politisch und commerciell den Franzosen, wenn auch England ein

kleines Territorium an der Mündung des Gambia mit der Hauptstadt Bathurst und weiter stromaufwärts die Insel Mac Carthey mit Georgetown besitzt. Die Natur- und Handelsproducte sind hier die gleichen, wie am Senegal, und der ganze Handel beträgt, sich gleichmäßig auf Einfuhr und Ausfuhr vertheilend, etwa eine halbe Million Francs im Jahr.

Das Küstengebiet zwischen Gambia und Cap Verga wird von den Portugiesen als ihr Besitzthum beansprucht, doch ihre Handelsstationen an den Flüssen Caramanzo, Geba und Rio Grande sind gänzlich in Verfall, und die Franzosen haben auch dort, namentlich am erstgenannten Flusse und am Rio Nunnez Terrain besetzt und Factoreien begründet. Auch weiter südlich, namentlich am Rio Pongo und Rio Mallecory, haben sie nach Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen allerlei Rechte erworben. Diese Flußgebiete könnten einen nutzbringenden Verkehr mit dem ergiebigen Hinterlande Futa Dschiallon unterhalten, wenn die politischen Zustände der Küstenbewohner geordneter wären. Da aber das Klima dauernde Ansiedelungen der Europäer verbietet, ist es schwer, jenen ein Ende zu machen. In den Handel kommen von dieser Küstengegend Kaffee, Häute, Wachs, Hölzer ꝛc.

Südlich von dieser Gegend liegt die Küste von Sierra Leone, welche sich bis zum Cap Monte erstreckt und in englischem Besitz ist. Das eigentliche Sierra Leone ist eine Halbinsel auf der Südseite der Mündung des Flusses Rokelle mit der Hauptstadt Freetown, und zum Gebiete der Colonie gehören außer einem Landstrich nördlich von der Mündung des genannten Flusses noch die Los-Inseln und die Insel Scherboro. Die Colonie ist ursprünglich eine philanthropische Ansiedelung befreiter Negersklaven, eignet sich wegen ihres Klimas nicht zur Niederlassung von Europäern, könnte aber doch unter Umständen ein Ausfuhrgebiet für das Thal des oberen Niger werden. So sehen wir denn die Franzosen eifrig bestrebt, auch hier Terrain zu gewinnen. Ausgeführt werden von hier: Arachis und Sesam, Hölzer, Häute und Felle, Palmöl, Goldstaub, Ingwer, im Ganzen für etwa sieben Millionen Francs, während die aus Baumwollenzeugen, Tabak, Glasperlen, Branntwein, Waffen und Kurzwaaren bestehende Einfuhr sich auf nahezu ebensoviel beläuft. Zwei englische Dampfschifflinien, welche ihre Schiffe die ganze Westküste von Afrika bestreichen lassen, vermitteln zweimal im Monat den regelmäßigen Verkehr mit Europa.

Von Sierra Leone bis zur Nigermündung erstreckt sich das Küstengebiet von Oberguinea, welches von dem eigentlichen Innern durch einen, wie es scheint, der Küste parallelen Gebirgszug, das Konggebirge, geschieden ist. Dasselbe zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit, aber auch durch ein für Fremde unheilvolles Klima und durch eine für Handel und Verkehr äußerst ungünstige Küstenconfiguration (Strombarren, heftige Brandung, schlechte Häfen und Rheden, Strandlagunen) aus. Es wird eingetheilt in: die Pfefferküste mit der Negerrepublik Liberia (Cap Monte bis Cap Palmas), Zahn- oder Elfenbeinküste (Cap Palmas bis Cap der drei Spitzen), Goldküste (Cap der drei Spitzen bis Rio Volta), Sklavenküste (Rio Volta bis Stadt Lagos) und Palmölküste mit dem Nigerdelta (Lagos bis Cameruns).

Liberia mit der Hauptstadt Monrovia, ein von nordamerikanischen Philanthropen gegründetes Asyl für freigelassene Neger, mit etwa einer halben Million

Einwohner, hat einen unbedeutenden Ausfuhrhandel mit Palmöl, Kaffee, Hölzern, Baumwolle, Ingwer ꝛc. im Werthe von etwa anderthalb Millionen Francs und bezieht dagegen in fünf Einfuhrhäfen seine Bedürfnisse im Werthe von etwa einer Million aus Nordamerika, England, Deutschland, Belgien. Die bei Sierra Leone erwähnten englischen Dampfer kommen auch hierher.

Die Zahnküste ist für die Schiffahrt gefährlich, und das zu ihr gehörige Gebiet ist unwirthlich und verhältnißmäßig wenig productiv. Während sie den Namen von ihrem einstigen Reichthum an Elephantenzähnen führt, wird jetzt fast nur Palmöl, im Werthe von mehreren Millionen Francs, von ihr verschifft. Dieses, sowie die geringen Mengen Gold und Elfenbein, welche aus dem Innern kommen, werden gegen Bekleidungsstoffe, Branntwein, Tabak, Glasperlen u. dergl. eingetauscht. Der Handel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer, doch betheiligen sich auch Franzosen an ihm. Die Zahnküste hat kein bestimmt abgegrenztes Hinterland, die Aschanti befriedigen jedoch ihre Bedürfnisse zum Theil hier. An der nun folgenden Goldküste, welche früher durch den ausgedehnten Sklavenhandel zu einer gewissen Bedeutung gelangt war, und die Colonisationsversuche der verschiedensten europäischen Länder an sich erfuhr, ist durch England eine lebenskräftige Colonie entstanden, der durch die Zurückdrängung der Aschanti ein ziemlich breites Hinterland geschaffen ist. Von den früheren Niederlassungen blieben in der Neuzeit außer den englischen noch einige dänische und holländische übrig, von denen bereits früher die erstgenannten, und in neuerer Zeit die letzteren von England gekauft wurden. In Folge des Aschantikrieges von 1874 wurde die Goldküste mit der Sklavenküste bis zur Stadt Lagos von der englischen Regierung zur Goldküstencolonie verbunden, deren Statthalter in Cape Coast Castle residirt, während in Lagos ein zweiter Gouverneur seinen Sitz hat.

Bis zur Erwerbung der holländischen Factoreien ging der englische Handel an der Goldküste zurück; seit dem Aschantikriege scheinen sich die Verhältnisse günstiger gestaltet zu haben. Die eigentliche Goldküste mit dem bereits genannten Hauptort Cape Coast Castle und seinem Fort Elmina und mit dem Haupthafen Akkra hat etwa eine halbe Million Einwohner, doch werden für etwa sechs Millionen Francs Landesproducte aus- und für ca. fünf Millionen europäische Erzeugnisse eingeführt. Die Ausfuhr- und Einfuhr-Artikel sind im Ganzen und Großen dieselben, welche für die übrigen Gebiete der Guineaküste gelten; der Handel ist größtentheils in englischen Händen.

Die Sklavenküste ist ein sumpfiger, mit ausgedehnten, sich weit in das Innere erstreckenden Strandlagunen versehener Landstrich, dessen Binnenland in seinem westlichen Theile dem König von Dahomei gehört. In ihrem östlichen Theile nennt man die Sklavenküste auch wohl die Jorubaküste, und hier ist Lagos mit mehr als 50 000 Einwohnern, die bedeutendste Stadt an der afrikanischen Westküste, die Küstenniederlassung. Hier wird hauptsächlich Palmöl, und zwar das beste der in Vergleich stehenden Gegenden, zu Markte gebracht, übrigens werden aber auch die wiederholt genannten Naturproducte ausgeführt. Die Einfuhr, welche in Kaurischnecken und den ebenfalls mehrfach angeführten europäischen Industrieerzeugnissen besteht, hat ungefähr den gleichen Werth wie die Ausfuhr. Der Handel Deutschlands ist mit Lagos durch Hamburg in ansehnlichem Maße in Verbindung.

Der Verkehr an dem langen Küstenstrich der Goldküstencolonie ist durch die oben angeführten, mehr oder weniger der ganzen Guineaküste gemeinsamen natürlichen Hindernisse außerordentlich erschwert. Selbst die Dampfer der den Postverkehr längs der afrikanischen Westküste vermittelnden Schiffslinien suchen die Landung zu vermeiden und den eigentlichen Küstendienst durch Localschiffe besorgen zu lassen. Der Küstencolonie dürfte eine bessere nächste Zukunft bevorstehen als den vorher genannten Küstenniederlassungen, welche kein Hinterland mit geordneten politischen Zuständen zur Ausdehnung ihres Handelsverkehrs haben. Aber nördlich von der eigentlichen Goldküste dehnt sich das ansehnliche Königreich Aschanti aus mit annähernd fünf Millionen Einwohnern, die einen lebhaften Sinn für Handel und Industrie haben. Die Hauptstadt Kumassi soll 100 000 Einwohner haben. Aschanti wird nach Osten vom Fluß Volta begrenzt, der auch dem Verkehr dient und den Schlüssel bildet zu den noch unbekannten nördlichen Districten des Landes und deren Nachbargebieten. Weniger wichtig als Hinterland und viel unbedeutender ist das der Sklavenküste nahe gelegene Nachbarland Aschantis, Dahomei, dessen nur etwa eine Viertelmillion zählende Bevölkerung noch völlig uncultivirt ist, obwohl sie fleißig, im Ackerbau erfahren und nicht ohne industrielle Geschicklichkeit sein soll. Der Haupthafen für dieses Gebiet ist das in englischen Händen befindliche Waida.

Sehr viel wichtiger als Hinterland ist, wie bereits angedeutet, Joruba mit der Hauptstadt Abeokuta, die 100 000 Einwohner zählt; dasselbe beherrscht den Handel am unteren Niger. Seine Bevölkerung wird auf drei Millionen geschätzt und ist fleißig, gesittet und im Handel und Industrie wohl erfahren.

Hiermit sind wir am Gebiete des Nigerdeltas angekommen, das mit der größten Fruchtbarkeit ebenfalls das unheilvollste Klima für Bewohner gemäßigter Himmelsstriche verbindet. An und für sich ist dasselbe vorzugsweise in Folge der untergeordneten Zustände seiner in zahlreiche Stämme zerfallenden Bevölkerung vorläufig von keinem besonderen commerciellen Werth, obwohl es Palmöl in reichster Fülle liefert; aber es bildet den Schlüssel zu den reichen und in der Cultur vorgeschrittensten Ländern des West- und Mittelsudans und ist als solcher von der höchsten Wichtigkeit, wenn auch diese noch nicht voll gewürdigt zu werden scheint.

Wir haben im Eingange zu dieser Arbeit gesehen, daß eine Besprechung der commerciellen Verhältnisse Nordafrikas sich nicht auf die Küstengebiete des Mittelmeeres beschränken kann, sondern für viele dieser das fernere, freilich durch ungeheuere Räume von ihnen getrennte Hinterland, den Sudan, mit in Betracht ziehen muß. Wie dieser weite Raum der Sahara mit seiner trostlosen Oede überbrückt, das so weit entfernte Hinterland dem Küstengebiete und damit Europa gewissermaßen genähert werden könnte, ist eine wichtige Frage, welche oft genug aufgeworfen und neuester Zeit mit Vorliebe durch den Vorschlag einer transsaharischen Eisenbahn beantwortet worden ist. Jedem Unbefangenen und in afrikanischer Geographie Erfahrenen muß es seltsam erscheinen, daß ein so verfrühtes, mit der Productionskraft der Sudanländer und dem Werthe der Erzeugnisse derselben vorläufig in keinem Verhältniß stehendes Project seit Jahren mit dem größten Eifer discutirt worden ist, während man von den Flußwegen,

welche in naturgemäßerer und vortheilhafterer, weil wohlfeilerer Weise einem großen Theile des in Rede stehenden Gebietes den Absatz seiner Erzeugnisse nach Europa zu vermitteln versprechen, wenig oder gar nicht gesprochen hat. Und doch verdienen der Niger und sein großer östlicher Nebenfluß, der Benuë, für jetzt sehr viel eher als Absatzwege für West- und Mittelsudan in Betracht gezogen zu werden.

Während die meisten afrikanischen Ströme sich in ihrem Unterlaufe durch Katarakte und Stromschnellen auszeichnen, und dadurch des Vorzugs, als Verkehrswege zu dienen, verlustig gehen, ist der Niger bis auf ungefähr siebenhundert Kilometer (bis über Rabba hinaus) von seiner Mündung für Dampfer mit geringem Tiefgange schiffbar, und der unter rechtem Winkel in ihn mündende Benuë erlaubt die Schiffahrt auf eine Entfernung von ungefähr neunhundert Kilometer (bis über Jola, der Hauptstadt Adamauas hinaus) von seiner Mündung. Der Punkt des Benuë, bis zu welchem die Schiffe gelangen können, liegt in geradem Süden vom Tsadsee, wird in längstens vierzehn Tagereisen durch eine reiche, sichere Gegend von Kuka, der Hauptstadt Bornus, erreicht und ist nur etwas über zweihundert Kilometer von den schiffbaren Schari-Flüssen Bagirmis und Bornus entfernt. Oestlich an den Niger grenzen die dicht bevölkerten industriereichen Haussaländer mit ihrem Bodenreichthum und ihren gesitteten Zuständen; nördlich von Benuë dehnt sich das fruchtbare Bornureich aus, in dem Ackerbau, Handel und Industrie blühen; südlich von demselben liegt das an Naturproducten und Elfenbein reiche Adamaua; nach Osten ist das durch den Islam ebenfalls verhältnißmäßig in Cultur vorgeschrittene Bagirmi zugänglich. Ohne die Völkerschaften westlich vom mittleren Niger, die auf niederer Culturstufe stehen, mit in Berechnung zu ziehen, würden sich ungefähr zwanzig Millionen Menschen (die Haussastaaten, Nyfe und Adamaua mit etwa zwölf, Bornu mit fünf, Bagirmi und die angrenzenden Landschaften mit drei Millionen) für ihren Handel dieser Flußwege bedienen können, ohne daß kostspielige und weite Landtransporte — die genannten Länder sind alle reich an Lastthieren — vorherzugehen hätten. Durch Einrichtung einigermaßen befestigter Factoreien längs des Niger und Benuë würde der Verkehr gegen etwaige räuberische Stämme leicht gesichert werden können, obgleich von Seiten der vorherrschenden Fellata-, Haussa- und Bornuleute keinerlei Unordnungen zu fürchten sein würden.

Erst mittelst dieser von der Natur gegebenen, wenig kostspieligen Handelswege würde es möglich sein, auch die minder werthvollen Erzeugnisse des Sudan in den Welthandel zu bringen, die dortigen Völker zu größerer Thätigkeit anzuregen und den Ländern eine allmälige, naturgemäße Entwicklung zu sichern. Wenn außerdem die Ländergebiete am oberen Niger den geplanten Absatzweg der Eisenbahn zwischen Senegal und Niger gefunden haben werden, und wenn vom ägyptischen Sudan aus ein Schienenweg einerseits an das rothe Meer, andererseits nach Dar-For — von dem letzteren könnte auch das Nachbarland Wadaï Vortheil ziehen — geleitet würde, so erhielten damit alle Sudanländer die ihnen nach Maßgabe ihrer Lage und Beschaffenheit zukommenden Verkehrs- und Absatzwege.

Ueber Klimaschwankungen.

Von

E. Richter in Graz.

Es ist auf dem Gebiete der Klimatologie eine sehr wichtige und weittragende Entdeckung gemacht worden, welche das Interesse aller Kreise verdient. Professor Ed. Brückner konnte durch Verwerthung einer noch niemals in dieser Weise zusammengebrachten Menge von Einzeldaten nachweisen, daß das Klima aller Erdtheile in einem gewissen rythmischen Schwanken begriffen ist; daß in etwa fünfunddreißigjährigen Perioden nassere und kühlere mit wärmeren und trockneren Zeiträumen abwechseln[1]). Erst wenn man sich vergegenwärtigt hat, welch' ausgedehnte Literatur über die Frage der Unveränderlichkeit oder Wandelbarkeit des Klimas vorliegt, und wie ernstlich auch das Interesse der Praktiker, der Landwirthe, Wasserbauer, Flußschiffer an der Sache ist, wird man die Tragweite einer Lösung dieses Problems zu würdigen wissen. Und daß wir durch Brückner darin um ein gutes Stück vorwärts gekommen sind, scheint gewiß.

Daß Klimaänderungen auf der Erde stattgefunden haben, darüber besteht seit Langem kein Zweifel mehr. Diese Erkenntniß ist fast so alt als die Geologie. Denn es wurde bald bemerklich, daß die pflanzlichen und thierischen Reste, die man in den Ablagerungen früherer Zeiträume fand, fast durchwegs ein wärmeres Klima voraussetzen, als gegenwärtig in den Ländern herrscht, in denen sie gefunden werden. Daraus schien sich die Folgerung wie von selbst zu ergeben, daß die Erde in Abkühlung begriffen sei. Auch hatte die Physik ganz annehmbare Erklärungen zur Verfügung. Denn sowohl das Erlöschen des Einflusses der inneren Erdwärme auf die Erdoberfläche, als auch eine Abnahme der Sonnenwärme waren leicht zu begreifen und zu erklären.

Doch bald stellten sich dieser so einfachen Annahme auch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die eine, geringere, war, daß sich keineswegs eine gleichmäßige Abkühlung durch alle Zeiträume hindurch nachweisen läßt, sondern daß dem Anscheine nach die früheren Perioden ein gleichmäßig tropisches Klima

[1]) Klimaschwankungen seit 1700. Von Pf. D. Ed. Brückner in Bern. Wien, E. Hölzel's Verlag. 1890. (Penck's Geographische Abhandlungen, Bd. IV, S. 2.)

besessen haben und erst in jüngerer Zeit eine Abnahme der Wärme eingetreten ist. Die Hauptschwierigkeit aber bildete die Eiszeit, oder schärfer ausgedrückt, das Wiederaufhören der Eiszeit. Es hat in einer verhältnißmäßig sehr jungen geologischen Vergangenheit, als unsere jetzigen Gebirge schon standen, die Flüsse im Allgemeinen den jetzigen Betten folgten, die Vertheilung von Land und Meer die gleiche war, wie gegenwärtig, eine Zeit gegeben, in der die Alpengletscher bis gegen München, Verona und Lyon reichten, die großen canadischen Seen Betten von Eisströmen waren, wo auf den eisfreien Gebirgen Mitteldeutschlands und Frankreichs eine polare Flora und Thierwelt lebte, und das von den norwegischen Gebirgen ausgehende Eis bis an den Harz und das Riesengebirge, und bis in das mittlere Rußland reichte. Das gehört zu unseren allergesichertsten geologischen Thatsachen. Diese Eisperiode hat aber wieder aufgehört; sie hat sich einmal, vielleicht zweimal wiederholt, aber die Erde ist doch wieder warm und eisfrei geworden, und neue Floren und Faunen sind in das befreite Land eingezogen. Dadurch werden aber alle Erklärungen hinfällig, welche eine allgemeine Abkühlung der Erde als Ursache der geologischen und historischen Klimaänderungen annehmen wollen. Denn es war leicht zu erweisen, weshalb die Erde kälter geworden, aber bisher ist keine allgemein angenommene Erklärung dafür gefunden worden, weshalb sie wieder wärmer geworden ist.

Aber auch für geschichtliche Zeiten Klimaveränderungen anzunehmen, war man von jeher sehr geneigt. Es besteht ohne Zweifel sogar ein gewisser psychologisch begründeter Trieb zu einem schiefen Urtheil in dieser Richtung. Die Zahl selbst hochgebildeter Menschen ist nicht gering, die unerschütterlich davon überzeugt sind, daß in ihrer Jugend das Wetter viel schöner gewesen sei. Es gibt keinen Frühling mehr! Meteorologische Zahlen können solche Ueberzeugungen, welche eine feste subjective Empfindung zur Grundlage haben, ebenso wenig erschüttern, als gegentheilige Erfahrungen. Es fehlt aber auch nicht an ernsthafteren Anhaltspunkten. Die eindrucksvollste Gruppe von Thatsachen scheint im Mittelmeergebiete und besonders in dessen südlichen Grenzländern vorzuliegen. Daß seit der antiken Zeit eine sehr weitgehende Veränderung im Pflanzenkleide Italiens, Griechenlands und der Inseln stattgefunden hat, unterliegt keinem Zweifel. Italien war vor zweitausend Jahren den mitteleuropäischen Ländern viel ähnlicher, als es jetzt ist; waldreicher, also feuchter, mit nordischeren Pflanzenarten besetzt, also kühler. Aber man kann auch umgekehrt schließen und sagen: da man den Wald abgetrieben hat, so sind die Länder trockener und wärmer geworden. Und dieser Schluß ist nicht bloß für Italien, sondern auch für Deutschland gerechtfertigt. Denn auch das heutige Deutschland ist im Vergleich mit der taciteischen Schilderung ein trockenes und waldarmes Land. Es scheint aber, daß der erwähnte Schluß auch in der zweiten Form nur mit großen Einschränkungen gerechtfertigt ist. Die menschliche Hand hat das äußere Ansehen des Landes umgestaltet, aber eine wirkliche Aenderung der klimatischen Factoren, Wärme und Feuchtigkeit, braucht man weder als Ursache, noch als Folge anzunehmen. Die Art der Wasserabfuhr wird sich vielleicht geändert haben. Im entwaldeten Land laufen die Wasser rascher ab als im bewaldeten; die Bäche werden sich leicht in Torrenten und Fiumaren verwandeln; die Hochwasser werden

steigen, die Mittelwasser geringer werden, aber das Naß, das vom Himmel fällt, braucht nicht weniger geworden zu sein. Denn die ziemlich allgemein herrschende Ueberzeugung, daß der Wald den Niederschlag vermehre, ist durch neuere, sorgfältige Beobachtungsreihen keineswegs in der erwarteten Weise bestätigt worden. Man hat auch aus antiken Schriftstellern Nachrichten über rauhe Winter, kalte Sommerregen u. dgl. zusammengestellt, und daraus den Eindruck gewonnen, als müsse damals das Klima viel kühler gewesen sein. Doch ist es leicht nachzuweisen, daß man aus historischen Aufzeichnungen immer diesen Eindruck gewinnt, da eben nur das Ungewöhnliche und da wieder besonders das Unheilvolle aufgezeichnet wird. Es wäre nicht schwer, auch für die Gegenwart eine Reihe Daten zusammenzustellen, welche denselben Eindruck hervorrufen.

Allem dem gegenüber gibt es für Italien und Griechenland ein Beweismittel, welches die Annahme bedeutender Klimaveränderungen fast vollkommen ausschließt. Das ist die Thatsache, daß die Verbreitungsgebiete einiger wichtigen Culturpflanzen, so vor Allem des Oelbaums, seit der antiken Zeit unverändert dieselben geblieben sind. Das Klima der Poebene erträgt die Olive heute ebensowenig wie damals, während sie im Görzischen schon zur römischen Zeit gedieh. Ebenso ist das Innere Thessaliens heute, wie damals, für sie zu kalt; freilich nicht regelmäßig; ab und zu jedoch tritt ein zu harter Winter ein. Das war einstens ebenso; die Culturen gediehen Jahre hindurch; plötzlich wurden sie vernichtet. Genau dasselbe gilt von der Dattelpalme, dasselbe auch vom Weinbau in der Krim. Diesem Nachweis gegenüber müssen viele Gegengründe verstummen.

Anders scheint die Sache allerdings zu liegen, wenn wir uns zu den Grenzländern der großen afrikanischen Wüste und zu dieser selbst wenden. Hier häufen sich die Anzeichen, daß in der antiken Zeit das Klima thatsächlich feuchter, weniger wüstenartig gewesen sei. Zahlreich sind die römischen Monumente, die in jetzt ganz verödeten Theilen der Wüste stehen, die Quellfassungen und Wasserleitungen ohne Tropfen Wasser. Nun haben zwar in neuester Zeit die Brunnengrabungen der Franzosen in der kleinen Sahara bewiesen, wie viel die menschliche Arbeit in der Bändigung und Einschränkung der Wüste zu leisten vermag. Aber selbst wenn man dem Culturrückschritt seit der antiken Zeit und dem Einreißen nomadischer Gewohnheiten durch die arabische Invasion noch so große Bedeutung beimißt, so bleiben noch immer einige Punkte übrig, die zu denken geben. Ich meine dabei weniger den Ersatz des Rindes durch das Kameel in den Oasen der Sahara, was als ein Hauptbeweis der Klimaveränderung aufgeführt worden ist — denn auch hier kann eben eine Gattung Viehzucht mit einer anderen, zweckmäßigeren vertauscht worden sein — als vielmehr das Vorkommen des Elephanten im Atlasgebiet, das aus Karthagischen Quellen sicher nachgewiesen ist. Die Kriegselephanten, deren sich die Karthager bedienten, sind nördlich der Sahara eingefangen worden. Es ist schwer zu denken, in welchem Theile des Atlasgebietes heute Elephanten sollten vorkommen können.

Aber auch für dieses Gebiet ist neuerdings durch Partsch ein sehr beachtenswerther Beweis für die Beständigkeit des Klimas beigebracht worden. Es gibt keine empfindlicheren Klimaanzeiger als die abflußlosen Seen. Denn jede Ver-

mehrung der Niederschläge und Abnahme der Wärme wird sofort in gleichem Sinne merkbar, ja die Wirkung verdoppelt sich gewissermaßen. Eine vermehrte Wasserzufuhr würde nämlich eine verstärkte Verdunstung erfordern; da aber eine Zunahme des Regenwetters gleichzeitig mit einer Verkürzung des Sonnenscheins verbunden ist, so wird die Verdunstung geringer, anstatt größer. Der Seespiegel muß also schon bei geringen Klimaänderungen ganz wesentlich steigen. Es ist nun, wie es scheint, Partsch gelungen, mit Hülfe eines französischen Nivellements nachzuweisen, daß einer jener Schotts oder abflußlosen Salzseen, welche sich im Süden von Tunis befinden, in der römischen Zeit einen höheren Wasserstand nicht gehabt haben kann, als gegenwärtig. Die bekannten Versuche des französischen Officiers Roudaire, die Schotts mit dem Meere in Verbindung zu setzen, haben zu einer so genauen Aufnahme dieser Gegenden geführt, daß man die Höhenlage antiker Ruinen und die alte Wasserhöhe genau bestimmen konnte.

Es muß also die Frage der Klimaänderungen der Mittelmeerländer seit der antiken Zeit als eine noch ungelöste betrachtet werden; von einem sicheren Nachweis zum mindesten ist keine Rede. Die Mittelmeerländer sind aber das einzige Gebiet der Erde, über welches wir geschichtliche Quellen besitzen, die mehr als nur einige Jahrhunderte zurückgreifen; ebenso sollen sich durch die Menge der antiken Bauwerke und Culturanlagen Auskünfte über unsere Frage erhoffen lassen. Trotzdem also über alle anderen Theile der Welt unsere Kenntniß nur sehr kurze Zeiträume umfaßt, und meteorologische Aufzeichnungen in ausreichender Menge kaum ein paar Menschenalter weit zurückreichen, so hat man doch auch aus diesem beschränkten Material, ja aus den Erfahrungen der jetzt lebenden Generation Veränderungen des Klimas in den verschiedensten Ländern nachweisen wollen.

Am meisten Aufsehen hat in dieser Richtung ohne Zweifel die Behauptung gemacht, welche Anfang der siebziger Jahre von vielen Seiten aufgestellt wurde, daß der Wasserstand der meisten mitteleuropäischen Flüsse in starkem Abnehmen begriffen sei. Schon sei die Binnenschiffahrt und die technische Verwendung der Wasserkräfte ernstlich gefährdet. Wissenschaftliche Congresse und Versammlungen, selbst die Parlamente beschäftigten sich mit der Frage; denn man war auch hier auf jene Erklärung verfallen, welche, wie es scheint, stets am nächsten liegt, nämlich die fortschreitende Entwaldung, und verlangte einen ausgiebigeren Waldschutz durch das Gesetz. Aber man konnte doch auch hier zu keiner allgemeinen Uebereinstimmung gelangen. Technische Autoritäten leugneten die Brauchbarkeit der verwendeten Daten, und wiesen nach, daß man es nicht mit einer Wasserabnahme, sondern mit einer Tieferlegung der Flüsse zu thun habe; der Einfluß des Waldes blieb, wie erwähnt, zweifelhaft, und schließlich verstummte der Streit, wohl hauptsächlich deshalb, weil auch die Klagen über die Wasserabnahme der Flüsse verstummt waren. Denn es hatte ein weiteres Sinken nicht stattgefunden.

Aehnliche Nachrichten über Aenderungen im Stande der Gewässer, freilich häufig im entgegengesetzten Sinne, verlauteten auch aus anderen Erdtheilen. So nahm der große See von Utah zu; überhaupt sollte im centralen Nordamerika das Klima mit der Verbreitung des Ackerbaues feuchter werden; ebenso in

Australien. Das Unzutreffende der Erklärung war freilich leicht nachgewiesen; die Thatsache gewisser Veränderungen scheint aber festzustehen, und ihre Zahl wuchs mit der Ausbreitung des geographischen Horizontes. Damit aber auch die Zahl und die Widersprüche der Erklärungsversuche. Ist doch in neuester Zeit ganz ernsthaft der Beweis versucht worden, daß in Australien die Entwaldung eine sehr bedeutende Vermehrung des Niederschlages und der Wasserhöhe der Flüsse herbeigeführt habe. Und während vor einem Menschenalter, als die Seen und Flüsse Australiens sanken, ebenfalls die Entwaldung Schuld haben sollte und der Ruf erscholl: „Schutz dem Walde", so schreibt man jetzt die Zunahme des Wassers ebenfalls der Entwaldung zu, und nun heißt es noch eifriger: „Nieder mit dem Walde!" Und dieser Ruf wird gewiß mit mehr Eifer befolgt werden als der andere.

Wir stehen also vor der Thatsache, daß zwar eine ziemlich bedeutende Anzahl von Klimaveränderungen behauptet wird, daß eine Auswahl aus ihnen sich wirklich nur aus meteorologischen Gründen wird erklären lassen, nicht durch menschliche Eingriffe allein, daß aber allgemein angenommene Erklärungen noch nicht vorliegen, ja sogar über die wichtigsten Grundfragen, wie den Einfluß des Waldes noch entgegengesetzte Anschauungen ausgesprochen werden. Auch erfolgen die Klimaänderungen nicht überall und jeder Zeit im selben Sinne, sondern häufig im entgegengesetzten.

Dieser letztgenannte Umstand legte den Gedanken nahe, daß man es mit cyklischen Veränderungen zu thun habe. Aber auch hierin war man bisher mit den Erklärungen nicht glücklich gewesen. Besonders die Anknüpfung an den elfjährigen Sonnenfleckencyklus, der sich in Nordlichtern und in den magnetischen Kräften deutlich erkennen läßt, wollte durchaus nicht gelingen. Das wird auch leicht begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß die einfache Vorfrage noch nicht gelöst ist: ob die reine oder die fleckenreiche Sonne mehr Wärme ausstrahlt?

Trotzdem konnte doch eigentlich kein Zweifel sein, daß Wärme und Niederschlagsmengen in einer cyklischen Schwankung begriffen sein müssen, und zwar auch dann, wenn keine meteorologischen Tabellen sie nachzuweisen im Stande sein sollten. Der Beweis hierfür war erbracht durch die Gletscher. Jeder Gletscher ist, ähnlich wie ein abflußloser See, ein sehr empfindlicher Klimaanzeiger. Denn sein Stand muß wechseln je nach der Menge des ihn nährenden Schnees und je nach der Kraft der Wärme, die ihn verzehrt. Es müssen sich also die wechselnden kalten und warmen, nassen und trockenen Jahre in dem wechselnden Stande der Gletscherlänge und Dicke widerspiegeln. Die Gletscher gehen daher auch zeitweise vor und wieder zurück, allerdings nicht nach den einzelnen Jahren, sondern in viel längeren Perioden. Der jeweilige Gletscherstand ist nämlich nicht das Ergebniß nur des letzten Jahres, sondern der zusammenwirkenden Eigenheiten einer ganzen Reihe von Jahren, gewissermaßen ein höchst complicirtes, aber sicher berechnetes Mittel aus ihnen. Nun ist bekannt, daß Hoch- und Tiefstände der Gletscher im letzten Jahrhundert in der Weise abgewechselt haben, daß um 1770, 1820 und 1850 die Gletscher groß waren, um 1800, 1830 und seit 1860 klein, während seit 1880 wieder eine Wachsthumsperiode begonnen hat. Außerdem waren noch Hochstände um 1600,

1680 und 1718 bekannt, neben welchen der Berichterstatter neuestens auch noch solche um 1630 und 1740 nachweisen konnte.

Es lag nun nahe, zu untersuchen, ob denn in den meteorologischen Aufzeichnungen keine Spuren der Ungleichmäßigkeiten des Klimas, die also nothwendig vorausgesetzt werden mußten, zu finden wären. Freilich sind der Listen, welche weit genug zurückreichen, so wenige, daß die Forel und Lang gelungene Auffindung regnerischer und trockener Perioden, welche den angegebenen Gletscherschwankungen entsprachen, doch nur eine Erklärung der alpinen Verhältnisse bieten konnte.

Es ist Brückner's großes Verdienst, daß er die Untersuchung ganz universell angestellt hat. Die Wasserstände der abflußlosen wie der von Strömen durchflossenen Seen, die Wasserstände der Flüsse, die Aufzeichnungen über Regen und Wärme, sowie die über den Luftdruck, endlich die historischen Nachrichten über gute und schlechte Jahre und über den Beginn der Weinernten wurden für den ganzen Umfang der Erde, so weit nur irgend eine Nachricht auffindbar war, herangezogen, und sie gaben alle das überraschende Resultat, daß thatsächlich Schwankungen der Wärme und der Feuchtigkeit vor sich gehen, und zwar in derselben periodischen Aufeinanderfolge, welche sich für die Gletscher ergeben hatte.

Zuerst hat Brückner die Seen vorgenommen, und zwar vor Allem das Kaspische Meer, dessen Stand mit Hülfe mehrerer Pegel bis ins vorige Jahrhundert zurückverfolgt werden konnte. Bessere Resultate gaben noch die Nachrichten über das Heranreichen des Meeres an die Mauern von Baku und das Verschwinden und Wiedererscheinen einiger flachen Inseln. Es zeigten sich Maxima des Wasserstandes um 1743, 1780, 1809, 1847 und 1879; Minima 1715, 1766, 1845 und 1856 bis 1860. Als Ursachen stellte sich aus den meteorologischen Aufzeichnungen für die letzten fünfzig Jahre, für welche uns genügendes Material vorliegt, eine Schwankung des Regenfalles in dem Zuflußgebiet heraus; mit dieser gleichzeitig erfolgten aber auch Schwankungen der Temperatur. Ja, diese ließen sich noch viel weiter zurück erweisen aus den Aufzeichnungen über die Dauer der Eisbedeckung der russischen Flüsse. Auch hier wechseln nämlich Perioden längerer und kürzerer Dauer, und zwar im Ganzen wieder im selben Sinne wie die Wasserstände des Kaspischen Meeres und die Alpengletscher.

In ähnlicher Weise wurden weiter die Schwankungen des Neusiedlersees in Ungarn, der bekanntlich manchmal ganz verschwindet, der armenischen Seen, sowie zahlreicher Seen des großen Bassins in Nordamerika, in Australien, des Trasimener- und Fucinersees, des Tanganjika und Nyanza und vieler anderer untersucht, und wenn nicht mehr, so ließ sich doch das mit geringen Ausnahmen erweisen, daß wenigstens die letzte große Schwankung, nämlich der Hochstand um 1850, der Tiefstand zwischen 1860 und 1865, neuer Hochstand um 1880, eine allgemeine Erscheinung war. Dazu kommen noch die Pegelstände von dreizehn Flußseen und dreizehn Flüssen. Auch sie geben das gleiche Resultat.

Schwanken die Flüsse und Flußseen, so kann nur eine Schwankung der Regenmenge die Veranlassung sein. Es wurden demnach die Befunde von 321 Stationen, die sich über die ganze Erde vertheilen, zur Untersuchung heran-

gezogen. Nur bei vier Stationen reichen die Beobachtungen bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; die Hauptmasse beginnt erst 1831 oder noch später. Das Ergebniß ist: Ueberall auf der Erde schwankt die Regenmenge nach längeren Perioden; es sind stets Gruppen von zehn bis fünfzehn Jahren, in denen sie im Ganzen entweder hinter dem Mittel zurückbleibt oder es überschreitet. In vier Fünfteln des Beobachtungsgebietes erfolgt die Schwankung wieder in demselben Sinne wie die See- und Gletscherschwankungen. Die Ausnahmsgebiete, in denen sie im entgegengesetzten Sinne erfolgt, liegen an den Ufern der Oceane; je weiter man aber ins Innere der Continente vordringt, desto stärker werden die Unterschiede der Regenmenge in den nassen und trockenen Perioden, desto besser stimmen auch die Zeiten. In Europa beträgt die Abweichung vom vieljährigen Mittel etwa zehn Procent; hingegen fiel im Inneren von Sibirien zur Zeit des Maximums über doppelt so viel Regen als zur Zeit des Minimums. Im Inneren von Amerika beträgt der Unterschied fast ebenso viel; für die sämmtlichen Landflächen der Erde ist also die Schwankung eine und dieselbe, und zwar eine höchst bedeutende.

Es ist nun nahe liegend, daß auch die Temperatur eine Bewegung in ähnlichem Sinne mitmachen muß, denn regnerisches Wetter ist immer kühler als heiteres, aus dem einfachen Grunde, weil die Wolken den Sonnenschein aussperren. Und auch diese Voraussetzung trifft vollkommen zu. Wieder ergaben die Beobachtungen zahlreicher Stationen ein periodisches Schwanken der Temperatur in derselben Weise wie das der anderen Elemente. Und da auch diese Aufzeichnungen nicht weit zurückreichen, so hat Brückner endlich noch einen anderen Klimaindicator herangezogen, nämlich den Beginn der Weinernten, über welchen von einer Anzahl französischer und schweizerischer Weinorte bis 1391 zurückgehende Berichte vorliegen. In den letzten hundert Jahren stimmt nun der Gang dieses Elementes so vorzüglich mit dem der übrigen, daß man damit einen Anhaltspunkt zur Verfolgung der Klimaschwankungen aufwärts durch fünf Jahrhunderte erhält. Denn stets entspricht den kühlen und regnerischen Perioden eine späte, den warmen und trockenen eine frühe Weinernte.

Auf diese Weise erscheint also die Thatsache von Klimaschwankungen vollkommen erwiesen. Und zwar wiederholt sich derselbe Charakter der Witterung in Perioden, deren Länge zwischen 25 und 40 Jahren schwankt. Im Mittel umfassen ein trockener und ein nasser Zeitraum zusammen 35 Jahre. Wie sich versteht, ist nun die Sache keineswegs so aufzufassen, daß in feuchten Perioden nur nasse und kalte, in trockenen nur warme und regenarme Jahre vorkämen. Es ist nur ein Ueberwiegen eben solcher Jahre in den betreffenden Zeiträumen, womit wir es zu thun haben, was das Auftreten trockener Jahre mitten in einer nassen Periode und umgekehrt nicht ausschließt. Wäre es nicht so, so hätte das Verhältniß nicht so lange verborgen bleiben können. Unser emsiger Forscher hat aber den Stollen seiner Untersuchung noch um einen Schritt weiter vorgetrieben. Bekanntlich hängt die jeweilige Witterung von der momentanen Luftdruckvertheilung ab. Es muß daher auch jede dauernde oder oft wiederkehrende Veränderung des Witterungscharakters durch bestimmte Veränderungen der Luftdruckvertheilung bedingt sein. Obwohl gegenwärtig jeder Zeitungsleser daran gewöhnt

ist, von der Lage der Luftdruckmaxima und -Minima zu hören, und die darauf gebauten Voraussagungen mit mehr oder weniger Unglauben zur Kenntniß zu nehmen, so sind diese Verhältnisse doch so verwickelt, daß auf eine nähere Erläuterung hier verzichtet werden muß; es wird vielmehr genügen, zu sagen, daß auch die Luftdruckvertheilung, wie man sie an einer großen Anzahl Stationen verfolgen kann, eine solche ist, daß sie mit dem entdeckten Periodengang stimmt. In den warmen und trockenen Perioden sind die Luftdruckunterschiede zwischen Meer und Land größer als in den feuchten; dadurch wird der Einfluß des Meeres auf das Land eingeschränkt, das Klima wird continentaler. Umgekehrt in den feuchten Perioden.

Damit sind wir am Schlusse angelangt. Das Klima schwankt und mit ihm Ernten, Flüsse, Seen und Gletscher. Die Perioden sind ungefähr fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahre lang; der Ausschlag ist keineswegs unbedeutend. Darüber kann fürderhin kein Zweifel mehr bestehen. Aber wo liegt die Ursache? Die Luftdruckvertheilung selbst ist nichts Primäres, sondern selbst wieder eine Folge. Aber wovon? Es bleibt nichts übrig, als an jene Kraft zu denken, welche überall in dem Spiel der irdischen Naturkräfte das thätige Princip, den Motor darstellt, der alle die complicirten Einzelmaschinen in Gang bringt und darin erhält, nämlich die Wärmeausstrahlung der Sonne. Wenn die Intensität der Sonnenstrahlung periodisch schwankt, so erklärt sich daraus die Verschiedenheit der Luftdruckvertheilung, und damit die Schwankung des Witterungscharakters, in zweiter Linie die der Flüsse, Seen und Gletscher. Irgend eine physikalische oder astronomische Beobachtung über eine entsprechende Ungleichheit der Sonnenstrahlung liegt bis jetzt nicht vor. Das kann aber die Beweiskraft der Brückner'schen Zusammenstellungen nicht schwächen. Nur eines scheint gewiß: die Sonnenfleckenperiode ist es nicht, auf welche die Klimaschwankungen zurückzuführen sind.

Ueber die Bedeutung der Entdeckung braucht es nun wohl nicht mehr vieler Worte. Vor Allem sind die Betrachtungen über angebliche Klimaänderungen auf einen neuen Boden zu stellen. Eine statistische Zusammenstellung ergibt das erheiternde Resultat, daß auch die Ansichten, ob das Klima der Erde trockener oder feuchter werde, im selben Sinne schwanken wie das Klima selbst. Um 1870, nach den Erfahrungen einer sehr scharf ausgesprochenen Trockenperiode, war die allgemeine Stimme dafür, daß die Erde im Austrocknen begriffen sei. Zwanzig Jahre vorher war das Entgegengesetzte der Fall; man glaubte ebenso allgemein, die Erde kühle aus. Und so wird es auch kein Zufall sein, wenn gegenwärtig, wo die Schweizer Gletscher wieder vorgehen, und eine Reihe kühler und regnerischer Sommer das reisende Publicum belästigt hat, den Gelehrten die Ansicht unterschoben wird, die Eiszeit kehre wieder, obwohl dies meines Wissens von keiner competenten Persönlichkeit jemals ausgesprochen worden ist.

Es gibt Erdstriche, für welche die Klimaschwankungen sehr ernsthafte Angelegenheiten sind. Im Inneren Sibiriens, sowie im großen Bassin, dem trockensten Theil von Nordamerika, bringt eine Trockenperiode sicherlich Mißernten, Mangel an Berieselungswasser und damit eine bedeutende Einschränkung des nutzbaren Bodens mit sich. Umgekehrt ruft die nasse Periode in vielen

Theilen Europa's Fehlernten beim Weine und anderen wärmebedürftigen Nutzpflanzen mit Nothwendigkeit hervor.

Aber auch die Beweisstücke der vergangenen Klimaänderungen werden einer Nachprüfung unterzogen werden müssen. Gewiß werden sich viele Nachrichten über einst vorgekommene excessive Erscheinungen anders ausnehmen, wenn man sie nicht als Beweise eines anderen klimatischen Zustandes, sondern als Beweise für klimatische Schwankungen auffaßt. Manche Spur großer Wasserfluthen in der Wüste, Flußbetten und Erosionserscheinungen in jetzt trockenem Lande werden verständlich, wenn man sich ihrer erinnert und zugleich im Auge behält, daß die wenigen letzten Schwankungen, die wir genauer kennen, von sehr verschiedenem Maße waren, so daß wir ohne Bedenken einen, über das uns bekannte Maß ziemlich weit hinausgehenden Ausschlag als möglich annehmen dürfen; also Wasser- oder Gletscherstände, welche die gegenwärtigen ganz bedeutend übertreffen. Und es ist keine phantastische Vorstellung, wenn wir uns diese Ungleichheiten abermals cyklisch angeordnet denken, so daß das irdische Klima nicht bloß in kurzen, je fünfunddreißigjährigen, sondern außerdem, nach der Intensität der kleineren, noch in viel größeren Perioden schwankt. Damit aber haben wir uns, wenn auch nicht einer Erklärung, so doch dem Begreifen so großer klimatischer Schwankungen, wie die geologischen, insbesondere die Eiszeit sind, doch wesentlich genähert.

Berliner Musikleben.

Berlin, 10. Januar.

Diese Ueberschrift, die wir als Erbe aus der jugendfrischen, reichbewegten Jüngstvergangenheit der deutschen Tonkunst antreten, ist heute ein starker Euphemismus geworden. Uns wenigstens will es bedünken, als ob trotz der unaufhörlichen Bewegung, in der unser hauptstädtisches Musikwesen sich befindet, und trotz des öffentlichen Aufsehens, das es Tag für Tag erregt, die Bezeichnung „Leben" doch nur eine schöne Redensart sei. Erschöpfung und Stillstand ist beinahe auf allen Gebieten der musikalischen Production wahrzunehmen, und statt der warmen, nachschaffenden Theilnahme des Volkes begegnet man im Opern- wie im Concertsaal zumeist nur der Gleichgültigkeit oder der erregungsbedürftigen Ueberbildung eines sogenannten Premièrenpublicums. Von einem einheitlichen großen Zuge, der Schaffende und Genießende zugleich erfüllte, ist wenig zu spüren, und nur spärlich sind die Zeichen, welche zur Hoffnung berechtigen, daß die musikalische Kraft der Nation in Bälde zu jener Steigerung und Vollentfaltung gelange, aus der allein die Entstehung einer neuen Kunst zu erwarten ist. Darin aber, in der Fähigkeit zur Weiterentwicklung, liegt die zuverlässigste Bürgschaft für das Leben einer Kunst. Wo diese Triebkraft fehlt oder sich als zu schwach erweist, da liegt die Gefahr nahe, daß die Kunstpflege dem Spieltriebe verfalle und die Kunst selbst ein Scheindasein führe, das man kaum ein Leben, sondern im günstigsten Falle nur ein Treiben nennen kann. Unsere Zeit ist dieser Gefahr nicht entgangen, und als ein bloßes Musiktreiben erscheint uns das vielgerühmte Berliner Musikleben in dem Augenblicke, da wir das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts beginnen.

Das Wort ist hart und bedarf in seiner Bündigkeit, als Urtheil über so viele und so verschiedenartige Erscheinungen, im Einzelnen natürlich der Einschränkung; aber trotzdem glauben wir es, um einiger Ausnahmen willen, nicht unterdrücken zu dürfen, da es den Gesammtcharakter des Berliner Musikwesens nach unserem Ermessen richtig kennzeichnet. Es zu erläutern und zu begründen, wird der nachfolgende Bericht über die musikalischen „Ereignisse" während der ersten Hälfte der Spielzeit, October bis December 1890, reichlich Gelegenheit bieten.

Zunächst ein wenig Statistik. Die Concertzeit wurde diesmal schon am 4. October eröffnet. Von jenem Tage ab bis zur Jahreswende hat Berlin zehn große Orchesterconcerte, neun Choraufführungen, sieben Quartettabende und über fünfzig Solistenconcerte erlebt. Rechnet man dazu noch die populären Wochentagsconcerte des philharmonischen Orchesters, welche sich in bemerkenswerther Weise über die Durchschnittshöhe derartiger Veranstaltungen erheben und beinahe durchweg nur classische oder gediegene moderne Musik pflegen, so erhält man die runde Zahl hundert: hundert Concerte in achtundachtzig Tagen. Dabei sind die Wohlthätigkeits- und Kirchenconcerte, die musikalischen Unterhaltungsabende in der Philharmonie und im Concerthause nicht in Betracht gezogen. Die Frage, ob dieser unmäßigen Ausdehnung des Concertwesens das musikalische Bedürfniß der Reichshauptstadt entspricht, darf ruhig verneint werden. Berlin

ist zur Zeit weder groß noch reich, noch müßig und überbildet genug, um einen solchen Musiksegen ohne Gefahr zu ertragen, und es ist ein offenes Geheimniß, daß nicht nur die Mehrzahl der Solisten — und darunter oft treffliche Künstler — bei ihren Concerten kaum auf die Kosten des Abends kommen, sondern daß auch die Aufführungen großer und interessanter Chorwerke beim Publicum nicht genügend Theilnahme finden, um die Concertgeber vor beträchtlichen Geldeinbußen zu bewahren. So bedurfte es jüngst der Opferfreudigkeit eines begeisterten Musikfreundes, um in Berlin, das dem äußeren Anscheine nach doch eine Musikstadt par excellence sein müßte, eine erste Aufführung von Hector Berlioz' dramatischer Legende, „Faust's Verdammniß", zu ermöglichen, da auf eine Deckung der bedeutenden Kosten durch die Einnahmen von vornherein nicht gerechnet werden konnte.

Es ist einleuchtend, daß dieses Mißverhältniß zwischen den Bestrebungen oder der Geschäftigkeit der Musiker und Musikdirectionen einerseits und dem Interesse der Zuhörer andererseits für eine gesunde und gedeihliche Entwicklung der Musikpflege nur von sehr nachtheiliger Wirkung sein kann, da dadurch die feinen Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Leben gestört werden. Wer aber aus Geschichte oder Erfahrung den Werth lebensvoller Anregung für die Kunst, die Bedeutung künstlerischer Erziehung für das Leben zu bemessen weiß, wird aus einer fortdauernden Gefährdung ihrer Einheit sowohl für die Musik als für das moderne Leben nur Schädigung erwarten. Solchen Schaden weist unsere Concertmusik und ihre Pflege nach allen Seiten hin auf, und es ist wahrlich nicht Schwarzseherei, wenn man am Leben dieser Art Musik zu zweifeln wagt. Wir haben Theater, welche ausschließlich dem modernen, zeitgenössischen Drama geweiht sind und die dabei trefflich gedeihen. Es ist sehr fraglich, ob irgendwo im Deutschen Reiche eine Concertleitung sich fände, die den Muth hätte, die gleiche Begünstigung der zeitgenössischen Musik zu Theil werden zu lassen; aber ganz außer Frage steht, daß ein solcher Wagemuth an der Gleichgültigkeit des Publicums zu Falle käme. In Berlin wenigstens wäre solchem Neuerer mit Sicherheit ein baldiger Untergang zu prophezeien. Mag nun die Musik oder das Publicum an diesem Mißstand Schuld tragen, gleichviel: als ein Zeugniß blühender Frische und Vollkraft für unser deutsches Musikleben wird er keinesfalls gelten können.

Wir haben lange bei dieser unerfreulichen Betrachtung verweilt. Aber es scheint uns, daß diese eigenthümlichen, unnatürlichen Verhältnisse des heutigen Musikwesens nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung und den Charakter unserer Musik geblieben sind. Es war daher unerläßlich, sie zu berühren, zumal aus solcher Erörterung sich auch am sichersten der Maßstab erkennen läßt, nach dem hier Künstler und Kunstwerke beurtheilt werden sollen. Ein Maßstab, der natürlich anders beschaffen ist als der, nach dem die Tageskritik von Fall zu Fall Lob und Tadel vertheilt.

Und nun zur Sache! Die Oper, die sich rüstig emporarbeitet und der für einzelne ihrer Leistungen in dieser Spielzeit selbst ihre strengsten Richter und Splitterrichter die Anerkennung nicht versagen konnten, hat uns vier Werke gebracht, die nach Maßgabe der Verhältnisse als Neuheiten gelten mußten: Marschner's „Vampyr", Weber's „Oberon" mit den Wüllner'schen Recitativen, Wagner's „Tannhäuser" in der Pariser Bearbeitung und endlich Ditterdorf's „Doctor und Apotheker". Ganz neu war für das Berliner Opernhaus unter diesen Werken nur der „Vampyr", der am 28. März 1828 zu Leipzig seine erste Aufführung erlebte und mithin volle zweiundsechzig Jahre an den Pforten der königlichen preußischen Hofbühne auf Einlaß harrte. Die Oper von Dittersdorf war seit Beginn der fünfziger Jahre aus dem Spielplan verschwunden, also unserer Generation so viel wie unbekannt. Die Pariser Bearbeitung des „Tannhäuser" stammt aus dem Jahre 1861, Wüllner's Versuch, den Schwanengesang Weber's durch Hinzufügung von Recitativen bühnenmäßiger zu gestalten, datirt etwa zehn Jahre zurück. Sollte Jemand versucht sein, aus diesen Jahreszahlen auf eine besonders starke Aeußerung des Lebenstriebes im modernen Berliner Musikleben zu schließen? Wir bezweifeln es.

Marschner's „Vampyr" erfreute sich der endlich erlangten Gastfreundschaft nicht lange; er erlebte nur drei Vorstellungen und verschwand bald wieder von der Spielordnung. Begreiflich genug, da unsere Zeit über der Erkenntniß all' der Schrecken und Entsetzen, welche sich in der Alltäglichkeit des Lebenskampfes offenbaren, der empfängliche Sinn für die Schauer einer phantasiegeborenen Uebernatur verloren ging. Heute, da wir durch den Roman und durch die Bühne eine immerfort sich steigernde Einsicht in das Wesen und Leben der „menschlichen Bestie" gewinnen, bedarf es keiner geheimnißvollen Vampyrgeschichten mehr, um uns das Gruseln zu lehren. Der Musik Heinrich Marschner's in diesem Werke vermag man besten Falls die gelehrte Theilnahme des Musikforschers entgegen zu bringen, da unsere Zeit selbst über die Meisterwerke dieses im „Vampyr" sich ankündigenden romantischen Kraftstils, über Marschner's „Hans Heiling" und Richard Wagner's „Fliegenden Holländer" lange hinaus ist. Das aber sollte bei den jetzt so beliebten „Ausgrabungen" als Gesetz gelten: nur Werke von ausgesprochener Eigenart, Schöpfungen eines durchgebildeten, in sich vollendeten Kunststils, Opern, die als letzter und stärkster Ausdruck einer vergangenen Kunstepoche gelten können, haben ein Anrecht darauf, in die Oeffentlichkeit wieder eingeführt zu werden, denn nur von solchen läßt sich eine befruchtende Anregung für die moderne Musik, oder zum mindesten ein erziehender Einfluß auf die Hörer erwarten. Wird von der Erfüllung dieser Vorbedingungen abgesehen, so ist die Aufführung alter Opern eine gelehrte Spielerei oder ein leerer Zeitvertreib, nur dazu angethan, die musikalische Bühne ihren wirklichen Aufgaben und dem Leben zu entfremden. Was Marschner's „Vampyr" betrifft, so entspricht er, trotz aller Schönheiten im Einzelnen, den oben aufgestellten Anforderungen in keiner Weise, und das werthvollste Ergebniß der Aufführung war wohl die überzeugende Belehrung, daß wir im Schöpfer des „Hans Heiling" nicht nur das bedeutsame Mittelglied zwischen Weber und Wagner, sondern auch den unmittelbarsten und einflußreichsten Vorgänger Lortzing's zu verehren haben.

Ein besseres Schicksal als dieses düstere, romantische Nachtstück hatte dessen sonniges, in zauberhafter Schönheit erscheinendes Gegenbild, der „Oberon", der es in kurzer Zeit auf einige zwanzig Aufführungen brachte. Mag dahin gestellt bleiben, ob dieser für unsere Verhältnisse außergewöhnliche Erfolg mehr der herrlichen Musik C. M. von Weber's oder der kostspieligen Ausstattung mit ihrer Farbenpracht und ihren Lichterspielen zu danken sei. Auch die wichtige, gerade in diesem Falle ernstlich sich aufdrängende Frage nach dem Werth und der Berechtigung eines solchen übermäßigen Scenenprunkes muß für heute unerörtert bleiben. Dagegen können wir uns ein Wort über die musikalische Bearbeitung nicht versagen. Dieselbe besteht in der Ersetzung des gesprochenen Dialogs durch Recitative. Wüllner hat dazu Motive aus der Partitur und gelegentlich auch melodisches Material aus anderen Weber'schen Tonstücken benutzt und in sehr geschickter Weise verwerthet. Er hat dafür bei der Presse viel Lob geerntet. Trotzdem erscheint es uns fraglich, ob die Folgezeit dieses Urtheil bestätigen und ob die Wüllner'sche Bearbeitung dauernd sich behaupten werde. Ganz abgesehen davon, daß an einigen Stellen die sonst mit Recht gerühmte Anpassung an die Schreibweise Weber's doch nicht so gelungen ist, um ein feines Stilgefühl täuschen zu können, und daß einzelne Scenen, wir denken dabei namentlich an die Episode in Tunis, durch die Musik eine unverhältnißmäßige Ausdehnung erhalten, wird sich die Umarbeitung des duftigen Märchenspiels in eine große romantische Oper aus dem Grundcharakter des Stückes schwerlich rechtfertigen lassen, und was das Werk durch die bedeutende Verschleppung im Tempo der Handlung an Frische, Lebendigkeit und Zauberhaftigkeit verliert, wird nicht aufgewogen durch die äußerliche stilistische Einheit. In München, wo man mit der Wüllner'schen Arbeit schon vor zehn Jahren einen Versuch machte, ließ man nach kurzer Zeit die Recitative wieder durch den Dialog ersetzen und behielt nur die Uebersetzung und treffliche scenische Einrichtung von Franz Grandaur bei, die musikalische Ergänzung aber wanderte ins Archiv, wo sie anderen derartigen „Bearbeitungen", wie z. B. den Recitativen Heinrich Proch's zu Nicolai's „Lustigen Weibern" Gesellschaft leisten kann.

Das wichtigste Ereigniß im Opernhause war aber natürlich die Aufführung des „Tannhäuser“ in der Form, die ihm der Meister gegeben, als er sein volksthümlichstes Werk im Jahre 1861 für die Pariser große Oper herrichtete. Diese neue Fassung, welche Wagner in seinen gesammelten Schriften als „einzig gültig“ für die Aufführung bezeichnet, unterscheidet sich von der ursprünglichen Gestalt der Oper vornehmlich durch die breitere Ausführung der beiden ersten Scenen: des Bacchanals im Hörselberge und der Zwiesprache zwischen Venus und Tannhäuser. Von weniger eingreifender Bedeutung sind einige Aenderungen und Auffrischungen in den folgenden Acten, obwohl auch in diesen Kleinigkeiten die sichere Hand des mit gereifter Einsicht nachbessernden Künstlers bemerkbar ist. Dagegen bekam das Werk für Berlin einen ganz neuen Anblick durch die Beseitigung der bisher beliebten zahlreichen, zum Theil sehr widersinnigen „Striche“, d. h. Abkürzungen, und die Wiederherstellung des Textes zu der Vollständigkeit, die ihm sein Schöpfer 1845 gegeben und durch seine Bearbeitung im Jahre 1861 als seinem künstlerischen Willen entsprechend anerkannt hatte. Was das heißen will, vermag nur Der voll zu würdigen, der das große Finale des zweiten Actes, dessen Wirkung nicht zum wenigsten in der breiten Anlage und dem mächtigen Aufbau des Ganzen liegt, früher hier in seiner, ohne Rücksicht auf Ebenmaß und Verhältniß der einzelnen Theile verkürzten Form kennen gelernt hat. Nicht ganz so einig wie in der Anerkennung der hierin geschaffenen Besserung sind die Stimmen, wo es sich darum handelt, die Vorzüge der ursprünglichen Form und der Pariser Bearbeitung gegen einander abzuwägen. Die einfachere und kürzere Fassung der Venusbergscenen, wie sie Berlin seit 1856 kennt, hat viele und beredte Vertheidiger gefunden, und ihre Einwürfe gegen die nachcomponirten Stücke lassen sich nicht so leicht zurückweisen. Zunächst ist wohl zuzugestehen, daß durch die Erweiterung der beiden ersten Scenen auf den doppelten Umfang die Oekonomie des Dramas etwas gestört ist. Aber andererseits sollte auch anerkannt werden, daß die Charaktere der Venus und des Tannhäuser wesentlich vertieft sind und die Handlungsweise des Letzteren nunmehr besser begründet erscheint. Auch kann es nur als Vorzug gelten, daß der Sängerkrieg auf der Wartburg etwas gekürzt ist und nun einzig und besser der Entfaltung der Hauptcharaktere dient. Kaum zu entkräften ist der Vorwurf der Stilmischung; denn in der That sind durch die neue Fassung in den „Tannhäuser“, der von Haus aus zwischen zwei Stilarten, der romantischen und derjenigen der großen Oper, unruhig schwankte, Elemente des neuen musikdramatischen Stiles gekommen. Da aber dieselben nur in den Scenen am Liebeshofe der Venus, die sehr wohl eine besondere charakteristische Färbung vertragen, zur Herrschaft kommen und auch hier vornehmlich in der Art und Weise sich kundgeben, wie Wagner das thematische Material der alten Oper umbildet, wird der Eindruck stilistischer Ungleichheit etwas verwischt und nur das Preislied auf die Liebesgöttin mit seiner billigen Melodik stört den Einklang in der Ausdrucksweise erheblich. Doch was wollen alle diese Mängel und Ausstellungen besagen gegen die Thatsache, daß wir in den beiden später hinzugefügten Scenen des „Tannhäuser“ eine der großartigsten und jedenfalls die farbenprächtigste Schöpfung des gereiften Meisters besitzen!

Ueber die Neuaufführung der komischen Oper „Doctor und Apotheker“ von Karl Ditters von Dittersdorf können wir uns kurz fassen. Das köstliche Werk, das wie der „Figaro“ Mozart's im Jahre 1786 entstanden ist und nur zweiundeinhalb Monate nach dieser Meisteroper seine erste Aufführung erlebte, gehört zu den Schöpfungen jenes Schlages, denen eine unverwüstliche Lebenskraft innewohnt, so daß man von ihnen allzeit eine fördernde Anregung erwarten darf. Unsere Tonkünstler könnten viel, sehr viel von dem alten Dittersdorf lernen; in der treffenden und knappen Charakteristik seiner Figuren steht er jetzt noch unübertroffen da.

Macht sich auf dem Gebiete der Oper zwar wenig Leben, aber doch immerhin einige Bewegung und das lebhafte Bestreben nach Besserem bemerkbar, so herrscht dagegen über unseren großen Chorinstituten völlige Ruhe und der Frieden des Kirchhofes.

Wer von Wien, von München oder aus den rheinischen Städten nach Berlin kommt und sich die Mühe nimmt, die Beschäftigung der Singakademie und des Stern'schen Vereins scharf ins Auge zu fassen, der wird sich über die Langsamkeit der musikalischen Entwicklung in der Reichshauptstadt verwundern. Ist er aber ein Culturhistoriker, so wird er sich nicht wenig freuen, daß man zu seiner Belehrung ein Stück altväterischen Musikwesens genau und treu so forterhalten hat, wie es in der „guten alten Zeit" der vierziger Jahre ausgesehen haben mag. Wir wollen heute nicht näher auf die Thätigkeit der beiden Vereine eingehen, sondern unseren Bericht darüber bis zum Abschluß der winterlichen Concertzeit verschieben; hoffentlich bieten die nächsten Aufführungen Gelegenheit, unser Urtheil zu modificiren. Bezeichnend aber müssen wir es doch heißen, daß Berlin die einzige bedeutende Chorneuheit, die es in diesem Winter zu hören bekam, nicht einem jener großen und reichen Vereine zu danken hat, sondern einer Gesellschaft, die lange nicht über so viele Chorkräfte und Geldmittel verfügt: dem Richard-Wagner-Verein Berlin. In Wahrheit war die Aufführung der dramatischen Legende „Faust's Verdammniß" von Hector Berlioz unter der Leitung des Professors Karl Klindworth das einzige „Ereigniß", das während der drei ersten Concertmonate auf dem Gebiete des Oratoriums zu verzeichnen ist. Der Erfolg war denn auch ein so starker, daß der Verein es wagen konnte, dem Wunsche der Presse zu willfahren und eine zweite Aufführung stattfinden zu lassen. Da aber wurden die kläglichen Folgen der übermäßigen Berliner Musikmacherei, jener Eingangs berührte Mangel an lebendigem Musiksinn wieder einmal offenbar: das Werk, dessen Stoff jeden gebildeten Deutschen anziehen mußte, dessen eigenartige, meisterliche musikalische Gestaltung von der Kritik ziemlich einhellig anerkannt worden war, fand nicht so viel Theilnahme als erforderlich ist, um den Saal der Philharmonie ordentlich zu füllen. Trotzdem darf man von einem glänzenden Erfolg des Werkes reden, denn die Hörer ließen es beide Abende an rauschendem Beifall nicht fehlen und verlangten die Wiederholung verschiedener Nummern. Die „damnation de Faust", welche in Paris bereits über ein halbes Hundert Aufführungen erlebte, verdient aber auch unsere Bewunderung vollauf. Sie ist nicht nur eine sehr interessante, die starke Eigenart und die große Begabung des Tondichters ebenmäßig bekundende Arbeit, sondern eine Schöpfung von so kecker, lebensvoller Auffassung, von so persönlicher Empfindung und von so gewaltiger Gestaltungskraft, daß sie noch heute frisch und neu erscheint, während andere, berühmtere Werke gleichen Alters in ihrer Wirkung bereits zu verblassen beginnen. Berlioz ist zu seinem Werke geschritten unter dem gewaltigen Eindruck, den die Faustdichtung Goethe's auf ihn und seine Zeitgenossen machte; aber von dem ursprünglichen Plane, nur Scenen der Goethe'schen Tragödie in Musik zu setzen, dem sein 1828 in Partitur erschienenes opus 1, „huit scènes de Faust", die Entstehung verdankt, wich er später, als er sich anschickte, seine Jugendarbeit zu einer großen, einheitlichen Tondichtung umzuschaffen, gänzlich ab und gestaltete sich seine „dramatische Legende" frei nach den Wünschen und Bedürfnissen seines musikalischen Genius. Es ist daher schlecht angebracht, seine Figuren an den Goethe'schen Originalen zu messen und den Kunstwerth seines großartigen musikalischen Weltbildes, seiner fein durchgeführten Seelengemälde des Faust und der Margarethe, seiner glänzenden Charakterstudie des Mephisto durch die Vergleichung mit dem größten Gedicht der deutschen Literatur herabsetzen zu wollen. Berlioz' Tondichtung und ihre Helden haben eigenes, individuelles Leben. Soll man aus dem überreichen Schatz, den die vier Theile des Werkes bergen, die kostbarsten Stücke herausheben, so wird man in erster Linie die farbenprächtigen Schilderungen: Bauerntanz, Rakoczimarsch, Einschläferung Faust's, Sylphentanz, Irrlichtermenuett und vor Allem die Höllenfahrt nennen. Nicht minder bedeutend sind aber einzelne der rein lyrischen Nummern, so namentlich die stimmungsvolle Composition der Ballade vom „König in Thule" und die von wahrhaft erhabenem Geiste erfüllte „Beschwörung der Natur". Angesichts solcher Eingebungen, wie diese wunderbar tief empfundene Scene und das geniale Mephistoständchen, will es wenig bedeuten, daß die Liebesscene mißglückt ist und daß

auch Gretchen's Klage um die verlorene Ruhe ihres Herzens den Charakter einer auf unmittelbare Wirkung abzielenden Opernnummer nicht ganz verleugnen kann, und wir lernen begreifen, wie Hans von Bülow den Franzosen Berlioz als denjenigen Tonmeister bezeichnen konnte, „der Beethoven am tiefsten nachempfunden und nachgedichtet hat."

Neben diesem Meisterwerk, das Dank Klindworth's feinsinniger Leitung und der hervorragenden Leistungen namhafter Solisten (Faust: Nicolaus Rothmühl, Margarethe: Emilie Herzog, Mephisto: Emil Blauwaert) in vorzüglicher Weise zur Aufführung gelangte, vermochten nur ein wenig bekanntes Oratorienfragment „Christus" von Mendelssohn-Bartholdy und Händel's „Acis und Galathea" mit neuer Instrumentation von Felix Mottl unsere Theilnahme tiefer zu erregen. Beide Werke wurden durch den jungen Philharmonischen Chor (Dirigent: Siegfried Ochs) in trefflicher Weise zum Vortrag gebracht. Der Arbeit Mottl's, welche den Zeitcharakter des Händel'schen Schäferspiels, das Rococo der Composition etwas stört, aber dafür deren dramatische Eindringlichkeit verstärkt, ist großes Geschick und ein guter Geschmack nachzurühmen. Am Schlusse sei auch der frischen Leistungen der Berliner Liedertafel (Dirigent: A. Zander), die mit Heinrich Hofmann's dankbarem Chorwerke „Harald's Brautfahrt" einen vollen Erfolg hatte, ein Wort der Anerkennung gewidmet.

Unter den großen Orchesterconcerten nehmen in der Gunst des Publicums noch immer diejenigen, welche die Concertdirection Hermann Wolff unter der Leitung Hans v. Bülow's in der Philharmonie veranstaltet, die erste Stelle ein. Die geniale Persönlichkeit ihres Leiters sichert diesen Philharmonischen Concerten, deren bis zur Jahreswende fünf stattfanden, ihren Vorrang im Berliner Musikleben, trotzdem die Leistungen des Orchesters, was Tonfülle und Klangschönheit betrifft, mit denjenigen der königlichen Capelle nicht wetteifern können. Den Haupttheil der Programme nehmen die Symphonien unserer Classiker ein, und wer da weiß, mit welchem meisterlichen Geschick Bülow seinen Hörern das verwickeltste thematische Gewebe klar zu machen versteht, mit wie viel Geist und Scharfsinn er den Absichten des Tondichters nachzukommen sucht und mit welcher Sorgfalt er seine Orchestervorträge vorbereitet, kann sich nur freuen, daß dieses edelste musikalische Besitzthum der Nation einen so treuen Hüter gefunden. Daß er daneben einer der berufensten Interpreten moderner Musik geblieben ist, hat er auch diesen Winter durch eine herrliche Aufführung des Vorspiels zu den „Meistersingern" und eine ganz unübertreffliche Wiedergabe der Wagner'schen „Faustouverture" erwiesen. Weniger glücklich dagegen zeigte sich seine Hand in der Wahl der Novitäten, die er einer Aufführung unter seiner Leitung würdigte; keine derselben hatte einen nachhaltigen Erfolg. Eine „Serenade" von Robert Kahn, der im Vorjahre durch verschiedene Compositionen das Interesse der musikalischen Kreise erregt hatte, fiel ziemlich ab. Wer bei nachtschlafender Zeit auszieht, um Musik zu machen, dem muß die Liebe im Herzen oder der Schalk im Nacken sitzen, wenn er will, daß Jemand auf ihn achten soll; dem viersätzigen Opus von Kahn fehlt es aber durchweg an einer tieferen Empfindung und trotz aller Orchesterkünstchen auch an Erfindung. An letzterer mangelt es zwar der „Norwegischen Rhapsodie" von J. Svendsen und ihrem Gegenstück, der „Slawischen Rhapsodie" von A. Dvořák keineswegs, wohl aber an einem bedeutenderen Lebensgehalt; es sind beides gut gearbeitete, hübsch klingende, aber allzu lose gefügte Zusammenstellungen nationaler Volksweisen, die einen tieferen Eindruck nicht zu hinterlassen vermögen. Der Titel „Rhapsodie" erscheint uns bei derlei Erzeugnissen nur als ein der Tagesmode entsprechender Ersatz für das verächtlich gewordene Wort — Potpourri. Eine Ouverture zu „Antonius und Cleopatra", ein neues Werk Anton Rubinstein's, fand sehr verschiedene Beurtheilungen; keinesfalls kann es zu den besten Würfen des Meisters gezählt werden, weder seinem thematischen Gehalt noch seiner

Form nach, und als Charakteristik der verweichlichten Sprößlinge einer überfeinerten Cultur läßt es sich etwas gar zu russisch, um nicht zu sagen tartarisch, an.

Erfreulicher war die Ausbeute an Neuheiten, welche die fünf Symphonieabende der königlichen Capelle lieferten. Diese Concerte sind nunmehr vom Concertsaal in den Theaterraum des Opernhauses verlegt worden, ein Raumwechsel, der nicht nur in Beziehung auf die verbesserte Schallwirkung zu billigen, sondern namentlich auch deshalb aufs Freudigste zu begrüßen ist, weil die Verfügung über eine bedeutend größere Zahl von Plätzen auch für kleine Börsen den Eintritt ermöglicht. Es ist aber für den Fortbestand dieser Concerte von großer Wichtigkeit, daß sie mit weiteren musikalischen Kreisen wieder Fühlung gewinnen, wie es andrerseits für das Berliner Musikleben nur von Vortheil sein kann, wenn der Klangsinn der Hörer etwas stärker entwickelt wird. Als wichtigste Neuerung im Programm dieser Abende ist die Aufführung einer symphonischen Dichtung von Franz Liszt: „Tasso, lamento e trionfo“ zu bezeichnen, durch welche Herr Sucher sich ein großes Verdienst erworben hat. Eine künstlerische Persönlichkeit von so hervorragender Begabung wie Liszt hat auf alle Fälle ein Recht darauf, vernommen zu werden, und es kann der musikalischen Entwicklung keineswegs frommen, wenn er einfach bei Seite geschoben wird, da der Einfluß seiner Werke, führ' er nun nach rechts oder nach links, nicht aufzuheben ist, falls sie nur lebensfähige Keime in sich tragen. Liszt schrieb seinen „Tasso“ im Jahre 1849 zur Weimarer Goethefeier; vierzig Jahre hat man dem Werke also die geheiligten Räume des königlichen Concertsaales verschlossen und als man ihm endlich die Pforten öffnete, wurde es doch — mit Jubel empfangen. Von den eigentlichen Novitäten, einer Symphonie in C-moll (op. 57) von Aug. Klughardt und einer Symphonie in G-dur (Nr. 2) von Fried. E. Koch, möchten wir der letzteren, als dem lebensfrischeren Werke den Vorzug geben. Es gebricht der Tondichtung des begabten Künstlers, der als Cellist der königlichen Capelle angehört, zwar an einem einheitlichen, das Ganze beherrschenden und zusammenhaltenden Gedanken, so daß sie in vier einzelne Stimmungsbilder zerfällt, allein diese selbst verrathen eine so blühende Einbildungskraft und sind mit so viel Geschick und Geschmack gezeichnet, in so lebhaften Farben gemalt, daß man den rauschenden Beifall, den sie fanden, wohl begreifen kann. Die Symphonie von Klughardt bemüht sich offenbar mehr um Wahrung des alten Symphoniestiles und ist entschieden auch gelehrter und geistreicher gearbeitet, allein dieser Geist ist nicht eben eigenartig zu nennen, und aus solcher Gelehrsamkeit spricht zu viel die kleinliche und äußerliche Art eines Eklektikers. Als einer der schönsten Abende sei zum Schlusse hier der Beethoven-Feier gedacht, welche unter der Leitung des Herrn Kahl eine wohl gelungene Aufführung der „Neunten“ brachte.

Mit einem Worte des Dankes an das Meisterquartett der Herrn Joachim und Genossen, dem wir die schönsten Stunden der verflossenen Concertzeit schulden, wollen wir unsern ersten Bericht schließen, da wir die bedeutsamsten Erscheinungen des Solisten- und Virtuosenheeres einer späteren Besprechung vorbehalten müssen. Von den herrlichen Gaben, die uns dieses berühmteste Quartett des deutschen Reiches spendete, wollen wir nur die ergreifend schöne Wiedergabe des großen A-moll-Quartettes op. 132 von Beethoven und die Aufführung zweier Novitäten hervorheben. Unter den letzteren gebührt dem neuen Streichquintett von Brahms der Vorrang. Es gehört zu den durchsichtigsten und freundlichsten Arbeiten des Tonsetzers und strömt namentlich in den beiden Mittelsätzen, die in dem Brahms besonders eigenen Hell-dunkel gehalten sind, ein stilles Behagen aus. Dagegen erscheint der erste Satz in seinem Versuch, orchestrale Effecte nachzubilden, nicht besonders glücklich und vermag auch trotz der äußerlichen Aufgeregtheit des ersten Themas und der abschließenden Coda den Hörer nicht mit sich fortzureißen. Der vierte Satz, ein kurzes, übermüthiges Tonstück mit einer ungarischen Tanzweise, gibt dem Werke einen unvermutheten Ab-

schluß. Das neue G-dur-Quintett, von dessen Sätzen der dritte den größten Erfolg hatte, der zweite aber uns als der schönste erschien, ist in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln ein echter Brahms. Da wir der ersteren uns mit Freude erinnerten, dürfen wir auch die letzteren nicht ganz verschweigen; als der wesentlichste erscheint uns die im Verhältniß zu den aufgebotenen Kunstmitteln geringe Fülle und Schönheit des Quintettklanges. In dieser Beziehung entsprach das allerdings seinem Gedankengehalt nach ziemlich leicht gewogene neue Es-dur-Quartett (op. 80) von A. Dvořák den Anforderungen besser. Besonders ausgezeichnet durch einen wohlklingenden Quartettsatz ist das durch die treffliche Quartettvereinigung der Kölner Künstler: Holländer, Schwartz, Körner und Hegyesi zum Vortrag gebrachte Quartett in D-dur (op. 32 I) von E. E. Taubert, das sich namentlich nach dem volksliedartigen dritten Satz eines großen Erfolges zu erfreuen hatte, dessen Scherzo mit dem originellen langsamen Mittelsatz wir für eine der glücklichsten Eingebungen der neuen Quartettliteratur halten.

Darin sind wir nun einmal altväterisch, daß uns ein Tonstück ohne Klangreiz, ohne den Zauber einer schönen oder charakteristischen Form nicht weniger verfehlt erscheint, als ein Tonsatz ohne Geist und Empfindung. Dem einen mangeln die Flügel, dem anderen die Kraft, sie zu regen; zum Fluge nach dem Höchsten taugen beide nicht.

Heinrich Welti.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Im preußischen Landtage sowohl als auch im deutschen Reichstage, die ihre Arbeiten nach den Weihnachtsferien wieder aufgenommen haben, muß lebhaften Debatten entgegengesehen werden. Handelt es sich im preußischen Abgeordnetenhause um die in großem Stile geplante Reformgesetzgebung, so wetterleuchtet im deutschen Reichstage bereits die Frage des neuen Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn, in Bezug auf welchen ein vielerörterter Artikel der „Hamburger Nachrichten" die öffentliche Meinung alarmirt hatte. Im preußischen Parlamente ist es vor Allem die Landgemeindeordnung, die trotz ihrem friedlichen Namen mit Zündstoff gefüllt zu sein scheint. Sehr bezeichnend für die Situation ist die Thatsache, daß die conservativen Parteien im Gegensatze zu den liberalen, die auf dem Standpunkte der Regierungsvorlage stehen, eine abweichende Haltung einnehmen, die in den Beschlüssen, welche bisher von der mit der Prüfung betrauten Commission gefaßt worden sind, ihren charakteristischen Ausdruck gefunden hat.

Daher konnte es nicht überraschen, als der Minister des Inneren am Schlusse einer Commissionssitzung im Namen der Staatsregierung erklärte, daß diese gegen die Beschlüsse der Mehrheit der Commission, insbesondere gegen die in ihnen enthaltene Einschränkung der landesherrlichen Befugnisse und gegen die Ablehnung jeder Mitwirkung der Staatsverwaltungsbehörden zu Gunsten einer Erweiterung der Befugnisse der Selbstverwaltungsbehörden Widerspruch erheben müsse und diese Beschlüsse als Grundlage einer neuen Landgemeindeordnung nicht für geeignet erachten könne. Der Conflict ist ein so wesentlicher, daß an eine Nachgiebigkeit von Seiten der preußischen Regierung nicht gedacht werden kann. In einer „inspirirten" Kundgebung wird denn auch von Neuem betont, daß der Minister des Inneren lediglich im Namen der Staatsregierung gesprochen habe, so daß diese ruhig und abwartend dem weiteren Verlaufe der Dinge entgegensehen, sowie annehmen könne, jene Regierungsäußerung werde ihre Wirkung thun. Hervorgehoben wird zugleich, wie bei dem streng collegialen Verfahren, das im preußischen Staatsministerium herrsche, auch bei allen weiteren Verhandlungen der Frage stets das Staatsministerium als solches Stellung nehmen werde, wobei begreiflicherweise dem Minister des Inneren als verantwortlichem Ressortchef ein hervorragender Antheil zufalle. Daß die Staatsregierung möglichen, mit dem Geiste der Vorlagen zu vereinigenden Abänderungsanträgen gegenüber sich entgegenkommend verhalten werde, haben die Aeußerungen eines anderen Ressortchefs, des Finanzministers, bei der ersten Berathung der Steuervorlagen bekundet. Dagegen wird in aller Form darauf hingewiesen, daß die Regierung ihre Absichten nicht in das directe Gegentheil verkehren oder die Vorlagen überhaupt dilatorisch behandeln lassen werde. So erscheint es nur als eine gefällige Redewendung, wenn es als „vorschnell" bezeichnet wird, schon bei dem jetzigen Stadium der Sache von einem „Conflicte" zu sprechen, oder wenn gelegentlich einfließt, daß an die Anwendung irgend welcher „heroischen Mittel" sicherlich noch nicht gedacht worden sei. Dieses „heroische Mittel" wäre aber die Auf-

lösung des Abgeordnetenhauses, falls die conservativen Parteien bei ihrer Opposition beharrten.

Daß die Staatsregierung die Landgemeindeordnung nicht dilatorisch behandeln lassen will, ergibt sich mit Nothwendigkeit aus der Reformbedürftigkeit der ländlichen Zustände in den östlichen Provinzen. Benutzen doch die socialdemokratischen Führer diese von ihnen nach dem üblichen Recepte übertriebene, in den grellsten Farben geschilderte Reformbedürftigkeit bereits als Schlagwort, um ihre Agitation mitten unter die Landbevölkerung zu tragen. In dem betreffenden Aufrufe heißt es unter Anderem: „Unsere Brüder draußen auf dem flachen Lande, die in Ställen und Hütten hausen, deren Lebenshaltung in den meisten Fällen eine menschenwürdige nicht genannt zu werden verdient, die heute noch unter dem Drucke derselben Frohnden seufzen wie damals, als die Leibeigenschaft dem Namen nach noch nicht abgeschafft war, die allen Fährnissen und Drangsalirungen des Großcapitals noch ungeschützter gegenüberstehen als die Arbeiter in den rußigen Fabriken und dumpfen Werkstätten — alle diese armen, ausgebeuteten Landarbeiter sollen zu uns herübergezogen werden; auch ihnen soll der Morgenschein der neuen, der kommenden Zeit gezeigt werden; auch sie sollen wissen, daß sie ein Anrecht haben an der herrlichen Natur, die sie so oft mit blendender Fülle umgibt, ohne daß sie nach den Früchten, welche die Erde uns Allen schenkt, auch nur die Hand ausstrecken dürfen. Unseren Brüdern von dem flachen Lande muß gezeigt werden, daß das sogenannte patriarchalische Regiment, welches von unseren Latifundienbesitzern angestrebt wird, sowohl der Todfeind des Landproletariats als des kleinen Grundbesitzers ist." Wie trügerisch auch der Wortschwall dieser Phrasen ist, thut die Regierung doch nur ihre Pflicht, wenn sie die von ihr als Mängel und Mißstände erkannten ländlichen Verhältnisse nach besten Kräften zu reformiren bestrebt ist. Wie sich bei Gelegenheit des von der Socialdemokratie als Arbeiterfeiertag willkürlich festgesetzten 1. Mai im vorigen Jahre zeigte, daß es nur des entschlossenen Vorgehens und Zusammenhaltens der bürgerlichen Gesellschaftsclassen bedarf, um dem Ansturme der Gegner erfolgreich die Spitze zu bieten, erscheint es auch angemessen, für die berechtigten Beschwerden der ländlichen Bevölkerung Abhülfe zu schaffen, um dann im Bewußtsein des eigenen guten Rechtes jedem ungesetzlichen, willkürlichen Verhalten mit Entschiedenheit entgegentreten zu können.

Im deutschen Reichstage werden neben den Debatten über den abzuschließenden Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn diejenigen über die deutsche Colonialpolitik ein besonderes Interesse beanspruchen, zumal Aufklärungen über die unangenehme Ueberraschung erwartet werden dürfen, die durch die Nachricht von der Rückberufung Emin Pascha's veranlaßt worden ist. Aus dem am 30. December v. J. vom „Reichs-Anzeiger" veröffentlichten Berichte des Majors von Wißmann ergibt sich allerdings, daß der Reichscommissar die Mission Emin Pascha's im Inneren nur unter gewissen Voraussetzungen für beendet erklärt, indem er die Aufgabe der Expedition genau definirt; die Begründung läßt jedoch auf einen tiefergehenden Conflict schließen, der um so mehr bedauert werden muß, als beide Männer wohl berufen wären, ihre reiche Begabung und ihre genaue Kenntniß des dunklen Erdtheils in den Dienst der deutschen Colonialpolitik zu stellen. Der Reichscommissar, dessen Wirksamkeit in der bisherigen Stellung und mit den bisherigen Machtbefugnissen am 1. April d. J. ihren Abschluß erreicht, hat seine Maßnahmen unter eigener Verantwortlichkeit getroffen, so daß die Leitung der deutschen Colonialpolitik die weiteren Aufklärungen abwarten muß. Jetzt bereits kann aber darauf hingewiesen werden, daß im Hinblick auf die vom deutschen Reichstage gewährten Mittel die Colonialverwaltung in Ostafrika vor Allem die Aufgabe hat, die Küste und die zu ihr führenden Karawanenstraßen im Zustande voller Sicherheit zu erhalten. Zurückhaltung in Bezug auf das Innere erscheint, abgesehen von der Sicherung der Karawanenstraßen und etwa noch anzulegender Stationen, zunächst um so mehr geboten, als eine geordnete Verwaltung, wie sie vom 1. April d. J. an in bestimmte Aussicht genommen ist, unter anderen Voraussetzungen gar nicht erfolgen kann. Erst wenn der hauptsächliche Zweck erreicht ist, wären die betheiligten

Factoren in der Lage, ohne jede Ueberhastung sich einem weiteren Ziele zuzuwenden. Eine friedliche Entwicklung des deutschen Colonialbesitzes wäre auf diese Weise am Sichersten gewährleistet.

Im Sinne einer friedlichen Entwicklung der inneren Politik darf auch der Ausfall der jüngsten Ersatzwahlen für den französischen Senat gedeutet werden. Diese am 4. Januar vollzogenen Wahlen haben zu einem glänzenden Siege der Republikaner geführt, die nicht bloß ihren bisherigen Besitzstand behaupteten, sondern zehn neue Mandate gewannen, so daß die republikanische Mehrheit dieser parlamentarischen Körperschaft aus 240 Mitgliedern, die Minderheit aus fünfundfünfzig Parteigängern der Monarchie besteht, während fünf durch den Tod ihrer Inhaber erledigte Mandate noch zu besetzen bleiben. Im Ganzen fanden diesmal achtzig Wahlen statt, von denen vierundsiebzig zu Gunsten der Republikaner ausgefallen sind. Die Erneuerung des Senates findet in der Weise statt, daß alle drei Jahre, abgesehen von den bei der Constituirung dieser Körperschaft auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern, ein Drittel ausscheidet, für welches dann ebenso wie für anderweitig vacant gewordene Sitze Ersatzwahlen stattfinden. Können aber die Republikaner mit Recht einen glänzenden Sieg behaupten, so darf doch nicht übersehen werden, daß der Wahlmodus für den Senat von demjenigen für die Deputirtenkammer wesentlich verschieden ist. Wird letztere auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gewählt, so gilt für den Senat ein ziemlich verwickeltes System; der Wahlkörper besteht nämlich für jedes Département aus den Deputirten desselben, aus den Mitgliedern der General- und Arrondissementsräthe, sowie aus den Delegirten der Gemeinderäthe. Früher entsendete jede Gemeinde, mochte es nun die Hauptstadt selbst oder die kleinste französische Commune sein, einen einzigen Delegirten in den Wahlkörper ihres Départements; seither wurde jedoch durch Abänderung des ursprünglichen Gesetzes insofern ein Ausgleich erzielt, als den einzelnen Gemeinden eine ihrer Größe entsprechende Anzahl von Vertretern gewährt worden ist. Diese Delegirten bilden denn auch bei den Wahlen für den Senat die entscheidende Stimmenmehrheit, so daß in den meisten Fällen die Deputirten und die Mitglieder der Generalräthe nur einen moralischen Einfluß ausüben. Bemerkenswerth ist, daß bei den jüngst vollzogenen Senatswahlen nicht weniger als elf bisherige Deputirte sich um ein Mandat für die andere Kammer bewarben. Der Grund dieses Verhaltens leuchtet jedoch ohne Weiteres ein, wenn erwogen wird, daß die Senatoren im Gegensatze zu den Deputirten, die nur auf vier Jahre gewählt, mit einem neun Jahre währenden Mandate betraut werden. Ebenso muß in Betracht gezogen werden, daß die Erlangung oder Wiedererlangung eines Deputirtenmandates in Frankreich recht kostspielig ist; das allgemeine Stimmrecht setzt eine lebhafte Agitation voraus, bei der häufig nicht bloß die lautersten Mittel zur Anwendung gelangen. Andererseits ist der Wahlkörper für den Senat, wie verwickelt auch die Zusammensetzung selbst sein mag, in Bezug auf die Zahl der Mitglieder viel mehr beschränkt; auch sind die Elemente dieses Wahlkörpers durch ihre Stellung einer gewissen Agitation minder zugänglich.

Trotz allen Verschiedenheiten zwischen dem Senate und der Deputirtenkammer spiegeln aber auch die Ersatzwahlen für die erstere Körperschaft die innerhalb der französischen Bevölkerung herrschende Strömung wider, die eben unzweifelhaft eine den republikanischen Einrichtungen durchaus günstige ist. Die abenteuerliche Politik Boulanger's und seiner Myrmidonen, die den kläglichsten Schiffbruch gelitten hat, trug sicherlich am Meisten dazu bei, schwankende Elemente für die republikanischen Einrichtungen zu gewinnen, während andererseits die Haltlosigkeit der royalistischen und imperialistischen „Thronprätendenten" deren Aussichten auf Wiederherstellung der Monarchie in immer weitere Ferne rückte.

Von den Senatswahlen selbst erregen diejenigen des Conseilpräsidenten und Kriegsministers de Freycinet im Seinedépartement und diejenige Jules Ferry's im Vogesendépartement ein besonderes Interesse. Wie Freycinet kurz vor den Wahlen in einer Ansprache leicht die chauvinistische Note anklingen ließ, wobei man jedoch im Zweifel sein konnte, ob er in seiner Eigenschaft als Conseilpräsident oder als Kriegsminister

sich vernehmen ließ, ermangeln auch die chauvinistischen Organe nicht, die große Mehrheit, mit der Freycinet in den Senat wieder gewählt worden ist, als ein bedeutsames Symptom zu bezeichnen, da gewissermaßen eine nationale Demonstration bezweckt worden sei. Der Wahl Freycinet's im Seinedépartement, das in der Zeit des Boulanger-Taumels noch ganz andere politische „Leistungen" verzeichnen durfte, steht jedoch die Wahl Jules Ferry's, des hervorragendsten unter den französischen Staatsmännern, im Vogesendépartement gegenüber. Es darf daran erinnert werden, wie Jules Ferry bei den letzten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer einem unbekannten boulangistischen Mitbewerber unterlegen ist. Wird nun aber von den Widersachern Jules Ferry's, der es stets verschmäht hat, durch volltönende Worte an die nationalen Leidenschaften seiner Landsleute zu appelliren, hervorgehoben, daß das bei den Wahlen für die Deputirtenkammer geltende allgemeine Stimmrecht die wirkliche öffentliche Meinung deutlicher widerspiegele als das Wahlsystem für den Senat, so handelt es sich doch eben um eine Gegenüberstellung zweier Senatswahlen, so daß diejenige Freycinet's nicht mit anderem Maße gemessen werden darf wie diejenige Jules Ferry's. Man wird denn auch nicht bei der Annahme fehlgehen, daß in den schroffen Urtheilen über den neugewählten Senator die Eifersucht gegenüber dem bedeutenden Staatsmanne eine wichtige Rolle spielt. Noch ist in Aller Erinnerung, wie Jules Ferry als Ministerpräsident gestürzt wurde, weil er in der Tongking-Angelegenheit schwere politische Sünden begangen haben sollte. Obgleich sich damals sehr bald die vollständige Grundlosigkeit der erhobenen Vorwürfe erwies, behielt Jules Ferry doch bis auf den heutigen Tag den Beinamen: „le Tonkinois"; nur daß die noch entschiedeneren Chauvinisten zur Abwechselung auch die Bezeichnung: „le Prussien" wählten. Diese Behandlung hat sich Jules Ferry dadurch zugezogen, daß er freundnachbarliche Beziehungen mit Deutschland um so mehr für geboten erachtete, als Frankreich in seiner auswärtigen Politik doch auch andere Interessen zu pflegen hat als diejenigen, die sich aus den Revancheideen ergeben, so daß es nicht unablässig „hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen" hinblicken darf. Zu seinem Schaden unterließ Jules Ferry nicht, in wirklich patriotischer Weise diese Thatsache zu constatiren. In diesen Tagen noch mußte er sich gegen die von der gesammten chauvinistischen Presse erhobenen Anschuldigungen vertheidigen, daß er im Jahre 1885 in der Unterhaltung mit einem Berichterstatter die Ueberlegenheit der deutschen Armee gegenüber der französischen behauptet habe. Diese Organe würden jedenfalls besser daran thun, sich zu erinnern, wie Oberst Stoffel seiner Zeit ebenfalls Berichte über die preußische Armee nach Paris gelangen ließ, deren Nichtbeachtung für Frankreich die verhängnißvollsten Folgen hatte. Unterliegt doch jetzt bereits keinem Zweifel, daß ohne die Isolirung, die Frankreich selbst gewählt hat, die Aussichten der republikanischen Regierung in der ägyptischen Angelegenheit, auf die jenseits der Vogesen das größte Gewicht gelegt wird, vor Jahren sich günstiger gestaltet hätten, falls sie nicht vorgezogen, lediglich der Phantasie einer Allianz mit Rußland nachzujagen.

Die Vorgänge, die sich an die Ermordung des russischen Generals Seliwerstow in Paris knüpften, haben allerdings gezeigt, wie weit entfernt das französisch-russische Bündniß noch von seiner Verwirklichung ist. Mögen immerhin die Pariser Journalisten, die dem Mörder des russischen Generals, dem Nihilisten Padlewski, bei seiner Flucht behülflich waren, in erster Instanz zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden sein; mag auch der Präsident des Gerichtshofes seiner Liebedienerei gegen den russischen Botschafter zu Paris in einer des hohen Amtes eines Richters wenig würdigen Weise Ausdruck geliehen haben: so beweist doch die Theilnahme und Unterstützung, welche der Verbrecher Padlewski nach der Ermordung des russischen Generals sogleich von Seiten der ultraradicalen Presse gefunden hat, eine wie tiefe Kluft das autokratische Rußland von dem mehr als demokratischen Frankreich trennt. Alle Verbrüderungsbankette, alle demonstrativen Kundgebungen bei Theater- und Cirkusvorstellungen werden an dem wirklichen Zustande der Dinge nichts ändern.

Nicht verhehlt werden darf, daß zwischen Rußland und Frankreich auch ohne die Abschließung eines Allianzvertrages im Falle eines europäischen Krieges gewissermaßen eine communio incidens bestehen könnte, insofern Rußland die Durchführung seiner Pläne im Oriente anstreben würde, während Frankreich anderwärts sein Glück versucht. Gegen eine solche Eventualität bietet nun gerade das europäische Friedensbündniß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und Italien die sicherste Garantie, die seltsamerweise durch Frankreich selbst verstärkt worden ist, indem dessen besitzende Bevölkerung sich als ungemein aufnahmefähig für russische Anleihen erwiesen hat. Die Friedensliebe dieser Bevölkerung erhält dadurch eine willkommene Grundlage.

So erweist sich der politische Horizont nach wie vor als ein ungetrübter; der Conflikt, der eine Zeitlang zwischen dem Quirinal und dem Vatican zu drohen schien, war jedenfalls nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu beunruhigen. Wie zutreffend es auch erscheinen mag, daß die Verordnung Leo's XIII., nach welcher für den Besuch der Museen und Galerieen des Vaticans in Zukunft ein Eintrittsgeld erhoben werden soll, im Widerspruche mit dem italienischen Garantiengesetze steht, wäre doch der jüngste Vorgang wenig geeignet, zu einer Haupt- und Staatsaction aufgebauscht zu werden. Obgleich durch das erwähnte Gesetz die Kunstschätze des Vaticans für nationales Eigenthum erklärt werden, hat die italienische Regierung diesmal doch bereits darauf verzichtet, gegen eine Maßregel einzuschreiten, die von Seiten des Papstes eine zu weit gehende Ausübung seiner vermeintlichen Rechte bedeuten soll. Der Einwand der römischen Curie, daß das Garantiengesetz von ihr überhaupt niemals anerkannt worden sei, ist von den der italienischen Regierung nahestehenden Organen dadurch entkräftet worden, daß ein rechtsgültiges Staatsgesetz keiner besonderen Anerkennung bedürfe, daß überdies der Papst von gewissen ihm durch dieses Gesetz gewährten Privilegien bereitwilligst Gebrauch gemacht habe. Von Interesse bleibt jedenfalls, daß die Principienfrage bei diesem an sich nicht bedeutsamen Vorgange aufgeworfen ist, so daß im Vatican kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die italienische Regierung in einem ernsteren Falle die Staatshoheit nicht kränken lassen würde. Wird doch bereits darauf hingewiesen, daß bei einer Erledigung des päpstlichen Stuhles, wie sie unlängst aus Anlaß der erfreulicher Weise grundlosen Nachrichten über den ungünstigen Gesundheitszustand des Papstes zur Erörterung gestellt wurde, die italienische Regierung, auf das Garantiengesetz gestützt, die Souveränetätsrechte des Königs im eigenen Lande zu wahren wissen werde. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob die unversöhnlichen Elemente des Cardinalcollegiums, indem sie nach glaubhaften Berichten den französischen Cardinal Lavigerie zu früh auf den Schild erhoben, ihren Feldzugsplan verrathen haben. Der Anschluß an die republikanischen Einrichtungen, den Cardinal Lavigerie unlängst in ziemlich auffallender Weise vollzogen hat, erscheint in einer eigenartigen Beleuchtung, sobald das Streben des Kirchenfürsten nach der Tiara in Betracht gezogen wird.

Für Italien könnte es jedoch nicht gleichgültig sein, wenn ein französischer Cardinal den päpstlichen Stuhl bestiege, zumal der demonstrative Charakter einer solchen Wahl, die im Widerspruche mit den nur durch wenige Ausnahmen unterbrochenen Traditionen des Cardinalcollegiums stehen würde, offenkundig wäre. Gerade jetzt muß die italienische Regierung Gewicht darauf legen, daß ein Papst italienischer Nationalität gewählt werde, weil andernfalls die unabläßigen Versuche, die von Frankreich aus gegen den Bestand der italienischen Staatseinrichtungen unternommen werden, im Vatican ein noch innigeres Verständniß und einen noch fruchtbareren Boden finden könnten, als dies bisher bereits der Fall war. Im Interesse des religiösen Friedens würde die Wahl eines französischen Cardinals zum Nachfolger Leo's XIII. sehr bedauerlich sein, ja eine ernsthafte Gefahr bedeuten. Deutschland wäre in hohem Maße bei der Lösung dieser Frage betheiligt, die, durch die besseren Nachrichten über das Befinden des Papstes mehr in die Ferne gerückt, immerhin geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Staatsmänner in Anspruch zu nehmen. Die italienischen Mitglieder des Cardinalcollegiums werden allerdings nicht ermangeln, die Pläne Lavigerie's und seiner Anhänger zu durchkreuzen, da gerade das maßvolle Verhalten Leo's XIII.

dazu beigetragen hat, das Ansehen des Papstthums innerhalb der ihm gezogenen Grenzen zu erhöhen. So braucht nur an den Schiedsspruch des Papstes zwischen Deutschland und Spanien in der Carolinen-Angelegenheit erinnert zu werden, einen Vorgang, der nicht ohne Nachahmung geblieben ist, da Leo XIII. unlängst auch berufen worden ist, die zwischen dem unabhängigen Kongostaate und Portugal bestehende Differenz durch Schiedsspruch zu schlichten. Eine derartige versöhnliche Mission ist jedenfalls des Papstthums würdiger als die Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates, mag diese auch nur in so mittelbarer Weise erfolgen, wie in der Angelegenheit des Superior der französischen Nationalkirche in Rom, San Luigi dei Francesi, Abbé Pujol. Dieser wurde jüngst von der französischen Regierung abberufen, weil er seinem Interesse für einige Priester der Diöcese Bayonne, die wegen demonstrativer, ungesetzlicher Agitation für die politischen Wahlen in Frankreich gemaßregelt worden waren, einen allzu lebhaften Ausdruck gegeben hatte. Da der Bischof der Diöcese Bayonne selbst die Ungesetzlichkeit des Verhaltens der ihm untergebenen Priester anerkannt und durch Strafversetzung geahndet hatte, mußte es um so mehr überraschen, als Papst Leo XIII. ihnen Ehrentitel verlieh, als ob er die Einmischung der Priester in die politischen Angelegenheiten indirect billigte. Es fehlte denn auch nicht an Stimmen, die nachdrücklich betonten, daß der Papst nunmehr beide Parteien in Frankreich verletzt habe: die Republikaner, indem er die von ihrem eigenen Bischofe desavouirten Priester auszeichnete, die Monarchisten, indem er dem Cardinal Lavigerie beipflichtete, der seinen Anschluß an die Republik in so überraschender Weise angekündigt hatte. Es empfiehlt sich aber, auf diese Vorgänge als nicht zu unterschätzende Symptome hinzuweisen, wäre es auch nur, um die Gefahr zu betonen, die in der Ernennung des nach der Tiara strebenden Cardinals Lavigerie zum Nachfolger Leo's XIII. liegen würde.

Wenn die Parteigänger dieses Cardinals insbesondere dessen Verdienste in der Antisclaverei-Bewegung rühmen, so liegt darin ein Grund mehr, ihn diesen Bestrebungen zu erhalten. Allerdings werden auch diese besser durch die Ausführung der Beschlüsse der Brüsseler Antisclaverei-Conferenz gefördert werden. Eine Zeitlang drohte das Werk der letzteren vollständig zu scheitern, da die niederländische Regierung ihre Unterschrift verweigerte, während die Generalakte behufs ihrer Rechtsgültigkeit von allen Mächten unterzeichnet werden mußte, die an der Berliner Kongoconferenz theilgenommen hatten. Der Widerspruch der Niederlande war nicht etwa durch die auf Beseitigung des Sclavenhandels abzielenden Beschlüsse der Brüsseler Conferenz begründet, sondern durch die Zusatzbestimmungen, nach denen die Staaten des Kongobeckens berechtigt sein sollen, Eingangszölle zu erheben. Es handelte sich also keineswegs nur darum, daß der unabhängige Kongostaat mit dieser Befugniß ausgestattet werde, während allerdings als gewiß gelten mußte, daß die Existenzbedingungen gerade dieses mit Verwaltungskosten aller Art belasteten Staates die Festsetzung von Eingangszöllen nothwendig machten. Als die niederländische Regierung nach dem Abschlusse der Arbeiten der Brüsseler Conferenz die Unterschrift verweigerte, wurde ihr eine Frist gewährt, vor deren Ablauf dann gewissermaßen im letzten Augenblicke das Versäumte nachgeholt worden ist. Immerhin muß anerkannt werden, daß das Verhalten der niederländischen Regierung durchaus korrekt war, da die von der Berliner Kongoconferenz angenommene Generalakte ausdrücklich die Freiheit der Schiffahrt und des Handels im Kongogebiete festgesetzt hatte. Um so erfreulicher ist daher die Zustimmung aller betheiligten Staaten zu den späteren Beschlüssen der Brüsseler Conferenz, weil dadurch erhärtet wird, in wie hohem Maße das humane Ziel, den Sclavenhandel und die Sclaverei zu beseitigen, bei allen Culturstaaten Anerkennung und opferwillige Unterstützung findet.

Literarische Rundschau.

Neue Novellen.

Neue Geschichten des Majors. Von Hans Hopfen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.
Neue Novellen. Von Margarethe von Bülow. Berlin, Walther & Apolant. 1890.
Florentiner Novellen. Von Isolde Kurz. Stuttgart, J. G. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Will man einen guten Roman im realistischen Sinne mit dem Ausschnitt aus dem Leben vergleichen, den ein Spiegel zurückwirft, so müßte die Novelle ihr Seitenstück finden etwa in den kleinen unruhigen Bildchen, die von den Schliffflächen eines Brillanten widerstrahlen. Auch der Spiegel hat einen Rahmen, mit dem seine enge Welt abschließt, und nur ein Kind tastet auf seiner graden Fläche nach den wahren Dimensionen des Lebens; aber die räumliche Einschränkung bleibt etwas Zufälliges, und die höchste Errungenschaft ist, wenn das Auge das platte Mittel vergißt und im Scheinbilde eine neue Wirklichkeit zu schauen wähnt. Anders bei der Novelle, bei den schillernden Reflexen des geschliffenen Edelsteins; hier ist das Medium nothwendig selbst eine Macht, an den gegebenen Größenverhältnissen liegt Alles: die Fassung im Goldreifen, der vielleicht noch eine schöne Hand ziert, kann nie unwesentlich werden; und selbst ein der Klarheit des Bildes gefährlicher Glanz, eine Beugung des ruhigen Lichtes zu märchenhaft unerwarteten Farben ist man wenigstens gewöhnt, als Zeugniß für die echte Zauberkraft des Königs unter den Steinen mit in den Kauf zu nehmen. Unvergleichlich viel mehr als beim Roman sieht man bei der Novelle die Kunst. Wie schwach sind selbst Romane, die wir zu unsern besten rechnen, im Gesammtbau — und wie sehr wird diese Schwäche überdeckt durch die Fülle der Gedanken, durch das Riesenhafte der Perspective, in der sich der nachschauende Blick willig verirrt, um den Schauer des Gewaltigen, Schrankenlosen auszukosten, den das im Kleinlichen verzettelte Leben in der Wirklichkeit so selten gewährt. Und wie grell, wie widerwärtig sprengt bei der Novelle der geringste Compositionsfehler den Genuß! Das Umgekehrte, der Vorzug vor dem Roman, ist dabei nicht in demselben Maße stark: eine Novelle kann schon ein Muster feiner Formtechnik sein und erwärmt doch noch nicht; unendliche Mühe kann verschwendet sein, und doch kann die Seele fehlen. In der That: die Novelle braucht mehr Kunst und trotzdem im Grunde sogar noch mehr Seele als der Roman, concentrirtere Seele, wenn das Wort erlaubt ist. Und wenn sie alle diese Vorzüge besitzt, so ist sie zwar eine vortreffliche Novelle, aber im Werthe noch lange nicht einem guten Romane gleich. Die höchste sittliche, die Menschheit wahrhaft fördernde Gewalt, das im letzten Sinne Aufrichtende wie Zerschmetternde des großen, weltspiegelnden Epos kann die Novelle ihrer Natur nach niemals erreichen, und wer Novellen schreibt, muß sich in diesem Punkte bescheiden. Wäre nur wenigstens die Erkenntniß allgemein verbreitet, wie außerordentlich schwer die Novelle ist, wenn

sie gut sein soll! Anfänger, die Talent besitzen, sollten strenggenommen nie Novellen schreiben. Fast jeder Anfänger — und der begabteste erst recht — beginnt mit Gedankenfülle und Ueberfluß der Leidenschaft und daneben mit nothwendigem Mangel an formaler Uebung, an Prägnanz der Wiedergabe dessen, was er innerlich schon besitzt. Die Novelle aber ist die erwählte Kunstform der höchsten künstlerischen Reife — wenn das soeben Gesagte nicht zu schwarz sieht, schon mit einem kleinen Stich zur Resignation, zur Ueberreife. Als solche wollen wir sie verehren und vertheidigen, aber wir wollen nicht blind dafür sein, daß ein großer Theil der bitteren Anklagen, die in neuerer Zeit gegen die ungeheure Novellenfluth des Tages erhoben worden sind, nur zu berechtigt ist.

Die drei Novellensammlungen, die ich besprechen will, streben wie die Richtungen der Windrose auseinander. Sie vergegenwärtigen drei vollkommen verschiedene Stilarten mit annähernd gleicher Vollkommenheit. Und sie vergegenwärtigen sie um so deutlicher, als jede ein Strauß ist, in dem doch jede Blüthe unverkennbar derselben Ordnung angehört. Hans Hopfen vertritt einen Typus, den ich mit einigen sogleich zu gebenden Einschränkungen die „deutsche" Novelle nennen möchte. Die Novelle der Margarethe von Bülow, vorhanden in mehreren unter sich sprechend ähnlichen Proben, ist mit voller Energie des berechtigten Nacheiferns die Turgenjew'sche. Die Florentiner Studien der Isolde Kurz endlich führen einmal wieder vor die Frage der historischen Novelle. Lauter Brennpunkte wichtiger ästhetischer Kapitel, wie man sieht, ein heißes Ringen nach dem Pol von drei Seiten aus, und auf allen drei Pfaden, wie sich wohl zeigen läßt, Triumphe und Wunden, die den Preis unentschieden machen, zumal da Besonderes fast persönlicher Art hinzutritt, das wir nicht übersehen dürfen.

Wenn ich Hans Hopfen's Schreibweise kurzweg als „deutsche" bezeichne, so soll das nicht etwa den Werth der anderen Dichtungen als Erzeugnisse deutscher Kunst antasten; es soll nicht einmal im ganzen Umfange ein lobendes Beiwort sein. Hopfen ist in jeder Faser Schüler von Keller. Bei Keller muß man die specifisch deutsche Novelle, die ich meine, als Typus sich herausschälen, dann erkennt man sie immer wieder. Während der deutsche Roman mächtig und immer mächtiger vom Auslande beeinflußt worden ist, hat sie eine ganz und nur heimische Wurzel wie die Lyrik unserer Romantiker, wie die Schreibart unseres Jean Paul. Man braucht nur an die letztere zu erinnern, um sich vor optimistischen Uebertreibungen zu hüten, als wenn das Deutscheste in der Literatur schlechthin immer das absolut Beste gewesen wäre, und man hat ja die Kehrseite an Goethe. Die Art, wie eine Novelle des genannten Typus — wir wollen im Weiteren jetzt bei Hopfen bleiben — einsetzt, wie der Erzähler sich in sein Thema hineinfindet, ich möchte sagen, das Gesicht, das er beim Vortrage macht, wird niemals ein Franzose oder Russe auch nur annähernd gleich herausbringen. Das hebt an mit einer weitschweifigen Gemüthlichkeit, ohne daß man weiß, wohin es will; das erweckt durch den Tonfall Herzenswärme, lange ehe das innere Auge Bilder bekommt; das kann beim besten Willen niemals grell, nackt, bitter werden, und führte auch der Stoff noch so sehr in die Nacht. Zum Theil Ursache davon und jedenfalls eine Hauptsache im Ganzen ist: der Erzähler liebt seine Leser; er will sie weder ärgern noch überraschen, sondern er will sie angenehm unterhalten, — und noch mehr, er liebt seine Helden. Für die schönen Frauen, die er vorführt, schwärmt er selbst. Man hat bei Hopfen das Gefühl, daß eine merkwürdige, irgendwie packende Frau in der Mitte seines Bildes stets Ausgangspunkt seiner ganzen Erfindung gewesen ist. Von ihr strahlt das Licht aus, sie erfüllt das Kunstwerk bis in jede Faser mit ihrem Geiste oder wenigstens mit ihrem Parfum; die Männer sind von Beginn an Nebenfiguren und werden alle stark nach einer Schablone gearbeitet. Die Handlung ist erschöpft, wenn der Frauencharakter vollkommen klar ausgemalt ist; um den Abschluß, um die Lösung des Knotens ist die naive Burschikosität des Vortrags keinen Augenblick verlegen. Legt man das Buch aus der Hand, so fühlt man seltsame Gefühlsassociationen, die mit der Fabel nicht das Geringste zu schaffen haben: man bewun-

dert den Autor, der diese wunderbare Frauengestalt „erobert" hat, ja man glaubt selbst Antheil an der Eroberung zu besitzen, man trägt etwas fast selbstgefällig Persönliches hinein, was gegen alle Mängel der Technik blind macht. Den großen Zauber, den die Manier hat, verkenne ich nicht. Ganz so naiv ist übrigens die Art bei Hopfen nicht mehr, wie es bei Keller der Fall war: er weiß, was er will, er erzählt mit Vorliebe in der ersten Person, um den Eindruck zu verstärken. Diese Kunstform hat noch etwas vom alten Märchen; der Erzähler windet sich, obwohl man weiß, daß er erfindet, unwillkürlich selbst den Nimbus der Heldenthaten ums Haupt. Hier sind es Märchen für ein sehr raffinirtes Publicum, Märchen für eine realistisch geschulte Zeit. Aber der Zauber ist der gleiche, und es ist noch ein ungeheurer Schritt von dieser Kunstform bis zu dem, was die moderne Realistenschule der Russen und Franzosen als Ziel der Kunst bezeichnet, bis zu dem Kunstwerk, das rein aus den Dingen, den Vorgängen wirkt, hinter dem der Erfinder absolut verschwindet. Man müßte eine lange Betrachtung über diese Punkte schreiben, wollte man Allem gerecht werden. Ich deute hier nur an. Hopfen ist ein Dichter, der im Ganzen längst gewürdigt ist. Wo er sich nicht gehen läßt, nicht (wie in dem Roman „Robert Leichtfuß") seine leichtfüßige Muse in ein zu schweres Joch spannen will, bewährt er seinen Ruf, — das gilt auch von diesen neuen Novellen. Die erste, „Uebergangen", ist durchaus Probe auf das oben Gesagte des Princips. Ein Meisterwerk behäbiger Erzählerkunst, dieser Anfang! Sehr bald haftet dann das ganze Interesse an den Frauengestalten. Vom Ersten an, was Hopfen gedichtet, war sein Element das seltsame Gemisch des Prickelnden und doch wieder Gutmüthigen, fast Philisterhaften. Die Weltanschauung geht immer von oben aus. Der „Major" erzählt guten Genossen, Standesgenossen natürlich, beim Rheinwein. Er hat viel erlebt, aber er selbst ist immer gut weggekommen, das gibt den Grundton. Von armen Leuten weiß er nicht viel, höchstens einmal von Mädchen aus dem Volke, und diese Mädchen sind dann immer entzückend schön, kleine Madonnen mit Goldhaar, auf das unter tiefblauem Himmel Blüthenschnee der Obstbäume regnet, wenn sie, selbst sauber gewaschen, am Bache mit der Wäsche beschäftigt sind . . . . die tiefste Lebensweisheit des Majors ist die Toleranz und im Uebrigen das stille Bekenntniß im Sinne Darwins: „Es ist nun so, die Einen fressen, und die Andern werden gefressen." Auf technische Feinheiten darf man die erste Novelle nicht zu genau prüfen. Wer in diesen Punkten sich streng gewöhnt hat, den muß der Leichtsinn schließlich doch erschrecken, mit welchem Dinge, wie die Ich-Erzählung, von unserm Novellisten gehandhabt werden. Zu Anfang erzählt ganz einseitig der Major, und was wir von Andern wissen sollen, das erfahren wir durch direkte Rede. Aber der eigentliche Held ist ein zweiter Officier. Sein Innenleben, seine Abenteuer sind wichtig, und jählings sehen wir auf Seite 61, wie der allsehende Dichter in den Vortragenden fährt und eine ganze Episode aus sich heraus berichtet, die dieser unmöglich so wissen kann. Und ähnlich schwankt das im Weiteren hin und her; bald sucht der Major die seltsamsten, die unwahrscheinlichsten Gründe hervor, um zu beweisen, daß er gewisse Scenen, die er nicht erlebt hat, kennen kann, bald werden uns zu Spannungszwecken wirklich ganze Stücke als „dem Erzähler unbekannt" verschwiegen, bald endlich fällt die Maskerade vollkommen fort und der Poet sieht durch verschlossene Thüren frei hindurch. Schlimm ist das nicht, aber es brauchte nicht so zu sein. Die Novelle vom „polnischen Wachtmeister" will ich nur kurz berühren. Was die Keller'sche Novellenform aus einer dieser bei den Realisten so beliebten Alkoholgeschichten machen kann, ist geschehen. Ob Jemand dabei warm wird, bezweifle ich. Ich will den Alkohol-Problemen hier in keiner Weise das Wort reden. Aber wenn solche Sachen überhaupt künstlerisch gestaltet werden sollen, so scheint mir allerdings dieser leichte Fabulierton der ungeeignetste zu sein. Der Major wird in vornehmer Tafelrunde aufgefordert, noch ein zweites Gläschen Likör nach Tisch zu trinken. Er lehnt ab, aus Princip, und er erzählt als Grund seine Geschichte vom polnischen Wachtmeister, der elendiglich am Trunk zu Grunde geht. Alle fühlen ein sanftes Gruseln — und die Likörflasche kreist weiter. Das ist lustig, wenn man will, aber ich möchte

ein Wort des Dichters hören, das diesen Contrast nicht als den berechtigten anerkennt. Und das ist nur ein Fall, — die ganze Geschichte leidet bei aller dramatischen Kraft an ähnlichen. Wenn es unumgänglich nöthig war, auf diese Dinge hinzuweisen, so ist mit desto größerer Bereitwilligkeit anzuerkennen, wie sehr die guten, die nach jeder Richtung bedeutenden Eigenschaften Hopfen's in der letzten der drei Novellen, „Schneidiges Liebchen" sich zu einem vollen Triumphe vereinigen. Das Humoristische, wie das Romantische der Erstlingsliebe ist entzückend geschildert. Das ist ja nun wieder die ganze prächtige Kraftleistung eines Poeten, der an Keller heraufreicht, wie die tolle Geschichte von dem Gurkengericht in der Cholera vorgetragen wird, wie kein einziger Zug in grobe Situationskomik ausartet, sondern wie Strich an Strich sich mit dem echten Zauber lustigen Lebens reiht. Hopfen ist kein Verschwender bei Naturschilderungen, aber die kurze Schneescene im Morgengrauen ist eine Perle in ihrer Art. Ein Schritt — und aus dem „Abenteuer", aus einer „Weingeschichte des Majors" wäre eine Novelle von kulturhistorischem Werth geworden, eine bitter ernste Satire auf moderne Mädchenerziehung. Das allerdings hat der Dichter nun wieder nicht gewollt. Vielleicht hat er gedacht, die Moral könne sich Jeder selbst ziehen. Aber ich fürchte, aus so friedlichen, so liebenswürdigen Geschichten zieht man keine Moral; das böse Mädchen der Novelle besticht, anstatt abzuschrecken. Wie man sich dazu stellen mag: auf alle Fälle ist diese dritte Novelle ausgezeichnet; sie ist das Beste, was mit dieser Methode überhaupt zu erreichen war. Sehen wir uns jetzt eine andere Methode an.

Turgenjew ist eine Riesenmacht in unserer Novellistik, — das wird erst die künftige Literaturgeschichte voll zu würdigen wissen, die ästhetische Stammbäume entwirft. Wie zu erwarten war, ist sein Einfluß besonders in der schreibenden Frauenwelt ein ungeheurer geworden, dort, wo Tolstoj, wo Dostojewski, wo Balzac und Zola nicht eindringen konnten oder eindringend die Kraft des Gemüthes, die grade die Frau besitzt, lähmten. Das Buch, welches hier Anlaß gibt, des großen Meisters zu gedenken, kann man nicht ohne eigenartige Gefühlserregung zur Hand nehmen. Vor sechs Jahren ist Margarethe von Bülow auf dem Rummelsburger See verunglückt. Jetzt erst kommt ihr Nachlaß ans Licht. Und mit einem Schmerz, der vor der literarischen Ueberproduction des Tages etwas Seltenes geworden ist, darf der Kritiker anerkennen, daß hier in der That die genialste Schülerin des gewaltigen Sehnsuchts- und Resignationsdichters Turgenjew uns entrissen ist. Die That, die zu ihrem frühen Ende führte, war eine echt menschliche, die Rettung eines zweiten bedrohten Lebens. Vor einem Ereigniß solcher Art schweigen die Wünsche; man gedenkt des alten Satzes, daß ein Menschenleben köstlicher ist als tausend Verse — und sei es das Leben des Geringsten. Um so offener darf das Lob sich an das Wenige heften, das jetzt wie eine Stimme aus dem Grabe der jungen Dichterin zu uns kommt. Der Boden, aus dem alle Novellen dieses Bandes erwachsen, ist die zerrissene Weltanschauung beim Uebergange von einer Zeit in die andere, ein Rest von unbeweisbarer Herzenswärme, die mit einem kalten Hauche streitet, den der Verstand als das Berechtigte anerkennt, Zauber der romantischen Sommernacht im Kampfe mit der herben Frühluft, die aber doch schließlich den klaren Tag bringen wird, und, aus der Müdigkeit des Kampfes erwachsend, eine besondere Art von Augenblickspessimismus, der selbst nicht an seine Dauer, seinen absoluten Werth glaubt. Nicht „nach uns die Sündfluth", sondern „nach uns die Glücklicheren" lautet der Trost, — aber für die Generation des Tages ist er nur ein Scheintrost. So Turgenjew, so auch Margarethe von Bülow. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen dieser Art der Lebensbetrachtung in ihrer künstlerischen Verkörperung und der gutmüthig-prickelnden Erzählerweise Hopfen's. Man lese die zweite Novelle „Die Frau". Da ist kein Wort zu viel, keine Stilarabeske, kein Autor, der uns anlächelt. Und doch Blitz um Blitz aus den Tiefen der Weltanschauung und zum Schlusse eine Lösung, die mit voller Gewalt ins Große, Weltüberwindende überlenkt. Es ist klar, daß gerade diese Dichterin, ihrem Vorbilde entsprechend, Fühlung suchen mußte mit den socialen Problemen unserer Zeit. Ueber Worte ist sie dabei in diesen Novellen aller-

dings kaum hinausgekommen; ihr Beobachtungsfeld war noch nicht weit genug. Die Masse mit ihren Gefühlen war ihr fremd; sie kannte vorläufig bloß die „Auch Einer"-Gestalten und die wohlhabenden Gedanken-Pessimisten. Und doch: welche Aussicht für das Höchste, wenn dieser kühle Beobachterblick und dieses warme Herz wirklich ihren Gesichtskreis hätten erweitern können! Oder war dieses junge Mädchen von vierundzwanzig Jahren schon zu früh reif, brach diese Entwickelung vielleicht doch im Höhepunkt ab, handelte es sich dennoch mehr um eine Turgenjew'sche Figur, als um die eigentliche Vollenderin des Dichters? Gewiß wäre nun der schwerste Weg gekommen, wenn es weiter gehen sollte: Vieles, besonders in den socialen Dingen, was noch Wort war, mußte Bild werden; die Weltanschauung der Turgenjew und Schopenhauer mußte verblassen vor dem Wirklichen, vielleicht um dann später noch vertiefter wieder gewonnen zu werden. Wenn man das Märchen am Ende des Buches liest, glaubt man doch wieder, daß das Alles hätte werden können. Umsonst!

Hopfen ist der Erzähler am Weintisch, der uns mit feinen und gewählten Sachen unterhält, aber dafür sorgt, daß wir uns die Freude am Wein nicht verderben lassen. Margarethe von Bülow rüttelt an der Weltordnung, rasselt mit den Ketten, ohne doch noch das erlösende Wort zu finden.

Ein Schritt über sie hinaus würde mitten hinein in die echte *sociale* Novelle führen. Aber die Proben dieser Art sind noch verschwindend gering in der Hochfluth von Novellen, die jeder Tag bringt. Statt dessen drängen Neigung und wohl auch Gefühl für die eigene Kraftschranke immer wieder zahlreiche Kämpfer hinüber ins Gebiet des *Historischen*. Dort ist von Pionierarbeit kaum die Rede: wo drüben höchstens ein paar wilde Rainblumen dem Brachfelde entsprossten, grünt hier ein alter, seit Jahrhunderten gepflegter herrschaftlicher Park. Wo *Isolde Kurz* in ihren „Florentiner Novellen" den Nagel auf den Kopf trifft, da macht sie nur *wieder* gut, was Andere vor ihr schon sehr gut gemacht hatten. Und wo sie stolpert, da trägt gleichsam jeder Stein bereits ein Zeichen, das prüfende Aesthetik längst darauf geschrieben, ein Warnungszeichen vor den unter Blüthen versteckten Gefahren, die dem Dichter drohen, der seine zarten Schmetterlingsflügel an das graue Gewand der Wissenschaft heftet. Die „Vermählung der Todten" zeigt die Schäden wie die Vorzüge der historischen Novelle im Allgemeinen sehr deutlich. Die Einführung ermüdet, weil endlose Erklärungen über geschichtliche Dinge nöthig sind, der Stil ist etwas gezwungen. Ueber diese bitteren Beigaben ist noch nie eine Novelle der genannten Art hinweggekommen, und nur durch eine Concession wird die historische Prosadichtung theoretisch möglich. Nachher folgen hohe und nachhaltige Schönheiten, die entschädigen. Wenn ich noch ein Bedenken hervorhebe, so trifft auch das mehr die conventionelle Methode als die Individualität unserer hochbegabten Dichterin. Auf der einen Seite haben wir eine echte Renaissance-Geschichte, Greuel, die doch mit der Harmlosigkeit des Chronikstils berichtet werden, unermeßliche Schmerzen, die eine Liebesstunde aufwiegt, Menschen mit sechs Messerstichen im Leibe, die ruhig weiter leben, Pestschauer, die Liebende vereinen, Scheintodte, die aus dem Grabe auferstehen, völlige Rechtlosigkeit hier, dort salomonische Weisheit eines Magistrats, die eine fröhliche Lösung schafft. Diese Dinge sind nicht unwahr, sie entspringen echt der Zeit. Aber die Dichterin fühlt, daß uns heute das alles zur rechten Novelle nicht genügt. Sie will vertiefen. Einmal gelingt ihr das gut, in der Rede der alten Dame auf Seite 50 über Frauenloos in solch wilden Tagen. Aber es bleibt bei dem Moment. Statt des tragischen Ausgangs kommt der Schluß, der uns romantisch erscheint, obwohl es in der Zeit selbst dutzendfach so hergegangen sein mag. Die zweite Novelle, „die Humanisten", ist im geistigen Gehalt nicht tief genug ausgebaut; sie spielt mit der Frage, ohne sie zu fassen. Mächtige dramatische Kraft erfüllt dafür den „heiligen Sebastian." Und doch: warum zersplittert sich so viel Können in Novellen, — warum wird aus alledem nicht einmal ein großer, gestaltenreicher Renaissance-Roman? Diese Novellensträuße — um dieses als Schlußwort noch an Alle zu richten — haben überhaupt ihre Schwäche. Unwillkürlich liest man den

ganzen Band hintereinander durch, Bild schiebt sich auf Bild, das Beste des Eindrucks leidet. Je mehr Stücke der Band faßt, desto schlimmer. Schließlich sausen die Novellen am Leser vorbei wie ein Eisenbahnzug, in dessen Fenstern man kaum hier und da ein Gesicht erkennt. Und wenn man nun denkt, wie Zug um Zug rollt, täglich, fast stündlich! Ist es ein Wunder, wenn da die Kritik summarisch wird, wenn sie in so vielen unserer Blätter bloß noch Titelregister ist?

Wilhelm Bölsche.

Titus Ullrich.

Dichtungen. Von Titus Ullrich. Berlin, R. von Decker's Verlag. G. Schenck, Königl. Hofbuchhändler. 1890.

Als zu Beginn der fünfziger Jahre Gottfried Keller in Berlin lebte, gehörte Titus Ullrich zu den Wenigen, mit denen Jener in freundschaftlichem Verkehre stand. Keller, welcher damals, im dritten Stock eines Hauses in der Mohrenstraße, an seinem „Grünen Heinrich" schrieb, war ein Unbekannter, während Ullrich, namentlich von der Jugend jener Zeit, sehr verehrt wurde. Nicht nur, weil er als Kritiker der „National-Zeitung" einen maßgebenden, in hohem Grade fördernden Einfluß übte, sondern vielmehr noch als Dichter. Seine beiden Epen waren dicht vor der Revolution erschienen: „Das hohe Lied" 1845, „Victor" 1848, und wenngleich sie selbst heute beinahe vergessen sind, so darf doch nicht vergessen werden, welch' starken Eindruck auf die damalige Generation sie gemacht haben. „In gedankenreichen, wohllautenden Versen athmeten hier Wunsch und Sehnsucht nach der idealischen Freiheit," sagt von ihnen, in seinen „Erinnerungen", Karl Frenzel[1]), jetzt auch schon seit fast einem Menschenalter der Nachfolger Ullrich's bei der National-Zeitung. „Aus den Irrungen und Trübungen des Lebens, aus dem Labyrinth der Philosophie, aus der Verzweiflung des Herzens erhob sich die Hoffnung auf die Zukunft, das unverjährbare und unverlierbare Recht des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung als leuchtendes Gestirn:

Hoch, flattre hoch, mein Banner! Sei's einem Heer zur Schlacht,
Sei's einem Pilgerzuge durchs letzte Grau der Nacht!
Ins heil'ge Land! Ob fern auch, fern hinter Berg und Thal.
Dort glänzt der großen Zukunft alleiniges Ideal!

„Gewiß", so fährt Frenzel fort, „es gibt nichts Unwirklicheres als dieses ‚heilige Land', als diese Begeisterung ins Blaue hinein, es ist die Wunderblume, die Heinrich von Ofterdingen suchte, hier mit dem Namen Freiheit getauft; aber wir Achtundvierziger sind aus dieser für Real-Politiker und Real-Dichter gegenstandslosen Schwärmerei und Sehnsucht hervorgegangen —" und die Real-Politiker wenigstens sind ehrlich genug, anzuerkennen, wie viel sie der schönen Begeisterung, dem jugendlichen Aufwallen jener Träumer schulden. Was die Real-Dichter, zumal neuesten Datums betrifft, so sind wir dessen nicht ganz so sicher. Doch wir zweifeln, daß aus ihrer trüben Weltanschauung jemals Etwas hervorgehen werde, wie das stolze Werk, an welchem wir, die wir uns zu der Jugend von Achtundvierzig rechnen, Jeder an seinem Theil, ein wenig mitgearbeitet haben. Freilich, in andren Formen und auf andren Wegen, als den luftigen der Dichtung, hat „der großen Zukunft alleiniges Ideal" sich erfüllt, und unter dem blutigen Schimmer und Flammenschein dreier welterschütternden Kriege, nimmt das „heilige Land" sich etwas anders aus, als unter dem Morgenroth der Poesie. Sollten wir darum aber pietätlos genug sein, um nicht immer in Dankbarkeit Derer zu gedenken, die im Volksgemüth den Glauben an die Zukunft nährten und die Hoffnung aufrecht erhielten, da das Morgen

[1]) Erinnerungen und Strömungen. Gesammelte Werke, Bd. I, S. 20.

so freudlos und grau schien wie das Heute? Dies war das Amt und der Beruf der vormärzlichen Dichter, deren Zeit jetzt Vergangenheit, deren Zukunft jetzt Gegenwart geworden ist; und zu diesen Dichtern gehört Titus Ullrich.

Er verstummte, nachdem er sein Lied gesungen, und seit er, 1862, seine Redactionsstellung an der „National-Zeitung" mit der eines literarischen Raths bei der General-Intendanz der Königlichen Schauspiele vertauscht hatte, tauchte sein Name gänzlich unter in einer Art von Beschäftigung, welche, höchst verdienstlich nach innen, nach außen hin sich wenig bemerklich macht. Doch einem jener Ströme gleich, die weite Strecken unterirdisch fortfließen, um plötzlich wieder ans Tageslicht hervorzubrechen, tritt auch Titus Ullrich nach langer Zeit — so lange, daß sie fast traumhaft uns dünkt — noch einmal als Dichter hervor mit einem Bändchen, welches auf kaum mehr als zweihundert Seiten den Ertrag der vielen Jahre gibt. Selten mag das Präcept des Quintus Horatius Flaccus so buchstäblich, über und über befolgt worden sein, wie hier; selten aber auch ist uns eine poetische Gabe geboten worden, die mit voller Reife noch so viel substantielle Kraft und zugleich Süße des Geschmacks verbunden hätte.

Wir sind gegen die Mängel Ullrich'scher Dichtung nicht blind; sie sind hier wesentlich noch dieselben, wie vierzig Jahre früher in seinen beiden Epen: Mängel der Form, welche den Dichter uns sozusagen im Kampf und Ringen mit derselben zeigen. Neben den größten Schönheiten des Verses begegnen plötzlich solche Stellen, in welchen ein Hiatus, ein unechter Reim, ein ungelenker Rhythmus stören — unbegreiflich bei solcher Ausbildung des Gefühls und Gehörs, wenn diese Spuren unvollkommen überwundener Schwierigkeiten nicht vielmehr darauf hindeuteten, daß der Dichter lieber einen formalen Rest lassen, als auf eine Nuance des Gedankens verzichten wollte. Das, was man „schöne Verse" nennt, zu machen „in einer gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt," ist ebenso leicht, als es schwer ist, eigne Gedanken zu haben. Auf die Wiedergabe solchen Gedankeninhalts kam es unsrem Dichter vor Allem an, und man findet daher die Feinheiten seiner Kunst weniger in den äußerlichen Kennzeichen und Merkmalen des Versbaues, als in der geistigen Gewalt über die Sprache. Das Wort, das er braucht, ist niemals allgemein gehalten, sondern eignet nur dem vorliegenden Fall, den es dann aber in seinen leisesten Unterschieden erschöpft: das abendliche Flimmern auf dem Strom „übergittert" die Wogen mit goldnem Netz; am Nachthimmel „entknospet" sich Stern um Stern; am schwindelnden Alpensteg ist „angepflockt" ein magrer Schößling,

wie ein schwaches Ried
Die Grenze zwischen Tod und Leben zieht.

Mit dieser Plastik des Ausdrucks verbindet sich da, wo der Dichter am besten ist, ein Wohllaut, der die Regungen des Herzens mit denen der Natur in einen geheimnißvollen Einklang bringt — jene Melodie,

Nach der begierig weicher Westhauch hascht,
Um sie dem Blätterlispeln sanft zu mischen.

In dem Nachtstück „Adriana" vernehmen wir dies Zusammenklingen und Zusammenstimmen, wie von jeder irdischen Schwere gelöst:

Solche Nacht — in Mondespracht —
In dem magischen Glanze
Dieser Stundenfrist verwandelt wundergleich
Erd' und Himmel: rings die ganze
Weite Welt ein Geisterreich!

Sehnsüchtig durch weite, dunkle Fernen hallt der Ruf: „Adriana", der eine Todte heraufführt und mit ihr den seligen Augenblick ersten Findens: Alles wird lebendig; durch die Schatten

zittert's, flittert's, sprühen
Funken, leuchtet zahllos irres Käferglühen.
Schwellend — schwindend weht die laue Luft
Weckt und neckt die Blumen —

Magnolien und Orangen duften, Lorbeer und Pinien rauschen.

Doch allmächtig über dieser Stimmen Chor
Schwingt das Lied der Lieder sich empor,
Schwebet jauchzend, schmetternd, schmelzend, klagend
In verzückten Tönen Alles, Alles sagend,
Was empfunden je nur Menschenbrust und All:
Dein, dein Hochgesang, holdsel'ge Nachtigall!

Bis Alles sich wieder in dem Namen „Adriana!" verliert, den jetzt nur noch das Echo zurückgibt. Ergreifend klingt dieser Geisterlaut, wie wenn die Menschenseele Zwiesprach halte mit den unsichtbaren Mächten, durch die beiden Strophen, welche, „Herzeleid" überschrieben, sehr lange bevor sie hier in der Sammlung erschienen, Robert Schumann bekannt geworden und von ihm in Musik gesetzt worden sind:

Die Weiden lassen matt die Zweige hangen
Und traurig ziehn die Wasser hin:
Sie schaute trüb' hinab mit bleichen Wangen,
Die unglücksel'ge Träumerin.

Und ihr entfiel ein Strauß von Immortellen —
Er war so schwer von Thränen ja —
Und leise warnend lispelten die Wellen:
Ophelia! Ophelia!

Die Mehrzahl der Gedichte sind von jener Gattung, die man als lyrisch-epische bezeichnet: womit nicht immer gesagt sein soll, daß der Dichter persönlich redend in den Bericht über einen Vorgang eingreife, sondern, daß er den Fortgang der Handlung unterbricht, um in ähnlicher Situation Erlebtes einzuflechten, Selbstempfundnes auszumalen oder Betrachtungen anzustellen, zu welchen der Gegenstand ihn anregt. Unsrem Dichter schwebte das Ideal der poetischen Erzählung vor, in welchem er zugleich „das Lied, das ewig ungesungene", wiederfände,

Das jeder Dichter ahnt, an das er glaubt,

wie er in dem einleitenden Gedicht „Uranio" so schön sagt,

Und das zu singen, Keiner je vermochte,

wie er sogleich hinzufügt.

Er, seinem „Uranio" gleich, „belauschte der Natur beredtes Schweigen," und spricht von einer „Ekstase der Natur, der hehren Heiligen"; aber dieses Lied, das Lied seiner Sehnsucht, vermag auch er, Uranio, nicht zu singen — und ist doch ein Florentiner, ein herrlicher Jüngling der Arnostadt zur schönen Zeit der Renaissance — „Pan lebt!"

Hellenenweisheit schlägt das große, blaue
Minervenauge wieder auf und lehret
Mit holdem Ernst die heitr'e Kunst des Lebens —

Dem modernen Dichter erscheint das „weltlich-heilige Brevier" in den Händen eines sterbenden Mönches —

Gefährte, Freund auf allen Gängen,
Urvater, mild zumal und hehr —
Ja Du, Du bist es, mein Homer . . . .

und von den Höhen des Alpenpasses schaut er hinüber:

Auf jenen Gipfeln ruht der blaue Saum
Des Zauberschleiers, den Hesperien läßt
Vom Haupte wallen wie zu ew'gem Fest.

Es mag auffallen, daß in dieser Sammlung, wenn man sie mit den beiden Jugendepen Titus Ullrich's vergleicht, kaum einer von den Tönen nachhallt, die dort so mächtig angeschlagen worden. Die Begebenheiten einer großen Zeit, die doch gewissermaßen das Thema seiner ersten Gesänge gewesen, sind in diesen Gedichten nur einmal und wie von Weitem berührt, wo dem Schwerte Cato's, dem Mord-

stahl der Lucretia, dem Schierlingstrank des Griechenweisen als das Höhere der Tod des gemeinen Soldaten, des niederen Kriegers gegenübergestellt wird:

Der auf dem Felde der Gefahr
Schlicht, unberühmt und unbeneidet,
Der Heimath fern, der Rettung baar,
Und ohne Klagelaut verscheidet.

Die Wahrheit ist, daß Titus Ullrich niemals, auch nicht im „Hohen Lied" und „Victor", ein politischer, sondern immer ein philosophischer Dichter war — einer, dem es nicht auf den Triumph dieser oder jener Partei, sondern einzig auf den Fortschritt der Menschheit, auf jene Freiheit ankommt, die der Persönlichkeit das volle Maß zur Entfaltung der von der Natur in sie gelegten Kräfte verbürgt. Da, nicht in irgend einem Utopien — im eignen Innern und der harmonischen Uebereinstimmung mit der umgebenden Außenwelt sucht er das Glück. Er kann es darum nicht finden in der mächtigen Stadt

die meine Heimath-Fremde
Seit Jahren schon und die zum Monstrum
Ich mählig schwellen sah.

Sein Heim hier,

Hier in der weiten Stadt der Million,
Der Herberge des ewigen Getümmels,

ist nur ein Nomaden-Heim; das wahre Heim ist nur da

wo Du lebst auf eig'nem Grunde
Ein volles Dasein, wo vielleicht
Schon Deiner Väter Väter wohnten.

Er besingt „die blaue Blume" — nicht jene der Romantik, die hier einst, im märkischen Lande, geblüht; die er meint, ist die Kornblume:

Und gewahret einmal des Greisen Blick,
Auf stillem Pfad vor des Marktes Thoren,
Im Kornfeld zwischen den Halmen verloren,
Die blaue Blume, so lieblich und schlicht,
Verklärt sich wohl sanft sein Angesicht:
Die Blume — ihm dämmert ein holdes Licht —
Sie zaubert ihn aus der Welt der Sorgen
Zurück in des Knaben Paradies,
Auf das der Himmel einst strahlen ließ
Des Lebensaufgangs goldenen Morgen.

Es ist das Lied — „das ewig ungesungne" sagt unser Dichter, „das ewig ungesungne" möchten wir, ihn bescheiden berichtigend, mit Anastasius Grün sagen — das Lied der Sehnsucht, welche stets dieselbe bleibt, mag sie nun vom blühenden Ufer des Arno sich dem Jugendalter der Geister, mag sie von den gilbenden Getreidefeldern in der Umgebung von Berlin sich der entfernten Heimath zuwenden — jener Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, in welches die Menschheit, wenn auch nur auf Augenblicke, zurückzuführen, das schöne Vorrecht des Dichters ist.

J. R.

Literatur und Kunst.

Rauch und Rietschel.

1. Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Zweiter Band. Berlin, F. Fontane. 1891.
2. Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggers. Fünfter Band. Berlin, F. Fontane. 1891.

Die von Friedrich Eggers schön begonnene, von seinem Bruder Karl Eggers liebevoll und würdig fortgesetzte Geschichte Rauch's und seiner Werke erreicht mit dem fünften Bande nun ihren Abschluß. Die eigentliche Biographie war im vierten schon beendet, im vorliegenden liefert der Verfasser einen Rückblick auf Rauch's Entwicklung: nicht eine Wiederholung schon gebrachter Thatsachen und Meinungen, sondern einen neuen Aufbau, wie er speciell ihm, der das Unternehmen ja nur weiter geführt hatte, vor den Augen steht. Es folgt ein chronologisches Verzeichniß der Arbeiten Rauch's. Daran schließt sich ein alle fünf Bände umfassendes Register. Den Schluß bilden 210 Abbildungen in Lichtdruck. Besonders wichtig sind hier die Modelle, welche die früheren Zustände von Bildwerken zeigen, die das Publicum nur in ihrer letzten definitiven Form kennt. Durchblättert man diese Tafeln, so ergeben sich die Wandlungen der Auffassung, der Uebergang des Künstlers vom antikisirenden Stile zum national-realistischen. Das Grabmal der Königin und die Victorien bilden als Mitte seiner Thätigkeit einen sanfter blühenden Garten zwischen dem härteren Wachsthume der übrigen Schöpfungen. Zu vollem Ausdrucke einer nur auf sich basirten Natur steigern sich Rauch's Arbeiten jedoch in keinem Stücke. Keines, in dem nicht der Zeit eine Concession vom Künstler gemacht worden war.

Man darf über einen Mann, der historisch so festbegründet dasteht wie Rauch, unbefangen urtheilen. Unser Lob schenkt ihm nichts, unser Tadel nimmt ihm nichts.

Rauch erscheint weder in seiner Lebensführung noch in den Briefen liebenswürdig. Er erweckt keine Antipathie, aber auch keine Sympathie. Die Notizen seines Tagebuches verrathen nie den Ausbruch überwältigenden Ergriffenseins. Immer stehen ihm die äußeren Bedingungen seiner Existenz klar beleuchtet vor Augen. Rauch's Leben war das ruhige, sichere Ansteigen eines seiner Kraft bewußten großen Talentes. Ehren und Vortheile fielen ihm zu, die die Zeit in natürlichem Wachsthume ihm schenkte. Wie ganz anders geartet, im Charakter sowohl als in den Schicksalen, erscheint Rietschel, dessen Briefwechsel mit Rauch nun ebenfalls im abschließenden zweiten Bande vom gleichen Herausgeber dargeboten wird. Wir haben über den ersten Band seiner Zeit berichtet, der, wie gewöhnlich die ersten Theile von Correspondenzen, lebhafter ergreift, weil er die Briefe der Jugendzeit enthält, in der der Mensch den Drang fühlt, auch seine unklaren Gedanken und Gefühle dem Freunde auszusprechen, während er im Alter oft

sogar das verschweigt, was er klar genug empfindet. Wir empfangen hier als Wichtigstes die Geschichte des langsamen Fortschrittes der Arbeit an Rauch's Friedrichsdenkmal, sowie an Rietschel's Lessing und dem weimarischen Doppelbilde.

Der wahre Werth dieser Publication wird erst erkannt werden, wenn wir über das heutige Kunsttreiben hinaus sind, dessen phantasietödtende Wirkung bereits eingetreten ist, das in seiner Uebermacht aber doch noch einige Zeit dauern dürfte. Die heute fast zum Prinzip erhobene Oberflächlichkeit, das Losgehen auf dekorative Wirkung wäre Rauch wie Rietschel unfaßbar gewesen. Sie empfanden die hohe Verpflichtung ihres Talentes. Rietschel's Geist arbeitete sich in die Gedanken ein, für die eine Form zu suchen war. Wie einfach und ergreifend hat er in der Braunschweiger Statue Lessing hingestellt. Mit dem einen Arme läßt er ihn auf den Stumpf einer abgebrochenen corinthischen Säule sich stützen: deutlicher und verständlicher konnte Lessing's Verhältniß zum Alterthum nicht symbolisirt werden, dessen Reste er wiederherzustellen suchte. Die andere Hand erhebt er zur Brust, auf die sie sich auflegt. Damit war für Lessing's inneres Leben Alles gesagt. In Rauch's Tagebuch steht: „13. November 1855. Mittags von Berlin abgereist. Abends 8 Uhr in Braunschweig. Rietschel's Denkmal Lessing's noch besucht; 14. do., anderen Morgens gegen 7 Uhr eigentlich gesehen, ein normales Werk neuer Denkmale." Rauch und Rietschel bewunderten gegenseitig an einander, was sie nicht besaßen. Rietschel fehlte die Sicherheit, mit der Rauch jede Aufgabe in einfacher Eleganz sofort löste, die Gabe, seine Schöpfungen in die reine, wenn auch etwas kühle Luft zu stellen, in der sich ihre Umrisse zur Geltung brachten. Rauch dagegen beneidete Rietschel um das Gesunddurchschnittliche, das freundliche Element, das seine Gestalten dem Volke theuer und verständlich macht. Rietschel's Lessing ist der Mann, der in einsamer Souveränität die Schicksale überwindet, die die Begleiter seiner Jahre gewesen sind. Rauch's Auffassung Lessing's zeigt ihn am Fuße des Friedrichdenkmals, dessen dem Ausgange der Linden zugekehrte Piedestalseite die populärste des ganzen Aufbaues ist, gleichgültiger. Wie wenig erkennen wir hier den ganzen Mann.

Wieviel Vortheile standen Rauch für Alles, was die technische Seite seiner Thätigkeit betraf, zu Gebote. Wie gut war er pekuniär und gesellschaftlich im Vergleiche zu seinem Dresdener Schüler und Freunde gestellt! Rietschel hat sein Leben lang darunter gelitten, für die edelsten Gedanken oft keine Bestellungen, für seine edelsten Bestellungen aber die nöthigen Bedingungen nicht zu finden, unter denen er sie der vollen Macht seiner künstlerischen Kraft entsprechend ausführen durfte. Seine Klagen, was die Mängel eines genügenden Ateliers anlangt, haben etwas uns Bewegendes. Man empfindet die Kleinheit der Verhältnisse, in denen er lebte. Rauch war hier besser daran. Triumphirend stand er in Berlin da. Umgeben von hochaufragenden Werken seiner Hand, vollendete er endlich noch sein Denkmal Friedrich's des Großen. All der Marmor und die Bronce, die seine Hände geformt hatten, bildeten eine unverwüstlich scheinende Masse blühender Formen, die seinen Ruhm verkündeten. Heute aber schon wird gleichgültig daran vorübergeschritten. Rietschel's Lessing und seiner Dichtergruppe zu Weimar ist etwas dem Volke in die Seele Dringendes eigen, das unter Rauch's stehenden Statuen nur Blücher hat. Was alle Schöpfungen beider Meister aber besitzen und was denen der heutigen Berliner Sculptur fehlt, ist das directe Verwandtschaftsverhältniß zur griechischen Kunst, die, wie die griechische Sprache, unter allem Menschenwerke der Natur am reinsten entsprang und deren Leben und Wirkung unverwüstlich und unantastbar sind. Als Rauch's tiefstes Werk erscheint die die Reihe der Abbildungen eröffnende hermenartige, überlebensgroße Büste der Königin Luise, die unter dem reinen Einflusse der Antike und unter dem jugendlichen Ringen mit den Arbeiten Canova's und Thorwaldsen's in Rom entstanden ist. Die liegenden Statuen der Königin erinnern schon mehr an die julische Kunst. Von den späteren Büsten ist die Goethe's wieder die inhaltreichste, unter allen Goethebüsten die den historischen Gesammtcharakter Goethe's am vollsten darstellende. Aber Dannecker's Schillerbüste scheint geistig doch tiefer zu greifen. Schadow's Goethebüste bietet ein

oberflächliches, gleichgültiges Abbild. Schadow's Friedrich der Große aber, der in Stettin steht, übertrifft Rauch's berühmtes Berliner Denkmal an Würde und Inhalt.

Für dieses geben die Abbildungen sehr werthvolles Material. Ich finde, daß Eggers in der Vergleichung dieser Skizzen weiter hätte gehen können. Er spricht mehr vom Piedestale als von der Gestalt des Königs. Das Thema ist von besonderem Interesse, da uns die Errichtung einer Kaiserstatue bevorsteht.

Angenommen wird, Schlüter's Großer Kurfürst stelle den Fürsten so dar, daß eine künstlerisch wirksamere und historisch würdigere Statue nicht zu denken sei. Schlüter stand bei seinem Werke Girardon's Statue Ludwig's XIV. vor Augen, die in der Revolution zu Grunde ging. Bei Schlüter's Großem Kurfürsten fällt uns zuerst das Verhältniß des Reiters zum Pferde auf. Wie bei jenen zwei Reiterstatuen, welche in Herculanum wieder ans Licht kamen, ist es im Verhältniß zum Reiter klein und von seinen Gliedern. Man bemerke, in wie gewaltiger Wucht bei Schlüter's Statue die Beine des Reiters zu beiden Seiten tief herabhängen, ohne Steigbügel und ohne die Haltung, die der Steigbügel für die Füße verlangt, die etwas eingekehrten Spitzen. Sondern gewaltig und der Schönheit des menschlichen Wuchses entsprechend strecken die Füße in majestätischer schwebender Bewegung sich vor. Hoch über den Kopf des Pferdes ragt das Haupt des Herrschers empor, und kräftige Arme kennzeichnen die körperliche Gewalt als Symbol der geistigen. Ohne Zweifel ist dies Verhältniß das richtige. Bei der Reiterstatue eines Herrschers hat das Pferd keine eigene Rolle zu spielen, sondern nimmt den Rang eines gleichsam belebten Thronsessels ein. Diese Unterordnung erschien, wie die Lichtdrucke der Skizzen beweisen, auch Rauch zuerst als das natürliche Verhältniß. Hoch über den Kopf des Pferdes ragt anfangs das lorbeergekrönte Haupt des Königs empor, während die Beine in einer leichten, die Nacktheit andeutenden Hülle sich tief über die Bauchlinie des Pferdes hinab zwanglos und ohne Steigbügel rechts und links vorstrecken. Bemerken wir wohl, daß Rauch seine Statue in antiker Gestaltung aufbaute, während er in seinen Feldherrnstatuen längst zur modernen, realistisch der Natur nachgeahmten Uniform übergegangen war.

Er empfand, daß der König durch den Anklang an die antike Form in einen höheren Bereich historischer Existenz versetzt werde. Bemerken wir nun, wie Anfangs die Gestalt Friedrich's, mit der zugleich herrschend und segnend ausgestreckten Hand, sich über dem Pferde erhebt: ein mächtiger Mann, der die Ehrfurcht einathmet, in der die Millionen, die er beherrscht, zu ihm aufblicken und mit der spätere Generationen noch zu ihm emporsehen werden. Es muß etwas über den Wechsel der Zeiten Erhabenes in der Gestalt eines solchen Herrschers liegen.

Dann zeigen die sich folgenden Skizzen, wie Rauch endlich zu der Gestalt des Königs gedrängt wurde, die heute sichtbar ist. Immer mächtiger wird das Pferd, immer geringer werden die Maße des Reiters. Friedrich's Haupt sinkt tiefer und tiefer, bis es kaum noch über den hoch und breit sich erhebenden Kopf des Pferdes herausreicht. Die Beine werden immer kürzer und schließen sich dem Pferde mehr und mehr an, so daß die nun in Stiefeln und Steigbügeln steckenden Füße endlich die Bauchlinie kaum noch unterbrechen. Die vorher befehlend ideal ausgestreckte Hand stemmt sich nun in realistischer Bewegung auf die Hüfte; der Hut nimmt die Stelle des Lorbeerkranzes ein, und der Hermelinmantel wird aus einem Gewande ein bloßes Kleidungsstück.

Wir wollen hier keine Schlüsse ziehen, sondern nur darauf hinweisen, wie diese Umgestaltung eine allmälig sich vollziehende war, und wie besonders der Wille des neueintretenden Friedrich Wilhelm's IV. die letzten Accente realistischer Natürlichkeit vom Künstler bei der Gestaltung des großen Königs begehrte. Am auffallendsten, wenn wir Friedrich II. mit dem Großen Kurfürsten vergleichen, ist das zunehmende Wachsthum des Pferdes, dessen gewaltige Formen zuletzt den Zweck zu erfüllen haben, der Gestalt des Königs an Majestät das zuzulegen, was Friedrich's genau der Natur nachgebildeten Gestalt an Höhe und Fülle abging.

Bei den vielfachen Skizzen für Denkmäler Kaiser Wilhelm's I., welche die letzte Zeit entstehen sah, hat man dem Pferde meistens eine noch viel weitergehende Rolle

zugetheilt, so daß es entweder durch ungeheure Formgebung, oder durch auffallende Bewegung die Aufmerksamkeit vom Kaiser selbst ablenkt.

Es soll auch auf diesen Umstand übrigens nur hingewiesen werden, ohne daß wir loben oder tadeln möchten. Die Lust des Publicums an Pferden mit Circusstellungen scheint eine weitverbreitete zu sein. Dauern wird sie nicht, denn die Selbstkritik der Völker ist zu stark heute, um solchen Irrthümern lange Lebenszeit zu gewähren. Die lebhafte Bewegung des Pferdes tritt auch in den Reiterstatuen Victor Emanuel's hervor, welche das dankbare Italien dem Könige errichtet. Sie scheint in den alten Kaiserzeiten allgemein geherrscht zu haben und hat auch ihre besondere symbolische Bedeutung. Falconet's Peter der Große sprengt auf einem galoppirenden Pferde dahin, und Napoleon verlangte von David, er solle ihn ruhig und kalt auf einem sich bäumenden Pferde darstellen. In beiden Fällen haben wir Herrscher vor Augen, die mit kühlsinniger Gewalt widerspenstige Völker zu Dienst und Gehorsam zwängten. Kaiser Wilhelm I. stand seinem Volke anders gegenüber.

Bei Rauch's Friedrich dem Großen ist zugleich mit der Abnahme der Herrschergestalt des Königs das Piedestal gewachsen, so daß das ganze Denkmal weniger nun dem Könige allein, als seiner Epoche zu gelten scheint. Nicht zum Vortheile Friedrich's. Mehr und mehr ist dieser nun mit Costümtheilen belastet worden, die, als charakteristische, aber vergängliche Merkmale seiner Zeit, ihn den das Fußgestell so lebendig umgebenden Gestalten näher bringen, als seine einsame Größe erlaubt. Ein Herrscher ist einsam. All' diese Gestalten haben ihn doch nur umgeben. Der Gedanke, daß Friedrich's ungeheuere geistige Uebermacht all' das doch allein geschaffen hatte, hat in Rauch's letzter Auffassung an Repräsentation bedeutend eingebüßt.

Man vergleiche Schlüter's Großen Kurfürsten: mit welcher fast schon kaiserlichen Ruhe dieser gelinden Schrittes seinen Weg verfolgt.

Geselschap.

3. Friedrich Geselschap und seine Wandgemälde in der Ruhmeshalle. Von Lionel von Donop. Mit fünf Abbildungen. Berlin, R. Wagner. 1890.

Wir zeigen diese inhaltreiche, sorgfältig verfaßte Schrift nur mit wenigen Worten an, weil unsere Absicht ist, dem großartigen Werke Geselschap's eine besondere Besprechung zu widmen. H. v. Donop würdigt die Zeughausmalereien in beredter Sprache und erkennt in ihnen mit Recht das Größte, das in unserer Zeit an monumentaler Malerei geleistet worden ist. Irren wir nicht, so wird unser Publicum, das, weil ihm das Gefühl für diese Auffassung der Ereignisse, fast möchten wir sagen, systematisch ausgetrieben worden ist, Geselschap's Werken gegenüber sich etwas fremd verhält, ihnen in besserem Verständnisse bald näher treten. Die vor dreißig Jahren so frisch und hoffnungsreich eintretenden Verehrer der reinen Natur haben (nicht bloß bei uns) den Beweis geliefert, daß ihre „reale Wirklichkeit" nur die Wiederholung längst abgethaner Rococoformen darbiete. Mit der Erschöpfung dieser Muster ist auch ihre eigene Erfindungskraft erschöpft worden. Das ungeheure Weltpublicum, dessen Bildung heute begonnen hat, wird sich auch im Bereiche der bildenden Künste dem Genusse dessen zuwenden, was als das Wahre und Schöne allein zur ästhetischen Herrschaft berufen ist.

Geselschap hat, wie der Fortgang dieser Compositionen zeigt, in den Zeughausgemälden sein letztes Wort nicht gesprochen, sondern nur die erste Hälfte einer Laufbahn beobachten wir hier, die den Künstler zu immer höherer Bethätigung seiner genialen Kraft leiten wird. Deutschland darf stolz auf ihn sein.

H. G.

γ. **König Maximilian II. von Bayern und Schelling.** Briefwechsel, herausgegeben von Dr. L. Trost und Dr. Friedrich Leist. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung (Nachfolger). 1890.

Die beiden Männer, welche im Titel des Werkes genannt sind, beschäftigen sich mit der Durcharbeitung des schriftlichen Nachlasses des Königs Maximilian II. Sie beabsichtigen schließlich ein Gesammtbild dieses Königs zu geben, wollen aber bei der ungemeinen Fülle des Stoffes diesem Gesammtbilde einige Sonderschriften vorausgehen lassen, von welchen hier die erste vorliegt. Der Briefwechsel zwischen dem König, bezw. Kronprinzen und dem Philosophen beginnt am 27. Juli 1836 und endigt am 21. Mai 1854, umspannt also eine Zeit von achtzehn Jahren. Schelling war der Lehrer des Kronprinzen in der Philosophie; und da Maximilian sich nicht an der Erkenntniß des Einzelnen genügen ließ, sondern „nach einem höheren Standpunkte suchte, von welchem in den organischen Zusammenhang des Gesammtgebiets des menschlichen Erkennens ein Tiefblick möglich wird", so läßt sich leicht ermessen, daß Schelling's großartige Gedankenwelt den reich begabten Schüler gänzlich in ihre Kreise zog; der gewaltige Denker hat einen eifrigeren, begeisterteren Schüler überhaupt nicht gehabt, als eben Maximilian. Im Jahre 1841 siedelte Schelling zum größten Schmerz des Kronprinzen nach Berlin über; von da ab wird aber der Briefwechsel erst recht bedeutsam, weil Maximilian sich in fast Allem, was sein Herz bewegt, dem geliebten Lehrer und Berather mittheilt. Er thut das nicht bloß in Bezug auf philosophische Fragen; auch die Regierungsthätigkeit des Königs und die Politik bilden den Inhalt des Briefwechsels. Man erwärmt sich ebenso für den hochherzigen Fürsten, dessen milde Denkart, dessen Pflichttreue, dessen Streben nach Wahrheit glänzend hervortreten, als für den großen Philosophen, welcher sein Bestes thut, um das ihm entgegengebrachte Vertrauen zu rechtfertigen. Wenn wir ein paar Züge hervorheben dürfen, so strebte Maximilian darnach, durch „ausgedehnte, möglichst umfassende Wohlthätigkeit" Segen zu stiften, nachdem sein Vater sich die „mächtige Förderung der Kunst" zur Aufgabe gesetzt hatte. Der schroffe Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus war dem Prinzen sehr unerwünscht; er regte am 10. Februar 1844 den Gedanken an, ob man nicht ein Blatt gründen könnte, worin Gelehrte und gemäßigte Protestanten einer Annäherung an den Protestantismus das Wort reden sollten; erlebe er das Ziel nicht, so werde er schon zufrieden sein, das kleinste Samenkörnlein dazu ausgestreut zu haben. Auch die menschliche Seite kommt in dem Briefwechsel nicht zu kurz: besonders wohlthuend berührt die Wärme, mit welcher der Prinz von seiner Braut Marie, Prinzessin von Preußen, und von seinem ehelichen Glück spricht: „täglich dankt er dem Herrn, daß er ihm ein so himmlisches Wesen geschenkt hat" (1. April 1843), und wenn er am Schluß der Briefe grüßt, so fehlt „ein Gruß von meiner Marie" niemals.

γ. **Les dernières années du Roi Charles Albert.** Par le marquis Costa de Beauregard. Paris, E. Plon, Nourrit et Comp. 1890.

Eine der Tragödien unseres Jahrhunderts wird in diesem Buche erzählt, das „dem Größten unter den Verkannten" gewidmet ist. Der Verfasser macht kein Hehl daraus, daß Karl Albert der Wohlthäter all der Seinigen war und daß er mit ganzer Seele an dem König hängt. Der Geschichte wirft er vor, daß sie sich bloß über die Thatsachen ausspricht, ohne sich um die Psychologie zu kümmern: diesen Mangel will er ergänzen und zeigen, wie über Karl Albert's Seele die schwarzen Schatten sich breiteten, die Unentschlossenheit, die Bedenklichkeit, der Wechsel von Sicherheit und Zweifel, wodurch er „zu einem Hamlet ward, dessen Träumerei durch die königliche Würde nur noch düsterer wurde". Welch ein Gegensatz in der That zwischen dem Fürsten, welcher, als der erste Carignan im Purpur, 1831 den Thron von Sardinien besteigt, den Royalisten als Revolutionär geltend, den Revolutionären als Verräther, dem Herzog von Modena und seinen Getreuen als Kronenräuber; der dann, ohne in seinem Lande wirklichen Anhang zu haben, bewundernswerthe Finanzen schafft, das Heer umgestaltet und das Land blühen macht: und jenem König, welcher später, zu einer ungeheueren Aufgabe berufen, sich ihr nicht gewachsen zeigt und über ihrer Lösung zusammenbricht! Der Pessimismus, sagt Costa, hatte dem Brande gleich seine unverlöschlichen Flecke auf seiner Seele verbreitet und zerstörte deren Gewebe dermaßen, daß sie nur unter dem Druck des Unbewußten zu handeln schien, das, wie man sagt, an Stelle des Willens sich setzt und die freie Wahl beherrscht. Mit diesem pessimistischen Zug verband sich seltsamer Weise der religiöse, welcher doch sonst dem ersteren entgegengesetzt ist. Der König glaubte nicht an das Glück, er glaubte nur an die Existenz des Bösen in der Welt; und doch erschien ihm die Vernichtung nicht etwa als eine Erlösung. Nachdem er so auch mit den Menschen und Dingen zusammengestoßen war, empfand er im Gegentheil ein wahres Heimweh nach dem ewigen Leben, wo es keine Undankbarkeit, keine Ränke, keine Verbrechen mehr geben werde. In höchstem Grade erstaunlich ist, was Costa in Bestätigung anderer Berichte auf Grund vertrautester Mittheilungen über das persönliche Leben des Königs erzählt, welcher ein förmlich asketisches Wesen hatte, sich zu gewissen Zeiten nur durch körperliche Leiden vom Druck des geistigen Schmerzes befreien konnte und dann das Büßerhemde umlegte und seine Schultern mit Blut besudelte; jeden Morgen stand er um fünf Uhr aus seinem niedrigen Feldbette auf und verbrachte kniend vor dem Crucifix eine Stunde. „Wenn er betete, so war sein Gesicht so schmerzzerrissen, daß nur der betende Christus noch trauriger aussah; es war, wie wenn sie die Dornenkronen vertauscht hätten." Nach diesen Aufklärungen wird freilich so manches an dem „re tentenna" verständlich, was bisher räthselhaft war, so manches entschuldigt, worüber man bis jetzt den Stab

brach. Costa begleitet den König von dem Jahre 1845 an, wo das „Erwachen Italiens“ erfolgte, bis zu seinem Tode; die Erzählung ist durchweg von einer Wärme, welcher sich kein Leser zu entziehen vermag. Die letzten Worte des Königs waren: „Ich sterbe: mein Haupt wird schwer; ich will gern sterben, gern.“ Das Volk glaubte nicht an seinen Tod: es harrte auf ihn wie die Deutschen auf ihren Kaiser Friedrich.

αγλ. **Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen.** 1. Theil. Bis zur Reformation des Kammergerichts vom 8. März 1540. Bearbeitet von Dr. jur. Friedrich Holtze, Amtsrichter in Berlin. Berlin, Franz Vahlen. 1890.

Die Versuche, eine Geschichte des ältesten und bedeutendsten preußischen Gerichts, des Berliner Kammergerichts, zu schreiben, reichen bis zum Jahre 1660 zurück. Sie sind bisher wesentlich daran gescheitert, daß zuviel gegeben werden sollte. Neben dem Kammergerichte sollten die anderen Gerichtshöfe, neben dem Prozeßrechte das bürgerliche Recht in die Darstellung einbezogen werden. Der Verfasser des hier vorliegenden, auf vier Theile berechneten Werkes beschränkt sich, wie mir scheint mit Recht, darauf, nur die Geschichte des Kammergerichts, diese aber möglichst vollständig zu geben. Die erste Hälfte des zur Zeit vollendeten ersten Theils enthält nach einer knappen, klaren und übersichtlichen Darstellung der Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Herrscher bis zum Jahre 1540 eine Art Vorgeschichte des Kammergerichts, dessen Namen zuerst im Jahre 1468, eigenthümlicher Weise in einer nicht in Kraft getretenen Bestallung eines Herman Moller aus Gardelegen zum Fiscal-Procurator vorkommt. Das Kammergericht ist der höchste, am Hofe des Kurfürsten tagende, nicht auf Grund landesherrlichen Spezialbefehles, sondern auf Grund fester Ordnung sitzende Gerichtshof. Wie sich dieser Gerichtshof im Laufe der Jahrhunderte ganz allmälig aus den zahlreichen, verschiedenartigen, in ihrem Wirkungskreis und ihrer Zuständigkeit fortdauernd wechselnden märkischen Gerichtshöfen herausgebildet hat, wird vom Verfasser bis S. 120 geschildert. — Der übrige Theil des vorliegenden Bandes enthält eine eingehende Darstellung und Würdigung der ältesten und der reformirten Kammergerichtsordnung vom 8. März 1540. Zu welcher Zeit die älteste Kammergerichtsordnung in praktischer Geltung gewesen ist, und welche Theile von ihr in Gesetzeskraft gestanden haben, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr nachweisen. Das in der bekannten Sammlung von Mylius angegebene Jahr 1516 ist jedenfalls nicht richtig, um diese Zeit waren die Arbeiten an dem Entwurf noch nicht abgeschlossen. — Das Werk ist wohl in erster Linie für den Fachmann bestimmt, weswegen sich auch vielleicht die (hauptsächlich in den ersten Abschnitten recht breite) Polemik gegen abweichende Ansichten, insbesondere des im Jahr 1869 verstorbenen bedeutenden Rechtshistorikers Rühns, nicht wohl vermeiden ließ. Gleichzeitig aber finden wir in ihm zahlreiche und darunter viele neue Züge aus der Culturgeschichte der Mark Brandenburg, welche für jeden Forscher auf diesem Gebiete von hohem Werthe sind.

μν. **Die Publicationen der United States geological Survey.** Washington. Government Printing Office.

Der eben erschienene achte Band der Berichte der United States geological Survey (Washington 1889) gibt Veranlassung zu dem folgenden Hinweis auf die großartige Thätigkeit und die wissenschaftlichen Erfolge der geologischen Untersuchung der Vereinigten Staaten. Die dem Staatssecretär des Inneren unterstellte Survey veröffentlicht seit 1880 Berichte, Monographieen, Bulletins und statistische Arbeiten. Die Ersteren, mächtige Großoctavbände von 500 bis 1000 Seiten, überreich ausgestattet mit Karten und Illustrationen, liefern außer Berichten über die einzelnen Zweige der Verwaltung, über die topographischen und geologischen Beobachtungen, über die zugehörigen physikalischen und chemischen Untersuchungen, über die Statistik der Production der Bergwerke u. s. w., noch Berichte der einzelnen Mitarbeiter für das verflossene Arbeitsjahr, sowie zahlreiche größere wissenschaftliche Aufsätze. Im achten Band werden außer dem Director siebenundzwanzig Mitarbeiter aufgezählt. Die bis jetzt vorliegenden fünfzehn Monographien — mit vielen Tafeln, z. Th. mit großen Atlanten in Folio ausgestattete Quartbände — enthalten die Specialuntersuchungen über einzelne Floren, Faunen und Erzlagerstätten. Die Bulletins — bisher 58 — behandeln auf 1—20 Octavbogen einzelne Capitel: Mineralien, Gesteine, Versteinerungen, Höhenmessungen, Grenzen der Vereifung, Bibliographie u. s. w. Sie sind bestimmt, die wissenschaftliche Erkenntniß schnell zu verbreiten, daher ihr niedriger Preis, meist 10—15 Cents, höchstens 20 Cents (= 105 Pfennigen) für 369 Seiten mit 33 Illustrationen! Unter dem Titel: Mineral resources of the United States werden seit 1883 (bis jetzt fünf Bände von je 600—1000 Seiten, der Band für 50 Cents käuflich!) eingehende Berichte über die Production der Metalle und nutzbaren Mineralien (Kohlen, Schiefer, Kalk, Gyps u. s. w.), über Einfuhr und Verbrauch aller dieser Stoffe in den Vereinigten Staaten mit zahlreichen Analysen und Vergleichstabellen von der „Section of mining statistics and technology“ veröffentlicht. Danach betrug z. B. der Werth des 1887 in den Vereinigten Staaten producirten Goldes 33 Millionen Dollars und zeigte gegen 1886 eine Abnahme von etwa 1,9 Millionen Dollars, während der Werth der Silberproduction in 1887, 53⅔ Millionen Dollars, gegen 1886 um 2⅔ Millionen Dollars stieg.

Da ein weiteres Eingehen auf die wissenschaftliche Bedeutung aller dieser Schriften hier nicht am Platze ist, mag nur noch die Liberalität hervorgehoben werden, welche in der Vertheilung der Berichte herrscht. Sie werden jeder an ihrem Inhalt interessirten Körperschaft, ja fast jedem Fachmann zugestellt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Christusreden. Predigten von D. E. Chr. Achelis. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Adler. — Die Socialreform und der Kaufmannsstand. Von Dr. Georg Adler. München u. Leipzig, G. Hirth's Verlag. 1891.

Aus dem siebenjährigen Krieg. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominicus. Nebst ungedruckten Kriegs- und Soldatenliedern herausgegeben von Dr. Dietrich Kerler. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Berlin. — Die preussische Militär-Gerichtsbarkeit. Von Otto von Berlin. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1891.

Bopp. — Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1891.

Brehm's Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreiches. Mit 180 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbenbruck und Holzschnitt. Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Säugethiere. Zweiter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1890.

Breusing. — Die nautischen Instrumente bis zur Erfindung des Spiegelsextanten. Von Dr. O. Breusing. Bremen, H. W. Silomon. 1890.

Brücker. — Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843 bis 1024. Von L. O. Brücker. Zweiter Band. Die Zeit von 882 bis 1024. Braunschweig, Bruhn's Verlag. 1890.

Daehnert. — Wort und Ton. Bild aus dem Künstlerleben von Oscar Daehnert. Leipzig, Albert Möller. 1890.

Die biblischen Wundergeschichten. Vom Verfasser des Buches: „Im Kampf um die Weltanschauung". Dritte und vierte Auflage. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1890.

Drachmann. — Meerbilder. Dichtungen von Holger Drachmann. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Heinrich Fischalig. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Faguet. — Politiques et moralistes du dix-neuvième siècle. première série, par Emile Faguet. Troisième edition. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1891.

Fort mit den Jesuiten! Ein Wedruf an alle denkenden Deutschen. Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1891.

Freitheim. — Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Louise König. Von Dr. Joh. Freitheim. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.

Fürst. — Glossarium graeco-hebraeum oder Der griechische Wörterschatz der jüdischen Midraschwerke. Ein Beitrag zur Kultur- und Alterthumskunde von Dr. Julius Fürst. 1. Lfg. Strassburg, Karl J. Trübner. 1890.

Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland nebst den internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. II. Leipzig, G. Hedeler.

Gottschick. — Die Kirchlichkeit der s. g. kirchlichen Theologie geprüft von Johannes Gottschick. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1890.

Haek. — Spottdrosselklänge von D. Haek. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Hinderfin. — Schauspiele von Friedrich von Hinderfin. V. Band: Alexander. Schauspiel in fünf Aufzügen. VI. Band: Julius Cäsar. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, C. G. Naumann. 1890.

Jaenike. — Das Waldhorn. Krotonosch und Ziegenrücken. Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen. Von Karl Jänicke. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender. 1891.

Jonathan Schlendrians Höllenreise. Nacherzählt von Titanello. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1891.

Irland und Grönland zu Anfang des 17. Jahrhunderts kurz und bündig nach wahrhaften Berichten von David Fabricius. In Original und Uebersetzung herausgegeben und mit geschichtlichen Vorbemerkungen versehen von Karl Tannen. Bremen, H. W. Silomon. 1890.

Keil. — Ein Goethe-Strauß. Jugendgedichte Goethe's nach der Handschrift des Dichters von 1788 biographisch erläutert von Robert Keil. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.

Keller-Jordan. — Lebenstiefen. Novellen von H. Keller-Jordan. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1891.

Lamprecht. — Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht. Erster Band. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder. 1891.

Lermolieff. — Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerien zu München und Dresden von Ivan Lermolieff. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1891.

Möser. — Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Von Albert Möser. Berlin, Hans Lüstenöder. 1890.

Neckeben. — Ein Vorblick auf das Jahr 2000 oder Ein Tag in einer Strafanstalt des XXI. Jahrhunderts. Ein gefängnisswissenschaftlicher Zukunftstraum von Dr. Johannes Neckeben. Breslau, Wilhelm Koebner. 1891.

Nessel. — „Für Wahrheit und Recht". Unpolitische Herzensergüsse eines unverbesserlichen Idealisten. Von August Nessel. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1891.

Nordische Bibliothek. Bd. XVI: Hedda Gabler. Schauspiel in vier Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von Emma Klingenfeld. Einzige vom Verfasser autorisirte und durchgesehene deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 1891.

Paulsen. — System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Poschinger. — Ein Achtundvierziger. Lothar Bucher's Leben und Werke. Von Heinrich von Poschinger. Zweiter Band, Berlin, Karl Heymann's Verlag. 1891.

Prien. — Die sogenannte Strandungsklausel im Weltverkehr. Eine vergleichende Studie von Dr. jur. Richard Prien. Bremen, H. W. Silomon. 1890.

Prometheus. — Illustrirte Wochenschrift über die Fortschritte der angewandten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Otto N. Witt, Docent an der königl. technischen Hochschule in Berlin. I. Jahrgang. 1890. Mit 627 Abbildungen. Berlin, Rudolf Mückenberger.

Raydt. — Das Jugendspiel. Vortrag von H. Raydt. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1891.

Rueppredt. — München's Bibliotheken. Von Dr. Christian Rueppredt. München, Im Selbstverlage des Verfassers. 1890.

Ruseler. — Die Stedinger. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Ruseler. Varel, J. W. Acquistapace. 1890.

Sammlung moderner Dramen: Die Früchte der Aufklärung. Lustspiel in vier Acten von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von J. Nikolajew. Berlin, S. Fischer. 1891.

Schaefer. — Titurel. Ein Bühnenvorspiel zur Gralssage. Nach Wolfram von Eschenbach's gleichnamigem Bruchstücke frei bearbeitet von Dr. Karl Schaefer. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.

Scheibert. — Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland in den Jahren 1870—71. Unter Zugrundelegung des großen Generalstabswerkes bearbeitet von J. Scheibert. 2. verbesserte Auflage. Berlin, W. Pauli. 1891.

Schilling von Canstatt. — Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge von Heinrich, Freiherr Schilling von Canstatt. 1. Lfg. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn. 1891.

Schillmann. — Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Geschichte von Richard Schillmann. 22. Auflage. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Stricker).

Schubin. — Heil Dir im Siegerkranz. Erzählung von Ossip Schubin. Braunschweig, Georg Westermann. 1891.

Schwabe. — Harmlose Geschichten. Erinnerungen eines alten Weimaraners. Von Julius Schwabe. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1890.

Sommer. — Gisela. Trauerspiel in drei Aufzügen von Fedor Sommer. Drosen, R. Knuth's Buchhandlung (Oscar Teuffel).

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Unwiederbringlich.

Roman
von
Theodor Fontane.

Dreizehntes Capitel.

Punkt zwei und ein halb fuhren die Wagen vor, offen, das Verdeck zurückgeschlagen; neben der Prinzessin nahm die Gräfin Schimmelmann Platz, beiden Damen gegenüber Holk. Im Fond des zweiten Wagens saß das Fräulein von Rosenberg, auf dem Rücksitze Pentz und Erichsen.

Die Schimmelmann, eine Dame von vierzig, erinnerte einiger Maßen an Erichsen; sie war hager und groß wie dieser und von einem ähnlichen Ernste; während Erichsen's Ernst aber einfach ins Feierliche spielte, spielte der der Schimmelmann stark ins Verdrießliche. Sie war früher Hofschönheit gewesen, und die dann und wann aufblitzenden schwarzen Augen erinnerten noch daran, alles Andere aber war in Migräne und gelbem Teint untergegangen. Man sprach von einer unglücklichen Liebe. Gesammthaltung: Hof Philipp's von Spanien, so daß man unwillkürlich nach der Halskrause suchte. Sonst war die Gräfin gut und charaktervoll und unterschied sich von Anderen bei Hofe dadurch sehr vortheilhaft, daß sie gegen alles Klatschen und Medisiren war. Sie sagte den Leuten die Wahrheit ins Gesicht, und wenn sie das nicht konnte, so schwieg sie. Sie war nicht geliebt, aber sehr geachtet und verdiente es auch.

Im ersten Wagen wurde, so lange man innerhalb der Stadt war, kein Wort gesprochen; Holk und die Schimmelmann saßen aufrecht einander gegenüber, während sich die Prinzessin in den Fond zurückgelehnt hatte. So ging es durch die Bred- und Ny Oester-Gade zunächst auf die Oesterbroër-Vorstadt, und als man diese passirt, auf den am Sunde hinlaufenden Strandweg zu. Holk war entzückt von dem Bilde, das sich ihm darbot; unmittelbar links die Reihe schmucker Landhäuser mit ihren jetzt herbstlichen, aber noch immer in Blumen stehenden Gärten und nach rechts hin die breite, wenig bewegte Wasserfläche mit der schwedischen Küste drüben und dazwischen Segel- und Dampfboote, die nach Klampenborg und Skodsborg und bis hinauf nach Helsingör fuhren.

Holk würde sich diesem Anblick noch voller hingegeben haben, wenn nicht das Leben auf der Chaussee, d'rauf sie hinfuhren, ihn von dem Landschaftlichen immer wieder abgezogen hätte. Fuhrwerke mannigfachster Art kamen ihnen nicht bloß entgegen, sondern überholten auch die Prinzessin, die, wenn sie Spazierfahrten machte, kein allzu rasches Tempo liebte. Da gab es dann in einem fort Begegnungen und Erkennungsmomente. „Das war ja Marstrand," sagte die Prinzessin. „Und wenn ich recht gesehen habe, neben ihm Worsaae. Der fehlt auch nie. Was will er nur bei dem de Mezafest? De Meza soll gefeiert, aber nicht ausgegraben werden. Er lebt noch und hat auch nicht einmal das Maß für Hünengräber." Es schien, daß die Prinzessin dies Thema noch weiter ausspinnen wollte; sie kam aber nicht dazu, weil im selben Augenblicke mehrere Officiere bis ganz in die Nähe des Wagens gekommen waren und die Prinzessin von links und rechts her zu cotoyiren begannen. Unter diesen war auch Oberstlieutenant Tersling, unser Bekannter von Vincent's Restaurant her, ein schöner großer Mann von ausgesprochen militärischen Allüren. Er sah sich mit besonderer Freundlichkeit seitens der Prinzessin begrüßt und erkundigte sich seinerseits nach dem Befinden derselben.

„Es geht mir gut, doppelt gut an einem Tage wie heute. Denn ich höre, daß Sie und die anderen Herren de Meza ein Fest geben wollen. Das hat mich herausgelockt; ich will mit dabei sein."

Tersling lächelte verlegen, und die Prinzessin, die sich dessen freute, fuhr erst nach einer Weile fort: „Ja, mit dabei sein; aber erschrecken Sie nicht, lieber Tersling, nur an der Peripherie. Wenn Sie den Toast auf den König oder auf den zu Feiernden ausbringen, werd' ich mich mit meiner lieben Gräfin hier und mit Ebba Rosenberg, die Sie wohl schon in dem zweiten Wagen gesehen haben werden, in unserem Klampenborger Thiergarten ergehen und mich freuen, wenn das Hoch gut dänischer Kehlen zu mir herüberklingt. Uebrigens bitte ich Sie, de Meza meine Grüße bringen und ihm sagen zu wollen, daß ich immer noch an alter Stelle wohne. Generäle sind freilich nie leicht zu Hofe zu bringen und wenn sie gar noch Beethoven Concurrenz machen und Symphonieen componiren, so ist es vollends vorbei damit; indessen, wenn er von Ihnen hört, daß ich Idstedt immer noch in gutem Gedächtniß habe, so hält er es vielleicht für der Mühe werth, sich meiner zu erinnern. Und nun will ich Sie nicht länger an diesen Wagenschlag fesseln."

Tersling küßte der Prinzessin die Hand und eilte, die versäumte Zeit wieder einzubringen; die Prinzessin aber, während sie sich zu Holk wandte, fuhr fort: „Dieser Tersling, schöner Mann; er war einmal Prinzessinnentänzer und Cavalier comme-il-faut, die spitzeste Zunge, der spitzeste Degen, und Sie werden sich vielleicht noch des Duells erinnern, das er schon vor 48 mit Capitain Dahlberg hatte? Dahlberg kam damals mit einem Streifschuß am Hals davon, aber nun liegt er lange schon vor Fridericia. Pardon, liebe Schimmelmann, daß ich dies Alles in Ihrer Gegenwart berühre; mir fällt eben ein, Sie waren selbst die Veranlassung zu dem Duell. Offen gestanden, ich wüßte gern mehr davon. Aber nicht heute; das ist Frauensache."

Holk wollte seine Discretion versichern und daß er Dinge, die nicht direct für ihn gesprochen würden, überhaupt gar nicht höre; die Prinzessin blieb aber bei ihrem Satz und sagte: „Nein, nichts heute davon; verschieben wir's! Und dann Discretion, lieber Holk, das ist ein langes und schweres Capitel. Ich beobachte diese Dinge nun seit fünfundfünfzig Jahren, denn mit fünfzehn wurd' ich schon eingeführt."

„Aber Königliche Hoheit werden sich doch der Discretion Ihrer Umgebung versichert halten."

„Gott sei Dank, nein," erwiderte die Prinzessin. „Und Sie können sich gar nicht vorstellen, mit wie viel Ernst ich das sage. Discretion à tout prix kommt freilich vor, aber gerade, wenn sie so bedingungslos vorkommt, ist sie furchtbar; sie darf eben nicht bedingungslos auftreten. Die Menschen, und vor Allem die Menschen bei Hofe, müssen durchaus ein Unterscheidungsvermögen ausbilden, was gesagt werden darf und was nicht; wer aber dies Unterscheidungsvermögen nicht hat und immer nur schweigt, der ist nicht bloß langweilig, der ist auch gefährlich. Es liegt etwas Unmenschliches darin, denn das Menschlichste, was wir haben, ist doch die Sprache, und wir haben sie, um zu sprechen . . . Ich weiß, daß ich meinerseits einen ausgiebigen Gebrauch davon mache, aber ich schäme mich dessen nicht, im Gegentheil, ich freue mich darüber."

* * *

In dem zweiten Wagen hatte man ähnliche Begegnungen und Begrüßungen gehabt; aber das Hauptgespräch drehte sich doch um Holk, bei welcher Gelegenheit Pentz von dem Fräulein von Rosenberg erfahren wollte, wie der Graf ihr bei der Vormittagsaudienz eigentlich gefallen habe. Erichsen mischte sich in diese Fragen und Antworten nicht mit ein, hörte aber doch aufmerksam zu, weil er solche Schraubereien sehr liebte, vielleicht um so mehr, je mehr er seine persönliche Unfähigkeit dazu empfand.

„Er ist ein Schleswig-Holsteiner," sagte Ebba. „Die Deutschen sind keine Hofleute . . ."

Pentz lachte. „Da merkt man nun aber wirklich, meine Gnädigste, daß Dänemark nicht des Vorzugs genießt, Sie geboren zu haben. Die Schleswig-Holsteiner keine Hofleute! Die Rantzau's, die Bernstorff's, die Moltke's . . ."

„Waren Minister, aber keine Hofleute."

„Das ist aber doch nahezu dasselbe."

„Mit nichten, mein lieber Baron. Ich lese viel Geschichte, wenn auch nur aus französischen Romanen, aber für eine Hofdame muß das ausreichen, und ich wage die Behauptung, daß ein Gegensatz existirt zwischen einem Minister und einem Hofmann. Wenigstens dann, wenn jeder seinen Namen ehrlich verdienen soll. Die Deutschen haben ein gewisses brutales Talent zum Regieren — gönnen Sie mir das harte Beiwort, denn ich kann die Deutschen nicht leiden — aber gerade weil sie zu regieren verstehen, sind sie schlechte Hofleute. Das Regieren ist ein grobes Geschäft. Fragen Sie Erichsen, ob ich Recht habe . . ."

Dieser nickte gravitätisch, und das Fräulein, das lachend darauf hinwies, fuhr fort: „Und das Alles paßt mehr oder weniger auch auf den Grafen. Es ließe sich vielleicht ein Minister aus ihm machen . . ."

„Um Gotteswillen . . ."

„. . . Aber der Cavalier einer Prinzessin zu sein, dazu fehlt ihm nicht mehr als Alles. Er steht da mit der Feierlichkeit eines Oberpriesters und weiß nie, wann er lachen soll. Und dies ist etwas sehr Wichtiges. Unsere gnädigste Prinzessin, ich denke, daß wir einig darüber sind, hat einige kleine Schwächen, darunter auch die, sich auf die geistreiche Frau des vorigen Jahrhunderts hin auszuspielen. Sie hat in Folge davon eine Vorliebe für ältere Anekdoten und Citate und verlangt, daß man beide nicht bloß versteht, sondern sie auch zustimmend belächelt. Aber von diesem ABC der Sache hat der Graf keine Vorstellung."

„Und das haben Sie während einer Audienz von kaum zehn Minuten dem armen Grafen Alles von der Stirn gelesen?"

„Ich weiß nicht, ob ich diesen Ausdruck gelten lassen darf, denn das Wesentliche lag darin, daß ihm, all' die Zeit über, überhaupt nichts von der Stirne zu lesen war. Und das ist das Schlimmste. Da sprach beispielsweise die Prinzessin von König Heinrich dem Vierten und kam auf das „Huhn im Topf," von dem man füglich nicht mehr sprechen sollte. Aber gerade, weil es so schwach mit diesem Huhn steht, hat ein Hofmann doppelt die Verpflichtung, zu lächeln und nicht leblos dabei zu stehen und eine sich nach Beifall umsehende Prinzessin im Stich zu lassen."

Ueber Erichsen's ernstes Gesicht glitt ein stilles Behagen.

„Und dann sprach die Prinzessin huldvoll von meiner Bleichsucht oder, daß ich sie beinahe haben müßte. Nun, ich bitte Sie, Baron, bei Bleichsucht muß immer gelächelt werden, das ist einmal so herkömmlich, und wenn eine Prinzessin die Gnade hat, noch etwas von „Eisen im Blut" hinzuzusetzen und dadurch anzudeuten, daß sie Darwin oder irgend einen anderen großen Forscher gelesen hat, so muß sich zu dem Heiterkeitslächeln auch noch ein Bewunderungslächeln gesellen, und wenn das Alles ausbleibt und ein Kammerherr so nüchtern dasteht, als würde bloß zehn Uhr ausgerufen, so muß ich solchem Kammerherrn allen hofmännischen Beruf absprechen."

* * *

Es war gegen vier, als man in Klampenborg hielt. Holk war der Prinzessin behülflich, und nachdem man die Frage, wo der Kaffee zu nehmen sei, zu Gunsten der „Eremitage" entschieden hatte, brach man rasch nach dem unmittelbar angrenzenden Thiergarten auf, an dessen nördlichem Rande die Eremitage gelegen war. Der Weg dahin führte zunächst an einem großen Klampenborger Hôtel vorüber, in dessen Front, auf einem zwischen Weg und Strand gelegenen Wiesenstreifen, ein wohl hundert Schritt langes, nach drei Seiten hin geschlossenes Leinwandzelt errichtet war. Die offene Seite lag gerade dem Wege zu, darauf die Prinzessin jetzt herankam. Das Festmahl selbst hatte noch nicht begonnen, aber zahlreiche, den verschiedensten Truppentheilen der Kopenhagener Garnison angehörige Officiere, waren bereits beisammen; überall sah man die glänzenden Uniformen sowohl der Leibgarde zu Pferde, wie der Gardehusaren, und noch bunter als das Bunt der Uniformen waren die Flaggen und Wimpel, die zu Häupten des Zeltes wehten. Als die Prinzessin bis auf hundert Schritte heran

war, bog sie scharf links in einen Kiesweg ein, weil sie die sichtlich unmittelbar vor der Eröffnung stehende Festlichkeit nicht stören wollte; sie war aber bereits erkannt worden, und de Meza, den man auf ihr Erscheinen aufmerksam gemacht hatte, säumte nicht, über den Lawn heranzukommen und die Prinzessin respectvollst zu begrüßen.

„Lieber General," sagte diese, „so war es nicht gemeint. Eben schlägt es vier, und ich sehe bereits, wie sich die Suppencolonne vom Hôtel her in Bewegung setzt. Und eine kalt gewordene Suppe, das mag ich nicht verantworten. Am wenigsten an einem Octobertage mit frischer Brise. Das liebt General de Meza nur ausnahmsweise, nur wenn er zu Felde zieht und mit seinen Leuten im Biwak liegt."

Sie sagte das Alles mit einer gewissen prinzeßlichen Grazie, worauf sie den General, der nicht unempfindlich dagegen war, unter erneuten Huldbeweisen entließ. Vom Zelt her aber klangen bereits allerlei Hochs, und die Musik intonirte das nationale: „König Christian stand am hohen Mast," bis es in den „dappren Landsoldaten" überging.

* * *

Und nun hatte die Prinzessin sammt Gefolge den Thiergarten erreicht, der gleich hinter Klampenborg mit seiner Südspitze die Chaussee berührte. Hier gab sie Erichsen ihren Arm. Dann folgte die Schimmelmann mit Pentz, weiter zurück Holk mit Ebba, Holk in sichtlicher Verlegenheit, wie das Gespräch einzuleiten sei. Denn ihm war nicht entgangen, daß er am Vormittage, während der Audienz bei der Prinzessin, von Seiten Ebba's mit einem leisen Anfluge von Spott und Ueberlegenheit beobachtet worden war, während der Nachmittagsfahrt aber hatte sich die Gelegenheit zu irgend welcher Anknüpfung noch nicht finden lassen wollen.

Endlich begann er: „Wir werden einen wundervollen Sonnenuntergang haben. Und kein schönerer Platz dazu, als dieser. Diese prächtige Plaine! Es sind jetzt sieben Jahr, daß ich in Klampenborg war, und in der Eremitage nie."

„Schreckte Sie der Name?"

„Nein. Denn ich bin meiner Neigung und Lebensweise nach mehr oder weniger Eremit und wäre nicht die Prinzessin, die mich dann und wann in die Welt ruft, ich könnte mich den Eremiten von Holkenäs nennen. Himmel und Meer und ein einsames Schloß auf der Düne."

„Auf der Düne," wiederholte das Fräulein. „Und ein einsames Schloß. Beneidenswerth und romantisch. Es liegt so was Balladenhaftes darin, so was vom König von Thule. Freilich der König von Thule, wenn mir recht ist, war unverheirathet."

„Ich weiß doch nicht," sagte Holk, den der Ton des Fräuleins sofort aus er Verlegenheit riß. „Ich weiß doch nicht. Wirklich eine Doctorfrage. War er unverheirathet? Wenn mir recht ist, heißt es, er gönnte alles seinen Erben, was doch auf Familie zu deuten scheint. Freilich, es kann eine Nebenlinie gewesen sein. Trotzdem möchte ich vermuthen, er war verheirathet und im Besitz einer klugen Frau, die dem Alten, über den sie vielleicht, oder sagen wir sehr wahrscheinlich, lächelte, seine Jugendschwärmerei mit dem Becher gönnte."

„Das läßt sich hören," sagte das Fräulein, während ihr der Uebermuth aus den Augen lachte. „Sonderbar. Bisher erschien mir die Ballade so rund und abgeschlossen wie nur möglich: der König todt, der Becher getrunken und gesunken und das Reich (vom Balladenstandpunkte aus immer das Gleichgültigste) Jedem gegönnt und an alle vertheilt. Aber wenn wir an das Vorhandensein einer Königin glauben, und ich stehe darin nachträglich ganz auf Ihrer Seite, so fängt die Sache mit dem Tode des Alten erst recht eigentlich an und der „König von Thule," das Geringste zu sagen, ist unfertig und fortsetzungsbedürftig. Und warum auch nicht? Ein Page wird sich doch wohl finden lassen, der sich bis dahin verzehrt hat und nun wieder Farbe kriegt oder „Eisen im Blut," um mit einem Citat unserer gnädigsten Prinzessin zu schließen."

„Ach, meine Gnädigste," sagte Holk, „Sie spotten über Romantik und vergessen dabei, daß Ihr eigener Name mit einem sehr romantischen Hergange, der wohl eine Ballade verdient hätte, verflochten ist."

„Mein Name?" lachte das Fräulein. „Und mit einem romantischen Hergange verflochten? Bezieht es sich auf Ebba? Nun, das würde sich hören lassen, das ginge; denn schließlich laufen alle Balladen auf etwas Ebba hinaus. Ebba ist nämlich Eva, und bekanntlich gibt es nichts Romantisches ohne den Apfel. Aber ich sehe, Sie schütteln den Kopf und meinen also nicht Ebba und nicht Eva, sondern Rosenberg."

„Gewiß, mein gnädigstes Fräulein, ich meine Rosenberg. Genealogisches zählt nämlich zu meinen kleinen Liebhabereien, und die zweite Frau meines Großonkels war eine Rosenberg; so bin ich denn in Ihre Geschlechtssagen einigermaßen eingeweiht. Alle Rosenberg's, wenigstens alle die, die sich Rosenberg-Gruszczynski nennen, bei den Lipinski's steht es etwas anders, stammen von einem Bruder des Erzbischofs Adalbert von Prag, der, an der sogenannten Bernsteinküste, von der Kanzel herabgerissen und von den heidnischen Preußen erschlagen wurde. Diese Kanzel, wenn auch zerstückelt und zermürbt, existirt noch und ist das Palladium der Familie . . ."

„Wovon ich leider nie gehört habe," sagte das Fräulein in anscheinendem oder vielleicht auch wirklichem Ernste.

„Woraus mir nur hervorgehen würde, daß Sie, statt dem Gruszczynski'schen, wahrscheinlich dem Lipinski'schen Zweige der Familie zugehören."

„Zu meinem Bedauern auch das nicht. Freilich, wenn ich Lipinski mit Lipesohn übersetzen darf, ein Unterfangen, das mir die berühmte Familie verzeihen wolle, so würde sich, von dem in dieser Form auftretenden Namen aus, vielleicht eine Brücke zu mir und meiner Familie herüber schlagen lassen. Ich bin nämlich eine Rosenberg-Meyer oder richtiger eine Meyer-Rosenberg, Enkeltochter des in der schwedischen Geschichte wohlbekannten Meyer-Rosenberg, Lieblings- und Leibjuden König Gustav's III."

Holk schrak ein wenig zusammen, das Fräulein aber fuhr in einem affectirt ruhigen Tone fort: „Enkeltochter Meyer-Rosenberg's, den König Gustav später unter dem Namen eines Baron Rosenberg nobilitirte, Baron Rosenberg von Filehne, welchem preußisch-polnischen Ort wir entstammen. Es war der Sitz unserer Familie durch mehrere Jahrhunderte hin. Und nun lassen Sie mich, da

Sie sich für genealogisch Anekdotisches interessiren, noch in Kürze hinzusetzen, daß es mit diesem Nobilitirungsacte allerdings eilte, denn drei Tage später wurde der ritterliche und für unser Haus so unvergeßliche König von Lieutenant Anckarström erschossen. Ein ebenso balladenhafter Hergang wie der ermordete Bischof, aber freilich nur im allerlosesten Zusammenhang mit meiner Familie. Sie dürfen mich aber darum nicht aufgeben. Ueber all' das ist Gras gewachsen, und mein Vater verheirathete sich bereits mit einer Wrangel, noch dazu in Paris, wo ich auch geboren bin, und zwar am Tage der Juli-Revolution. Einige sagen, man merke mir's an. Unter allen Umständen aber können Sie mein Alter danach berechnen."

Holk war krasser Aristokrat, der nicht säumte, den Fortbestand seiner Familie mit dem Fortbestand der göttlichen Weltordnung in den innigsten Zusammenhang zu bringen, und der im gewöhnlichen Verkehr über diese Dinge nur schwieg, weil es ihm eine zu heilige Sache war. Er war in diesem Punkte für Wiedereinführung aller nur möglichen Mittelalterlichkeiten und einer je strengeren Ahnenprobe man ihn und die Seinen unterworfen hätte, je lieber wäre es ihm gewesen, denn um so glänzender wäre sein Name daraus hervorgegangen. Seine leichten und angenehmen, auch die bürgerliche Welt befriedigenden Umgangsformen waren nichts als ein Resultat seines sich Sicherfühlens in dieser hochwichtigen Angelegenheit. Aber so sicher er über seinen eignen Stammbaum war, so zweifelvoll verhielt er sich gegen alle andern, die fürstlichen Häuser nicht ausgeschlossen, was denn auch Grund war, daß man über all derlei Dinge sehr frei mit ihm sprechen konnte, wenn nur die Holk's außer Frage blieben. Und so geschah's denn auch heute, daß er sich von dem ersten Schreck, den ihm der schwedische Rosenberg mit seinem unheimlichen Epitheton ornans eingejagt hatte, nicht nur rasch erholte, sondern es sogar höchst pikant fand, diese doch in der Mehrzahl der Fälle nicht leicht genug zu nehmende Frage von einer augenscheinlich so klugen Person auch wirklich leicht behandelt zu sehen.

Vierzehntes Capitel.

Der Weg, den man einzuschlagen hatte, lief am Ostrande des Thiergartens hin, meist unter hochstämmigen Platanen, deren herabhängende, vielfach noch mit gelbem Laub geschmückten Zweige die Aussicht derart hinderten, daß man der inmitten einer lichten Waldwiese stehenden „Eremitage" erst ansichtig wurde, als man aus der Platanen-Allee heraus war. Für die beiden vorderen Paare, die diese Scenerie längst kannten, bedeutete das wenig, Holk und das Fräulein aber, die des Anblicks zum ersten Male genossen, blieben unwillkürlich stehen und sahen fast betroffen auf das in einiger Entfernung in den klaren Herbsthimmel aufragende, von allem Zauber der Einsamkeit umgebene Schloß. Kein Rauch stieg auf, und nur die Sonne lag auf der weiten, mit einem dichten, immer noch frischen Gras überdeckten „Plaine", während oben, am stahlblauen Himmel Hunderte von Möven schwebten und in langem Zuge, vom Sunde her, nach dem ihnen wohlbekannten, weiter landeinwärts gelegenen Fure-See hinüberflogen.

„Ihr Schloß auf der Düne kann nicht einsamer sein," sagte das Fräulein, als man jetzt einen schmalen Pfad einschlug, der, quer über die Wiese hin, beinahe gradlinig auf die Eremitage zuführte.

„Nein, nicht einsamer und nicht schöner. Aber so schön dies ist, ich möchte dennoch nicht tauschen. Diese Stelle hier bedrückt mich in ihrer Stille. In Holkenäs ist immer eine leichte Brandung, und eine Brise kommt von der See her und bewegt die Spitzen meiner Parkbäume. Hier aber zittert kein Grashalm, und jedes Wort, das wir sprechen, klingt, als wenn es die Welt belauschen könne."

„Ein Glück, daß wir nicht Schaden dabei nehmen," lachte das Fräulein, „denn eine mehr für die Oeffentlichkeit geeignete Unterhaltung als die unsere kann ich mir nicht denken."

Holk war nicht angenehm berührt von dieser Entgegnung und stand auf dem Punkt, seiner kleinen Verstimmung Ausdruck zu geben; aber ehe er antworten konnte, hatte man die breiten Stufen der Freitreppe erreicht, die zu dem Jagdschlosse hinaufführte. Vor derselben stand ein zugleich als Castellan installirter alter Waldhüter, und an diesen, der respectvoll seine Kappe gezogen hatte, trat jetzt die Prinzessin heran, um ihm Ordres zu geben. Diese gingen zunächst dahin, oben, im großen Mittelsaale, den Kaffee serviren zu lassen. Das sprach sie mit lauter Stimme, so daß Jeder es hören konnte. Dann aber nahm sie den Waldhüter noch einen Augenblick bei Seite, um eine weitere Verabredung mit ihm zu treffen. „Und nicht später als fünf," so schloß sie das geheim geführte Gespräch. „Der Abend ist da, man weiß nicht wie, und wir brauchen gute Beleuchtung."

Der Alte verneigte sich, und die Prinzessin trat gleich danach in das Schloß ein und stieg, auf die Schimmelmann sich stützend, in den oberen Stock hinauf.

Hier, im Mittelsaale, hatten dienstbeflissene Hände bereits hohe Lehnstühle um einen langen eichenen Tisch gerückt und die nach Ost und West hin einander gegenüberliegenden Balkonfenster geöffnet, so daß die ganze landschaftliche Herrlichkeit wie durch zwei große Bilderrahmen bewundert werden konnte. Freilich die das Schloß nach allen Seiten hin umgebende Wiesenplaine war, weil zu nahe, wie in der Tiefe verschwunden, dafür aber zeigte sich alles Fernergelegene klar und deutlich, und während, nach links hin, die Wipfel eines weiten Waldzuges in der niedergehenden Sonne blinkten, sah man nach rechts hin die blauflimmernde Fläche des Meeres. Holk und Ebba wollten aufstehen, um erst von dem einen und dann vom andern Fenster aus das Bild voller genießen zu können, die Prinzessin aber litt es nicht; sie verstände sich auch auf Landschaft und könne versichern, daß gerade so, wie's jetzt sei, das Bild am schönsten wäre. Zudem habe der Kaffee (die Castellanin erschien eben mit einem mit dem schönsten Meißner Service besetzten Tablett) auch sein Recht, und was die Pracht der momentan allerdings unsichtbar gewordenen Plaine betreffe, so würde diese schon wieder zu Tage treten, wenn auch erst später. Alles zu seiner Zeit. „Und nun, liebe Schimmelmann, bitte, machen Sie die Honneurs. Offen gestanden, ich sehne mich nach einer Erfrischung; so nah der Weg war, so war er doch gerade weit genug. Wenigstens für mich."

Die Prinzessin schien bei bester Laune, was sich neben Anderem auch in ihrer noch gesteigerten Gesprächigkeit zeigte. Sie scherzte denn auch darüber und suchte bei Pentz, der heute gar nicht zu Worte komme, Indemnität nach. „Indemnität," fuhr sie dann fort, „auch solch Wort aus dem ewig Parlamentarischen. Aber, parlamentarisch oder nicht, auf die Sache selbst, auf Straferlaß, hab' ich insoweit einen wirklichen Anspruch, als es keinen Platz gibt, selbst mein geliebtes Fredericksborg nicht ausgenommen, wo mir so plauderhaft zu Muth sein dürfte, wie gerade an dieser Stelle. Es gab Zeiten, wo ich beinah' täglich hier war, und mich stundenlang dieser Meer- und Waldherrlichkeit freute. Freilich, wenn ich sagen sollte, daß diese Freude das gewesen wäre, was man so landläufig „Glück" nennt, so würd' ich's damit nicht treffen. Ich habe nur immer erquickliche Ruhe hier gefunden, Ruhe, die weniger ist als Glück, aber auch mehr. Die Ruh' ist wohl das Beste."

Holk horchte auf. Ihm war, als ob er dieselben Worte ganz vor Kurzem erst gehört habe. Aber wo? Und suchend und sinnend fand er's auch wirklich, und der Abend auf Holkenäs und das Bild Elisabeth Petersen's traten mit einem Male vor ihn hin, und er hörte wieder das Lied und die klare Stimme. Das war noch keine Woche, und schon klang es ihm wie aus weiter, weiter Ferne.

Die Prinzessin mußte bemerkt haben, daß Holk's Aufmerksamkeit abirrte. Sie ließ deshalb das Allgemeine fallen und fuhr fort: „Sie werden kaum errathen, lieber Holk, welcher Küstensaum es ist, der da, von drüben her, uns ins Fenster sieht."

„Ich dachte Schweden."

„Doch nicht eigentlich das. Es ist Hveen, das Inselchen, darauf unser Tycho de Brahe seinen astronomischen Thurm baute, sein „Sternenschloß", wie's die Welt nannte. . . . Ja, die Brahes, auch um meiner eigenen Person willen, muß ich ihrer immer in Anhänglichkeit und Liebe gedenken. Es sind nun gerade fünfundvierzig Jahre, daß Ebba Brahe, die damals bewunderte Schönheit bei Hofe, mein Hoffräulein war und meine Freundin dazu, was mir mehr bedeutete. Denn wir bedürfen einer Freundin, immer und allezeit (die Prinzessin reichte der Schimmelmann die Hand) und nun gar, wenn wir jung sind und im ersten Jahr unserer Ehe. Pentz lächelt natürlich; er kennt nicht das erste Jahr einer Ehe."

Der Baron verneigte sich und schien nicht bloß seine Zustimmung, sondern auch eine gewisse humoristische Befriedigung über diesen Thatbestand ausdrücken zu wollen, die Prinzessin ließ es aber nicht dazu kommen und sagte: „Doch ich wollte von Ebba Brahe sprechen. Auf manchem Namen liegt ein Segen, und mit den Ebba's habe ich immer Glück gehabt. Wie wenn es gestern gewesen wäre, steht der Tag vor mir, an dem ich, von eben dieser Stelle aus, nach Hveen hinüberwies und zu Ebba Brahe sagte: „Nun Ebba, möchtest Du nicht tauschen? Hast Du keine Sehnsucht nach dem Schloß Deiner Ahnen da drüben?" Aber sie wollte von keinem Tausche wissen, und ich höre noch, wie sie mit ihrer bezaubernden Stimme sagt: „Der Blick von der Eremitage nach Hveen ist mir doch lieber, als der von Hveen nach der Eremitage." Und dann begann sie zu scherzen und zu behaupten, daß sie ganz irdisch sei, viel zu sehr, um sich für das „Sternenschloß" begeistern zu können. Unter allen Sternen interessire sie nur die Erde, zu deren nächtlicher Beleuchtung die andern bloß da seien. . . .

O, sie war charmant, einschmeichelnd, Liebling Aller, und ich möchte beinahe sagen, sie war mehr noch eine Ebba als eine Brahe, während unsere neue Ebba . . ."

Die Prinzessin stockte. . . .

„. . . Mehr eine Rosenberg ist als eine Ebba," warf das Fräulein ein und verneigte sich unbefangen gegen die Prinzessin.

Herzliche Heiterkeit, an der selbst die beiden Pagoden der Gesellschaft, Erichsen und die Schimmelmann, theilnahmen, belohnte diese Selbstpersiflirung, denn Jeder kannte nur zu gut den Stammbaum des Fräuleins und verstand durchaus den Sinn ihrer Worte. Nicht zum wenigsten die Prinzessin selbst, die denn auch eben darauf aus war, sich mit einer besonderen Freundlichkeit an Ebba zu wenden, als der alte Waldhüter in der Thür erschien und durch sein Erscheinen das mit der Prinzessin verabredete Zeichen gab. Und eine kleine Weile, so traten alle, vom Saal her, auf einen vorgebauten Balkon hinaus, von dem aus man einen prächtigen Fernblick auf die große, das Gesammtbild nach Westen hin abschließende Waldmasse hatte. Der zwischenliegende Wiesengrund war von einer beträchtlichen Ausdehnung, an ein paar Stellen aber schoben sich Waldvorsprünge bis weit in die Wiese vor, und aus eben diesen Vorsprüngen traten jetzt Rudel Hirsche, zu zehn und zwanzig auf die Plaine hinaus und setzten sich in einem spielenden Tempo, nicht rasch und nicht langsam, auf die Eremitage zu in Bewegung. Ebba war entzückt, aber ehe sie's noch aussprechen konnte, sah sie schon, daß sich, im Hintergrunde, der ganze weite Waldbogen wie zu beleben begann, und in gleicher Weise wie bis dahin nur vereinzelte Rudel aus den vorgeschobenen Stellen herausgetreten waren, traten jetzt viele Hunderte von Hirschen aus der zurückgelegenen Waldestiefe hervor und setzten sich, weil sie bei der unmittelbar bevorstehenden Defilircour nicht fehlen wollten, in einen lebhaften Trab, anfänglich wirr und beinahe wild durcheinander, bis sie sich, im Näherkommen, ordnungsmäßig gruppirten und nun sectionsweise an der Eremitage vorüberzogen. Endlich, als auch die letzten vorbei waren, zerstreuten sie sich wieder über die Wiese hin, und nun erst ermöglichte sich ein vollkommener Ueberblick über die Gesammtheit. Alle Größen und Farben waren vertreten und wenn schon die schwarzen Hirsche von Ebba bewundert worden waren, so viel mehr noch die weißen, die sich in verhältnißmäßig großer Zahl in dem Wildbestande vorfanden. Aber diese Stimmung Ebba's verflog, wie gewöhnlich, sehr rasch wieder, und alsbald zur Citirung von allerlei Strophen aus dänischen und deutschen Volksliedern übergehend, versicherte sie, daß der weiße Hirsch, in Allem, was Ballade betreffe, nach wie vor die Hauptrolle spiele, natürlich mit Ausnahm. der „weißen Hinde", die noch höher stünde. Pentz seinerseits wollte dies nicht wahr haben und versicherte mit vieler Emphase, daß „die Prinzessin und der Page" den Vortritt hätten und ihn auch ewig behaupten würden, eine Bemerkung, der die Prinzessin zustimmte, freilich mit einem Anfluge von Wehmuth. „Ich acceptire das, was Pentz sagt, und möchte nicht, daß ihm widersprochen würde. Wir armen Prinzessinnen, wir haben schon nicht viel und aus der Welt der Wirklichkeiten sind wir so gut wie verdrängt; nimmt man uns auch noch die Märchen- und Balladenstelle, so weiß ich nicht, was wir überhaupt noch wollen." Alle schwiegen, weil sie zu sehr empfanden, wie richtig es war, und nur Ebba küßte die Hand ihrer Wohlthäterin und sagte: „Gnädigste Prinzessin, es bleibt Gott

sei Dank noch Vieles übrig; es bleibt noch Zufluchtsstättesein und Andere beglücken und über Vorurtheile lachen." Es war ersichtlich, daß der Prinzessin diese Worte wohlthaten, vielleicht weil sie heraushörte, daß es, trotzdem sie von Ebba kamen, mehr als bloße Worte waren; aber sie schüttelte doch den Kopf und sagte: „Liebe Ebba, auch das wird bald Märchen sein."

Während sie so sprachen, waren die Wagen, denen man eigentlich entgegengehen wollte, bis dicht an die Freitreppe herangefahren, und als die Prinzessin gleichzeitig wahrnahm, daß die Dämmerung und mit ihr die Abendkühle mehr und mehr hereinbrach, erklärte sie, von einem weiteren Spaziergang Abstand nehmen und die Rückfahrt unmittelbar antreten zu wollen. „Aber wir arrangiren uns anders, und ich verzichte auf die Begleitung meiner Cavaliere."

Das kam Allen erwünscht. Die Prinzessin nahm ihren Platz, die Schimmelmann ihr zur Seite, das Fräulein gegenüber; Pentz und Holk und Erichsen folgten im zweiten Wagen. Als man Klampenborg passirte, war das Officierszelt auch in seiner Front mit Segeltüchern geschlossen und nur aus einem schmalen Spalt ergoß sich ein Lichtstreifen auf den dunklen Vordergrund. Einzelnes aus einer Rede, die gerade gehalten wurde, trug der Wind herüber, und nun schwieg auch das, und nur zustimmende Rufe klangen noch in den Abend hinaus.

Fünfzehntes Capitel.

Die Rückfahrt war ohne weitere Zwischenfälle verlaufen, aber natürlich nicht ohne Medisance, darin sich Ebba nicht leicht zu viel thun konnte. Die Geschichte mit den „Rosenberg's" und den verschiedenen Verzweigungen der Familie war ihr dabei das denkbar glücklichste Thema. „Der arme Graf," sagte sie, „das muß wahr sein, er geht Allem so gründlich auf den Grund. Natürlich, dafür ist er ein Deutscher, und nun gar bei genealogischen Fragen, da kommt er aus dem Bohren und Untersuchen gar nicht mehr heraus. An jeden Namen knüpft er an, und wenn ich zum Unglück auf den Namen Cordelia getauft worden wäre, so biet' ich jede Wette, daß er sich ohne Weiteres nach dem alten Lear bei mir erkundigt haben würde." Die Prinzessin gab Ebba einen Zärtlichkeitsschlag auf die Hand, der mehr ermuthigte als ablehnte, und so fuhr diese denn fort: „Er hat etwas von einem Museumskatalog mit historischen Anmerkungen, und ich sehe noch sein Gesicht, als Königliche Hoheit von Tycho de Brahe sprachen und nach der Insel Hveen hinüberzeigten; er war ganz benommen davon, und seine Seele drängte sichtlich nach einem Gespräch über Weltsysteme. Das wäre so was für ihn gewesen, zurück bis Ptolomäus. Gott sei Dank kam etwas dazwischen, denn, offen gestanden, Astronomie geht mir noch über Genealogie."

* * *

Auch der folgende Tag verlief unter ähnlichem Geplauder, was übrigens nicht hinderte, daß Holk, von Seiten der Damen, einem allerfreundlichsten Entgegenkommen begegnete, so freundlich, daß es ihm nicht bloß schmeichelte, sondern ihn auch in die denkbar beste Stimmung versetzte.

Diese Stimmung nahm er dann mit nach Haus, in seine behagliche Hansen'sche Wohnung, und als er Tags darauf bei seinem Frühstücke saß, kam ihm das prickelnd Anregende des Kopenhagener Hoflebens so recht aufs Neue

zum Bewußtsein. Wie öde waren daneben die Tage daheim, und wenn er sich dann vergegenwärtigte, daß er sich innerhalb zehn Minuten an den Schreibtisch zu setzen und über die gehabten Eindrücke nach Holkenäs hin zu berichten habe, so erschrak er fast, weil er fühlte, wie schwer es sein würde, den rechten Ton dafür zu finden. Und doch war dieser Ton noch wichtiger als der Inhalt, da Christine zwischen den Zeilen zu lesen verstand.

Er überlegte noch, als es klopfte. „Herein." Und Frau Capitän Hansen trat ein, diesmal nicht die Mutter, sondern Brigitte, die Tochter. Er hatte sie seit dem Abend seiner Ankunft kaum wiedergesehen, aber ihr Bild war er nicht los geworden, selbst nicht in den Gesprächen mit Ebba. Brigitten's Erscheinung in diesem Augenblicke verrieth eine gewisse herabgestimmte Grandezza, darin das Hochgefühl dem Gefühl ihrer Macht und Schönheit, das Herabgestimmte der Einsicht ihrer bescheidenen Lebensstellung entstammte, bescheiden wenigstens so lange der Graf der Miether ihres Hauses war. Ohne mehr als einen kurzen Morgengruß zu bieten, schritt sie gerade und aufrecht und beinahe statuarisch bis an den Tisch heran und begann hier das Frühstücksservice zusammenzuschieben, während sie das mitgebrachte große Tablett, die Brust damit bedeckend, noch immer in ihrer Linken hielt. Holk seinerseits hatte sich inzwischen von seinem Fensterplatz erhoben und ging ihr entgegen, um ihr freundlich die Hand zu reichen.

„Seien Sie mir willkommen, liebe Frau Hansen, und wenn Ihre Zeit es zuläßt . . ." und dabei wies er mit verbindlicher Handbewegung auf einen Stuhl, während er selbst an seinen Fensterplatz zurückkehrte. Die junge Frau blieb aber, das japanische Tablett nach wie vor schildartig vorhaltend, an ihrer Stelle stehen und sah ruhig und ohne jeden Ausdruck von Verlegenheit nach dem Grafen hinüber, von dem sie sichtlich ein weiteres Wort erwartete. Diesem konnte nicht entgehen, wie berechnet Alles in ihrer Haltung war, vor Allem auch in ihrer Kleidung. Sie trug dasselbe Hauscostüm, das sie schon am ersten Abend getragen hatte, weit und bequem, nicht Manschetten, nicht Halskragen, aber nur deshalb nicht, weil all' dergleichen die Wirkung ihrer selbst nur gemindert hätte. Denn gerade ihr Hals war von besonderer Schönheit und hatte, so zu sagen, einen Teint für sich. Dieselbe Berechnung zeigte sich in all und jedem. Ihre weite Schoßjacke mit losem Gürtel von gleichem Stoff schien ohne Schnitt und Form, aber auch nur, um ihre eigenen Formen desto deutlicher zu zeigen. In ihrer Gesammterscheinung war sie das Bild einer schönen Holländerin, und unwillkürlich sah Holk nach ihren Schläfen, ob er nicht die herkömmlichen Goldplatten daran entdecke.

„Sie ziehen vor," nahm er, als sie seinem Blick unausgesetzt begegnete, wieder das Wort, „Sie ziehen vor, sich nicht zu setzen und in ganzer Figur zu bleiben, und Sie wissen sehr wohl, meine schöne Frau Brigitte, was Sie dabei thun. Wirklich, wenn ich bei Gelegenheit der Reise von Shanghai nach Bangkok — von der mir Ihre Frau Mutter gestern erzählte — der Kaiser von Siam gewesen wäre, so wäre das mit dem Thronsessel vor dem Palast alles sehr anders angeordnet worden, und Sie hätten, statt zu sitzen, was nie kleidet, neben dem Thronsessel gestanden und nur Ihren Arm auf die weiße Elfenbeinlehne gelehnt.

Und da hätte sich's dann zeigen müssen, wer Sieger bliebe, das Elfenbein oder der Arm der schönen Frau Hansen."

„Ach," sagte Brigitte mit gut aufgesetzter Verlegenheit, „die Mutter spricht immer davon, als ob es etwas Besonderes gewesen wäre. Und es war doch bloß Spielerei."

„Ja, Spielerei, Frau Brigitte, weil es in Siam war. Aber wir sind nicht immer in Siam. Und nur das haben wir in unserem guten Kopenhagen auch, daß wir ein Auge haben für die Schönheit. Und wer es am meisten und in seiner hohen Stellung auch wohl am eindringlichsten hat . . . Aber es ist nicht nöthig, Namen zu nennen, liebe Frau Capitän Hansen, und ich bewundere nur Ihren theueren Gatten, von dem ich so viel Rühmliches gehört habe . . ."

„Von Hansen. Ja. Nun, der kennt seine Brigitte," sagte sie, während sie das Auge schamhaft niederschlug.

„Er kennt Sie, liebe Frau Hansen, und weiß, welches unbedingte Vertrauen er Ihnen entgegen bringen darf. Und ich möchte sagen, ich weiß es auch. Denn wenn Schönheit einerseits eine Gefahr ist, so ist sie doch kaum weniger auch ein Schild," und dabei glitt sein Auge nach dem Tablett hinüber. „Es genügt ein Blick auf Ihre weiße Stirn, um zu wissen, daß Sie den Schwächen Ihres Geschlechts nicht unterworfen sind . . ."

Frau Brigitte schwankte, wie sie sich zu diesen Auslassungen stellen solle; plötzlich aber wahrnehmend, daß Holk's Auge leise hin und her zwinkerte, war es ihr klar, daß Pentz oder Erichsen oder vielleicht auch Beide gesprochen haben müßten, und so ließ sie denn die Comödie der Würdigkeit fallen und begegnete seinem Lächeln mit einem Lächeln des Einverständnisses, während sie zugleich den linken Ellbogen, so daß der weite Aermel zurückfiel, auf den hohen Kaminsims stützte.

Das wäre nun sicher der geeignete Moment gewesen, dem Gespräch eine Wendung zur Intimität zu geben; Holk zog es aber vor, wenn auch scherzhaft und ironisch, sich vorläufig noch auf den Sittenvormund hin aufzuspielen, und sagte: „Ja, liebe Frau Hansen, daß ich es noch einmal sage, nicht unterworfen den Schwächen Ihres Geschlechts. Dabei bleibt es. Und doch möcht' ich die Stimme des Warners erheben dürfen. Es ist, wie ich mir schon anzudeuten erlaubte, immer gefährlich, in einer Stadt zu leben, wo die Könige den ausgesprochenen Sinn für die Schönheit haben. Der Liebe dieser Mächtigen der Erde läßt sich vielleicht widerstehen, aber nicht ihrer Macht . . . Und was die Gräfin Danner angeht, mit der vorläufig freilich noch zu rechnen ist, nun, sie wird doch am Ende nicht ewig leben . . ."

„O doch."

„Nun, so stirbt vielleicht die Neigung ihres königlichen Anbeters . . ."

„Auch das nicht, Herr Graf. Denn die Danner hat einen Zauber, und man hört darüber so dies und das."

„Kann man es nicht erfahren?"

„Nein. Meine Mutter sagt zwar immer: ‚Höre, Brigitte, Du sagst auch Alles'; aber das mit der Danner, das ist doch zu viel."

„Nun, dann werd' ich Baron Pentz fragen."

„Ja, der kann es sagen, der weiß es . . . Einige sagen, sie habe den Schönheitsapfel, ich meine die Danner; aber das ist nicht der große Zauber, den sie hat, das ist höchstens der kleine . . ."

„Glaub' ich unbedingt. Und überhaupt, offen gestanden, ich weiß nicht, was immer der Apfel soll. Er ist mir immer halb unverständlich erschienen. Unter Kirschen kann ich mir etwas denken, aber Apfel . . ."

„Ich weiß doch nicht, Herr Graf," sagte Brigitte, während sie die Schoßjacke glatt zog, um ihrer Figur die rechte Linie zu geben. „Ich weiß doch nicht, ob Sie darin Recht haben . . ." Und einmal angelangt auf dieser abschüssigen Ebene, schien sie durchaus geneigt, das Thema weiter fort zu führen. Aber ehe sie dazu kommen konnte, hörte sie, von der Treppe her, den halblauten Ruf: „Brigitte."

„Das ist die Mutter," sagte sie verdrossen und stellte das Geschirr auf das Tablett. Dann aber sich würdevoll verneigend, als ob Staats- und Kirchenfragen zwischen ihnen verhandelt worden wären, verließ sie das Zimmer.

* * *

Holk, als Brigitte die Thür ins Schloß gedrückt hatte, schritt auf und ab, sehr verschiedenen Gefühlen hingegeben. Er war nicht unempfindlich gegen die Schönheit und Koketterie dieser berückenden Person, die wie geschaffen schien, allerlei Verwirrungen anzurichten; aber daß sie den Willen dazu so deutlich zeigte, das minderte doch auch wieder die Gefahr. Allerlei Widersprechendes bekämpfte sich in ihm, bis endlich seine gute Natur den Sieg gewann und ihm die Kraft gab, das während dieser Tage Erlebte mit einem gewissen darüberstehenden Humor zu betrachten. Und damit war denn auch die Stimmung gewonnen, nach Holkenäs hin zu schreiben und seinen ersten Zeilen, in denen er nur seine Ankunft angezeigt hatte, einen längeren Brief folgen zu lassen. Einen Augenblick erschrak er freilich wieder vor der Menge dessen, was zu berichten war, denn unter dem, was ihm fehlte, war auch die Briefschreibepassion. Endlich aber nahm er seinen Platz an dem Cylinderbureau, schob die Bogen zurecht und schrieb.

Kopenhagen, 3. October 1859. Dronningens Tvergade 4.

Meine liebe Christine. Die wenigen Zeilen, in denen ich Dir meine glückliche Ankunft meldete, wirst Du erhalten haben; es ist Zeit, daß ich nun ein weiteres Lebenszeichen gebe und wie ich glücklicherweise gleich hinzusetzen darf, ein Zeichen meines Wohlergehens. Laß mich mit dem Nächstliegenden, mit meiner Wohnung bei der Wittwe Hansen beginnen. Es ist Alles, wie's früher war, nur eleganter, so daß man deutlich sieht, wie sich ihre Verhältnisse gehoben haben. Vielleicht ist Alles dem Umstande zuzuschreiben, daß sie jetzt mit ihrer Tochter, ebenfalls einer Frau Capitän Hansen (die früher ihren Mann auf seinen Chinafahrten begleitete), zusammen wohnt. Es stehen dadurch wohl größere Mittel zur Verfügung. Frau Capitän Hansen ist eine schöne Frau, so schön, daß sie dem Kaiser von Siam vorgestellt wurde, bei welcher Gelegenheit sie zugleich der Gegenstand einer siamesischen Hofovation wurde. Sie hat eine statuarische Ruhe, rothblondes Haar (etwas wenig, aber sehr geschickt arrangirt) und natürlich den Teint, der solch rothblondes Haar zu begleiten pflegt. Ich würde sie Rubensch nennen, wenn nicht alles Rubensche doch aus gröberem Stoffe ge-

schaffen wäre. Doch lassen wir Frau Capitän Hansen. Du wirst lachen, und darfst es auch, über das Interesse, das aus dem Vergleich mit Rubens zu sprechen scheint. Und Rubens noch übertroffen! Ich war gleich am ersten Abend bei Vincent's auf dem Kongens Nytorv, wohin ich durch Pentz und Erichsen abgeholt wurde. Viele Bekannte gesehen — auch de Meza, der von Jütland herübergekommen war —, aber Niemanden gesprochen, was in einer großen politischen Aufregung, die ich hier vorgefunden, seinen Grund hat. Hall soll gestürzt und Rottwig an seine Stelle gesetzt werden. Natürlich nur Uebergangsministerium, wenn es überhaupt glückt, was auch noch die Frage. Lies die Berichte, die „Dagbladet" bringt, sie sind ausführlicher und minder parteiisch als die von „Flyveposten". Am andern Vormittage war ich bei der Prinzessin, um mich ihr vorzustellen. Ihr Benehmen gegen mich genau dasselbe wie früher; sie kennt meinen abweichenden politischen Standpunkt, aber sie verzeiht es mir, daß ich mehr für das alte Dänemark bin, als für das neue. Meiner Loyalität ist sie sicher und meiner Anhänglichkeit an ihre Person doppelt und dreifach. Das läßt sie Vieles übersehen, wenigstens so lange der König lebt und von einer ernsten politischen Krise keine Rede sein kann. So sind wir in der angenehmen Lage, auf einem völligen Friedensfuße mit einander verkehren zu können.

In der Umgebung der Prinzessin hat sich nichts geändert, fast zu wenig. Alles ist bequem und behaglich, aber doch zugleich auch ergraut und verstaubt; die Prinzessin hat kein Auge dafür, und Pentz, der vielleicht Wandel schaffen könnte, hält es für klug, die Dinge ruhig weiter gehen zu lassen. Die Schimmelmann ist nach wie vor würdig und wohlwollend, an Charakter ein Schatz, aber ein wenig bedrückend. An Stelle der Gräfin Frijs, die, während der letzten zehn Jahre, der Liebling der Prinzessin war, ist ein Fräulein von Rosenberg getreten. Ihre Mutter war eine Wrangel. Diese Rosenberg's stammen aus dem westpreußischen Städtchen Filehne, wurden erst unter Gustav III. baronisirt und haben keine Verwandtschaft weder mit den böhmischen noch mit den schlesischen Rosenberg's. Das Fräulein selbst — nur immer der älteste Sohn führt den Baronstitel — ist klug und espritvoll und beherrscht die Prinzessin, soweit sich Prinzessinnen beherrschen lassen. Unzweifelhaft, und dafür haben wir ihr alle zu danken, hat sie dem kleinen Nebenhof im Prinzessinnenpalais den Charakter der Langenweile genommen, der früher der vorherrschende war. Ich konnte mich gestern, wo ich Dienst hatte, von diesem Wandel der Dinge überzeugen, mehr noch vorgestern, wo wir eine Wagenpartie nach Klampenborg und der Eremitage machten. Es war ein wundervoller Tag und als bei Sonnenuntergang an die zweitausend Hirsche geschwaderweise bei uns vorbeidefilirten — ein Schauspiel, von dem ich oft gehört, aber das ich nie gesehen habe —, schlug mir das Herz vor Entzücken, und ich wünschte Dich und die Kinder herbei, um Zeuge davon sein zu können. Es verlangt mich übrigens lebhaft, von Euch zu hören. Was hast Du hinsichtlich der Pensionen beschlossen? Ich habe Dir gern und voll Vertrauen freie Hand gelassen, aber ich hoffe, Du wirst nichts übereilen. Das Hinaussenden der Kinder in die Welt hat seine Vorzüge, das soll unbestritten bleiben, aber das Beste bleibt doch das, was die Familie bietet, das elterliche Haus. Und wenn eine Hand, wie die Deine, das Haus bestellt, so verdoppelt

sich nur die Wahrheit dieses Satzes. Grüße die Dobschütz und Alfred, wenn er von Arnewiek herüberkommt, was hoffentlich recht oft geschieht; denn ich weiß, Du liebst ihn und ebenso weiß ich, wie sehr er diese Liebe verdient. Wenn Asta bei Petersens vorspricht, laß sie dem Alten meine Grüße bringen und ihm wie der Enkelin alles mögliche Freundliche sagen. Strehlke soll Axel nicht mit Mathemathik und Algebra quälen, aber den Charakter soll er bilden. Leider hat er selber keinen, ein so guter Kerl er im Uebrigen ist. Freilich, wer hat Charakter? Es ist nicht Jedem so gut geworden wie Dir, Du hast das, was den Meisten fehlt; aber, wenn mich nicht Alles täuscht, erfüllt Dich selber mitunter der leise Wunsch, etwas weniger von dem zu haben, was Dich auszeichnet. Irr' ich darin? Laß bald von Dir und den Kindern hören und, wenn es sein kann, Erfreuliches.

Dein

Helmuth H.

Und nun legte er die Feder aus der Hand und überflog das Geschriebene noch einmal. Einiges mit Zufriedenheit. Als er aber gegen das Ende hin die Worte las: „das Beste bleibt doch immer das elterliche Haus" . . . und dann „wenn eine Hand, wie die Deine, dies Haus bestellt" . . . da überkam ihn eine leise Rührung, von der er sich kaum Ursach und Rechenschaft zu geben vermochte. Hätt' er es gekonnt, so hätt' er gewußt, daß ihn sein guter Engel warne.

Sechzehntes Capitel.

Holk gab den Brief selbst zur Post, dann ging er zu Pentz, der ihn in seine Wohnung zum Frühstück geladen hatte. Von den Ministern war Niemand da, auch Hall nicht, trotzdem er zugesagt hatte, wohl aber Reichstagsmitglieder und Militärs: General Bülow, Oberst du Plat, Oberstlieutenant Tersling, Capitän Lundbye, selbstverständlich Worsaae, der als Esprit fort und Anekdotenerzähler nicht fehlen durfte. Tersling hatte seinen guten Tag, Worsaae auch, was bei den Schraubereien, in denen man sich gefiel, am besten zu Tage trat; aber so vergnüglich diese Kämpfe waren, so sah sich doch gerade Holk nur mäßig dadurch unterhalten, theils weil ihm, als einem Nicht-Kopenhagener, manches von den Pointen entging, theils weil er Fragen auf dem Herzen hatte, die zu stellen sich bei dem beständigen Wortgefecht der beiden humoristischen Gegner keine rechte Gelegenheit für ihn bieten wollte. Denn Pentz war ganz Ohr und hörte nur auf die gegenseitigen Sticheleien. Das Frühstück, wie jedes gute Frühstück, dauerte bis Abend. Als es beendet war, gingen etliche von den Jüngeren noch nach Tivoli hinaus, um einem letzten Operettenact beizuwohnen; Holk aber, an großstädtisches Leben nicht gewöhnt und immer beflissen, sich in beinah philiströser Weise bei guter Gesundheit zu halten, begleitete Bülow und du Plat bis an das Kriegsministerium und ging dann auf seine Wohnung zu. Die ältere Frau Hansen empfing ihn aufmerksam und artig wie immer, fragte nach seinen Befehlen und brachte den Thee. Das Gespräch, das sie dabei führte, war nur kurz, und Alles, was sie sagte, lag heute nach der gefühlvollen Seite hin: ihrer Tochter Brigitte sei nicht recht wohl, und wenn sie dann bedenke, daß die arme junge Frau, denn sie sei eigentlich doch noch jung, und der Mann schon im siebenten Monat fort und käm'

auch noch lange nicht wieder zurück, ja, wenn sie das Alles so bedenke und daß Brigitte doch ernstlich krank werden und aus dieser Zeitlichkeit scheiden könne, da wolle sie doch lieber gleich selber sterben. „Und was ist es denn auch am Ende? wenn man Fünfzig ist und Wittwe dazu, ja, Herr Graf (und sie trocknete sich eine Thräne), was hat man da noch vom Leben? Je früher es kommt, desto besser. Armuth ist nicht das Schlimmste, schlimmer ist Einsamkeit, immer einsam und ohne Liebe . . ." Holk, den diese Sentimentalität amüsirte, bestätigte selbstverständlich Alles. „Ja wohl, liebe Frau Hansen, es ist ganz so, wie Sie sagen. Aber Sie dürfen es nicht so schwer nehmen. Ein bischen Liebe findet sich immer noch."

Sie sah ihn von der Seite her an und freute sich seines Verständnisses.

* * *

Am anderen Tage war Holk wieder in Dienst, was am Hofe der Prinzessin nicht viel besagen wollte. Die fast Siebzigjährige, die — darin noch ganz das Kind des vorigen Jahrhunderts — immer spät zur Ruhe ging und noch später aufstand, erschien nie vor Mittag in ihren Empfangsräumen; die Kammerherren vom Dienst hatten also bis dahin nichts Anderes zu thun, als im Vorzimmer zu warten. Da wurden denn Zeitungen gelesen, auch wohl Briefe geschrieben, und wenn, lange vor Sichtbarwerden der Prinzessin, der Kammerdiener ein gut arrangirtes Frühstück brachte, so rückte Pentz in die tiefe, mit einem kleinen Divan in Hufeisenform halb ausgefüllte Fensternische, wo sich dann Holk oder Erichsen ihm gesellte. So war es auch heute, und als man von dem Sherry genippt, und Pentz, natürlich Gourmand, ein sehr anerkennendes Wort über die Sardinen geäußert hatte, sagte Holk: „Ja, vorzüglich. Und doch, lieber Pentz, ich möchte heute, wenn es geht, etwas Anderes von Ihnen hören als Culinarisches oder Frühstückliches. Ich hatte mir schon gestern ein paar Fragen an Sie vorgenommen, aber die beiden Kampfhähne nehmen Sie ja ganz in Anspruch. Worsaae war übrigens wirklich sehr amüsant. Und dann mußt' ich mir auch sagen, wer so glänzender Wirth ist wie Sie, der ist eben Wirth und nichts weiter und hat nicht Zeit zu Privatgesprächen in einer verschwiegenen Ecke."

„Sehr liebenswürdig, lieber Holk. Ich habe mich nicht recht um Sie gekümmert, und anstatt mir einen Vorwurf daraus zu machen, machen Sie mir Elogen über meine Wirthlichkeit. Uebrigens muß ich Ihnen bekennen, wenn ich gestern um ein Privatgespräch mit Ihnen, und noch dazu, wenn ich recht gehört, „um ein Privatgespräch in einer verschwiegenen Ecke" gekommen bin, so verwünsche ich alle Repräsentationstugenden, die Sie mir gütigst zudictiren. „In einer verschwiegenen Ecke" — da darf man Etwas erwarten, was jenseits des Gewöhnlichen liegt."

„Ich bin darüber doch selbst im Zweifel. Auf den ersten Blick ist es jedenfalls 'was sehr Gewöhnliches und betrifft ein Thema, das schon gleich am ersten Abend zwischen uns verhandelt wurde. Hab' ich dann aber wieder gegenwärtig, wie sich Alles in der Sache so mysteriös verschleiert, so hört es doch auch wieder auf, was Alltägliches und Triviales zu sein. Kurzum, ich weiß selber nicht recht, wie's steht, ausgenommen, daß ich neugierig bin, und nun sagen Sie mir, was ist es mit den zwei Frauen, Mutter und Tochter?"

Pentz verstand entweder wirklich nicht oder gab sich doch das Ansehen davon, weshalb Holk fortfuhr: „Ich meine natürlich die beiden Hansens. Eigentlich, auch ganz abgesehen von dem, was Sie mir schon erzählt haben, sollt' ich darüber so gut unterrichtet sein wie Sie selbst; denn beide Frauen sind schleswig'sches Gewächs, ich glaub' aus Husum gebürtig und dann später in Glücksburg, und bei der Mutter, wie Sie ja wissen, hab' ich auch schon gewohnt, als ich das letzte Mal hier war und meinen Dienst that. Aber ich muß damals schlecht beobachtet haben oder die Tochter, die jetzt da ist, hat dem Hausstand ein anderes Wesen gegeben. So viel bleibt, ich schwanke nach wie vor hin und her, was ich eigentlich daraus machen soll. Manchmal glaub' ich in meiner Annahme raffinirtester Komödianterei ganz sicher zu sein; dann aber seh' ich wieder hohe Mienen, vollkommene „Airs", und wenn ich auch sehr wohl weiß, daß man hohe Mienen aufsetzen kann, so bringen sie mich doch immer wieder ins Unsichere. Da gibt es beispielsweise eine wundervolle Geschichte von dem Kaiser von Siam, mit märchenhaften Huldigungen und Geschenken und sogar einer prachtvollen Perlenschnur. Ist das nun Wahrheit oder Lüge? Vielleicht ist es Größenwahn. Die Tochter ist sicherlich eine sehr schöne Person, und wer um seiner Schönheit willen, wie ich nicht zweifle, gelegentlich große Triumphe feiert und dann doch auch wieder still sitzen und brüten und abwarten muß, der spinnt sich in seiner Einsamkeit seine Triumphe leicht weiter aus, und da haben wir denn einen Kaiser von Siam mit Perlenschnur und Elephanten, wir wissen nicht wie."

Pentz lächelte vor sich hin, aber schwieg weiter, weil er wohl sah, daß Holk, mit dem, was er sagen wollte, noch nicht voll am Ende war. Dieser fuhr denn auch weiter fort: „So kann denn Alles Hallucination sein, Ausgeburt einer erhitzten Phantasie. Wenn ich dann aber an das Augenaufleuchten und Kichern, was Beides gelegentlich vorkommt, und zugleich an die Worte denke, die Sie gleich den ersten Abend bei Vincent gegen mich äußerten, Bemerkungen, in denen so was von „Sicherheitsbehörde" vorkam, so kommt mir, ehrlich gestanden, ein leiser Märchengrusel. Und wenn es bloß Märchengrusel wäre, nein, eine richtige Angst und Sorge. Denn, lieber Pentz, was heißt Sicherheitsbehörde? Sicherheitsbehörde heißt doch einfach Polizei, deren geschickteste und dienstbeflissenste Mitglieder mitunter Mitglieder einer unsichtbaren politischen Loge sind. Und das macht mir einigermaßen Herzensbeklemmungen. Ist da wirklich was von Beziehungen zwischen einem Sicherheitsassessor und der Tochter oder gar zwischen dem Polizeichef selbst und der Mutter — denn auch das kommt vor, und Polizeichefs sind unberechenbar in ihrem Geschmack — so bin ich da bei dieser Hansensippe nicht viel anders untergebracht als in einer Spelunke. Daß Goldleisten und türkische Teppiche da sind und Mutter und Tochter einen Thee zubereiten, der, weit über Siam hinaus, direct aus dem himmlischen Reich kommen könnte, kann mich für die Dauer nicht trösten. Es schien mir auch, als ob die Prinzessin, wie sie den Namen der Frau Hansen hörte, nicht gerade erbaulich dreinblickte. Kurzum, was ist es damit? Und nun heraus mit der Sprache."

Pentz, mit seinem Sherryglase leise anklingend, lachte herzlich und sagte dann: „Ich will Ihnen was sagen, Holk, Sie sind bis über die Ohren in diese schöne Person verliebt, und weil Sie sich vor ihr fürchten oder was dasselbe ist, sich

persönlich nicht recht trauen, so wünschen Sie, daß ich Ihnen eine furchtbare Geschichte zum Besten gebe, die Sie jederzeit als Sicherheitsvademecum aus der Tasche holen und wie einen Schirm zwischen sich und der schönen Frau Hansen aufrichten können. Mit solch furchtbarer Geschichte kann ich Ihnen aber beim besten Willen nicht dienen. Und bedenken Sie, wie würd' ich es, als Sie vor zwei Jahren das erste Mal, auf meine Empfehlung hin, bei der Frau Hansen Wohnung nahmen, wie würd' ich es gewagt haben, Sie, den Grafen Holk und Kammerherrn unserer Prinzessin, in einer Chambre garnie unterzubringen, für die Sie, frisch, fromm und frei, das Wort „Spelunke" dem Sprachschatz deutscher Nation entnommen haben . . ."

„Sie dürfen nicht empfindlich werden, Pentz. Um so weniger, als Sie mit Ihren Anspielungen eigentlich schuld an meinem Argwohn sind. Warum sprachen Sie von ‚Sicherheitsbehörde'?"

„Weil es sich so verhält. Warum soll ich nicht von Sicherheitsbehörde sprechen? Warum soll ein Mitglied dieser Behörde die schöne Frau Brigitte nicht ebenso schön finden, wie Sie sie finden? Er ist vielleicht ein Vetter von ihr oder auch von der Alten, der ich beiläufig noch weniger traue als der Jüngeren . . ."

Holk nickte zustimmend.

„Im Uebrigen dürfen Sie sich über dies und vieles Andere nicht den Kopf zerbrechen. Das ist so Kopenhagensch, das war hier immer so; schon vor dreihundert Jahren hatten wir die Düveke-Geschichte, Mutter und Tochter, und ob nun Hansen oder Düveke, macht keinen rechten Unterschied. Beiläufig, daß Düveke nicht Name, sondern bloß Epitheton ornans war, werden Sie wissen. Und war klug genug gewählt. „Täubchen", Täubchen von Amsterdam — kann man sich etwas Unschuldigeres denken?"

Holk konnte nur bestätigen; Pentz aber, der nicht bloß ein lebendiges Nachschlagebuch für die hauptstädtische Chronique scandaleuse, sondern ganz besonders auch für die Liebesgeschichten alter und neuer Könige war, war nicht unfroh, ein Thema, das er ausgiebig beherrschte, weiter ausspinnen zu können. „Es ist was ganz Eigenes mit dieser Düveke-Geschichte. Sie wissen, daß sie durch rothe Kirschen vergiftet sein soll. Aber so oder so, die Geschichte war schon so gut wie halb vergessen, und man zerbrach sich nicht sonderlich den Kopf mehr über die Düveke, hielt es vielmehr mit anderen, nicht ganz so weit ab liegenden Vorbildern, als mit einem Male unsere gute Putzmacherin Rasmussen in eine dänische Gräfin umgebacken wurde. Und wollen Sie mir's glauben, Holk, von dem Tage an ist all' das alte Zeug wieder lebendig geworden, und Alles, was in Dänemark ein paar rothe Backen hat oder gar so hübsch ist wie diese Frau Brigitte mit dem ewig müden Augenaufschlag, das will nun wieder „Düveke" werden und sich adeln lassen und eine Strandvilla haben und legt die Hände in den Schoß und putzt sich und wartet. Und dabei denken Alle, wenn nicht der König kommt, unser allergnädigster Matrosenkönig Friedrich der Siebente — denn so viel sehen sie wohl, die Danner weiß ihn zu halten und muß einen Charme haben, den der Rest der Menschheit noch nicht entdecken konnte — wenn, sag' ich, der König

nicht kommt, so kommt ein Anderer, so kommt Holk oder Pentz, wobei Sie mir verzeihen müssen, daß ich mich so ohne Weiteres an Ihre Seite dränge. Nein, Holk, nichts von Spelunke. Diese schöne Capitana, deren Mann ich übrigens nicht beneide, beiläufig soll er immer unter Rum stehen, ist nicht schlimmer als Andere, nur ein bischen gefährlicher ist sie, weil sie schöner ist, mit ihrem Rothblond und der Welljacke, die nirgends schließt. Ihrer Ritterlichkeit, lieber Holk, brauch' ich es übrigens nicht erst anzuempfehlen, daß Sie darauf verzichten, diese Aermste . . ."

„Spotten Sie nur, Pentz. Aber Sie gehen durchaus in die Irre und vergessen, daß ich Fünfundvierzig bin."

„Und ich, lieber Holk, bin Fünfundsechzig. Und wenn ich danach die Berechnung mache, so kann es um Sie, beziehungsweise um die schöne Brigitte gerade noch schlecht genug stehen."

Er wollte sichtlich in diesem Tone noch weiter sprechen, aber im selben Augenblicke trat ein Kammerdiener aus den Gemächern der Prinzessin und meldete, daß Königliche Hoheit die Herren zu sprechen wünsche.

* * *

Pentz und Holk traten ein. Die Prinzessin hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und war augenscheinlich nicht bloß in Erregung, sondern in geradezu schlechter Laune. Sie warf das Blatt bei Seite, und statt der sonst üblichen gnädigen Begrüßung erfolgte nur die Frage: „Haben Sie schon gelesen, meine Herren?"

Holk, dem als einem halben Fremden keine besondere Leseverpflichtung oblag, blieb ruhig; Pentz aber kam in Verlegenheit, um so mehr, als er neuerdings öfters auf solchen Unterlassungssünden ertappt worden war. Diese sehr sichtbare Verlegenheit stellte aber die gute Stimmung der Prinzessin sofort wieder her. „Nun, lieber Pentz, erschrecken Sie nicht zu sehr und lassen Sie mich zu Ihrer Beruhigung sagen, daß mir, im langen Laufe der Jahre — und nach solchen müssen wir doch nach gerade rechnen — ein Mann der Trüffel- und Wildpretpastete wie Sie, viel, viel lieber ist als ein Mann der Politik und des Zeitungsklatsches oder gar der Zeitungsmalice. Denn mit einer solchen haben wir's hier zu thun. Es wird zwar ein Handelshaus vorgeschoben, noch dazu ein Handelshaus in Kokkegarde, aber es bedarf nicht vieler Einsicht und Vertrautheit, um die Personen zu errathen, die diesen Skandal in Scene gesetzt haben."

In Pentz' Gesicht verschwand der Ausdruck der Verlegenheit, und der der Neugierde trat an seine Stelle. „Muthmaßlich Unpassendheiten über die Gräfin . . ."

„O, nein," lachte die Prinzessin herzlich. „Unpassendheiten über die Gräfin gibt es erstlich überhaupt nicht, und wenn Sie das Muster eines Kammerherrn wären, Gott sei Dank sind Sie's nicht, so würden Sie meinen Ihnen wohlbekannten Gefühlen für die Gräfin etwas ausgiebiger Rechnung tragen. Aber so sind Sie, Baron, und vergessen im Hinblick auf das Frühstück, wenn Sie's nicht schon genommen, daß ein Pasquill über die Danner doch höchstens meine gute, nicht aber meine schlechte Laune geweckt haben könnte. Ja, lieber Pentz, da haben Sie sich verfahren oder vielleicht selbst verrathen, und lebten wir in anderen Zeiten, so begäb' ich mich recte zum König und ging' ihn an, Ihnen einen

Struensee-Proceß zu machen und Sie der unerlaubten Beziehungen zur Gräfin-Putzmacherin zu zeihen. Denken Sie, wenn dann Ihr Haupt fiele! Doch ich will Sie so weit nicht bedrohen und verurtheile Sie nur, den Artikel zu lesen, hier *den*; Ebba hat jede Zeile roth unterstrichen, sie liebt dergleichen, und dann mögen Sie sich wundern, wie weit wir in Dänemark mit unserem Regiment der Gasse bereits gekommen sind. Regiment der Gasse, leider; — vor Holk sollten wir uns freilich sträuben, es zuzugestehen, denn es stellt uns bloß und ist nur Wasser auf seine schleswig-holstein'sche Mühle. Doch was hilft es, der Artikel ist nun mal da, und wenn er ihn hier nicht liest, so liest er ihn in seiner Wohnung, oder die Frau Capitän Hansen liest ihn ihm wohl gar vor. Leute, die selber Anspruch auf einen „Artikel" oder Aehnliches haben, sind immer am durstigsten nach Allem, was Sensation macht."

Holk fühlte sich unangenehm berührt, weil er aus dieser Schlußbemerkung aufs Neue heraushörte, daß der gute Leumund der Hansens ein großes Fragezeichen habe; es war aber nicht Zeit, sich diesem Gefühle hinzugeben, denn Pentz hatte das Blatt bereits in die Hand genommen und begann, während er sein Pincenez hin und her schob: „Erbprinzlich Ferdinand'sche Wechsel zu verkaufen!"

„Nun, Pentz, Sie stocken ja schon und ziehen Ihr Taschentuch, muthmaßlich um Ihre Gläser zu putzen und sich zu vergewissern, daß Sie recht gelesen haben. Aber Sie haben recht gelesen. Fahren Sie nur fort."

„. . . Verschiedene vom Prinzen Ferdinand, Königliche Hoheit, und zwar unter dem Zusatze: ‚bei meiner königlichen Ehre' ausgestellte Wechsel, indossirt von seinem Kammerassessor Plöther, sind zu verkaufen, und zwar für den Werth, den eventuelle Liebhaber, beziehungsweise Sammel- und Curiositätenamateurs, Papieren von solcher Bedeutung beimessen wollen, doch nicht unter fünfzig Procent. Man beliebe sich an das Comtoir Kokkegarde 143 zu wenden . . ."

Pentz legte das Blatt nieder; der Artikel war zu Ende.

„Nun, meine Herren, was sagen Sie zu diesem Vorkommniß, von dem ich behaupten darf, Aehnliches in meinen siebzig Jahren noch nicht erlebt zu haben. Sie schweigen, und Holk ist muthmaßlich der Meinung: wie man sich bettet, so liegt man; wer Wechsel ausstellt, und noch dazu ‚bei seiner königlichen Ehre', hat die Wechsel einzulösen, und unterläßt er's, so muß er sich's gefallen lassen, wie's hier geschieht, von Kokkegarde 143 aus an den Pranger gestellt zu werden. So denkt muthmaßlich Holk, und er hat Recht; gewiß, es liegt so. Der Prinz ist mir auch durchaus gleichgültig, und je mehr er sich ruinirt, je mehr kommt es *dem* zu Statten, der bestimmt ist, an dieses sogenannten Erbprinzen Stelle, wirklich der Erbe dieses Landes zu sein. Aber ich kann mich der egoistischen Freude darüber, meine politischen Pläne gefördert zu sehen, doch nicht ganz hingeben, wenn so viel Anderes und schließlich Wichtigeres dabei verloren geht . . . Kein Vogel beschmutzt das eigene Nest, und es gibt eine Solidarität der Interessen, die das Königthum als solches anerkennen muß, sonst ist es um das Königthum überhaupt geschehen. Ich könnte mich über „Dagbladet" aigriren, und ich gestehe, mein erster Unmuth ging nach dieser Seite hin. Aber was ist eine Zeitung? Nichts. Aigrirt bin ich über den König, dem dies Gefühl der Solidarität abhanden gekommen ist. Er denkt an nichts als an die Danner und an das Aus-

graben von Riesenbetten, an und für sich sehr verschiedene Dinge, die sich freilich in der Vorstellung der Zukunft doch vielleicht noch zu einer seltsamen Einheit zusammenthun werden. Vor Allem denkt er: après nous le déluge. Und das ist ein Unglück. Ich hasse Moralpredigten und Tugendsimpeleien, aber andererseits bleibt doch auch bestehen: es ist nichts mit den laxen Grundsätzen — Grundsätze sind wichtiger als das Thatsächliche. Das sag' ich Ihnen, lieber Pentz. Mit Holk liegt es anders, er ist ein Deutscher, und wenn er auch vielleicht ins Schwanken kommt (die Rosenberg hat mir wahre Wunderdinge von der Frau Brigitte Hansen erzählt), so hat er eben seine Frau Christine daheim. Und ich müßte mich sehr in ihr irren, wenn sie nicht mit ihrer Macht von Holkenäs bis Kopenhagen reichen sollte. Und nun au revoir, meine Herren."

Siebzehntes Capitel.

Holk hatte nicht Zeit, sich Betrachtungen über das eben Gehörte hinzugeben, denn es war ein besuchreicher und überhaupt ein ziemlich unruhiger Tag. Um Zwölf erschienen zwei bildschöne „petit-nièces" der Prinzessin, noch halbe Kinder, um die Großtante zum Besuch einer historischen Ausstellung abzuholen, die die Professoren Marstrand und Melbye seit dem 1. October in einigen Nebensälen des Museums eröffnet hatten. Die ganze Stadt sprach von dieser Ausstellung, und wie gewöhnlich trat das Politische daneben zurück, trotzdem es gerade Tage waren, in denen nicht nur ein Ministerium, sondern fast auch die Monarchie in Frage stand. Aber was bedeutete das neben großstädtischer und nun gar Kopenhagener Vergnügungssucht, die sich diesmal außerdem noch hinter einem großen Worte verstecken und als Patriotismus ausgeben konnte. Denn was es da zu sehen gab, war etwas nie Dagewesenes, eine dänische Nationalausstellung, zu der man Alles, was an historischen Porträts in Stadt und Land existirte, sorglich zusammengetragen hatte. Mit Kniestücken Christian's II. und seiner Gemahlin Isabella fing es an und schloß mit drei lebensgroßen Porträts Friedrich's VII., des jetzt regierenden Königs Majestät, ab. In einiger Entfernung war auch das Bildniß der Danner. Dazwischen endlose Schlachten zu Land und zu See, Kämpfe mit den Lübischen, Erstürmung von Wisby, Bombardement von Kopenhagen, überall rothröckige Generäle, noch mehr aber Seehelden aus mindestens drei Jahrhunderten, und natürlich auch Thorwaldsen und Oehlenschläger und der häßliche alte Grundtvig. Die Prinzessin zeigte nur ein mäßiges Interesse, weil das Meiste, was sie sah, den zahlreichen über Seeland hin zerstreuten königlichen Schlössern entnommen, ihr also seit lange bekannt war; die jungen Großnichten aber waren Feuer und Flamme, fragten hierhin und dorthin und konnten einen Augenblick wirklich die Vorstellung wecken, als ob sie jedem alten Admiral, von denen einer der berühmtesten ein Pflaster über dem einen Auge hatte, die vollste Bewunderung entgegenbrächten. Aber auf die Dauer entging es doch Niemandem, weder der Prinzessin noch ihrer Umgebung, daß das ganze Interesse für Admiräle nur Schein und Komödie war, und daß die jungen Prinzessinnen immer nur andächtig vor den

Bildnissen solcher Personen verweilten, die, gleichviel ob Männer oder Frauen, mit irgend einer romantisch-mysteriösen Liebesgeschichte verknüpft waren.

„Sonderbar," sagte Pentz zu Ebba und wies auf die ältere der beiden Prinzessinnen, die, wie's schien, von dem Struensee-Porträt gar nicht los konnte.

„Nein," lachte Ebba. „Nicht sonderbar. Durchaus nicht. Oder verlangen Sie, daß sich junge Prinzessinnen für den alten Grundtvig oder gar für den Bischof Monrad interessiren sollen? Das Bischöfliche wiegt nicht schwer, wenn man Vierzehn ist."

„Aber das Struensee'sche?"

„Sans doute."

* * *

Am Nachmittage machte die Prinzessin, was nicht oft vorkam, einen Ausflug in die Umgegend, und am Abend, etwas noch Selteneres, erschien sie sogar in ihrer Theaterloge, hinter ihr die Schimmelmann und Ebba, hinter diesen Pentz und Holk.

Es wurde der zweite Theil von Shakespeare's Heinrich IV. gegeben, und nach dem dritten Acte, dem eine längere Pause folgte, nahm man den Thee, wobei wie gewöhnlich fleißig kritisirt wurde, denn die Prinzessin hatte noch die literarischen Allüren des vorigen Jahrhunderts. Es erheiterte sie, daß man nicht bloß zu keinem einheitlichen Urtheil kommen konnte, sondern, daß Jeder seinen Liebling und seine Renonce hatte, nicht bloß hinsichtlich der Schauspieler, sondern auch in Rücksicht auf die Shakespeare'schen Figuren. Die Prinzessin selbst, die immer was Besonderes haben mußte, war am meisten für die beiden Friedensrichter eingenommen und erklärte, diesen Geschmack schon in ihren jungen Jahren gehabt zu haben; eine vollendete Darstellung des Philisteriums habe sie von jeher mehr entzückt als alles Andere, und nicht bloß auf der Bühne. Solche Friedensrichter liefen auch in der hohen Politik umher, und in jedem Ministerium — ja, sie könne selbst ihren Freund Hall nicht ganz ausnehmen — zumal aber in jeder Synode säße mindestens ein halbes Dutzend Figuren wie Schaal und Stille. Von Falstaff wollte Niemand etwas wissen, vielleicht weil er nicht ganz gut gegeben wurde, wogegen Holk für Fähnrich Pistol und Pentz für Dorchen Lakenreißer schwärmte. Doch unterließ er es, den vollen Namen zu nennen und sprach immer nur von „Dorchen". Die Prinzessin ließ ihm, wie sie sagte, diese Geschmacksverirrung ruhig hingehen, ja, hatte Worte halber Anerkennung für ihn, weil er wenigstens ehrlich und consequent bleibe; zudem sei es das Klügste; jede andere Versicherung seinerseits würde doch nur ihrem Mißtrauen begegnet sein. Ebba mühte sich, auf diesen scherzhaften Ton der Prinzessin einzugehen, scheiterte aber völlig damit und verfiel schließlich in ein sich immer steigerndes nervöses Zucken und Zittern. Holk, der es sah, versuchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, kam aber nicht weit damit und war herzensfroh, als das Spiel auf der Bühne wieder seinen Anfang nahm. Man blieb indessen nicht lange mehr, kaum noch bis zum Schlusse des nächsten Actes, dann wurde der Wagen befohlen, und Pentz und Holk, nachdem sie seitens der Prinzessin gnädig entlassen waren, schlenderten, auf einem Umweg, auf Vincent's Restaurant zu, wo sie, bei schwedischem Punsch, eine Plauderstunde zu haben wünschten.

Unterwegs sagte Holk: „Sagen Sie, Pentz, was war das mit der Rosenberg? Sie war dicht vor einem hysterischen Anfall. Peinlich und noch mehr verwunderlich."

„Ja, peinlich. Aber verwunderlich gar nicht."

„Wie das?"

Pentz lachte. „Lieber Holk, ich sehe, daß Sie die Weiber doch herzlich schlecht kennen."

„Ich mag nicht das Gegentheil behaupten, denn ich hasse Renommistereien, und am meisten auf diesem Gebiete. Aber über die Rosenberg glaubte ich im Klaren zu sein und glaub' es noch. Ich halte das Fräulein für freigeistig und übermüthig und behaupte ganz ernsthaft, wer mit Glaubens- und Moralfragen so zu spielen weiß, der ist auch so zu sagen verpflichtet, an Falstaff's Dorchen eine helle Freude zu haben oder doch mindestens keinen Anstoß daran zu nehmen."

„Ja, das denken Sie, Holk. Aber das ist es ja eben, weshalb ich Ihnen die Weiberkenntniß absprecke. Wenn Sie die hätten, so würden Sie wissen, daß gerade die, die dies und das auf dem Kerbholz haben, sich durch nichts so sehr verletzt fühlen wie durch ein grobes und unter Umständen selbst durch ein leises Zerrbild ihrer selbst. Mit ihrem richtigen Spiegelbilde leben sie sich ein, auch wenn ihnen gelegentlich ein Zweifel an der besonderen Berechtigung ihrer moralischen Physiognomie kommen mag; taucht aber neben diesem Bilde noch ein zweites auf, das die schon zweifelhaften Stellen auch noch mit einem Agio wiedergibt, so hat es mit der Selbstgefälligkeit ein Ende. Mit anderen Worten, das Stücklein Eva, das solche süspecte Damen repräsentiren, sind sie geneigt, noch gerade passiren zu lassen, aber nun auch kein Deutchen mehr davon, ein Mehr ist schlechterdings unzulässig, und tritt es ihnen trotzdem entgegen, so schrecken sie zusammen und kriegen den Weinkrampf."

Holk blieb stehen und sagte dann: „Liegt es so? Sagen Sie da nicht mehr, Pentz, als Sie verantworten können? Ich kann doch, um nur Eins zu nennen, nicht wohl annehmen, daß die Prinzessin, als sie das Fräulein an den Hof zog, eine Wahl getroffen hat, die sich, anderer Bedenken zu geschweigen, schon mit Rücksicht auf die Danner, diesen Gegenstand ihrer beständigen moralischen Angriffe, verboten haben würde."

„Und doch ist es so. Zurückzunehmen ist meinerseits nichts. Ebba wünscht sich eine Zukunft, das ist gewiß, und nur Eins ist noch gewisser — sie hat eine Vergangenheit."

„Können Sie darüber sprechen?"

„Ja. Ich bin in der angenehmen Lage, vor nichts Halt machen zu müssen und am wenigsten vor Fräulein Ebba. Wer selbst so wenig Schonung übt, hat Schonung verwirkt, und der beständige Spötter über Discretion, was hab' ich nicht Alles aus dem Munde dieses Sprühteufels hören müssen, darf seinerseits keinen Anspruch auf Discretion erheben."

„Und was war es," unterbrach Holk, der immer neugieriger wurde.

„Wenn Sie wollen, nichts oder doch jedenfalls nicht viel. Alles Durchschnittsgeschichte. Sie war Hofdame bei der Königin Josephina drüben in Stockholm. Die Leuchtenberg's, wie Sie wissen, sind alle sehr liebenswürdig.

Nun, es ist ein Jahr jetzt oder etwas länger, daß man sich über die Zärtlichkeiten und Aufmerksamkeiten zu wundern anfing, die mit einem Male der jüngste Sohn der Königin . . ."

„Der Herzog von Jämtland . . ."

„Eben der . . . die mit einem Male der jüngste Sohn der Königin für seine Mutter an den Tag legte. Die Verwunderung indeß währte nicht allzu lange. Sie kennen die kleinen Boote, die zwischen den Liebesinseln des Mälarsees hin- und herfahren, und da man die Stockholmer Gondolieri so gut bestechen kann wie die venetianischen, so lagen die Motive für des Prinzen Aufmerksamkeiten sehr bald offen zu Tage; sie hießen einfach: Fräulein Ebba. Da gab es denn selbstverständlich eine Scene. Trotz alledem wollte die Königin, die gerade so vernarrt in das Fräulein war wie unsere Prinzessin, von Entlassung oder gar Ungnade nichts wissen und gab nur ungern und sehr widerstrebend einer Pression von Seiten des Hofes nach. Am meisten gegen sie war der König, der in Allem klar sah . . ."

„Also daher so leidenschaftlich antibernadottisch," sagte Holk, der sich plötzlich einiger Bemerkungen erinnerte, die das Fräulein auf dem Wege zur Eremitage gemacht hatte. „Daher die glühende Begeisterung für Haus Wasa."

„Haus Wasa," lachte Pentz. „Ja, das ist jetzt ihre Lieblingswendung. Und doch, glauben Sie mir, hat es Stunden und Tage gegeben, wo die Rosenberg das ganze Haus Wasa, den großen Gustav Adolf mit eingerechnet, für den Ringfinger eines jüngsten Bernadotte hingegeben hätte. Vielleicht ist es noch so, vielleicht sind die Brücken nach Schweden hinüber noch immer nicht ganz abgebrochen, wenigstens bis ganz vor Kurzem ging noch eine Correspondenz. Erst seit diesem Herbst schweigt Alles und treffen, so viel ich weiß, keine Briefe mehr ein. Muthmaßlich ist was Anderes im Werke. Ebba hat nämlich immer mehrere Eisen im Feuer."

„Und weiß die Prinzessin davon?"

„Was diese schwedische Vergangenheit betrifft, gewiß Alles, ja vielleicht noch mehr als Alles. Denn mitunter empfiehlt es sich auch, aus purer Erfindung noch was hinzu zu thun. Das steigert dann das Pikante. Liebesgeschichten dürfen nicht halb sein, und wenn es sich so trifft, daß die mitleidslose Wirklichkeit den Faden vor der Zeit abschnitt, so muß er künstlich weitergesponnen werden. Das verlangt jeder Leser im Roman, und das verlangt auch unsere Prinzessin."

An dieser Stelle brach das Geplauder ab, denn man hatte Vincent erreicht, und als man, eine Stunde später, das Restaurant wieder verließ, geschah es in Gesellschaft Anderer, so daß das Gespräch nicht wieder aufgenommen werden konnte.

* * *

Wittwe Hansen zeigte sich ziemlich einsilbig, als Holk in den Hausflur eintrat und beschränkte sich auf Behändigung eines Telegramms, das im Laufe des Nachmittags eingetroffen war. Es bestand aus wenig Worten, in denen Christine mit einer Kürze, die jedem Geschäftsmanne zur Zierde gereicht haben würde, nur drei Dinge an Holk vermeldete: Dank für seine Zeilen, Genug-

thuung über sein Wohlergehen und in Aussichtstellung eines längeren Briefes ihrerseits. Holk hatte das Telegramm noch unten im Flur überflogen, bot gleich danach, unter Ablehnung ihrer Begleitung, der Frau Hansen eine gute Nacht und stieg dann in seine Zimmer hinauf, wo die Lampe schon brannte. Daß ihn Christinens Worte besonders beschäftigt hätten, ließ sich nicht sagen, er dachte mehr an Pentz, als an das Telegramm und sah weiteren Mittheilungen über Ebba mit mehr Neugierde entgegen als dem in Aussicht gestellten Briefe. Vor dem Einschlafen schwanden aber auch diese Gedanken wieder, denn mit einem Male war ihm, als ob er ganz deutlich ein Gekicher und dazwischen einen feinen durchdringenden Ton wie vom Anstoßen geschliffener Gläser höre. War es im Hause neben an oder war es direkt unter ihm? Es berührte ihn wenig angenehm und um so weniger, als er sich nicht verhehlen konnte, daß etwas von Eifersucht mit im Spiele war, Eifersucht auf die „Sicherheitsbehörde." Dies Wort indessen barg auch wieder die Heilung in sich, und als er es vor sich hin gesprochen, kam ihm seine gute Laune wieder und bald danach auch der Schlaf.

* * *

Am andern Morgen erschien die jüngere Hansen mit dem Frühstück, und als Holk sie musterte, war er fast beschämt über die Gedanken, mit denen er gestern eingeschlafen war. Brigitte sah aus wie der helle Tag, Teint und Auge klar, und eine ruhige frauenhafte Schönheit, fast wie Unschuld, war über sie ausgegossen. Dabei war sie schweigsam wie gewöhnlich, und nur als sie gehen wollte, wandte sie sich noch einmal und sagte: „Der Herr Graf sind hoffentlich nicht gestört worden. Mutter und ich haben bis nach zwölf kein Auge zugethan. Es sind so sonderbare Leute neben an, unruhig bis in die Nacht hinein, und man hört jedes Wort an der Wand hin. Und wenn es dabei bliebe . . ." Der Graf versicherte, nichts gehört zu haben, und als Brigitte fort war, war er wieder ganz unter ihrem Eindruck. „Ich trau ihr nicht, fast so wenig wie der Alten, aber eigentlich weiß ich doch nichts weiter, als daß sie sehr hübsch ist. Das Gespräch, das ich gestern oder vorgestern mit ihr hatte, ja, was bedeutet das am Ende? Solch Gespräch kann man mit jeder jungen Frau führen oder doch mit sehr vielen. Eigentlich hat sie nichts gesagt, was Andere nicht auch sagen könnten; Blicke sind immer unsicher, und mitunter ist mir's, als ob Alles, was Pentz da so hingesprochen, bloß Klatsch und Unsinn sei. Das mit der Ebba wird wohl auch noch anders liegen."

Eine Stunde später kam der Postbote, der den telegraphisch angekündigten Brief brachte. Holk freute sich, weil ihm aufrichtig daran lag, all den unliebsamen Betrachtungen, wie sie diese Weiber, Ebba mit eingerechnet, in ihm angeregt hatten, entrissen zu werden. Und dazu war nichts geeigneter als ein Brief von Christine. Der kam aus einem zuverlässigen Herzen, und er athmete auf, als er das Couvert geöffnet und den Brief herausgenommen hatte. Aber er ging einer Täuschung entgegen, der Brief war von einer solchen Nüchternheit, daß er nur im Stande war, ein Mißbehagen an die Stelle des anderen zu setzen.

„Ich hatte vor, lieber Holk," so vermeldete Christine, „Dir einen längeren Brief zu schreiben, aber Alfred, den Du für die Wochen Deiner Abwesenheit als Dein Alter Ego eingesetzt hast, ist eben von Arnewiek herübergekommen,

und so gilt es denn, Deinem Stellvertreter Rapport abzustatten. Natürlich ist auch Schwarzkoppen mit da, was mir sehr lieb, aber doch auch wieder zeitraubend ist, und so muß ich mich denn kurz fassen und Dich hinsichtlich eingehenderer Mittheilungen bis auf Weiteres vertrösten. Allzu groß wird Dein Verlangen danach nicht sein, denn ich weiß, daß Du Dich allemal von dem einnehmen läßt, was Dich unmittelbar umgibt. Und wenn das, was Dich umgibt, so schön ist wie die Frau Capitän Hansen und so pikant wie das Fräulein Ebba, das nur leider Deinen Abstammungserwartungen nicht ganz entsprochen hat, so wirst Du nach Mittheilungen aus unserem stillen Holkenäs, wo's schon ein Ereigniß ist, wenn die schwarze Henne sieben Küchlein ausbrütet, nicht sonderlich begierig sein. Mit Schwarzkoppen hoffe ich das Thema, das Du kennst, endgültig erledigen zu können. Ich schreibe Dir darüber erst, wenn ganz bestimmte Festsetzungen getroffen sind, zu denen ich ja Deine Ermächtigung habe. Gesundheitlich geht Alles gut. Der alte Petersen hatte vorgestern eine schlimme Ohnmacht, und wir dachten schon, es ginge zu Ende; er hat sich aber vollkommen wieder erholt und besuchte mich heute früh heiterer und aufgeräumter denn je. Hinter dem Wirthschaftshofe, zwischen dem kleinen Teich und der alten Pappelweide mit den vielen Krähennestern, will er graben lassen und ist sicher, etwas zu finden, Urnen oder Steingräber oder Beides. Ich habe ihm ohne Weiteres die Erlaubniß dazu ertheilt, und Alfred, der Regente, wird, denk' ich, zustimmen und Du auch. Meine gute Dobschütz hat wieder viel gehustet, aber Emser-Brunnen und Molke haben wie gewöhnlich wahre Wunder gethan. Axel ist frisch und munter, was wohl daran liegt, daß Strehlke mehr an Jagd als an Grammatik denkt. Ich lass' es vorläufig gehen, aber es muß anders werden. Asta ist halbe Tage lang unten bei Elisabeth. Beide Kinder lieben sich zärtlich, was mich unendlich glücklich macht. Denn von Jugend auf gepflegte Herzensbeziehungen sind doch das Schönste, was das Leben hat. Gott sei Dank, daß ich mich darin einig mit Dir weiß. Wie immer Deine Christine."

Holk legte den Brief aus der Hand. „Was soll das? Ich erwarte Zärtlichkeiten und finde Sticheleien. Daß sie sich verklausuliren, macht die Sache nur noch schlimmer. „Alfred, der Regente" und vorher „so schön wie Frau Capitän Hansen oder so pikant wie Fräulein Ebba," das wäre gerade genug. Aber die Schlußbetrachtung ist doch die Hauptsache „daß von Jugend auf gepflegte Herzensbeziehungen das Schönste sind." Alles wie Honig, der bitter schmeckt. Und dazu die Pensions- und Erziehungsfragen en vue. Vielleicht ist das der Punkt, der Alles erklärt, und sie schlägt einen spöttisch herben Ton an, um mich einzuschüchtern und mehr freie Hand zu haben. Aber wahrhaftig, sie hätte nicht nöthig, nach diesem Mittel zu greifen. Es geschieht doch, was sie will. Am Liebsten freilich behielt' ich die Kinder um mich; sind sie fort, so hab' ich nichts als eine furchtbar vorzügliche Frau, die mich bedrückt. Sie weiß das auch, und mitunter, glaub' ich, wird ihr selber vor ihrer Vorzüglichkeit bange. Sollen die Kinder aber fort, und ich habe mich darin ergeben, so macht es mir keinen Deut, ob sie nach Gnadau oder nach Gnadenberg oder nach Gnadenfrei kommen, ein bischen Gnade wird wohl immer dabei sein. Für Asta mag's ohnehin passiren; warum nicht? Und Axel? Nun, meinetwegen auch der; der ist

ein Holk, und wenn er vorläufig auch ganz verherrnhutert und Missionar wird und in Grönland vielleicht ein Triennium durchmacht, er wird sich schon wieder erholen.

Achtzehntes Capitel.

Das Wetter schlug um, und es folgten mehrere Regentage. Die Prinzessin hielt sich zurückgezogen, und flüchtige Begegnungen abgerechnet, sah sie Holk nur Abends, wo man, nach einer Partie Whist, den Thee gemeinschaftlich einnahm. In dem Verkehr änderte sich nichts, am wenigsten zwischen Holk und Ebba. Diese wurde vielmehr mit jedem Tage kecker und übermüthiger, und als ihr klar war, daß Pentz über die Stockholmer Vorgänge geplaudert haben müsse, machte sie selber Andeutungen nach dieser Seite hin und sprach über Liebesverhältnisse, besonders aber über Liebesverhältnisse bei Hofe, wie wenn das nicht bloß statthafte, sondern geradezu pflichtmäßige Dinge wären. „Es gibt so viel Formen des Lebens," sagte sie, „man kann Gräfin Aurora Schimmelmann und man kann Ebba Rosenberg sein; ein Jedes hat seine Berechtigung, aber man darf nicht Beides zugleich sein wollen." Holk, einigermaßen frappirt, sah sie halb erheitert und halb erschreckt an, Ebba aber fuhr fort: „Es gibt viele Maßstäbe für die Menschen, und einer der besten und sichersten ist, wie sie sich zu Liebesverhältnissen stellen. Da gibt es Personen, die, wenn sie von einem Rendezvous oder einem Billetdoux hören, sofort eine Gänsehaut verspüren; was mich persönlich angeht, so fühl' ich mich frei von dieser Schwäche. Was wäre das Leben ohne Liebesverhältnisse? Versumpft, öde, langweilig. Aber verständniß- und liebevoll beobachten, wie sich aus den flüchtigsten Begegnungen und Blicken etwas aufbaut, das dann stärker ist als der Tod, — oh, es gibt nur Eines, das noch schöner ist, als es zu beobachten, und das ist, es zu durchleben. Ich bedauere Jeden, dem der Sinn dafür fehlt oder der, wenn er ihn besitzt, sich nicht offen und freudig dazu bekennt. Wer den Muth einer Meinung hat, wird auch immer ein paar zustimmende Herzen finden, und schließlich genügt es, wenn es eines ist." Es verging kein Abend, wo nicht derlei Worte fielen, gegen die sich Holk, mit freilich immer schlechterem Erfolg, eine Weile zu wehren suchte. Mit jedem Tage wurd' ihm klarer, wie richtig und zutreffend Pentz über die Macht sogenannter pikanter Verhältnisse gesprochen hatte, Verhältnisse, denen etwas hinzu zu thun, den Weibern oft gerathener erscheine, als Abzüge davon zu machen. Ja, Pentz hatte Recht, und mit einem ganz eigenen Mischgefühl von Behagen, Aerger und Bangen nahm er mehr und mehr wahr, wie das Fräulein mit ihm spielte. Das sah aber freilich auch die Prinzessin und beschloß, mit Ebba darüber zu sprechen.

„Ebba," sagte sie, „Holk ist nun vierzehn Tage lang um uns, und ich möchte wohl hören, wie Du über ihn denkst. Ich habe Vertrauen zu Deinen guten Augen . . ."

„In Politik?"

„Ach, Schelmin, Du weißt, daß mir seine Politik gleichgültig ist, sonst wär' er überhaupt nicht in meinem Dienst. Ich meine seinen Charakter, und ich möchte fast hinzusetzen sein Herz."

„Ich glaube, er hat ein gutes schwaches Herz."

Die Prinzessin lachte. „Gewiß, das hat er. Aber damit kommen wir nicht weiter. Also sage mir etwas über seinen Charakter. Der Charakter ist wichtiger als das Herz. Es kann Jemand ein schwaches Herz haben, aber doch zugleich einen starken Charakter, weil er Grundsätze hat. Und dieser starke Charakter kann ihn dann retten."

„Dann ist Holk verloren," lachte Ebba. „Denn ich glaube, sein Charakter ist noch viel schwächer als sein Herz; sein Charakter ist das recht eigentlich Schwache an ihm. Und was das Schlimmste ist, er weiß es nicht einmal. Weil er wie ein Mann aussieht, so hält er sich auch dafür. Aber er ist bloß ein schöner Mann, was meist so viel bedeutet wie gar keiner. Alles in Allem, er hat nicht die rechte Schule gehabt und seine bescheidenen Talente nicht nach der ihm entsprechenden Seite hin entwickeln können. Er mußte Sammler werden oder Alterthumsforscher oder Vorstand eines Asyls für gefallene Mädchen oder auch bloß Pomologe."

„Nun, nun," sagte die Prinzessin „das ist viel auf einmal. Aber sprich nur weiter."

„Er ist unklar und halb, und diese Halbheit wird ihn noch in Ungelegenheiten bringen. Er gerirt sich als Schleswig-Holsteiner und steht doch als Kammerherr im Dienst einer ausgesprochen dänischen Prinzessin; er ist der leibhafte genealogische Kalender, der alle Rosenberge, den Filehner Zweig abgerechnet, am Schnürchen herzuzählen weiß und spielt sich trotzdem auf Liberalismus und Aufklärung aus. Ich kenn' ihn noch nicht lange genug, um ihn auf all seinen Halbheiten ertappt zu haben, aber ich bin ganz sicher, daß sie sich auf jedem Gebiete finden. Ich bezweifle zum Beispiel keinen Augenblick, daß er jeden Sonntag in seiner Dorfkirche sitzt und jedesmal aus seinem Halbschlummer auffährt, wenn die Glaubensartikel verlesen werden, aber ich bezweifle, daß er weiß, was drin steht, und wenn er's weiß, so glaubt er's nicht. Trotzdem aber schnellt er in die Höh' oder vielleicht auch gerade deshalb."

„Ebba, Du gehst zu weit."

„O durchaus nicht. Ich will vielmehr eine noch viel gewichtigere Halbheit nennen. Er ist moralisch, ja beinah tugendhaft und schielt doch begehrlich nach der Lebemannschaft hinüber. Und diese Halbheit ist die schlimmste, schlimmer als die Halbheit in den sogenannten großen Fragen, die meistens keine sind."

„Nur zu wahr. Aber hier, liebe Ebba, hab ich Dich just da, wo ich Dich haben und halten will. Er schielt begehrlich nach der Lebemannschaft hinüber, sagst Du. Leider hast Du's damit getroffen; ich seh' es mit jedem Tage mehr. Aber weil er diese Schwäche hat, müssen wir ihm goldene Brücken bauen, nicht zum Angriff, wohl aber zum Rückzug. Du darfst ihm nicht, wie Du jetzt thust, unausgesetzt etwas irrlichterlich vorflackern. Er ist schon geblendet genug. So lange er hier ist, mußt Du Dein Licht unter den Scheffel stellen. Ich weiß wohl, daß das viel gefordert ist, denn wer ein Licht hat, der will es auch leuchten lassen; aber Du mußt mir das Opfer bringen, und wenn es Dir schwer fällt, so behalte zu Deinem Trost im Auge, daß seines Bleibens hier nicht ewig sein wird. Um Neujahr geht er zurück, und haben wir erst wieder, wohl oder übel, unsere alte

Trias um uns her, so thu' was Du willst, heirathe Pentz oder mache mit Erichsen oder gar mit Bille, dessen Masern doch mal ein Ende nehmen müssen, eine Escapade, mir soll es recht sein. Vielleicht verdrängst Du auch noch die Gräfin, ich meine nicht die Holk, sondern die Danner, und das wäre vielleicht das Beste."

Ebba schüttelte den Kopf. „Das darf nicht sein, die Danner verdrängen, da wär' ich nicht mehr die dankbar ergebene Dienerin meiner gnädigsten Prinzessin."

„Ach Ebba, sprich nicht so, Du täuschst mich dadurch nicht. Ich habe so viel Dank von Dir, wie Dir gerade paßt. Ich thu' auch nichts um Dankes willen. Das Undankbarste weil Unklügste, was es gibt, ist Dank erwarten. Aber das mit Holk, das überlege."

„Verzeihung, gnädigste Prinzessin. Aber was soll ich überlegen? So lang ich denken kann, heißt es: ‚ein Mädchen soll sich selber schützen' und ist auch recht so; man muß es können. Und wer es nicht kann, nun, der will es nicht. Also gut, wir sollen uns schützen. Aber was ist ein junges Mädchen gegen einen ausgewachsenen Grafen von fünfundvierzig, der jeden Tag ein Enkelkind über die Taufe halten kann. Wenn sich wer selber schützen muß, so ist es ein Graf, der glaub' ich siebzehn Jahre verheirathet ist und eine tüchtige und ausgezeichnete Frau hat und eine sehr hübsche dazu, wie mir Pentz erst heute noch versicherte."

„Gerade dieser Frau halber ist es, daß ich in Dich dringe . . ."

„Nun, wenn gnädigste Prinzessin befehlen, so werd' ich zu gehorchen suchen. Aber bin ich die richtige Adresse? Nun und nimmermehr. Holk ist es. Er ist seiner Frau Treue schuldig, nicht ich, und wenn er diese nicht hält, so kommt es auf ihn und nicht auf mich. Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

„Ach, daß Du Recht hast," sagte die Prinzessin und fuhr mit der Hand über das blonde Wellenhaar Ebba's. „Aber wie's auch sei, Du weißt, man beobachtet uns, weil wir unsrerseits auch Alles beobachten, und ich möchte nicht gern, daß wir uns vor dem König und seiner Gräfin eine Blöße gäben."

* * *

An dem dienstfreien Tage, der diesem Gespräche folgte, hatte Holk vor, allerlei Briefschulden abzutragen.

Vor ihm lag die ganze Correspondenz der letzten vierzehn Tage, darunter auch Briefe der Gräfin. Er überflog sie, was nicht viel Zeit in Anspruch nahm, da ihrer nur wenige waren, und dann, als Letztes, ein neues Telegramm, darin sie sich entschuldigte, seit vier Tagen nicht geschrieben zu haben. Das war Alles, und so wenig es dem Umfange nach war, so wenig war es inhaltlich. Es verdroß ihn, weil er der Frage, wer eigentlich die Schuld trage, klüglich aus dem Wege ging. Er sagte sich nur, und dazu war er freilich berechtigt, daß es früher sehr anders gewesen sei. Früher, ja noch bei seiner letzten Anwesenheit in Kopenhagen, waren die zwischen ihnen gewechselten Briefe wahre Liebesbriefe gewesen, in denen, aller Meinungsverschiedenheiten unerachtet, die große Neigung, die sie bei jungen Jahren für einander gehegt hatten, immer wieder zum Ausdruck gekommen war. Aber diesmal fehlte jede Zärtlichkeit, Alles war frostig, und wenn

ein Scherz versucht wurde, so war ihm etwas Herbes oder Spöttisches beigemischt, das ihm alles Erquickliche nahm. Ja, so war es leider, und doch mußte geschrieben werden. Aber was? Er sann noch hin und her, als die Hansen eintrat und ihm Briefe behändigte, die der Postbote eben gebracht hatte. Zwei davon waren Kopenhagener Stadtbriefe, der dritte, von Christinen's Handschrift, hatte nicht das gewöhnliche Format und statt des Poststempels Glücksburg den Poststempel Hamburg. Holk war einen Augenblick überrascht, errieth aber den Zusammenhang der Dinge, noch eh er geöffnet hatte. „Natürlich, Christine macht ihre Pensionsreise." So war es denn auch wirklich, und was sie schrieb, war das Folgende.

Hamburg, Streit's Hôtel, den 14. October 59. Lieber Holk. Mein Telegramm, in dem ich mich wegen meines mehrtägigen Schweigens entschuldigte, wirst Du erhalten haben. Nun siehst Du schon aus dem Poststempel, was die Veranlassung zu diesem Schweigen war: ich war in Reisevorbereitungen, die, trotz der Hülfe meiner guten Dobschütz und trotzdem ich Alles auf das bloß Nöthigste beschränkte, meine ganze Kraft in Anspruch nahmen. Wir fuhren bis Schleswig zu Wagen, von da per Bahn, und seit heute Mittag sind wir hier in Streit's Hôtel, an das uns so viele freundliche Erinnerungen knüpfen. Wenn Dir an solchen Erinnerungen noch liegt! Ich habe Zimmer im zweiten Stock genommen, Blick auf das Bassin, seinen Pavillon und seine Brücken, und habe mich, als die Dämmerung kam, in das Fenster gelegt und das schöne Bild, wie früher, auf mich wirken lassen. Nur Asta war bei mir, Axel in die Stadt gegangen; er wollte mit Strehlke, der uns bis hierher begleitet hat, erst nach der Uhlenhorst und dann zu Rainvilles. Von da dann nach Ottensen, um sich Meta Klopstock's Grab anzusehen. Ich habe gern zugestimmt, weil ich weiß, daß solche Momente bleiben und das Leben vertiefen. Und das wäre nun wohl der Zeitpunkt, Dich wissen zu lassen, welche Beschlüsse, nach nochmaliger eingehender Berathung, hinsichtlich der Kinder von mir gefaßt wurden. Auch Alfred stimmte bei, wenn er auch die Bedeutung der Frage bestreitet. Asta natürlich nach Gnadenfrei. Daß es füglich nicht anders kommen konnte, damit wirst auch Du Dich vertraut gemacht haben. Ich habe glückliche Jahre dort verbracht, ich sage nicht, die glücklichsten (Du weißt, welche Jahre mir die glücklichsten waren), und ich wünsche meinem Kinde das gleich beneidenswerthe Loos, die gleich harmonische Jugend. Was Axel angeht, so hab' ich mich, auf Schwarzkoppen's Rath, für das Bunzlauer Pädagogium entschieden. Es hat den besten Ruf und bleibt in der Strenge der Grundsätze hinter den thüringischen Lehranstalten nicht zurück, läßt aber diese Strenge da fallen, wo nicht Principien in Frage kommen. Strehlke, der erst nach Malchin wollte, wird nun bei seinem Bruder in Mölln vicariren; in den großen Ferien hat er mir versprechen müssen, unser Gast zu sein und sich um Axel zu kümmern. Er ist ein guter Mensch und wäre vorzüglich, wenn er, eh' er seine Studien in Berlin abschloß, die vorhergehenden Jahre statt in Jena, lieber in Halle verbracht hätte. Das Jena'sche, mit seinen Einflüssen, ist nie ganz wieder zu tilgen. Ich wüßte nicht, was ich hinsichtlich der Kinder diesen Zeilen noch hinzuzusetzen hätte. Vielleicht das Eine, daß mich eine gewisse Freudigkeit an ihnen schmerzlich überraschte, als es feststand, daß

sie das elterliche Haus verlassen sollten. Der aller Jugend angeborne Hang nach dem Neuen, nach einem Wechsel der Dinge, scheint mir dabei nicht mitzusprechen oder wenigstens nicht allein. Aber wenn es das nicht ist, was dann? Haben wir es doch vielleicht an etwas in unsrer Liebe fehlen lassen? Oder sehnten sich die Kinder danach, aus dem Widerstreit der Meinungen, davon sie nur allzu oft Zeuge waren, heraus zu kommen? Ach, lieber Holk, ich hätte diesen Widerstreit gern vermieden, aber es wollte mir nicht gelingen, und so wählte ich das, was ich für das kleinere Uebel hielt. Ich mag dadurch Manches verscherzt haben, aber ich habe gethan, was mir mein Gewissen vorschrieb und lebe der Ueberzeugung, daß Du bereit bist, mir dies Zugeständniß zu machen. Meine Reise wird mich nicht länger als fünf oder sechs Tage von Haus fern halten, und etwa am 20. hoffe ich in Holkenäs zurück zu sein, wo unterdessen meine gute Dobschütz das Regiment führt. Sprich der Prinzessin, die sich meiner so gnädig erinnert, meine Devotion aus und empfiehl mich Pentz und dem Fräulein v. Rosenberg, wenn schon ich Dir bekenne, daß sie meine Sympathieen nicht hat. Ich liebe nicht diese freigeistigen Allüren. Ich sehne das neue Jahr herbei, wo ich Dich, vielleicht schon am Sylvesterabend, wiederzusehen hoffe. Laß die diesmaligen Kopenhagener Tage Deine letzten in der Hauptstadt sein, wenigstens in der Stellung, die Du jetzt darin einnimmst. Wozu diese Dienstlichkeiten, wenn man frei sein kann. In aller Liebe Deine Christine."

Holk fühlte sich, als er gelesen, einer gewissen Rührseligkeit hingegeben. Es war so viel Liebes in dem Briefe, daß er alte Zeiten und altes Glück wieder heraufsteigen fühlte. Sie war doch die Beste. Was bedeutete daneben die schöne Brigitte? ja, was bedeutete daneben selbst Ebba? Ebba war eine Rakete, die man, so lange sie stieg, mit einem staunenden „ah" begleitete, dann aber war's wieder vorbei, schließlich doch Alles nur Feuerwerk, Alles künstlich; Christine dagegen war wie das einfache Licht des Tages. Und diesem Gefühle hingegeben, überflog er den Brief noch einmal. Aber da schwand es wieder, alle freundlichen Eindrücke waren wieder hin, und was er heraushörte, war nur noch, oder doch sehr vorwiegend, der Ton der Rechthaberei. Und so kamen ihm denn auch die hundertmal gemachten Betrachtungen wieder. „O, diese tugendhaften Frauen; immer erhaben und immer im Dienste der Wahrhaftigkeit. Es mag ihnen auch so ums Herze sein. Aber ohne betrügen zu wollen, betrügen sie sich selbst, und nur Eines ist gewiß: das Schreckniß ihrer Vorzüglichkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Spontini in Berlin.

Von

Philipp Spitta.

Vor etwa zehn Jahren war es mir vergönnt, die in den Archiven des königlichen Hauses und der königlichen Schauspiele befindlichen Acten über Spontini zu studiren. Ich fand vieles Unbekannte und Wissenswerthe, habe aber deutschen Lesern gegenüber davon bisher keinen Gebrauch gemacht. Es dürfte sich verlohnen, mit Benutzung dieses Materials das Bild von Spontini's Wirksamkeit einmal neu zu zeichnen. Denn für eine unparteiische Würdigung des Mannes bleibt in Deutschland immer noch viel zu thun.

Spontini's Leben verlief in drei scharf unterschiedenen Stadien; das erste bildete seine italienische, das zweite seine Pariser, das dritte seine Berliner Zeit. Die mittlere Periode ist die glänzendste, die letzte vielleicht die merkwürdigste; was auf sie noch folgte, ist nur ein mattes Verathmen.

Nach den ersten Mißerfolgen, die der Dreißigjährige 1804 in Paris erlebte, hatte er erkannt, daß die welk gewordene neapolitanische Musik für die neue Zeit nicht mehr passe. Das neue Ideal, welches er suchte, schwebte ihm zuerst nur undeutlich vor; in der Oper „Milton" (27. November 1804) ergreift er es wohl, aber es will ihm wieder entschlüpfen; voll verwirklicht zeigt es sich in der „Vestalin". Beide Dichtungen stammen von Etienne Jouy. Der Componist scheint die letztere zuerst in Angriff genommen, dann aber über der Composition des „Milton" zeitweilig zurückgestellt, und die an diesem gemachten Erfahrungen für das größere Werk benutzt zu haben. Sicher lag die „Vestalin" schon 1805 vollendet vor: wir wissen, daß es drei Jahre währte, bis Spontini die Hindernisse besiegte, welche der Aufführung entgegengesetzt wurden, und am 15. December 1807 erschien sie zuerst auf der Bühne. Mit diesem Werke hatte er seinen früheren Stil ganz und für immer verlassen, aber auch die Art seines Schaffens änderte sich nun in merkwürdigster Weise. Hatte er bisher mit der leichten, flüchtigen Feder der neu-neapolitanischen Schule geschrieben und beispielsweise im Jahre 1800 für den Hof in Palermo drei, 1798 für die Theater in Rom und Florenz nicht weniger als vier Opern aufs Papier geworfen, so schlug er jetzt

ins Gegentheil um. Langsam und mühselig brachte er zur Erscheinung, was in seiner Phantasie lebte. Bei den Proben zur „Vestalin" wurde dieser seltsame Werdeproceß zuerst offenbar. Sie veranlaßten ihn zu einem unermüdlichen Aendern und Umgestalten, bis — oft erst nach vielen Versuchen und qualvollen Anstrengungen — die wirksamste Form gefunden schien. Dies Experimentiren und Feilen ist ihm eigenthümlich geblieben, ja, es nahm bei jedem neuen Werke zu. In Berlin leben noch jetzt Persönlichkeiten, welche Spontini in dieser Thätigkeit beobachtet haben. Vier-, fünfmal wurde eine und dieselbe Stelle abgeändert und in der Partitur überklebt, so daß sie dick und hoch von Ansehen wurde, und nicht selten kam es vor, daß der Componist zum Beschluß der Versuche auf die anfängliche Form zurückgeführt wurde. Zelter hatte eine nicht ganz unrichtige Empfindung, wenn er — immer noch übertreibend genug — behauptete, aus dem Componisten der „Vestalin" werde nie etwas Ordentliches werden, wenn er bei der Composition dieser Oper über fünfundzwanzig Jahre alt gewesen sei. Einen Theil der Kunstmittel, durch welche Spontini hauptsächlich wirken wollte, hat er nicht früh genug und daher niemals vollständig beherrschen gelernt. Die langsame, peinliche Art zu arbeiten erklärt sich auch aus dem Gefühl einer gewissen Unsicherheit, so sehr sie andererseits seiner künstlerischen Gewissenhaftigkeit zur Ehre gereicht.

Mit der „Vestalin" war Spontini in die Reihe der ersten Operncomponisten seiner Zeit getreten. Seinen neuen Stil hatte er nicht allein aus sich heraus geschaffen. Daß er sich Mozart's Einwirkung nicht verschlossen hatte, wird schon in seiner vorfranzösischen Periode ersichtlich. Durchgreifender noch wurde der Einfluß Gluck's, dessen Werke er in Paris kennen lernte. Es soll „Iphigenie in Aulis" gewesen sein, deren erstmaliges Anhören ihm seinen Weg zeigte. Nicht daß ihm Gluck ein größerer Meister erschienen wäre als Mozart. Als später einmal in Berlin Jemand ihn als denjenigen Componisten feiern wollte, der alle Erfordernisse eines musikalisch-dramatischen Meisterwerkes in seinen Opern erfüllt habe, entgegnete er rasch: „Nein, nur Einer hat das wirklich vermocht, Mozart." Aber offenbar war ihm das Wesen Gluck's verwandter. Er theilt mit ihm die stolze Größe; sie erscheint bei Spontini manchmal durch eine edle Melancholie besonders anziehend, wogegen im Allgemeinen die Tiefe Gluck'schen Empfindens dem Italiener fehlt. Wie bei Gluck überwiegt auch bei Spontini das dramatische Talent über das musikalische. Er wird dadurch zu einer merkwürdigen Erscheinung unter den italienischen Componisten, die zwar alle einen sicheren Instinct für dasjenige haben, was auf dem Theater wirksam ist, aber doch von der Bühne herab gern undramatische Musik machen. Bei allen Mängeln, die der „Vestalin" augenscheinlich anhafteten, mußte doch von Anfang her anerkannt werden, daß sie eine Menge origineller Schönheiten enthalte, durch noble Melodien und ungestümes Feuer, durch wahren Ausdruck tiefer Leidenschaften und echt tragischen Stil, durch glückliche Charakteristik der Personen und Situationen den Hörer ergreife.

Der „Vestalin" war am 28. November 1809 „Fernand Cortez" gefolgt, eine Oper, mit welcher Spontini bewies, daß er sich auf der im Sturm genommenen Höhe zu behaupten verstand. Alles sorgfältig erwogen, ist sie der

„Vestalin" gegenüber das vollendetere Kunstwerk. Sie wurde, was sie ist, freilich erst nach zweifacher Umarbeitung, die namentlich auch den poetischen Theil betraf. Die erste und gründlichste hatte sie erfahren, als sie am 26. Mai 1817 wieder auf der Bühne erschien; die endgültige Fassung des dritten Actes fand Spontini erst 1823 unter Beihülfe des Dichters Théauleon; Jouy, der Verfasser des Originaltextes, war daran nicht mehr betheiligt.

Nach dem „Cortez" hatte es geschienen, als ruhe der Sieger auf seinen Lorbeern. In einem Jahrzehnt kam außer einer leicht wiegenden Gelegenheitsoper nichts Größeres von ihm ans Licht. Freilich zeigten die Einlagen, die er zu Salieri's „Danaiden" schrieb, immer noch die Klaue des Löwen. Und er war wirklich innerlich nicht unthätig. Er versuchte, sann und grübelte, aber kein Gegenstand konnte ihn dauernd fesseln. Endlich sog er sich an einem Stoffe fest, den ihm „Olympie", Voltaire's Tragödie, darbot. In dieser Zeit geschah es, daß sich das folgenreichste Ereigniß der zweiten Hälfte seines Lebens vorbereitete.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte während seiner zweimonatlichen Anwesenheit in Paris vom 31. März bis Anfang Juni 1814 mehrfach Spontini'sche Opern gehört und einen tiefen und nachhaltigen Eindruck von ihnen empfangen. In Folge dessen wurde nunmehr nicht nur der „Cortez" sofort in Berlin einstudirt, der am 15. October 1814 dort zur ersten Aufführung kam. Den König beschäftigten bei wiederkehrender Friedenszeit mancherlei Pläne zur Hebung der Musik in Preußen. Man erwog eine Anstalt zur Beförderung der kirchlichen Tonkunst; nach dem Vorbilde von Paris wünschte der König ein Conservatorium für Musik und Declamation zu errichten; die königliche Oper sollte durch Berufung eines berühmten Capellmeisters einen neuen Aufschwung nehmen. Es war Spontini, den der König für diesen Capellmeisterposten ins Auge gefaßt hatte. Schon im Herbst 1814 ließ er ihm von Wien aus, wo er sich zum Congresse befand, einen Antrag machen und unter der Bedingung, daß er jährlich zwei neue Opern für Berlin liefere, die für die Verhältnisse enorme Summe von fünftausend Thalern Jahresgehalt anbieten. Spontini zeigte sich nicht abgeneigt, aber der Intendant der königlichen Schauspiele zu Berlin war dem Plane ungünstig gesinnt. Die Bedenken des Grafen Brühl, des Nachfolgers von Iffland seit dem Februar 1815, mußten um so beachtenswerther erscheinen, da es kaum jemals einen sachverständigeren Intendanten in Deutschland gegeben hat. Brühl war selbst gegen einhundertfünfzigmal auf der Bühne aufgetreten, hatte in Weimar unter Goethe's Leitung mehrere Rollen studirt, in Rheinsberg, dem Residenzschlosse des Prinzen Heinrich, den Oedipus Sacchini's in französischer Sprache gesungen und auch andere Rollen in großen Opern daselbst ausgeführt. Gelegentlich hatte er mehrere Monate als Waldhornist in der Capelle mitgewirkt. Er hatte unter Genelli's Leitung gezeichnet, war fähig, selbst Decorationen zu malen, hatte unter Hirt und Böttticher Archäologie studirt, ziemlich lange architektonischen Unterricht gehabt, und kannte fast alle bedeutenden Theater in Deutschland, Paris und London aus eigener Anschauung. Nimmt man dazu seinen feingebildeten Geschmack, seine ideale Geistesrichtung und seine hohe gesellschaftliche Stellung, so ergibt sich eine Summe von ausgezeichneten Eigenschaften, wie sie sich wohl nur selten in der Person eines Theaterchefs

vereinigt finden werden. Brühl verkannte nun keineswegs den Vortheil, den es der Berliner Oper bringen werde, wenn ein so berühmter Künstler an ihrer Spitze stände. Dagegen sei es noch keineswegs ausgemacht, ob Spontini die nöthige Dirigentenübung habe, denn in Paris führe der Componist das Orchester nicht selbst. Spontini verstehe ferner die deutsche Sprache nicht, könne sich daher mit den Musikern nur schwer verständigen und auch keine Oper in deutscher Sprache componiren. Er habe bisher nur zwei anerkannt vorzügliche Opern geschrieben; es sei nicht bewiesen, daß er dem Ansinnen, jährlich zwei neue Opern zu componiren, auch werde entsprechen können. Und wenn er es könne, so seien dieselben für das ihm angebotene Gehalt zu theuer bezahlt, falls man nicht darüber ganz sicher sei, daß aus Spontini's Direction der Sänger und des Orchesters diesen eine bedeutende Förderung erwüchse. Hiernach stockten die Verhandlungen, bis der König im Juli 1815 wieder nach Paris kam, dort persönlich dem Spontini seinen Antrag erneuerte, auch die Dedication eines Militärmusikstückes entgegennahm. Eine Sammlung verschiedener von Spontini componirter Märsche gelangte im Auftrage des Königs an Brühl zu gelegentlicher Verwendung. Am 22. December 1815 schrieb Spontini selbst an Brühl und bat ihn, sich darum zu bemühen, daß die Angelegenheit erledigt werde. Als dies nichts half, ließ er durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft ihn mündlich darum ersuchen. Am 28. März 1816 antwortete Brühl ausweichend, und erst am 3. November schrieb er bestimmt, er bedauere, daß der in seiner Angelegenheit vom Könige gefaßte Beschluß den Wünschen Spontini's nicht entspreche, und er auf das Vergnügen, ihn in Berlin zu besitzen, verzichten müsse.

Damit schien die Angelegenheit erledigt zu sein. Der König hatte den Vorstellungen seines Intendanten nachgegeben. Spontini hatte damals außer dem Amte eines königlichen Hofcomponisten in Paris keine feste Anstellung. Es ist begreiflich, daß ihn die glänzenden preußischen Anerbieten lockten. Nunmehr trat er in neue Verbindungen mit dem Königshofe zu Neapel. Im folgenden Jahre führt er den Titel: Capellmeister Sr. Majestät des Königs beider Sicilien. Auch setzte ihm der König von Frankreich eine Pension von jährlich zweitausend Francs aus. Den Gedanken an Berlin scheint er sich aus dem Sinne geschlagen zu haben.

Da kam König Friedrich Wilhelm 1817 zum dritten Male nach Paris. Er hörte den „Cortez" in der neuen Bearbeitung und war von der Oper so entzückt, daß er nicht weniger als vier Vorstellungen derselben besuchte. Die neue Partitur mußte sofort für Berlin erworben werden. Spontini erhielt den Titel eines königlich preußischen Ehrencapellmeisters (premier maître de chapelle honoraire); er durfte dem Könige das große von ihm für Salieri's „Danaiden" componirte Bacchanal dediciren, welches er, der Neigung des Königs klug entsprechend, für die preußische Militärmusik arrangirt, auch durch Einfügung einer Melodie aus der „Vestalin" (La paix est au ce jour le fruit de vos conquêtes) bereichert hatte. Um sich in der Gunst des Königs noch mehr zu befestigen, ging er auch daran, einen chant national prussien zu componiren. Dieser, von einem gebornen Italiener und naturalisirten Franzosen componirte deutsche Nationalgesang kam wirklich zwischen dem 25. November 1817 und dem 18. October 1818

zu Stande. Das Gedicht hatte der königliche Cabinetssecretär Johann Friedrich Leopold Duncker verfaßt. Es beginnt:

Wo ist das Volk, das kühn von That
Der Tyrannei den Kopf zertrat?

Am 18. October (Tag der Schlacht bei Leipzig) 1818 ließ Brühl das Werk zum ersten Male im Berliner Opernhause aufführen. Von 1820—1840 wurde es jedes Jahr zur Feier des Geburtstages des Königs (3. August) gesungen. Volkslied konnte es aus naheliegenden Gründen niemals werden; aber eine stattliche, vornehm-ritterliche Haltung ist ihm nicht abzusprechen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's III. verschwand es allmälig auch aus dem Musikleben Berlins. 1875 wurde es noch einmal mit einem umgearbeiteten Text als Hymne auf den Kaiser Wilhelm in der Scala zu Mailand gesungen. Es geschah dies bei einer zu Ehren des Kaisers dort gegebenen Galavorstellung. Gedruckt erschien es bei Schlesinger in Berlin. Der König aber bestimmte im März 1818, daß von jetzt ab alljährlich am 1. April, als Erinnerung an den ersten, 1814 in Paris verlebten Tag, die „Vestalin" aufgeführt werden solle.

Gleichwohl verging auch dieses Jahr noch, ohne daß des Königs Lieblingswunsch, Spontini an seinen Hof zu fesseln, zur Ausführung gekommen wäre. Spontini wußte recht wohl, daß Brühl seiner Berufung entgegen war. Er wußte es daher zu bewirken, daß über dessen Kopf hinweg durch den Generalmajor von Witzleben, einen begeisterten Verehrer seiner Musik, der ihm auch den Anstoß zur Composition des preußischen Nationalgesanges gegeben hatte, die Verhandlungen geführt wurden. Im August 1819 wurde endlich der Contract abgeschlossen und am 1. September durch den König genehmigt. Spontini erhielt den Titel „Erster Capellmeister und General-Musikdirector" und durfte sich im Auslande auch den Titel „General-Oberintendant der königlichen Musik" beilegen. Er war verpflichtet, die Generaloberaufsicht über das Musikwesen zu führen und alle drei Jahre zwei große oder drei kleinere Opern für Berlin zu componiren. Zur Direction der Oper war er nur bei den ersten Aufführungen seiner eigenen Werke verpflichtet; ob, wann und wie oft er sonst noch dirigiren wollte, stand in seinem eigenen Ermessen. Außerdem hatte er die für Hoffestlichkeiten und sonst vom König geforderten Gelegenheitsstücke zu componiren. Alles, was er überdies noch schrieb und im Theater aufführen wollte, sollte ihm besonders honorirt werden. Auch stand ihm mit einer geringen Einschränkung das Recht zu, seine Opern an anderen Theatern zu seinem Vortheil aufführen zu lassen und an Verleger zu verkaufen. Er erhielt viertausend Thaler Gehalt mit halbjähriger Vorausbezahlung und ein jährliches Benefiz, dessen Einnahme ihm bis zur Höhe von 1050 Thalern vom Könige garantirt wurde. Außerdem vier Monate Urlaub im Jahre und nach zehnjähriger Dienstzeit eine angemessene Pension. Sein Engagement in Neapel wurde durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft gelöst; die daraus etwa sich ergebenden Entschädigungskosten wurden vom Könige übernommen.

Obgleich formell dem General-Intendanten unterstellt, war Spontini ihm thatsächlich in Folge dieses Contractes nebengeordnet. Auch war der Contract nicht überall bestimmt genug gefaßt und ließ willkürliche Auslegungen zu. In

die Oberleitung der königlichen Schauspiele wurde ein gefährlicher Dualismus hineingetragen. Brühl's geübter Blick erkannte dies sofort. Auch mußte natürlich die Art, wie er bei Abschließung des Contracts übergangen war, ihn tief kränken und gegen Spontini mißtrauisch machen. Er glaubte zu wissen, daß dieser wahrheitswidrige Aeußerungen gemacht habe über persönliche Differenzen, die zwischen Beiden gewaltet hätten, und war geneigt, den nachtheiligen Gerüchten Glauben zu schenken, die ihm über seinen Charakter in Paris schon vor Jahren zu Ohren gekommen waren. Er hatte sich 1814 dort befunden, gerade als Spontini die ihm übertragene Leitung des Théâtre italien gegen eine Geldentschädigung an Angelica Catalani abtrat, und sich überhaupt in den Angelegenheiten der Oberleitung von einer für die öffentliche Beurtheilung seines Charakters nicht günstigen Seite zeigte. Die Administrateure der Großen Oper schilderten ihn damals Brühl gegenüber „als einen geldsüchtigen, unthätigen Menschen von boshaftem, falschem und hämischem Charakter", wogegen Andere hervorhoben, er habe stets das Beste der Kunst im Auge gehabt und mit Erfolg für dasselbe zu wirken gesucht. Die Zwiespältigkeit in der Beurtheilung seiner Persönlichkeit, welche später in Berlin herrschte, zeigte sich also schon in Paris. Spontini seinerseits sah in Brühl seinen natürlichen Widersacher. Das Zusammenwirken beider Männer begann unter ungünstigen Auspicien.

Contractmäßig hatte Spontini seine Stelle in Berlin am 15. Februar 1820 anzutreten. Es wurde ihm jedoch Urlaub gewährt erst bis zum 15. März, dann bis zum 15. Mai aus Rücksicht auf die beabsichtigte Umarbeitung der „Olympia". Auch hatte der König genehmigt, daß „Olympia" ihm als eine der alle drei Jahre zu componirenden großen Opern unter der Bedingung angerechnet werde, daß die Aufführungen in Paris und Berlin gleichzeitig erfolgten — eine Bedingung, die nicht erfüllt wurde. Am 27. Mai 1820 traf Spontini in Potsdam, am 28. in Berlin ein. Das Theaterpersonal, bei dem seine unter so unerhört günstigen Bedingungen erfolgte Anstellung Mißvergnügen erregt hatte, brachte ihm nicht die freundlichsten Empfindungen entgegen. Im Uebrigen fand er die Berliner Gesellschaft sich nicht abgeneigt. Günstig gestimmt waren ihm vor Allem die Hofkreise, in denen der Generalmajor von Witzleben und der Herzog Carl von Mecklenburg sich als seine besonderen Gönner gebärdeten. Aber auch unter dem übrigen gebildeten Publicum hatte der Componist der „Vestalin" viele leidenschaftliche Bewunderer; ihre Erwartungen gaben sich in lobpreisenden Zeitungsartikeln über den „Meister der Töne, den Arion unserer Zeit" laut genug kund. Andere verhielten sich kritisch abwartend, mehr neugierig als erwartungsvoll; eine gewisse Spannung beherrschte Alle.

Die Oper war durch Brühl's Bemühungen in einen ausgezeichneten Zustand gebracht worden. Die Sängerinnen Frau Milder-Hauptmann, Seidler-Wranitzky, Schulz-Killitschky, Fräulein Eunicke, die Sänger Bader, Stümer, Blume, Eduard Devrient bildeten ein Personal von seltener Vorzüglichkeit. Die Capelle war durch B. A. Weber, einen Schüler Vogler's, gut geschult. Auf eine stilvolle Darstellung verwendete Brühl den größten Fleiß. Das Repertoire bereicherte er durch die besten Meisterwerke. Er brachte Beethoven's „Fidelio" und Gluck's „Alceste" zuerst auf die Bühne, andere Gluck'sche Opern bürgerte er dauernd bei

den Berlinern ein. Auch Spontini's „Vestalin" und „Cortez" hatte er mit großem Fleiße und feinem Verständniß in Scene gesetzt. Mit Recht konnte er sich rühmen, die Opernbühne Berlins zur ersten von Deutschland gemacht zu haben, und als solche wurde sie damals auch von allen deutschen Componisten anerkannt. Spontini hatte hier weder Mißstände zu beseitigen noch Reformen einzuführen. Ein Künstlerpersonal ersten Ranges wurde ihm zur Verfügung gestellt; seine Macht über dasselbe war fast unbeschränkt, das Vertrauen des Königs ein unbegrenztes. Seine Pflicht konnte nur sein, das Institut auf der Höhe zu erhalten, auf welche Brühl es gebracht hatte.

An dem guten Willen hierzu fehlte es ihm anfänglich nicht. Er theilte dem Grafen Brühl seine Pläne mit über Vergrößerung des Orchesters, Einrichtung einer Schule für die Theaterchoristen, über die Gesangsmethode, welche in der bei der Oper bestehenden Gesangsschule zu befolgen sei. Er dachte darüber nach, wie man die Opernsänger noch mehr nach Seite des Dramatischen ausbilden könne, und machte Vorschläge zu einem neuen Reglement für die Orchestermusiker. Zur Ausführung ist von allen diesen Dingen nicht viel gekommen, theils deshalb, weil das, was Spontini wollte, in anderer Form schon bestand, theils auch weil es ihm an jener Stetigkeit und unparteiischen Ruhe fehlte, die in jeder leitenden Stellung erforderlich sind. Außerdem kam es bald zu Competenzconflicten zwischen ihm und Brühl. Letzterer betonte gegenüber dem Theaterpersonal und gegenüber Spontini selbst, ja durch Zeitungsartikel auch gegenüber dem Publicum, vielleicht etwas zu eifersüchtig das ihm zustehende Recht der obersten Theaterleitung. Spontini, von despotischer Natur und in Sachen der Oeffentlichkeit überaus empfindlich, berief sich dagegen auf seinen Contract, der ohne Brühl's Mitwirkung zu Stande gekommen war, und den er nicht von Brühl nach dessen Willkür ausgelegt wissen wollte; eigentlich erkannte er als seinen Vorgesetzten allein und direct den König oder höchstens dessen Hausminister an. Unbekannt mit den Berliner Verhältnissen, der deutschen Sprache nicht mächtig und bald umgeben von einer Schar Schmeichler, die aus der Gunst des einflußreichen Mannes Vortheil für sich zu gewinnen hofften, gerieth er leicht in Mißverständnisse, deren Folgen bei seiner argwöhnischen Natur schwer zu beseitigen waren. Kaum einige Monate waren in schlecht verhehlter gegenseitiger Gereiztheit vergangen, so kam es schon zwischen ihm und dem Intendanten zu einem heftigen Zusammenstoß. Am 25. October sollte unter dem Vorsitze Brühl's das Wochenrepertoire festgestellt werden. Spontini nannte den von Brühl gemachten Entwurf „parfaitement ridicule", da nicht wenigstens zwei große Opern, „Vestalin" und „Armide", darin seien; die zur Aufführung bestimmten Stücke waren „des misères, des niaiseries" u. s. w. Er scheute sich auch nicht, die Verwaltung des Grafen aufs Heftigste zu tadeln. Es konnte nicht fehlen, daß Brühl ihm nunmehr in ernsthafter Weise klar zu machen suchte, was im preußischen Staate Subordination sei. Aber Spontini wollte von Subordination nichts wissen. „Ne m'envisagez pas moi-même," schrieb er dem Grafen am 12. November, „comme un subordonné de plus de votre puissance, car je ne suis nullement pas, ni par ma personne, ni par mon caractère, ni par mon contrat, ni par mon talent, quoique par ma place je me trouve compris dans le département

qui vous est confié, mais bien dans toute autre manière que vous ne paraissez croire, ou que vous vous dissimulez.“ Der ganze Brief, dem diese Stelle entnommen, ist äußerst leidenschaftlich und ungezogen in der Form. Es dauerte eine Weile, ehe ein äußerlich erträgliches Verhältniß zwischen den beiden Männern wiederhergestellt wurde. Brühl wandte sich mit einer Beschwerde direct an den König. Endlich gelang es der Vermittlung des Herzogs Carl von Mecklenburg, den Conflict zu beseitigen. Wie aber Brühl nunmehr den Charakter Spontini's kennen gelernt hatte, hat er in folgender Schilderung dargethan. „Er ist,“ schreibt er am 25. November an Witzleben, „höchst leidenschaftlich, verliert in der Leidenschaft alles Maß und Ziel, erlaubt sich alsdann Ausdrücke, die kein Mann von Ehre dulden kann, und glaubt Alles mit seiner natürlichen Heftigkeit entschuldigen zu können. Er ist höchst mißtrauisch und zugleich höchst leichtgläubig und läßt sich von jedem Menschen beschwatzen, der seiner Eitelkeit schmeichelt; daher umschwärmen ihn auch eine Menge höchst unzuverlässiger Menschen, deren Spielball er wird. Sein Stolz und seine Eitelkeit haben den höchsten Grad des Lächerlichen erreicht, und diese Leidenschaft, zumal unter dem angenommenen Scheine der Bescheidenheit, leitet oder vielmehr verleitet alle seine Schritte und Handlungen. Seine Schwäche und Charakterlosigkeit thun das ihrige hinzu, um ihn wie einen Ball auf und ab zu treiben, und machen, daß er sich und Andere alle Augenblicke compromittirt. Und diesem Manne soll man eine abgesonderte Geschäftsverwaltung anvertrauen?“ Gegen diese etwas gereizte Charakterschilderung muß man Spontini große Eigenschaften als Künstler in die Wagschale werfen, um ihn gerecht zu beurtheilen. Daß aber Brühl die Schwächen seiner Persönlichkeit im Wesentlichen richtig erkannt hatte, wurde in der Folgezeit klar.

Die Vorbereitungen zur ersten Aufführung der „Olympia“ in Berlin waren schon im Gange, als Spontini Gelegenheit erhielt, zum ersten Male mit einer ganz neuen dramatischen Composition vor dem Hof und dem Berliner Publicum zu erscheinen. Anfang 1821 kam der russische Thronfolger Großfürst Nicolaus mit seiner Gemahlin nach Berlin. Zu Ehren des Paares sollten große Hoffestlichkeiten stattfinden. Thomas Moore's Gedicht „Lalla Rookh“ war unlängst erschienen und erregte allgemeine Bewunderung. Brühl faßte den Gedanken, dasselbe zur Grundlage eines Festspieles zu machen, das die Hauptmomente des Gedichts in lebenden Bildern vorführte. Die Leitung in der Herstellung der Decorationen und in der Anordnung der Gruppen übernahm Schinkel, Spontini die Composition der erforderlichen Gesangstücke, eines Einleitungsmarsches und der Tänze. Am 27. Januar 1821 fand auf dem königlichen Schlosse die Aufführung statt, die nach dem Urtheil aller Anwesenden an Schönheit und fremdartigem Glanz Alles übertraf, was in dieser Art von ihnen gesehen war. Die Darsteller gehörten sämmtlich dem Hofkreise an, die erlauchtesten Persönlichkeiten wirkten mit. Den Dschehander Schah z. B. spielte Prinz Wilhelm, der spätere Deutsche Kaiser, den Abdallah der Herzog von Cumberland, späterer König Ernst August von Hannover, die Dschehanara seine Gemahlin, die Peri Prinzessin Elise Radziwill, den Aliris der Großfürst Nicolaus, die Lalla Rookh seine Gemahlin. Am 11. Februar wurde eine Wiederholung des Festspiels ver-

anstaltet vor einer ausgesuchten Zuschauerversammlung, deren größter Theil aus den ausgezeichnetsten Künstlern und Gelehrten Berlins bestand. Wilhelm Hensel, dem späteren Gatten Fanny Mendelssohn's, wurde vom Könige der Auftrag, die lebenden Bilder zu malen und daraus ein Prachtwerk zusammenzustellen, welches die Großfürstin als Geschenk erhielt[1]). Die Anordnung des Festspieles war diese, daß zunächst die Erzählungen des Feramors in lebenden Bildern dargestellt wurden, nämlich: der verschleierte Prophet von Khorasan in zwei Bildern, das Paradies und die Peri in drei Bildern, die Feueranbeter ebenfalls in drei Bildern. Dann folgte das Rosenfest in zusammenhängender Pantomime. Gewissermaßen als fortlaufenden Commentar zur Darstellung hatte der Königliche Bibliothekar Spiker eine Anzahl von Romanzen gedichtet, welche in Spontini's Composition von den besten Sängerinnen und Sängern der Oper vorgetragen wurden, doch so, daß sie sammt dem Orchester den Augen der Zuschauer verborgen waren[2]). Spontini's Werk, das er im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin erscheinen ließ, enthält vier Instrumental- und sechs Gesangstücke. Von letzteren ist eines ein Chor von Genien (drei Soprane und Tenor), welcher Nurmahal's Schlummer begleitet. Er wird nur auf dem Vocale A gesungen und von einer duftigen, ganz leisen Instrumentalbegleitung umspielt — ein entschieden geniales Stück. Die übrigen Gesänge sind die oben genannten Romanzen. Die zweite derselben ist eine freie Uebersetzung des Anfangs von „Paradies und Peri". Die sich aufdrängende Vergleichung mit Schumann's Composition fällt natürlich zu Ungunsten Spontini's aus. Ihm als Italiener fehlte sowohl der eigentlich romantische Ton als auch die Innigkeit des Ausdrucks, welche das Gedicht erfordert. Nach dieser Seite hin konnte demselben nur ein germanischer Componist Genüge thun. Ein Anderes ist es, wenn man das Festspiel als Ganzes mit Schumann's „Paradies und Peri" vergleicht. Ob nicht der Vollgehalt des Moore'schen Gedichtes in jenem angemessener zum Ausdruck gekommen ist, als in der oratorienhaften Form Schumann's, möchte zweifelhaft sein.

Der ersten Aufführung der „Olympia" wurde mit großer Spannung entgegen gesehen, denn die Oper war neu für Berlin, und man wußte auch, daß Spontini sie nach der Pariser Aufführung noch einer Umarbeitung unterzogen hatte. Sie war das erste seiner Werke, dessen Inscenirung in Berlin er von Grund aus selbst veranstaltete. Ihre Aufführung mußte also nach allen Seiten die Feuerprobe seiner Leistungsfähigkeit bedeuten. Die Oper sollte am 5. März 1821 erscheinen, ging aber in Wirklichkeit erst am 14. Mai in Scene. Spontini suchte die Schuld der dem Könige nicht unbemerkt gebliebenen Verzögerung dem Grafen Brühl zuzuschieben, in Wahrheit aber war er selbst mit der Umarbeitung nicht rechtzeitig fertig geworden. Brockenweise ließ er dem Uebersetzer des Textes, E. T. A. Hoffmann, der zu seinen lebhaftesten Bewunderern gehörte, den letzten Act zukommen. Am 18. Februar hatte der Chordirector der Oper noch keine

[1]) Welche Bedeutung dieses Werk für Hensel's Leben gewann, darüber sehe man S. Hensel, „Die Familie Mendelssohn". Band I. Berlin, 1879. S. 106 ff. (Erste Aufl.)

[2]) „Lalla Rükh. Ein Festspiel mit Gesang und Tanz. Aufgeführt auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin am 27. Januar 1821 .... Berlin, 1822. Bei Ludwig Wilhelm Wittich." 4. Herausgegeben vom Grafen Carl Brühl und S. H. Spiker.

Note vom letzten Acte gesehen, noch auch der Balletmeister mit Spontini über die zugehörigen Tänze sich unterrichtet. Spontini verlangte mindestens drei Monate ununterbrochenen Studiums. Bei der Ausstattung wurde nicht nur nichts gespart, sondern so verschwenderisch vorgegangen, daß der König sich hernach zu dem Befehl veranlaßt sah, es solle inskünftige der übertriebene und unzweckmäßige Geldaufwand eingestellt werden. Die Rolle der Statira hatte Frau Milder, vielleicht die geeignetste Persönlichkeit, welche je für dieselbe gefunden worden ist. Frau Schulz sang Olympia, Bader und Blume den Cassander und Antigonus. Chor und Orchester waren bedeutend verstärkt, die Decorationen von Schinkel und Gropius hergestellt. Zweiundvierzig Proben hatte Spontini abgehalten. Nach diesen Veranstaltungen war die Aufführung eine der prachtvollsten, exactesten und blendendsten, die wohl jemals erlebt sind. Der Beifall war ungeheuer. Brühl selber war hingerissen und schrieb noch am Abend nach der Aufführung der Milder: „Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß Sie ein vollendetes Ganze hingestellt und sich eine neue Blume in Ihren Künstlerkranz geflochten haben. Iphigenie in Aulis und die heutige Rolle sind unstreitig Ihre beiden vorzüglichsten und schönsten Leistungen." Der Triumph Spontini's war ein vollständiger. Ein Werk, wie diese „Olympia" hatte unter den Opern der Zeit nicht ihresgleichen. Dieser Erkenntniß konnte sich auch der Widerwillige nicht verschließen. Zelter schrieb an Goethe, er billige dieses Kunstwerk nicht, könne aber doch nicht lassen, es immer wieder zu hören.

Briffaut und Dieulafoy hatten den Text gemacht nach Voltaire's Tragödie. Ganz ungewöhnlich lange Zeit hatte Spontini für die Composition gebraucht. Im December 1815 war er mit dem letzten Acte beschäftigt, und im Januar 1819 war die Oper noch immer nicht vollendet. Gemäß der großen Mühe und Sorgfalt, die er angewendet hatte, hielt er sie denn auch für sein bestes Werk. „Quant à la partition," schreibt er am 27. November 1819, „il faut la supposer d'une importance et d'une étendue au dessus de la Vestale et de F. Cortez," und bei dieser Meinung ist er auch sein Leben lang geblieben, trotz vieler Erfahrungen beim Publicum, die das Gegentheil zu beweisen schienen. Die erste Aufführung hatte am 15. December 1819 in Paris stattgefunden und dem Componisten eine bittere Enttäuschung bereitet. Die Oper hatte nicht gefallen trotz der vielen Verehrer, die Spontini in Paris besaß, trotzdem auch das Publicum im Allgemeinen günstig für ihn gestimmt war. Er war aber nicht der Mann, nach einem ersten Mißerfolg seine Sache verloren zu geben. Derselbe kam zum großen Theil auf Rechnung des ungenügenden Textbuchs. Die Dichter hatten sich zu eng an Voltaire angeschlossen, die Bedürfnisse des Musikers und die hergebrachte Form einer großen Oper nicht hinreichend berücksichtigt. Namentlich hatte die tragische Lösung mißfallen, da man dergleichen in einer Oper nicht gewöhnt war. Diese vor Allem wurde nun durch einen glücklichen Ausgang ersetzt. Schon im Februar 1820 war Spontini mit der Umarbeitung des Werkes beschäftigt; im Januar 1821 war dieselbe vollendet. Aber im Jahre 1822 wurde „Olympia" nochmals überarbeitet. Die Aenderungen bezogen sich auf die Arien Cassander's und Olympia's im ersten Act, auf das Duett zwischen Olympia und Cassander ebendaselbst; außerdem wurde zum dritten Act eine neue Scene mit einem Terzett

hinzucomponirt. Da dieselbe sich in der gedruckten Ausgabe nicht findet, so scheint auch jetzt die endgültige Form der Oper noch nicht erreicht worden zu sein. Der vollständige Clavierauszug erschien 1826 bei A. M. Schlesinger in Berlin. Am 28. Februar 1826 wurde die Oper in Paris wieder auf die Bühne gebracht, und war bis zum 15. März schon sechsmal gegeben worden[1]). Sie gefiel mit jedem Male mehr, und schließlich konnte Spontini einen großen Triumph verzeichnen. Doch nur in Berlin erhielt sie sich dauernd auf dem Repertoire. Vorübergehend wurde sie in Dresden und Darmstadt gegeben; eine 1822 in Wien in Aussicht genommene Aufführung kam nicht zu Stande. Jetzt ist das Werk aus dem öffentlichen Musikleben verschwunden. Es theilt dies Loos mit Cherubini's „Medea". Doch ist mit letzterem immer wieder von Zeit zu Zeit der Versuch gemacht worden, es der Bühne zurückzugewinnen. Wenn der Versuch bei der „Olympia" unterblieb, so liegt solches wohl zum Theil an den großen Anforderungen, welche an die Kraft der Darsteller und an die mitwirkenden scenischen Mittel gestellt werden. Die Eigenart der Spontini'schen Opern verlangt aber auch einen besondern Stil der Darstellung. Welcher Art derselbe war, und daß diese Art keineswegs immer dem ersten Blicke klar lag, davon wissen die wenigen noch überlebenden Musiker zu berichten, die in den zwanziger Jahren den Aufführungen Spontini'scher Opern in Berlin mit Verständniß folgten. Heinrich Dorn erzählt, man habe 1829 in Leipzig den Schlußchor des zweiten Acts der „Vestalin" verspottet und für einen Walzer erklärt. Als Dorn die Direction der dortigen Oper übernahm und die „Vestalin" zum ersten Male dirigiren sollte, machte er sich die Erfahrungen zu Nutze, welche er beim Anhören der Oper unter des Componisten eigener Leitung gesammelt hatte. In Folge dessen erhielt der Schlußchor einen Charakter, daß man ihn gar nicht wiederzuerkennen glaubte und die Einwendungen gegen ihn verstummten. Dorn klagt: „Noch fünfzig Jahre — und die Spontini'schen Traditionen werden, wie schon jetzt die Mozart'schen, ganz verloren gegangen sein." Man kann aber sagen: sie *sind* schon verloren gegangen. Es steht dahin, ob sie sich länger gehalten hätten, wäre Spontini's Wirksamkeit in Deutschland anders und besser verlaufen. Die Stillosigkeit, welche seit Jahrzehnten an den deutschen Operntheatern herrscht, macht aber die Erscheinung auch ohnedem begreiflich.

„Olympia" ist von einer Größe der Conception, wie sie kaum eine andere Oper des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hat. In einzelnen Stücken der „Hugenotten" und des „Propheten" hat Meyerbeer in dieser Hinsicht seinen Vorgänger wohl erreicht. Ein Ganzes in so gewaltigen Formen zu bilden, ist ihm nie gelungen. Die Einheitlichkeit der Gestaltung tritt auch äußerlich darin hervor, daß die einzelnen Scenen der Acte musikalisch in einander übergehen, und somit jeder Act wie aus einem Gusse erscheint, was in „Vestalin" und „Cortez" in diesem Maße noch nicht der Fall ist. Ueberall fügt sich die Musik mit den Erscheinungen der Bühne und den Bewegungen der Handlung auf das Engste zusammen — das erste und wichtigste Kennzeichen eines echten Dramatikers. Die Haupt-

[1]) Berliner Allgemeine musikalische Zeitung. Redigirt von A. B. Marx. Jahrgang 1826, S. 104.

charaktere sind einander scharf entgegengesetzt; der ihnen angemessene Ton ist mit Kraft durch das Ganze festgehalten. Die ersten Auftritte der Personen, die immer in der Oper für die Feststellung der Charaktere das wichtigste Moment bilden, sind stets von großer Prägnanz. Es ist interessant zu beobachten, wie grundverschieden z. B. die musikalische Weise, mit welcher sich Olympia einführt, von derjenigen ist, mit welcher Statira erscheint. Letztere — die Hauptperson der Oper — hat nur noch in der Medea Cherubini's und allenfalls in Gluck's Armida ihresgleichen. Ein gramerfülltes, von furchtbaren Erinnerungen umdüstertes, racheglühendes Weib, dabei in jedem Augenblicke Königin vom Scheitel bis zur Sohle. Man muß es unumwunden anerkennen: diese Statira ist das Bild einer Heroine, die des großen Alexander würdig war. Behält man die Größe des Gegenstandes und des geschichtlichen Hintergrundes im Auge, so erscheint auch der Aufwand von Kunstmitteln, dessen der Componist sich bedient hat, kein übertriebener. Gegenüber diesen bedeutenden Eigenschaften der Oper steht freilich auch eine nicht geringe Anzahl von Mängeln. Abgesehen von den falschen geschichtlichen Voraussetzungen der Handlung, die dem gebildeten Zuschauer unserer Tage leicht störend werden können, erkältet der glückliche Ausgang — dieses Zugeständniß an den Tagesgeschmack — das Interesse an den Schicksalen der Hauptpersonen; der ursprüngliche tragische Schluß gab jedenfalls wenigstens dem Charakter der Statira mehr Festigkeit und innerliche Folgerichtigkeit. Der Musik, die unleugbar groß gedacht ist in ihren Contouren, fehlt es an Reiz im Einzelnen. Spontini war kein eigentlicher Instrumentalcomponist. Seine Instrumentalstücke sind theils Ouvertüren, theils Tänze und Märsche, also Stücke, welche nur einen einleitenden oder einen begleitenden Zweck haben, aber nicht ganz auf sich selbst beruhen. Nun ist aber die Instrumentalmusik mit der unvergleichlich größeren Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Organe die rechte Schule für die Entwickelung eines inneren musikalischen Reichthums. Daß Spontini diese Schule niemals gründlich durchgemacht hat, rächt sich an der Wirkung seiner großen dramatischen Formen. Sie haben etwas Eintöniges, Ermüdendes. Seine Begleitungen sind wenig abwechslungsreich, seine Bässe dürftig. Es nimmt Wunder, daß er diesen Mangel nicht selbst bemerkt zu haben scheint, da er doch Mozart, das unübertroffene Muster auch in dieser Hinsicht, so hoch verehrte. Den Melodien fehlt es häufig an Plastik, an jener freien und kühnen Bewegung, die unbedingt erforderlich ist, wenn die Melodie bei so massenhaft angehäuften Tonmitteln sich als die Herrscherin im Tonreich behaupten soll. Spontini's Tonsprache ist nicht beweglich genug, um bei raschem Wechsel der Empfindungen im Verlauf einer Scene immer sofort mit den entsprechenden Ausdrucksmitteln bei der Hand zu sein. Er vermag auch die Instrumente nicht genügend an der Darstellung der dramatischen Entwicklung theilnehmen zu lassen. Wenn fast Alles nur durch den Gesang und die Action vermittelt werden soll, so fragt man, wozu der überreiche Orchesterapparat da sei. Die hohe Aufgabe der Instrumentalmusik in der Oper, Empfindungen vorzubereiten, zu vermitteln, ihr Erscheinen innerlich glaubwürdiger und äußerlich einleuchtender zu machen, hat er entweder wenig begriffen gehabt, oder er fühlte sich der Lösung dieser

Aufgabe nicht gewachsen. In allen diesen Dingen sind ihm Cherubini und Weber, jeder in seiner Weise, hoch überlegen.

Die Zeit von Spontini's unbestrittener Herrlichkeit dauerte genau fünf Wochen. Am 18. Juni 1821 erlebte Weber's „Freischütz" im neuerbauten Berliner Schauspielhause seine erste Aufführung. Man weiß, was dieser Tag für die Geschichte der Musik bedeutet. War der augenblickliche äußere Erfolg auch nur dem der „Olympia" gleich, so wurde doch sogleich bemerkbar, daß bei dieser das Publicum mehr nur vom Staunen überwältigt wurde, während beim „Freischütz" das Wesen des deutschen Volkes, im Innersten getroffen, dem Componisten jauchzend entgegenzitterte. Während „Olympia" fast auf das Berliner Theater beschränkt blieb, verbreitete sich Weber's Werk mit größter Schnelligkeit durch ganz Deutschland, ja alsbald durch die ganze Welt. Spontini selbst konnte es sich nicht verhehlen: er war unmittelbar nach einem glänzenden Siege von einem bisher kaum beachteten Gegner vollständig geschlagen worden. Dies mußte ihn um so tiefer treffen, als er sich bewußt war, in der „Olympia" sein Höchstes geleistet zu haben. Es hätte allein vielleicht nicht hingereicht, ihm den Muth zu nehmen. Aber in dem „Freischütz" trat ihm eine Seite des deutschen Wesens gegenüber, für die er kein Verständniß hatte. Diesen Gegner zu bekämpfen, fehlten ihm die Waffen. Eine weniger herrschsüchtige Natur, als die seinige, hätte sich nun mit dem begnügt, was ihm in Deutschland zu erringen überhaupt möglich war. Aber der Gedanke war ihm unerträglich, neben seiner Kunst eine andre, gleich große, dulden zu müssen. Und da er Weber's Musik mit eignen Kunstthaten nicht bekämpfen konnte, versuchte er es mit außerkünstlerischen Mitteln. Seinem Verhältnisse zu Brühl, der, ein persönlicher Freund Weber's, dessen Musik leidenschaftlich liebte, gereichte der Erfolg des „Freischütz" nicht zum Vortheil. Was der Intendant sich gelegentlich vom Generalmusikdirector gefallen lassen mußte, zeigt folgender Vorfall. Im März 1822 wollte Spontini gern „Figaro's Hochzeit" und Brühl den „Freischütz" geben. Spontini schrieb mit Bezug hierauf dem Letzteren am 13. März, die Mittel, deren er sich bediene, um seinen Zweck für dies sein Lieblingswerk zu erreichen, machten seinem Geschmacke und seiner Unparteilichkeit keine große Ehre. Daß von einer Berufung Weber's nach Berlin, die Brühl gar zu gern gesehen hätte, nun nicht mehr die Rede sein konnte, versteht sich von selbst.

Als am Abend nach der ersten „Freischütz"-Aufführung Weber für den enthusiastischen Beifall dankend auf der Bühne erschienen war, hatte man ein Gedichtblatt im Theater verstreut, in welchem es, mit Anspielung auf die in der „Olympia" vorkommenden Elephanten hieß:

So laß dir's gefallen in unserm Revier,
Hier bleiben, so rufen, so bitten wir;
Und wenn es auch keinem Elephanten gilt,
Du jagst wohl nach anderem, edlerem Wild.

Von dieser Stunde an schied sich das Publicum offen in zwei Parteien. Die nationale Partei, an Geist, Gemüth und Bildung die überragendere, scharte sich um Weber. Sie fühlte instinctiv den Gegensatz heraus, in welchem er sich zu Spontini befand, und ließ sich auch gar nicht beirren durch die ängstliche

Beflissenheit, mit welcher der Letztere vor dem Publicum jeden Schein zu vermeiden suchte, als hintertreibe er die häufigen Wiederholungen des „Freischütz." Spontini's Rückhalt blieben die Hofkreise, deren Einfluß freilich stark genug war, ihren Günstling in seiner Machtstellung zu halten. Durch die damals noch im preußischen Staate herrschende Censur wurden sogar die freien Meinungsäußerungen der Presse über Spontini gehindert, und wenn dieser bei Hofe über eine ihm vermeintlich widerfahrene Unbill klagte, geschah es stets mit günstigem Erfolge für ihn[1]). Aber was das künstlerische Ansehen betrifft, so war Spontini's Stern, der so glänzend aufgegangen war, und nach der ersten Olympia-Aufführung in blendendem Scheine gestrahlt hatte, vom 18. Juni 1821, dem Jahrestage der Schlacht bei Waterloo, an schon wieder in langsamem Niedersinken begriffen.

Der Vorzüglichkeit der ersten Olympia-Aufführung ließ auch Weber volle Gerechtigkeit widerfahren[2]), und es mag hier der Ort sein, über Spontini's Directionsbegabung das Nöthige zu sagen. Ob er Talent besaß für das, was man gemeinhin einen tüchtigen Capellmeister zu nennen pflegt, möchte sehr zweifelhaft sein, kann aber kaum entschieden werden, da er von fremden Opern eigentlich nur zwei zu dirigiren pflegte, „Armida" und „Don Juan", die er beide sehr genau kannte[3]). Für die Direction der übrigen Opern waren zwei Musikdirectoren, Seidel und Schneider, und zwei Concertmeister, Möser und Seidler, vorhanden. Capellmeister Bernhard Anselm Weber war am 23. März 1821 gestorben. Als Spontini nach Berlin kam, besaß er kaum irgend welche Uebung im Dirigiren und wollte deshalb anfänglich auch den Tactstock überhaupt nicht führen, sondern es sollte, so oft er im Orchester war, ein Concertmeister neben ihm sitzen und nach seiner Bestimmung den Tact angeben. Die technischen Handgriffe des Dirigirens hat er sich auch während seiner Praxis in Berlin nicht mehr bis zur vollen Sicherheit angeeignet. So war namentlich seine Art, die Recitative zu dirigiren, ungeschickt und unklar. Dies berichtet Heinrich Dorn, der ihn oft genug hat dirigiren sehen, und in dieser Sache gewiß ein competenter Beurtheiler ist[4]). Auch im Partiturlesen fehlte es ihm an schnellem Ueberblick und Routine[5]); als er Pfingsten 1847 auf dem rheinischen Musikfeste zu Cöln dirigirte, konnte er sich sogar in der Partitur seiner eignen Oper „Olympia", da er sie eine geraume Zeit nicht dirigirt hatte, nicht mehr zurechtfinden. Die Folge davon war, daß er mit dem Einstudiren eines Werkes nur langsam zu Stande kam. Aber nicht um seinetwillen allein machte er von jeder seiner Opern eine Unzahl von Proben. Die peinliche Genauigkeit, welche ihm beim Componiren eigen war, übertrug er auch auf die Ausführung seiner Werke. Er ruhte nicht, bis Alles

[1]) F. W. Gubitz, Erlebnisse. 3. Band. Berlin, 1869. S. 241 f.

[2]) M. v. Weber, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. 2. Band. Leipzig, E. Keil. 1864. S. 306.

[3]) Am 6. November 1826 dirigirte Spontini die zum Besten der Hinterbliebenen Weber's bestimmte neunundneunzigste Vorstellung des „Freischütz", was ihm bei seiner Abneigung gegen das Werk hoch anzurechnen ist.

[4]) Dorn, Aus meinem Leben. Musikalische Skizzen. Berlin, Behr's Buchhandlung. 1870. Dritte Abtheilung, S. 3 f.

[5]) Ed. Devrient, Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy. 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1872. S. 28.

und Jedes ganz genau so zur Erscheinung kam, wie es in seiner Vorstellung lebte, anfänglich oft nur schwankend und undeutlich, bis es bei wiederholtem Experimentiren auch ihm selber endlich klar hervortrat. Rücksichtslos und despotisch ging er dabei mit seinen Untergebenen um. Er konnte Sänger und Spieler durch unaufhörliches Wiederholen zum Tode ermatten; es kam vor, daß er Proben abhielt von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, oder von fünf Uhr Nachmittags bis elf Uhr Nachts. Aber er machte es mit Anderen doch nur so, wie mit sich selbst, da er sich durchaus keine Mühe schenkte, seine Werke immer von Neuem wieder umzuarbeiten und bis in alle Einzelheiten zu revidiren. Kam dann die Aufführung heran, so konnte jedes einzelne Orchestermitglied seinen Part auswendig[1]), und Spontini mochte nun taktiren wie er wollte, es ging doch Alles wie am Schnürchen. Er nahm auch gar keinen Anstand, neu angefertigte Decorationen und Costüme, wenn sie ihm nicht zusagten, ohne Weiteres zu verwerfen und ohne Rücksicht auf die entstehenden Kosten andre dafür zu verlangen. Als echter Dramatiker hatte er stets ein wachsames Auge ebenso wohl auf das, was auf der Bühne geschah, als was im Orchester. Die scenischen Vorgänge mußten aufs Genaueste seinen Vorstellungen auch in Nebendingen entsprechen. Bald nach seinem Amtsantritt gerieth er mit Brühl in Streit, weil er verlangte, daß die Milder in der „Vestalin" das im Tempel der Vesta zu Rom aufbewahrte alte Pallasbild (palladium) öffentlich trüge, wogegen Brühl gestützt auf die Autorität Hirt's behauptete, das Palladium sei niemals dem Volke gezeigt worden. Er gerieth außer sich, als später einmal im „Cortez" der Flottenbrand nicht mehr sichtbar, wie früher, dargestellt werden sollte. Es findet sich sogar, daß Spontini's Frau im Auftrage ihres Gatten sich bei Brühl wegen Aenderung eines Aermels im Gewande der Sängerin Schulz verwenden muß. Bei der Auswahl der Vertreter seiner Operncharaktere sah er nicht nur auf Stimme, Temperament, schauspielerisches Talent, sondern mit größter Sorgsamkeit auch auf die äußere Erscheinung. Dorn hatte ihm einst einen ausgezeichneten Bassisten für seine Oberpriester-Rollen empfohlen. Er ließ sich aber nicht einmal herbei, von dem Manne sich auf seinem Zimmer etwas vortragen zu lassen, „weil er doch schon von Natur für einen Oberpriester mindestens anderthalb Fuß zu klein sei". Er hielt unerbittlich auf vollständige Verschmelzung des Gesanges mit dem Instrumentenspiel, der dramatischen Vorgänge mit der Musik, und verlangte von den Solosängern sowohl als von dem Chor die möglichste Vertiefung in den Charakter ihrer Rolle, das genaueste, bewußteste Erfassen jeder Situation. Der ihm eigne Zug zum Grandiosen und Erschütternden, dem er in den gewaltigen Verhältnissen seiner Opernformen den entsprechenden Ausdruck zu geben wußte, trieb ihn einerseits zur Anwendung der glänzendsten decorativen Mittel und bisher unerhörter Massen von Spielern, Sängern und Tänzern, andrerseits zur Erwirkung der stärksten Accente und aufregendsten Contraste. „Forte wie ein Orcan, Piano wie ein Hauch, Crescendo, daß man unwillkürlich die Augen aufriß, Decrescendo von zauberisch ermattender Wirkung,

[1]) Wie der Opernregisseur Blum einmal hinsichtlich der Oper „Alcidor" in den Acten ausdrücklich bezeugt.

Sforzando, um Todte zu erwecken," sagt Dorn. Er trieb Spieler und Sänger nach dieser Richtung bis aufs Aeußerste. Man erzählt sich noch jetzt in der Berliner Capelle, wie er einmal eine gewisse Baßpassage in einer seiner Opern durchaus nicht stark genug bekommen konnte. Immer und immer ließ er wiederholen, die Spieler gaben das Aeußerste her, was sie an Ton in ihren Instrumenten, an Kraft in ihren Armen hatten; es genügte nicht. Endlich kamen die Violoncellisten auf die Idee, die Baßpassagen sämmtlich mitzusingen. Spontini, der das Kunstmittelchen nicht merkte, war überrascht durch den jetzt sich ergebenden sonoren Klang und nun völlig befriedigt. Den Ausruf „Cassander!", welchen Statira im ersten Act der „Olympia" dem vermeintlichen Mörder ihres Gatten entgegenschleudert, mußte die Milder stets mit dem höchsten Aufgebot der Kraft singen. Sie hatte sich einmal dabei so angestrengt, daß ihr für das Folgende die Stimme gänzlich versagte. Seit der Zeit hielt sie Spontini für unbrauchbar und setzte im Jahre 1829 ihre Pensionirung durch. Weil die Seidler-Wranitzky von zarter Gesundheit und mehr für den lieblichen und innigen Gesang geeignet war, fand sie trotz ihrer eminenten Gesangskunst vor Spontini's Augen wenig Gnade. „Il faut braver, Madame!" rief er ihr zu, als sie in einer Probe der „Vestalin" unter den ihr zugemutheten Anstrengungen zu erliegen drohte, und es rührte ihn wenig, als sie endlich ohnmächtig zusammenbrach. Nicht weil er unsanglich geschrieben, oder die Singstimmen durch zu starke Begleitung gedeckt hätte, waren seine Partien so übermäßig anstrengend. Spontini war viel zu sehr Italiener geblieben, als daß er nicht stets in den Singstimmen die Hauptorgane für seine Wirkungen gesehen hätte. Der Grund lag eben in jener Neigung, die Contraste bis zur denkbarsten Schärfe zu treiben, und in seiner Rücksichtslosigkeit beim Einstudiren. Die Klage, daß er die Stimmen ruinire, ward bald unter den Sängerinnen allgemein. Die Seidler bat 1826 um ihre Entlassung, weil die Opern Spontini's ihrer Gesundheit zum größten Nachtheil gereichten, die Milder bat schon 1823, man möge „Olympia" nicht öfter als höchstens alle vierzehn Tage geben, sonst übersteige es ihre Kräfte. Die Schechner schlug ein Engagement nach Berlin aus, weil sie sich vor den Anstrengungen der Spontini'schen Opern fürchtete. Selbst die dem Meister unbedingt ergebene Schulz gerieth im März 1824 außer sich ob der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er sie unaufhörlich in den schwersten und größten Rollen anstrenge, und scheint ihm öffentlich in der Probe so unverbindliche Dinge gesagt zu haben, daß er sie bestrafen lassen wollte; doch besann er sich hernach eines Anderen.

Das Bild, welches Spontini bei Aufführungen seiner Werke an der Spitze der Capelle gewährte, war ein imposantes. Er glich einem Feldherrn, der seine Armee zum Siege führt. Wenn er zum Beginn der Vorstellung rasch und leise durchs Orchester zum Dirigentensitz schritt, verhielt sich jedes Orchestermitglied lautlos in gespannter Erwartung des Anfangs. Der Arm mit dem Taktirstock hob und streckte sich und ruhte so eine Weile, als sei er in Erz verwandelt[1]). Dann flog der Blick zur letzten Musterung über seine Scharen, der Arm fiel nieder, und die Töne rauschten auf. Seine Armbewegungen beim

[1]) A. B. Marx, Erinnerungen. Berlin, O. Janke. 1865. 1. Band, S. 220.

Dirigiren waren energisch, präcis und doch graziös, der übrige Körper in gebieterischer Haltung wie in Bronze gegossen, nur daß das Auge bald nach rechts, bald nach links sich wandte, und „der wildeste Paukenschläger wäre im rasendsten Wirbel verstummt, wenn ihn ein Flammenblick dieses Auges getroffen hätte." Spontini's Erscheinung war in solchen Stunden die der verkörperten Noblesse, aber auch der schrankenlosesten Selbstherrlichkeit, der jeder andre Wille sich unbedingt unterwerfen mußte. Der pedantische Zug seiner Natur trat auch hier in manchen Aeußerlichkeiten hervor. Er konnte z. B. nur aus einer geschriebenen Partitur dirigiren und nur vor einem ganz besonders construirten Notenpult. Er bediente sich beim Taktiren eines dicken Stockes von schwarzem Ebenholz, an dessen beiden Enden sich ein massiver Elfenbeinknopf befand. Diesen Stock ergriff er nicht am Ende, sondern in der Mitte mit der vollen Faust, und hielt ihn wie einen Marschallstab [1]).

Mit dem 14. Mai 1821 waren die drei bedeutendsten der von Spontini noch in Paris componirten Opern (Vestalin, Cortez, Olympia) in einer den Intentionen des Componisten genau entsprechenden Form auf der Berliner Bühne dargestellt und auf lange Zeit zu festen Repertoirestücken gemacht worden. Ihre häufige Aufführung hatte allerdings mehr in der Gunst des Königs ihren Grund, als weil sich das Publicum sehr zu ihnen gedrängt hätte. Es ist vielmehr ersichtlich, daß die allgemeine Theilnahme bald bemerklich nachzulassen anfing, und zu künstlichen Mitteln gegriffen werden mußte, um das Theater in einer Spontini erwünschten Weise zu füllen. Spontini theilte massenhaft Freibillets aus. Zu einer Olympia-Vorstellung am 21. December 1821 ließ er sich z. B. von der Intendantur fünfzig Freibillets liefern und kaufte noch fünfundzwanzig dazu. Im September 1824 drängte er den Intendanten, daß die großen Opern, also vor Allem seine eigenen, nicht bei erhöhten Preisen gegeben würden, das Publicum komme sonst bald gar nicht mehr hinein, und wünschte, daß bei der nächsten Aufführung der „Vestalin" alle Tage vorher auf den Anschlagzetteln mit großen Buchstaben zu lesen sei: „Gewöhnliche Preise." Eine neue Oper Spontini's wurde dagegen immer noch als ein Ereigniß betrachtet, das mit Recht das ganze Publicum in Bewegung setze. Dazu war die Persönlichkeit des Mannes eine zu bedeutende, seine Stellung in der Gesellschaft eine zu scharf hervortretende. Auch wußte man, daß es bei Spontini's Opern immer etwas Prächtiges zu sehen gab. Nach seinem Contract war er gehalten, alle drei Jahre zwei große Opern zu schreiben. Als eine derselben war ihm Olympia angerechnet worden. Die Composition der zweiten faßte er Ende 1821 ins Auge.

Aus verschiedenen Stoffen, unter denen er Musterung hielt, wählte er das Rosenfest von Kaschmir aus Moore's Lalla Rooth. Schon in dem Festspiel vom 27. Januar 1821 hatte er mit demselben zu thun gehabt. Die Beobachtung der großen Wirkung, welche dies Festspiel machte, dürfte seine Wahl mitbestimmt haben, auch wohl die dem langsam arbeitenden Componisten willkommene Aussicht, manches aus der Musik für die Oper benutzen zu können. Denn das

[1]) Richard Wagner, Erinnerungen an Spontini. Gesammelte Schriften. 5. Band. Leipzig, Fritzsch. 1872. S. 116 f.

Wesen des Stoffes erscheint sonst dem Charakter des Spontini'schen Talents nicht grade angemessen. Den Text schrieb der Theaterdichter Carl Alexander Herklots. Im März 1822 finden wir Spontini in voller Arbeit am ersten Acte; er arbeite täglich siebzehn Stunden, schreibt er an Brühl. Zwei Acte hat die Oper nur, und am 27. Mai 1822 konnte zur Feier der Vermählung der Prinzessin Alexandrine von Preußen mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin die erste Aufführung sein. Unter dem Titel „Nurmahal oder das Rosenfest von Kaschmir" ist die Oper, im Clavierauszug vom Componisten, bei Schlesinger in Berlin erschienen und der Erbgroßherzogin Alexandrine gewidmet. Die verbreitete Meinung, es sei die Oper „Nurmahal" nur eine Umarbeitung des Festspiels „Lalla Rookh" ist falsch. Sie ist ein ganz selbständiges Werk, für welches allerdings einige Stücke des Festspiels benutzt sind. Nämlich der Einleitungsmarsch für Nr. 8 der Oper, die Romanze zum Bild „Die Peri" für Nr. 25, die Romanze der Nurmahal für Nr. 26, ferner der Chor der Traumgenien für Nr. 20 und das Meiste der Balletmusik. Außerdem ist ein Lied aus „Les dieux rivaux" und das Ballet zu den „Danaiden" benutzt (Nr. 10 und 14).

Die Texte zur „Vestalin", „Cortez" und „Olympia" litten wohl an einigen Fehlern, aber ihre Vorzüge überwogen dieselben. Die Dichtung „Nurmahal" aber ist ein gänzlich verfehltes Product. Es ist dem Dichter weder gelungen, eine interessante Handlung zu schaffen, noch für eine der Personen des Dramas unser Interesse zu erwecken. Auch hat er auf die nächste Bestimmung dieser Oper, einer Hoffestlichkeit zu dienen, in zu ausgedehntem Maße Rücksicht genommen, und ihr dadurch in störender Weise den Charakter eines Gelegenheitsstückes aufgeprägt. Was Spontini an dem Stoffe gereizt hat, kann nur der orientalische Localton gewesen sein, der seiner Kunst eine neue Aufgabe stellte. Unter diesem Gesichtspunkte ist „Nurmahal" eine interessante Erscheinung. Wenn es im Allgemeinen weder den Italienern noch den Franzosen gegeben ist, für das Phantastische und Märchenhafte die entsprechende musikalische Weise zu finden, und wenn auch Spontini in der „Nurmahal" weit hinter Weber's „Oberon" zurück bleibt, so zeugt doch dasjenige, was er hier geleistet hat, immerhin von der Kraft seines dramatischen Talentes und von der Energie seines Strebens. Die besten Stücke sind wohl das erste Finale, das Duett Nr. 17 und das Duett mit Chor Nr. 20. In dem Finale ist die Stelle, wo zwischen den entzweiten, getrennt auf beiden Seiten der Bühne ruhenden Liebenden das Volk mit bacchantischem Jauchzen seinen Reigen schlingt, dann allmälig verstummt und zu tanzen aufhört, während die Klagetöne jener auf der Septime d-e wie in ungestillter Sehnsucht weiter klingen, ganz ergreifend und von wahrer Genialität. Der beste deutsche Romantiker brauchte sich ihrer nicht zu schämen. Das Duett Nr. 17 hat einige phrasenhafte Gedanken, reißt aber als Ganzes hin durch seinen leidenschaftlichen Ungestüm. Eine Empfindungsart, die in der deutschen Oper zuerst bei Marschner auftritt, z. B. in dem Duett Nr. 17 von „Templer und Jüdin", hat sich wohl an diesem Spontini'schen Vorbilde entzündet. Der Geisterchor Nr. 20 ist von zauberischer Klangwirkung und in der Verwendung der Kunstmittel etwas ganz Neues. Im Vergleich zu Weber's Tonbildern dieser Art bleibt aber die Wirkung doch mehr eine äußerliche. Auf Weber den Blick zu werfen, liegt

hier auch deshalb nahe, weil in Nr. 21 ein Genius das Lied „From Chindara's warbling fount I come" singt. Auch Weber hat dies Lied mit Musik versehen; es war seine letzte Arbeit, er schrieb sie am 25. Mai 1826 in London. Wer die beiden Compositionen gegen einander hält, versteht ohne Weiteres, was Spontini für solche Aufgaben fehlte. Ganz inhaltsleer sind die späteren Gesänge Nurmahal's; grade hier, wo es galt, den vollen Zauber der Melodien zu entfalten, bleibt Spontini dem Hörer Alles schuldig. Hingegen finden sich in den übrigen Stücken der Oper noch Schönheiten mancher Art. In dem Andantino malinconico Nr. 16 überraschen einige ganz neue und tief ausdrucksvolle Wendungen. Die Nr. 3, 4 und 5 sind von einschmeichelnder Melodik, aber ganz in Spontini's früherer, neapolitanischer Weise, so daß man auf die Vermuthung geräth, er habe sie aus seinen Jugendopern genommen. Einige Anklänge an Mozart sind auch darin. Ballets und Ouverture sind glänzend und festlich, letztere freilich sehr al fresco gemalt, wie es die Italiener bei ihren Ouverturen lieben. Endlich merkt man es auch der Oper an, daß sie in einer dem Componisten nicht geläufigen Sprache componirt ist. Die Declamation ist oft ungeschickt und die Betonung fremdländisch.

Am 9. Juni 1822 verließ Spontini Berlin zu siebenmonatlichem Urlaub. Er ging zunächst nach Dresden und hatte hier am 11. Juni eine Zusammenkunft mit Weber, bei welcher sich Letzterer überaus liebenswürdig und dienstbereit zeigte, während Spontini nicht unterlassen konnte, ihm unter der Maske des Wohlwollens sein nur eben erst beginnendes Renommée als Operncomponist empfindlich zu machen. Am 29. Juni war er in Wien und bemühte sich, hier eine Aufführung der „Olympia" für die nächste Saison zu bewirken. Die Aufführung ist nicht zu Stande gekommen. Dann ging er nach Italien und sah seinen Geburtsort Jesi wieder. Im September befindet er sich in Paris, wo er die nochmalige Ueberarbeitung der „Olympia" vornimmt. Auch den alten „Milton" suchte er wieder hervor, und experimentirte mit allerhand Aenderungen daran herum. Am 12. Januar 1823 schrieb er dem Grafen Brühl, er werde ihm diese Oper in drei verschiedenen Formen vorlegen. Ende Januar war er nach Berlin zurückgekehrt. Die Art seines Verkehrs mit dem Intendanten läßt schließen, daß er guten Willen hatte, nunmehr verträglich mit ihm zu leben. Leider hielten diese guten Vorsätze nicht lange vor. Eine der vielen zwischen Beiden herrschenden Meinungsverschiedenheiten bezog sich auf die Gastspiele fremder Künstler. Spontini mißbilligte sie, während Graf Brühl in ihnen ein geeignetes Mittel sah, neue Kräfte kennen zu lernen und ihren Eindruck auf das Berliner Publicum zu beobachten. Als im Sommer 1823 Carl Devrient mit seiner Braut Wilhelmine Schröder zu einem Gastspiel nach Berlin kamen, ließ sich Spontini wieder zu einem impertinenten Briefe an Graf Brühl hinreißen. Dieser nahm am 7. Juli Veranlassung, ihm bemerklich zu machen, daß er anstatt Andre an ihre Pflicht zu erinnern, lieber seinen eignen Contract etwas genauer studiren solle. Dieser verpflichte ihn, entweder alle drei Jahr zwei große, oder alle Jahr eine kleine Oper zu componiren. Er sei nun bald vier Jahre im Dienste und habe noch nichts gemacht, als einige Scenen zur „Olympia" und ein paar Stücke zu „Nurmahal". In der That wurde es schon jetzt bemerkbar, daß Spontini eine contractliche

Verpflichtung übernommen hatte, die er bei seiner pedantischen Art zu componiren, nicht erfüllen konnte. Auf Brühl's Ermahnung hin faßte er (2. August 1823) zuerst den Plan, den „Milton" umzuarbeiten zu einer großen Oper in zwei Acten mit Recitativen, Chören und Ballets. Bald darauf verwarf er den Plan wieder, und am 17. October ist er, wie er schreibt, Tag und Nacht beschäftigt mit der Composition der Oper „Alcidor." Die Dichtung verfaßte Théauleon in Paris, welcher, wie erzählt worden ist, auch die Umarbeitung des Schlusses des „Cortez" besorgte. Im November 1823 war Théauleon in Berlin anwesend, um sich mit Spontini über die Oper ausführlich zu besprechen. Da Spontini die Composition auf eigne Faust begonnen und die erste Scene schon componirt hatte, so war es für den Dichter kein Leichtes, seine Worte der Musik anzupassen. „Hatte ich einen Vers von zehn Silben gedichtet," erzählt er, „so brauchte er grade einen von fünf. Kaum war nun dieser arme Vers ausgekrochen, als ich ihn bis zu zwölf, ja fünfzehn Silben verlängern mußte, und wenn ich dem Tonsetzer bemerklich machte, daß so viele Silben in unserer Dichtkunst gar nicht üblich wären, antwortete er mir, indem er sich mit dem Pianoforte accompagnirte, ja fast im Opern-Recitativ: ‚Die Uebersetzung deckt Alles zu'. Noch nie hat ein so mittelmäßiges Gedicht seinen Verfasser mehr Mühe gekostet" [1]). Spontini componirte also zu französischem Text, Herklots machte hernach die deutsche Uebersetzung. Für die decorative Ausstattung der Oper waren Schinkel und Gropius thätig. Die erste Aufführung, deren Inscenirung schon im September 1824 vorbereitet wurde, fand statt am 23. Mai 1825 zur Feier der Vermählung der Prinzessin Louise mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Der König war sehr befriedigt und übersandte am 29. Juni dem Componisten die gelegentlich der Hochzeit geprägte goldne Medaille. In dem begleitenden Schreiben sagt der König: „Je partage l'approbation éclatante, que le public vous a témoigné d'une manière si incontestable." Das beruhte, soweit es die Anhänger Spontini's anging, allerdings auf Wahrheit, und auch manch Anderer ließ sich von den unerhörten decorativen und musikalischen Effecten blenden. Aber auf Seiten der nationalen Partei erscholl dafür der Widerspruch lauter als je vorher; sie behandelte das Werk in gedruckten und ungedruckten Kritiken gradezu wegwerfend und verbreitete mit Behagen den berlinischen Witz: „Allzudoll, eine Zauberoper". Unparteiischer urtheilte nur Zelter, was ihm allerdings durch seine Abneigung gegen Weber's Musik erleichtert wurde. Aber auch er kann den Spott nicht ganz zurückhalten, wenn er an Goethe schreibt: „Das Stück ist von Théauleon französisch gedichtet und nach dem Französischen in Musik gesetzt; so besitzen wir endlich ein berlinisches Original — das ist: ein neues Kleid gewendet," und: „Spontini kommt mir vor wie ein Goldkönig, der mit seinem Golde den Leuten Löcher in den Kopf schmeißt." Außerhalb Berlins ist „Alcidor" ebenso wenig wie „Nurmahal" aufgeführt worden. Daß aber auch in Berlin selbst das Interesse sehr bald erkaltete, beweist der Umstand, daß von dieser Oper nicht einmal ein Clavierauszug erschienen ist.

[1]) Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins. S. 564 f.

Der Text beruht auf dem Märchen von den neun Bildsäulen aus „Tausend und eine Nacht". Alcidor, ein junger Held, schwankt zwischen Kriegsruhm und Liebe. Zu ersterem will ihn Ismenor verlocken, der Beherrscher des Gnomenreichs, doch mit der eigennützigen Absicht, ihn auf dieser Bahn zu verderben. Für die Liebe sucht ihn Almovar, der König der Genien, zu gewinnen, doch nicht bevor er seine Treue durch mannigfache Prüfungen bewährt gefunden hat. Ein innerer Conflict, ähnlich dem in Gluck's „Armida", nur daß die Entscheidung nach der entgegengesetzten Seite fällt. Die dramatische Gestaltung des Stoffes ist unsicher und erweckt für die handelnden Personen wenig Interesse. Daß bei der Wahl des Stoffes die Rücksicht auf die oben genannte Hoffestlichkeit mitbestimmend gewesen ist, sieht man leicht. Außerdem aber hat Spontini offenbar der damals in Deutschland herrschenden Vorliebe für Opern märchen- und sagenhaften Inhalts, in denen das Geisterwesen eine Hauptrolle spielt, ein Zugeständniß machen wollen. Die Erfolge des Weber'schen „Freischütz" ließen ihn nicht schlafen. Mit größerer Anstrengung und in weiterem Umfange noch, als in „Nurmahal" sucht er im „Alcidor" ein Gebiet zu erobern, das seiner Individualität unzugänglich war. Was den deutschen romantischen Opern aus dieser Zeit zu ihrem Erfolge verhalf, war der Umstand, daß die Componisten nicht, wie in den älteren Wiener Zauberopern, in dem Uebernatürlichen der Märchen- und Sagenstoffe ein inhaltsleeres, nur unterhaltendes Spiel der Phantasie sahen, sondern dasselbe ernsthaft auffaßten. Dies konnte nur den Germanen gelingen mit ihrem tiefen Gefühl für die geheimnißvollen Kräfte der Natur, als deren Verkörperung ihnen die Geisterwelt erscheint. Der Romane konnte immer nur in ein äußerliches Verhältniß zu solchen Stoffen treten. So ist es auch bei Spontini's „Alcidor". Daß er trotzdem vermocht hat, vielfach einen angemessenen und zuweilen gar einen schönen und ergreifenden Ausdruck für das Leben der Geisterwelt zu finden, kann nur von Neuem für sein dramatisches Talent zeugen. Vielleicht hätte die Oper auch ein etwas glücklicheres Schicksal gehabt, wäre nicht wenige Jahre hernach Weber's „Oberon" erschienen, mit welchem der deutsche Meister alle Concurrenten auf dem Gebiete der orientalischen Zauberoper für immer niederwarf. Die äußerliche Art, mit welcher Spontini seinen Stoff erfaßt hat, zeigt sich schon in der von ihm geforderten Aufwendung der denkbar prächtigsten decorativen Mittel. Wenn aber einmal auf der Bühne diese unerhörte, das Auge berauschende Pracht, diese goldnen Paläste und Gärten, dieser Luftpalast mit goldglühenden Bildern, mit Säulen von verdichteter Luft und lebendigem Feuer, diese blendenden Aufzüge und Tänze gezeigt werden sollten, so mußte auch die Musik den entsprechenden materiellen Glanz entwickeln, und die Oppositionspartei hatte insofern Unrecht, über die musikalischen Massenwirkungen Zeter zu schreien. Die Verwendung von gestimmten Ambossen im „Alcidor" hat lange Zeit als bezeichnendes Beispiel dafür gegolten, bis zu welchem Grade betäubenden Lärms es Spontini in seinen späteren Opern getrieben habe. Wohl die Wenigsten, welche hierüber schrieben und sprachen, haben die Oper mit eignen Ohren gehört oder deren Partitur gesehen. In dieser, die sich jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, sind nur drei, nicht zehn, verschieden gestimmte Ambosse aufgezeichnet. Ihre Wirkung muß mehr eine glockenähnliche und kann in keinem Falle sehr

lärmend gewesen sein. Der Eingangschor des ersten Actes, in welchem sie vorkommen, gehört zu den schönsten Stücken der Oper. Er wird von den Gnomen Ismenors gesungen, die man beschäftigt sieht, den Tempel der Liebe zu zerstören und Waffenstücke zu schmieden, um mit ihnen die „Welt in Fesseln zu schlagen". Zu der ungestümen Energie ihrer Weisen bildet dann der Chor der klagenden Sylphen einen sehr wirksamen Gegensatz. Den Chor der Traum-Genien im vierten Auftritt desselben Actes hatte Spontini der zweiactigen Festoper: „Pélage, ou le Roi et la Paix" entlehnt, die von ihm zur Feier der Thronbesteigung Ludwig's XVIII. componirt und am 13. August 1814 zur ersten Aufführung gebracht worden war.

Für den Sommer 1826 war er verpflichtet, eine neue große Oper zu schreiben, und eine Woche nach der ersten Aufführung des „Alcidor" fragte er beim Grafen Brühl an, ob eine Umarbeitung und Vergrößerung seines „Milton" als eine solche gelten könne. Brühl meinte, für eine „große" Oper sei der Stoff wohl zu dürftig, doch erklärte sich der König unter dem 29. Juni mit dem Plane einverstanden. Spontini erhielt schon am 31. Mai einen Urlaub auf elf Monate. Er reiste Anfang Juli nach Paris ab und wohnte am 28. Februar 1826 einer Wiederaufführung der „Olympia" bei. Unmittelbar darauf kehrte er nach Berlin zurück. Aber vom „Milton" verlautete nichts mehr, und das Jahr verstrich, ohne daß er die fällige neue Oper geliefert hätte. Theaterdichter war zur Zeit Ernst Raupach; mit ihm verabredete er eine Dichtung über einen Gegenstand aus der Geschichte des deutschen Mittelalters. In Folge dessen schrieb Raupach den Text zu „Agnes von Hohenstaufen". Der erste Act, welcher lang genug war, um für eine ganze Oper angesehen werden zu können, war 1827 in der Composition fertig und wurde den 28. Mai desselben Jahres aufgeführt. Das ganze aus drei Acten bestehende Werk lag 1829 vollendet vor und kam am 12. Juni zur Darstellung als Festoper zur Vermählung des Prinzen Wilhelm, des nachherigen Deutschen Kaisers. Spontini war mit der eignen Arbeit auch dieses Mal nicht zufrieden. Er ließ das Buch durch den damaligen Opern-Regisseur, Baron Lichtenstein, und andere Freunde umgestalten und nahm mit der Musik so eingreifende Aenderungen vor, wie kaum in einer andern seiner großen Opern. In endgültiger Gestalt erschien „Agnes von Hohenstaufen" erst am 6. December 1837 wieder auf der Bühne.

Das Interesse für die Geschichte des Mittelalters war damals in Deutschland sehr lebendig. Ohne Zweifel ist Spontini durch diesen Umstand bei der Wahl des Gegenstandes stark beeinflußt worden. Er ging mit all dem Ernst ans Werk, der eine so hervorragende Eigenthümlichkeit seines künstlerischen Wesens bildete: er las, forschte und that Alles, was in seinen Kräften stand, um in den Geist von Zeitverhältnissen einzudringen, die von den ihm bekannten so ganz verschieden waren[1]). Das Gedicht, wie es endlich geworden war, darf man als ein im Ganzen brauchbares bezeichnen. Die Handlung geht zu Mainz im Jahre 1194 unter der Regierung Kaiser Heinrich's VI. von Hohenstaufen vor sich; im Mittelpunkt derselben stehen die Parteikämpfe der Welfen und Waiblinger. Hier war

[1]) „Spontini in Deutschland". Leipzig, 1830. S. 102.

Spontini wieder in seinem eigensten Elemente, im großen historischen Drama nach Art des „Cortez“ und der „Olympia“. Die Composition trägt denn auch einen von „Nurmahal“ und „Alcidor“ grundverschiedenen Charakter und verdient mit seinen Pariser Opern in eine Linie gestellt zu werden. In der Größe der Conception kommt „Agnes von Hohenstaufen“ der „Olympia“ gleich, ja übertrifft in einzelnen Partien diese noch. Die zweite Hälfte des zweiten Actes ist eine Leistung, deren Uebergröße kein Seitenstück in der Opern-Literatur hat. Der Ausdruck der Leidenschaften, welche diese Scenen durchtosen, dürfte ebensowenig zu überbieten sein, wie die gigantische Aufthürmung der Massen. Bewundernswerth ist die Neuheit des Localcolorits, das sich von dem des „Cortez“, der „Olympia“ oder auch des „Alcidor“ sehr scharf unterscheidet. Spontini hat sich der Art deutscher Musik in dieser Oper so weit genähert, wie es seine Eigenthümlichkeit nur gestattete: die Harmonisirung ist reicher und gesättigter, den Melodien fehlt nicht ein gewisser nationaler Zug, einzelne Tongänge erinnern an Spohr und selbst an Weber, aber ohne jede sklavische Nachahmung. Etwas Stilgemäßeres als den deutschen Walzer im Finale des ersten Actes kann man sich nicht wünschen. Die französischen Ritter und Troubadours sind im Gegensatz zu den Deutschen nicht weniger gelungen charakterisirt. Durchweg ist die Musik das Ergebniß eines tiefen Eindringens in die dramatische Situation und die Charaktere. Man betrachte z. B. den Gesang der Nonnen im zweiten Act und vergleiche damit die sentimentalen liedartigen Ergüsse, in denen sich selbst die tüchtigen deutschen Tonsetzer jener Zeit bei ähnlichen Veranlassungen gefallen: man wird erkennen, wie hoch Spontini sie als dramatischer Componist immer noch überragt. Auch kann ich keine Anzeichen entdecken, die auf Erschöpfung der Erfindungskraft hindeuteten. Der Strom der Melodie fließt so frei wie je zuvor, und es finden sich einige Gesänge von einer Breite, einem Schwung, einem Feuer, wie sie ihm in seinen früheren Opern nur selten geglückt sind. Im zweiten Act zeigt das Terzett „Ja, statt meines Kerkers Grauen“ und das Solo der Agnes „Nein, König droben“ solche hinreißende Züge. Die Kritiker jener Tage behandelten die Oper mit einer unglaublichen Ungerechtigkeit: nur leidenschaftliche Verblendung oder absichtliches Verkennen konnte solche Beurtheilungen zu Tage fördern, wie Rellstab's Bericht über die Aufführung des ersten Actes im Jahre 1827. „Agnes von Hohenstaufen“ ist nur in Berlin und auch hier selten gegeben; im Druck erschienen ist das Werk ebenso wenig wie „Alcidor“. Aber die handschriftliche Partitur existirt, und ihre Prüfung würde zeigen, daß ich des Lobes nicht zuviel gesagt habe. Es sollte niemals zu spät sein, sich ein unparteiisches Urtheil zu bilden; einem solchen würde die Ueberzeugung folgen, daß wir die Verpflichtung haben, eine Wiederaufführung zu versuchen; denn „Agnes von Hohenstaufen“ ist die einzige Oper, die an Größe der Anlage und Macht der Gestaltung jener großen Zeit deutscher Geschichte würdig ist, aus der sie ihren Stoff entnimmt. Wenn man dies erst einmal vollständig anerkannt haben wird, dann wird es immer noch früh genug sein, auch auf die Mängel des Werkes hinzuweisen.

Es war die letzte Oper, welche Spontini vollendete. Mannigfache neue Pläne und Entwürfe hörten nicht auf, ihn zu beschäftigen, wie dies schon während der zweiten Hälfte seiner Pariser Zeit der Fall gewesen war, wo er sich mit den

Opern Louis IX, La colère d'Achille, Artaserse trug. Auf „Olympia" gedachte er anfänglich eine „Sappho", dann wieder „Die Horatier" folgen zu lassen. Später, in Berlin, richtete er seine Aufmerksamkeit auf zwei Trauerspiele Zacharias Werner's: „Das Kreuz an der Ostsee" und „Attila". Aber bei keinem dieser Pläne scheint er über die ersten vorbereitenden Schritte hinausgekommen zu sein. Etwas weiter gelangte er mit einem Gedicht seines alten Freundes Jouy, „Les Athéniennes", das ihm dieser zuerst im Jahre 1819 anbot, und das Spontini in überarbeiteter Gestalt 1822 annahm. Goethe, den das Gedicht genugsam interessirte, um es noch in seinem letzten Lebensjahre einer Besprechung zu unterziehen, setzt in dieser voraus, daß die Musik vollendet war; aber nach Spontini's Tode haben sich nur unbedeutende Bruchstücke vorgefunden[1]). Länger beschäftigte ihn eine Oper aus der englischen Geschichte. Ich habe mehrfach erwähnt, daß er den „Milton" umarbeiten wollte. Als er hierzu eingehendere Studien machte, wurde sein Interesse für die englische Geschichte des 17. Jahrhunderts lebhaft erregt. 1830 schrieb Raupach einen Text für eine große Oper dieses Namens; das Curatorium, welches die Finanzangelegenheiten der Königlichen Theater leitete, erwarb ihn für dreißig Friedrichsd'or und stellte ihn Spontini zur Verfügung[2]). Aus der Musik der älteren kleinen Oper sollte nur die schöne Hymne an die Sonne beibehalten werden, im Uebrigen eine ganz neue Composition entstehen. Nachdem „Agnes von Hohenstaufen" umgearbeitet und endgültig abgeschlossen war, schrieb Spontini am 9. Mai 1837 dem Intendanten, er denke seine neue Oper „Milton's Tod und Buße für Königsmord" im Winter 1838 zur Aufführung bringen zu können, und bat ihn, bis dahin kein anderes musikalisches oder recitirendes Drama aufführen zu lassen „sur la revolution d'Angleterre du XVII. siècle, sur le regicide de Charles I, sur le protectorat de Cromwell et le rétablissement de Charles II, sur Milton et sur des cérémonies expiatoires, couronnement de Monarques etc. . ." Den Sommer 1838 verbrachte er in der That in England, um „historische, nationale und locale Studien" für seine „historisch-romantische" Oper zu machen. Zu dem Zwecke hatte er sich zweitausend Thaler Reisegeld erbeten, die der König aber nicht bewilligte; vielmehr ließ er ihm sagen, daß, wenn der Inhalt der Oper so bleiben solle, wie er durch Spontini's Mittheilungen bekannt geworden sei, er sich diese Oper ausdrücklich verbitten müsse. Ein Dr. Sobernheim, der sich zu Spontini's Hausfreunden zählte, hatte Raupach's Dichtung überarbeitet und um zwei Acte erweitert; es war dadurch eine politische und religiöse Tendenz hineingekommen, die dem Könige nicht gefallen konnte. Die beiden Acte wurden wieder entfernt, und das Stück sollte nun „Das verlorene Paradies" heißen. Am 5. Mai 1840 konnte der Baron Lichtenstein dem Grafen Redern melden, daß ein Theil des ersten Acts und zwei Drittheile des zweiten Actes in der Partitur vollendet seien. Bis März 1841 glaubte Spontini die ganze Oper vollendet haben zu

[1]) Goethe's Werke in K. Goedeke's Ausgabe. Stuttgart, Cotta. Bd. XIII, S. 632. — Spontini in Deutschland, S. 22. — Robert, „Spontini". Berlin, 1883. S. 34.

[2]) In „Spontini in Deutschland" wird gesagt, daß dieser Text von Jouy sei. Jouy hatte das Buch der einactigen Oper „Milton" gedichtet. Ob er etwa auch für das größere Werk den Plan entworfen und Raupach ihn nur ausgeführt hat, habe ich nicht feststellen können.

können. Aber keine Note des Werks ist jemals an die Oeffentlichkeit gekommen. Es mag hinzugefügt werden, daß Spontini dem Könige am 4. Juni 1838 auch über den Plan zu einer Zauberoper mit Tanz berichtet hatte, zu welcher er sich den Text in Paris verschaffen wollte, und im December 1840 bereit war, eine neue komische Oper zu beginnen. Sein Wunsch, auf dramatischem Gebiete mit frischen Leistungen hervorzutreten, war offenbar, auch beklagte er sich oft, daß die Theaterverwaltung ihm nicht Opernbücher in genügender Anzahl zur Auswahl vorlegte. Aber seine mit den Jahren immer stärker werdende Pedanterie beim Componiren und der Zustand unabläßiger Gereiztheit, in welchen ihn die feindseligen Kritiker versetzten, machten ihn schaffensunfähig.

Was Spontini an anderen Compositionen während seiner Berliner Zeit geschaffen hat, ist unerheblich. Ein Festgesang zur Feier der Krönung des Kaisers Nicolaus von Rußland mit Worten von Raupach wurde am 18. December 1826 und 9. Mai 1827 aufgeführt; zu jeder der fünf Strophen sollte nach der Absicht des Dichters ein lebendes Bild gestellt werden, was aber bei der Aufführung unterblieb. Eine Cantate „Gott segne den König," gedichtet von Herklots, hatte großen Erfolg auf dem Musikfest zu Halle im September 1829, welches Spontini zu so allgemeiner Befriedigung leitete, daß man eine goldene Medaille auf ihn prägen ließ und die Universität ihn zum Ehrendoctor machte. Ein „Domine, salvum fac regem" für zwölf Stimmen mit instrumentaler Begleitung wurde am 15. October 1840 zur Huldigung Friedrich Wilhelm's IV. aufgeführt. Außerdem veröffentlichte er eine Anzahl französischer, deutscher und italienischer Gesangstücke mit Pianofortebegleitung, von denen ein Kriegsgesang für drei Männerstimmen, „Die Cimbern" betitelt, das hervorragendste ist. Unter den italienischen Gesängen findet sich die Canzonette „Ninfe se liete;" es ist interessant, sie mit der reizenden Composition seines Rivalen Weber zu vergleichen; unter den deutschen fällt Goethe's „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" besonders auf.

Im Verhältniß zu seiner bevorzugten Stellung hat Spontini die musikalischen Dinge in Berlin nur wenig gefördert. Das königliche Orchester lehrte er mit Feuer und Ausdruck spielen; die Sänger hielt er an, sich in ihre Rollen dramatisch zu vertiefen, und er scheute keine Mühe, die vielen und verschiedenartigen Elemente, die bei der Oper in Betracht kommen, zu einem großen Ganzen zusammenzuschweißen und in einer bisher nicht gekannten Weise in den Dienst einer einzigen Idee zu zwingen. Sein Standpunkt war ein hoher und seine Ziele von edler künstlerischer Art. Er bemühte sich auch, die am Theater bestehende Gesangschule zu verbessern und richtete eine Orchesterschule ein. Aber in der Regel zielten seine Anstrengungen nur auf die Opern, die er selbst dirigirte, d. h. auf seine eigenen, auf Gluck's „Armida" und Mozart's „Don Juan", welche letztere er als „l'immortel chef d'œuvre" bezeichnete. Die Aufführungen dieser Werke brachte er durch sein Genie, seinen Einfluß auf die Künstler und seine fast unbeschränkte Macht über sie zu einer Vollendung, die damals ohne Gleichen war. Die Werke dagegen, welche der Leitung der anderen Dirigenten überlassen blieben, gingen schlecht, theils weil Spontini die Sänger erschöpfte, theils weil er sich für das Repertoire im Ganzen wenig interessirte. Es fehlte

ihm auch an Talent für Organisirung und Geschäftsführung. So lange das ausgezeichnete Material vorhielt, welches Brühl ihm 1820 übergab, trat dieser Mangel nicht zu Tage. Aber als die Sänger anfingen, sich abzunutzen und für Ersatz gesorgt werden mußte, zeigte es sich, daß Spontini nicht nur des Urtheils und Scharfblicks, sondern auch der Unparteilichkeit ermangelte, die für eine solche Aufgabe nöthig sind. Bis zum Herbst 1827 hatte er persönlich nur ein einziges Engagement zu Wege gebracht, und dies betraf einen Solisten, der sich hernach nur als Chorsänger brauchbar erwies. Dagegen hatte er den tüchtigen Bassisten Sieber vertrieben, der sich seine Gage nicht um hundert Thaler verkürzen lassen wollte, ihn bald darauf aber für zweihundert Thaler als Gast auftreten lassen müssen, damit nur Spontini's Opern gegeben werden konnten. Die Gabe, den Geschmack des Publicums herauszufühlen, es durch Entgegenkommen zu heben und zu bilden, die Gabe, für die Theatercasse zu sorgen, ohne der Würde der Kunst etwas zu vergeben — dies lag außerhalb des Bereichs seiner Fähigkeiten. Der Besuch der Königlichen Oper nahm in besorgnißerregender Weise ab, namentlich seit im Jahre 1823 das Königstädtische Theater eröffnet worden war. Spontini scheint seine Unfähigkeit zu Zeiten selbst gefühlt zu haben, unglücklicherweise aber ließ er sich durch seine Eitelkeit und Herrschsucht, und durch Einflüsterungen sogenannter Freunde zu dem Glauben verführen, daß Brühl den Niedergang der Oper verschulde, wogegen dieser wieder geltend machen konnte, daß alle seine Vorschläge dem eigenwilligen und unbegründeten Widerspruche des Generalmusikdirectors begegneten. Durch die unablässigen Reibereien endlich mürbe gemacht, legte Brühl 1828 sein Amt nieder; ihm folgte der jugendliche Graf Redern. Dieser erlangte vom Könige eine neue Dienstinstruction. Dennoch fand sich auch jetzt fortwährend Veranlassung zu Zwistigkeiten, und Spontini's zunehmende Reizbarkeit und Wankelmüthigkeit machten dem Grafen Redern viel zu schaffen. Zu Zeiten erkannten selbst die Bewunderer seiner Musik, daß Spontini's persönlicher Einfluß ein schädlicher sei, und daß die Oper, so lange er an der Spitze bleibe, unmöglich gedeihen könne.

Spontini hatte das Recht auf die Einnahmen der ersten Vorstellungen seiner eigenen Werke. Dies wurde als sein jährliches Benefiz angesehen, doch konnte ihm statt dessen auch eine Entschädigung von 1050 Thalern gezahlt werden. In diesem Falle durfte er außerdem mit den Kräften der Königlichen Oper ein Concert geben, und in der That hat er deren eine beträchtliche Anzahl veranstaltet, vocalen und instrumentalen Inhalts. „Die Concerte, welche ich gebe" — so hatte er sich einmal selbst geäußert — „sind dem Andenken großer Meister geweiht, denen ich durch die möglichst vollendete und glänzende Ausführung ihrer Werke meine Ehrfurcht zu beweisen und deren Gedächtniß ich beim Publicum lebendig zu erhalten wünsche"[1]. Die Programme bestanden vorzugsweise aus Compositionen deutscher Meister: Händel's, Haydn's, Mozart's, Beethoven's. Es war in Spontini's Concert vom 12. Mai 1824, daß Beethoven's A-dur-Sinfonie zum ersten Male vor dem Publicum Berlins erschien. Am 30. April 1828 führte er von Beethoven die C-moll-Sinfonie, Kyrie und Gloria aus der

[1]) Gubitz, Erlebnisse. Bd. III, S. 242.

D-dur-Messe und die Coriolan-Ouverture auf; außerdem das Credo der H-moll-Messe von Bach. Diese Messe war gerade damals von Nägeli in Zürich zuerst herausgegeben worden, und Spontini ist der Erste gewesen, der die Berliner mit einem Stück derselben durch eine öffentliche Aufführung bekannt machte. Die Aufführung selbst scheint allerdings mangelhaft gewesen zu sein, wie bei der gänzlichen Verschiedenheit Bach'scher und Spontini'scher Art auch kaum anders erwartet werden konnte, aber der gute Wille verdient doch Anerkennung[1]). Ein anderes Verdienst erwarb er sich durch die Unterstützung der Instrumental-Concerte Möser's. Die Königliche Capelle durfte ohne seine Erlaubniß nicht mitwirken; wenn er gewollt hätte, wäre es ihm leicht gewesen, hier Schwierigkeiten zu bereiten. Freilich einen großen Werth legte er solchen Bestrebungen nicht bei. Er hat es nie verstanden, daß damals Chorgesang und Instrumentalmusik die beiden vornehmlichsten Grundlagen deutscher Tonkunst waren. Ihm galt nur die Oper, und namentlich seine eigenen; hierfür setzte er seine ganze Kraft ein, in ehrenwerthem Streben, aber eben so sehr zum Nachtheil als zum Nutzen der Sache.

Es wurde schon gesagt, daß Spontini's spätere Opern außerhalb Berlins keinen Erfolg hatten. Ausgenommen ein paar verlorene Aufführungen der „Olympia" in Dresden und Darmstadt, kamen sie nirgends zu Gehör. Gelegentlich leitete er auswärts eines seiner Werke, so die „Vestalin" am 7. und 11. October 1827 in München, am 18. September 1834 in Hamburg. Aber es scheint nicht, daß er durch solche persönliche Berührungen größere Sympathien für sich erregt hat. Im Allgemeinen muß man sagen, daß nur die „Vestalin" und „Cortez" in Deutschland die verdiente Würdigung erfahren haben.

In Berlin selbst wuchs die Zahl seiner Gegner mit jedem Jahre. In die Reihe seiner Freunde war 1824 Marx getreten, welcher in der von ihm herausgegebenen Musikzeitung Spontini's Talent mit Liebe und Verständniß würdigte; ihm gesellte sich Dorn. Aber dieser verließ Berlin im März 1828, und Marx, obschon Spontini aufrichtig ergeben, glaubte doch die Zeitung auch Kritiken der Gegner nicht ganz verschließen zu dürfen. Spontini war von krankhafter Empfindlichkeit gegenüber der öffentlichen Meinung und brachte dadurch seine Vertheidiger oft in ernstliche Verlegenheit. Entgegen dem Rathe verständiger Freunde antwortete er persönlich auf anonyme Angriffe, gestattete den Schmeichlern, ihre ungeschickten Federn für ihn in Bewegung zu setzen, und rief sogar die Censur zu Hülfe. Solche Schritte konnten seiner Sache nur schaden. An der Spitze der Opposition befand sich Rellstab, Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", ein gewandter Schriftsteller und nicht ohne musikalische Kenntnisse. Ein eifriger Anhänger C. M. von Weber's, verfolgte er alles Fremdländische mit Erbitterung und stand damals in der vollen Frische kampflustigen Jugendmuthes. Seiner schon erwähnten maßlosen Kritik über „Agnes von Hohenstaufen" wurde allerdings durch Dorn erfolgreich widersprochen. Allein Rellstab, weit entfernt zu schweigen, veröffentlichte nun ein Buch von 149 Seiten in Klein-Octav: „Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Herrn Spontini als Componisten und General-

[1]) Marx, Berliner Allgemeine Musikalische Zeitung. 1828, S. 146 und 152.

musikdirector in Berlin nebst einem vergnüglichen Anhange" (Leipzig, 1827), worin er dem Meister schonungslos zu Leibe geht und das lächerliche Treiben der Spontini'schen Clique verspottet. Diese gab ihrerseits eine Vertheidigungsschrift heraus unter dem Titel: „Spontini in Deutschland oder unparteiische Würdigung seiner Leistungen während seines Aufenthalts daselbst in den letzten zehn Jahren" (Leipzig, 1830). Sie ist aber alles Andere eher als unparteiisch außerdem ohne Sachkenntniß verfaßt und schlecht stilisirt.

ontini's zehnjähriger Contract ging im Jahre 1830 zu Ende. Er wurde erneuert, aber die frühere Instruction, als „für besondere Umstände gegeben," wurde aufgehoben und durch eine andere ersetzt, welche die einheitliche Leitung der Königlichen Theater zu Gunsten des General-Intendanten wiederherstellte. Am 8. Februar 1831 wurde sie vom Könige vollzogen, während Spontini auf Urlaub in Paris weilte. Beschwerden darüber, an denen er es nicht fehlen ließ, blieben erfolglos. Er mußte sich endlich vom Könige daran erinnern lassen, daß er in seinem ersten Contract Verbindlichkeiten in Bezug auf neue Opern übernommen habe, die nicht in Erfüllung gegangen seien und deren Leistung von ihm rechtlich hätte gefordert werden können; er habe also keine Veranlassung, sich seinerseits über Nichterfüllung des Contractes zu beschweren (9. Juli 1835). Diese Dinge blieben kein Geheimniß und konnten Spontini's Feinden nur erwünscht kommen. Auch daß seine schöpferische Kraft ganz erstorben schien, gab zu schadenfrohen Gereden Anlaß. Eine Indiscretion gewährte ihnen die gesuchte Handhabe, den Verhaßten neuerdings anzufallen. Wilhelm Dorow, der bekannte Alterthumsforscher, welcher seit 1829 in Halle lebte, gab 1837 eine Sammlung autographer Schriftstücke hervorragender Männer heraus. Unter ihnen befand sich ein Brief, den Spontini am 12. August 1836 von Marienbad aus an den befreundeten Dorow gerichtet hatte; in ihm stellt er über den Niedergang der dramatischen Musik Betrachtungen an. Dorow hatte in gutem Glauben gehandelt und gemeint, er erweise Spontini mit der Veröffentlichung einen Dienst. Aber die Gegner bemächtigten sich des Schriftstücks und ließen es als selbständige Broschüre: „Des dramatischen Leibcomponisten, Königlich preußischen General-Musikdirectors Ritter G. Spontini Klagen über den Verfall der dramatischen Musik aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von einer Gesellschaft von Kunstfreunden und Verehrern des großen Meisters" zu Leipzig 1837 ausgehen. Spontini wird hier in Ausdrücken ironischen Respects mit ausgesuchter Bosheit behandelt. In demselben Jahre erschien in der Nr. 101 und 102 des „Kometen" ein Pasquill von einem stud. jur. Namens Thomas, worin behauptet wurde, Spontini habe sich der Aufführung von „Robert dem Teufel," des „Postillon von Lonjumeau" und der „Stummen von Portici" widersetzt; die Aufführungen seien dann auf Allerhöchsten Befehl erfolgt; Spontini's Dienststellung sei durch ein Rescript des Ministeriums des Königlichen Hauses geändert und er der General-Intendantur untergeordnet; er sei zur Verantwortung gezogen wegen Verkaufs der ihm contractmäßig zustehenden Freibillets; die Sängerinnen Faßmann und Löwe seien contractmäßig von der Verpflichtung befreit, in Spontini's Opern zu singen u. dgl.

Thomas, wegen dieser Pasquille zur Untersuchung gezogen, berief sich auf einen „sehr hohen Staatsbeamten“ als seinen Gewährsmann. In der That war an allen jenen Anschuldigungen etwas Wahres. Spontini hatte sich zwar der Aufführung der genannten Opern nicht geradezu widersetzt, aber er hatte sie auch nicht veranlaßt, vielmehr offen ausgesprochen, daß ihm dieselben widerwärtig seien. Es war zwar in allerletzter Zeit keine neue Dienstinstruction für ihn erlassen, wohl aber im Jahre 1831, durch welche die Stellung des Intendanten wesentlich gekräftigt wurde, und formell war der Generalmusikdirector dem Intendanten immer bis zu einem gewissen Grade untergeordnet gewesen. Spontini hatte selbst zwar niemals Handel mit seinen Freibillets getrieben, wohl aber war dies hinter seinem Rücken von seinem Diener geschehen, und in Folge dessen war — eine harte und verletzende Maßregel — die Zahl der ihm zu gewährenden Freibillets sehr eingeschränkt worden u. s. w. Da man aber zu vermeiden wünschen mußte, daß der König von diesem Zeitungsscandal erführe, so ließ sich Graf Redern zu einigen begütigenden Erklärungen herbei, die das Unrichtige jener Anschuldigungen dementirten, und das Wahre derselben mit Schweigen übergingen. Thomas wurde veranlaßt, Spontini wegen unbegründeter Beschuldigungen öffentlich um Verzeihung zu bitten, und so schien die Angelegenheit erledigt zu sein. Aber einen Nutzen hatte Spontini hiervon nicht; wo die Gehässigkeit schon zu solcher Höhe gediehen war, stand auch noch Schlimmeres zu erwarten.

Am 7. Juni 1840 starb König Friedrich Wilhelm III. Mit ihm verlor Spontini den letzten sicheren Rückhalt. Wenn auch der König nicht umhin gekonnt hatte, ihm wegen der unablässigen Zänkereien mit dem Intendanten einige Male sein Mißfallen auszudrücken, so war er doch seiner Musik und seiner Person unerschütterlich wohlgeneigt geblieben. Friedrich Wilhelm IV. ließ Spontini's Stellung ganz unangerührt; aber seine künstlerischen Neigungen gingen nach einer anderen Richtung, und bei der Ausführung der großen, idealen Kunstpläne, mit denen er sich trug, war Spontini keine Rolle zugedacht. Dies blieb im Publicum nicht verborgen. Hätte Spontini es jetzt über sich vermocht, sich ruhig zu verhalten, so wäre eine Aenderung des bisherigen Zustandes wohl so bald nicht eingetreten. Aber er fuhr fort, den Querulanten zu spielen und reichte dem Könige eine Beschwerdeschrift über die Theaterverwaltung und über den Grafen Redern ein. Der König ließ sich über die Beschwerdepunkte vom Intendanten Bericht erstatten und zeigte sich von den gegebenen Aufklärungen durchaus befriedigt, war aber doch, um Spontini jeden Verdacht einer parteiischen Behandlung seiner Angelegenheiten zu benehmen, gnädig genug, noch eine besondere Commission zur Prüfung der Beschwerden Spontini's einzusetzen. Mittlerweile aber hatte sich bereits die Presse der Sache bemächtigt. In der „Zeitung für die elegante Welt“ Nr. 253 und 254 vom 28.—29. December 1840 erschien ein Artikel, der triumphirend verkündigte, jetzt sei es endlich entschieden, wer an der Königlichen Oper zu Berlin zu befehlen und wer zu gehorchen habe. Spontini habe dem Könige eine Denkschrift über die Mängel der Theaterverwaltung eingereicht, Vorschläge zur Verbesserung der Oper gemacht und bei dieser Gelegenheit die Person des Intendanten wenig geschont. Die Denkschrift sei aber direct aus dem Cabinet an den Grafen Redern gelangt, mit einem Schreiben, daß Se.

Majestät nur von dem Grafen, als von dem ersten und alleinigen Vorstande der Anstalt Vorschläge annehmen könne, übrigens auch keine andere Autorität dort gelte, als die seine. „Ein solcher Ausgang," hieß es weiter, „ist niederschlagend für Herrn Spontini, und wir müssen nun erwarten, ob derselbe seine oft angedrohte Entlassung fordern, oder den Umständen sich fügen werde." Wieder einmal — er mag es später bitter bereut haben — ließ sich Spontini durch schlechte Rathgeber zu einer Entgegnung verleiten. Er erklärte unter dem 20. Januar 1841 in Nr. 29 der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", daß eine Ordnung der Dienstverhältnisse zwischen ihm und dem Intendanten, wie sie in obigem Artikel angegeben, unmöglich sei, „denn es würde dadurch die Unterschrift und das geheiligte Wort zweier preußischer Könige compromittirt werden." Sollte es aber doch geschehen, so werde er, bevor er seine Entlassung gebe, das Urtheil der competenten Gerichtshöfe anrufen. In Folge dieser Erklärung, welche von Spontini in französischer Sprache aufgesetzt, von einem seiner Freunde nicht ganz sinngemäß übertragen worden war, beantragte Graf Redern am 30. Januar, Spontini wegen Majestätsbeleidigung zur Verantwortung zu ziehen. Dem Antrage wurde Folge geleistet. In einer Cabinetsordre vom 5. Februar gab auch der König dem Spontini sein höchstes Mißfallen über sein Verfahren zu erkennen, und schloß das Schreiben mit den Worten: „Ich kann nur annehmen, daß eine leidenschaftliche Aufwallung Sie dazu veranlaßt hat, eine Tactlosigkeit zu beweisen, deren Rüge ich gern überhoben geblieben wäre und vor deren Folgen ich Sie nicht schützen kann."

Im Publicum aber hatte jene Erklärung Spontini's, in welcher ein Ausländer, der Jahrzehnte lang eine beispiellose Begünstigung am Hofe erfahren hatte, das preußische Königshaus zu beschimpfen schien, den Haß zur Wuth gesteigert. Für den 5. Februar war „Iphigenie" von Gluck angesetzt, und Spontini wollte diese Oper dirigiren. Der Polizeipräsident von Puttkamer, in der gegründeten Voraussicht, daß es Störungen geben würde, bat den Intendanten, zu verhindern, daß Spontini am Dirigentenpulte erscheine. Es geschah so, und während der beiden folgenden Monate hielt sich dieser von jedem öffentlichen Auftreten fern. Dann scheint er gemeint zu haben, die Aufregung gegen ihn habe sich gelegt; vielleicht wollte er auch dem Gerücht begegnen, als sei er während des gegen ihn schwebenden Processes vom Amte suspendirt. Er beschloß, am 2. April den „Don Juan" zu dirigiren. Warnungen, die noch am Nachmittage des Tages, selbst noch unmittelbar bevor er ins Orchester trat, an ihn ergingen, blieben fruchtlos. Sowie er sich im Orchester zeigte, erscholl ein donnerndes Pochen, gellendes Pfeifen und ein wüthendes Geschrei: „Hinaus! hinaus!" Er wich der Demonstration nicht, sondern ließ die Ouverture beginnen, deren Klänge in dem furchtbaren Getöse des Publicums unhörbar wurden. Nach der Ouverture wollte er auch die Oper beginnen lassen. Jetzt stieg die Erbitterung aufs Höchste; einige Individuen wollten sich über die Orchesterbrüstung schwingen, um dem Verhaßten thätlich zu Leibe zu gehen. Die Polizei stand im Begriff zu thun, was unerläßlich war, und ihn aus dem Orchester führen zu lassen. Da aber fühlte Spontini seine Widerstandskraft schon selbst gebrochen: leichenblaß verließ er seinen Platz und verschwand durch eine kleine Thür, die aus dem

Orchester in den Maschinenraum führte. Von da gelangte er auf die Bühne und aus dem Theater. Er hat es als Dirigent niemals wieder betreten.

Der König war über das Gericht, welches das Volk solchergestalt über Spontini gehalten hatte, höchst aufgebracht. Indessen es war geschehen. Der Fortgang seines Processes hielt Spontini noch den Sommer über in Berlin. Am 31. August ging er auf Urlaub nach Paris und kehrte am 10. December zurück. Schon am 25. August aber hatte Friedrich Wilhelm sein Verhältniß zur Oper gelöst. In königlicher Weise war er mit dem Künstler verfahren. Spontini behielt seine Titel und sein vollständiges Einkommen, ohne in der Wahl seines Aufenthaltsortes gebunden zu sein; er solle sich, verfügte der König, in aller Ruhe der Hervorbringung etwaiger neuer Werke widmen können, es werde dem König sehr willkommen sein, wenn er diese auf der Berliner Bühne aufführen wolle, auch solle er selbstverständlich berechtigt sein, sie persönlich zu dirigiren. Irgendwelche Gegenverpflichtungen für diese wahrhaft großartigen Gewährungen hatte Spontini durchaus keine zu übernehmen. Die Gerichte verurtheilten ihn wegen Majestätsbeleidigung zu neunmonatlicher Festungshaft, und die höhere Instanz, an welche er appellirt hatte, bestätigte das Urtheil. Aber der König erließ ihm die Strafe. Während alles dieses sich vollzog, hatte Spontini die — Kühnheit, noch einen Schadenersatz von nicht weniger als 46,850 Thalern zu fordern. Er begründete die Forderung damit, daß die Intendanz ihm keine Operntexte geliefert habe. Dadurch sei ihm die contractlich für die erste Aufführung jeder neuen Oper festgesetzte Gratification von je 1050 Thalern und auch der Vortheil entgangen, den er durch den Verkauf der Partitur an andere Theater und an Kunsthandlungen gehabt haben würde, welche er für jede neue Oper auf dreitausend Thaler berechnete. Diese unglaubliche, gänzlich unbegründete Forderung wies der König gleichwohl nicht ab, sondern verwies Spontini mit ihr an die Gerichte. Die bessere Natur scheint aber bei diesem später doch zum Durchbruch gekommen zu sein; am 23. December 1841 zog er seine Geldforderung zurück. Als er im Sommer 1842 endlich Berlin definitiv verlassen wollte, gewährte ihm der König auch noch einen Vorschuß von sechstausend Thalern. Seine Freunde gaben ihm am 13. Juli 1842 ein Abschiedsconcert. Er hatte ein Lied gedichtet und componirt, das da vorgetragen wurde, und auch im Druck erschienen ist. Dem Leser wird es interessant sein, die Dichtung hier zu finden[1]).

„Adieu à mes amis de Berlin (20. Juillet 1842).

Elégie.

(Annonce.) Asyle cher[2]), où ma Lyre ou Musette
A trop longtems[3]) soupiré sous mes doigts;
Témoin discret de ma peine secrète,
Écoute-moi pour la dernière fois!

[1]) Ich theile es nach der gedruckten Ausgabe mit. Die Form, in der es im Concert vorgetragen wurde, scheint in Einzelheiten etwas abweichend gewesen zu sein; s. Robert a. a. O., S. 52 f.

[2]) „Mon cabinet," Anmerkung des Dichters.

[3]) „Vingt trois ans."

(Explication.) Je vais partir! hélas, l'heure est sonnée,
A mes Amis je dis adieu! . . .
Plus ne reviendra la journée,
Qui me ramène dans ce lieu! . .
De vous revoir, Amis, plus d'espérance,
Quand je m'exile sans rétour!
Éternelle sera l'absence!
Éternel sera mon amour!

(Réflexion.) Pleurez, Amis, o vous, qu'un sort funeste
Arrache du toit paternel!
Souvent un doux espoir nous reste!
Mais l'adieu peut être éternel!

(Application.) Adieu, me dit un tendre père
En me pressant contre son sein!
De mes pleurs inondais sa main! . . .
Et cette fois fut la dernière,
Qu'il dit adieu ce tendre père,
Qu'en larmes, il me dit adieu!"

Die Rührung, welche aus diesem Gedichte spricht, war keine erkünstelte. Der Abschied von Berlin ergriff Spontini tief. Am Schlusse des Concertes war er so bewegt, daß er vor Thränen kein Wort hervorbringen konnte.

Viele Freunde waren es nicht, die er in Berlin zurückließ. An seine Stelle als Generalmusikdirector der Oper trat Meyerbeer. Auch Mendelssohn erhielt diesen Titel. Beiden war Spontini nicht sonderlich gewogen gewesen, und weit von den seinigen ab führten ihre Kunstwege. Am treuesten bewahrte noch sein Andenken das königliche Orchester, und bis heute ist diesem die Erinnerung an Spontini nicht erloschen, obwohl die meisten der Mitglieder längst gestorben sind, die unter ihm gespielt haben. Das Orchester war stolz auf seinen majestätischen Führer, der sie so oft zum Siege geführt hatte. Auch hatte er sich für ihre Existenz stets warm besorgt gezeigt, die ärmeren unter ihnen oft genug aus seiner eigenen Tasche unterstützt. Seit 1826 hatte er auch auf den Ertrag der ihm contractmäßig zustehenden Concerte freiwillig verzichtet, zu Gunsten eines für Unterstützung der Orchestermitglieder zu schaffenden Fonds, der mit Genehmigung des Königs „Spontini-Fonds" genannt wurde und rasch zu einer ansehnlichen Höhe anwuchs. Der Fonds besteht noch heute, aber der Name ist ihm genommen. Daß das Berliner Publicum viel an Spontini gesündigt hat, ist unzweifelhaft. Man braucht nicht zu der reizbaren, leicht verletzlichen Gattung von Menschen zu gehören, welche die Künstler nun einmal sind, und kann es doch begreifen, wie die Jahrzehnte hindurch dauernden scharfen und bösartigen, ungerechten und verleumderischen Angriffe Spontini's Gemüth verwunden und verbittern mußten. Der letzte Act der Volksjustiz, den man an ihm vollzog, muß geradezu eine Brutalität genannt werden, wenn man nicht zur Entschuldigung annehmen will, daß die Gereiztheit gegen ihn im tiefsten Grunde ganz allgemein dem Umstande entsprang, daß er ein Ausländer war. Das nationale Gefühl der Deutschen war in Folge der politischen Ereignisse der mit den Freiheitskriegen beginnenden Zeitperiode ein besonders feines und reizbares geworden. Und da die preußische Regierung durch Verweigerung einer Verfassung dem Volke die Möglichkeit versperrte, seine Kräfte im Dienste des öffentlichen Gemeinwohls

zur Geltung zu bringen, warfen sich die thatenlustigen Männer und Jünglinge mit ihren Interessen auf das Theater und wollten in diesem eine Art von politischer Rednerbühne sehen. Daher es ihnen unleidlich erscheinen mußte, daß hier ein Ausländer, und noch dazu ein naturalisirter Franzose, das große Wort führte. Indessen fehlte es nicht ganz an Stimmen im Publicum, welche die dem Künstler angethane öffentliche Beschimpfung entschieden verurtheilten, und manch' ein früherer Gegner wurde jetzt zum Anwalt des Gekränkten. Dies war bei dem Justizrath Kunowski der Fall, der sich bereit finden ließ, Spontini's Angelegenheit in zweiter Instanz zu vertheidigen, und die Vertheidigungsschrift im Druck herausgab. In warmherzigster Weise nahm Bettina von Arnim seine Partei. Am 27. September 1841 schrieb sie an den Geheimen Commerzienrath Moritz Robert-tornow, einen der vertrauenswürdigen und wohlmeinenden Freunde Spontini's:

„. . . . . Die Anklage Spontini's finden Sie absurd und kleinlich — ich auch finde sie unchristlich, und die Würde des Königs, die man hierdurch zu vertreten vorgibt, verletzend. — Gehässig ist es, einen Mann, dessen leidenschaftlicher Aristokratismus und schwärmerische Liebe für den König weltbekannt ist, eines ungeeigneten Ausdrucks wegen der Majestätsbeleidigung zu beschuldigen; die Welt wird dies zu glauben nicht albern genug sein. Unverschämt ist es, den ersten Moment, in dem ein Mann von bewährtem Ruf durch Zufall sich eine Blöße gibt, wahrzunehmen, um von allen Seiten Steine auf ihn zu werfen. Ganz unwürdig ist es, die Anklage, welche Spontini, der allein berechtigt ist, den Sinn seiner Worte auszulegen, als verleumderisch zurückweist, noch geltend machen zu wollen, wodurch sie zur Schmach alles besseren Gefühls zum Gegenstand eines parteilichen Interesses geworden, und somit die Allbewußtheit von Recht und Wahrheit, die in jeder Brust begründet ist, auch von Jenen geleugnet wird, die durch Geburt und Stellung vom gemeinen Haufen sich getrennt wissen wollen und so wahnwitzig sind, an jener Gewalt, die das göttliche Amt hat, das Recht zu vertheidigen, zu rütteln, um sie zur bezeihenden Auslegung eines zweideutigen Ausdrucks zu mißbrauchen. — Unsittlich ist es, jetzt nach dem Tode seines früheren Herrn, dessen Gnade ihn gegen die Angriffe seiner Widersacher schützte, ungegründete Beschuldigungen ihm aufzubürden, und ist kein Beweis, daß des Königs Andenken noch Gewicht in unserem sittlichen Gefühl habe, oder daß die kindliche Würde unseres jetzigen Königs auch nur ahnungsweise respectirt werde, denn sonst würde man die Ueberzeugung, Spontini sei frei von beleidigender Absicht, nie zu verläugnen gewagt haben. Ungeziemende Ausdrücke konnten ihm als Ausländer nie zur Last gelegt werden, und genügend ist, daß der Sinn, den er hineinlegt, in dem französischen Originaltext verstanden werden kann, und der (so!) Beschuldigung, die man ihm aufzwängt, fällt auf die Uebersetzung zurück. Wenn man aber den Staat von jedem kleinen Unflätchen besenrein halten will, so werden die treuen Diener bald lauter stumpfe Besen sein, die, unter dem groben Unrath, der vor der eigenen Thüre sich häuft, begraben, selbst zum Kehricht gerechnet werden müssen. Denn ungeziemend ist auch das Verfahren gegen Spontini, wo er in seinem öffentlichen Amte auftritt, ungeziemend eben sowohl gegen den König, daß man seinen Diener gleichsam unter seinem schützenden Mantel hervorreißt, um ihn zu beleidigen; denn sein Amt ist des Königs Schutzmantel. Ungeziemend ist die Auslegung seiner Worte, als habe er seinen gnädigsten Herrn beleidigen wollen. Man kann den König nicht beleidigen wollen, kann ihn nicht beleidigen, und eine solche Auslegung ist ungeziemend, beleidigt das sittliche Gefühl und die Ehrfurcht, die wir vor der Großmuth des Königs hegen. Ungeziemend ist ferner das Geschrei der Mißbilligung gegen eine Sache, die unentschieden ist; der Unwille, den man auf ihn häuft, und die Verläumdungen, mit denen man hervorrückt; sollte man wegen diesen vor Gericht gefordert werden, so würde es wohl schwerer sein, sich darüber zu rechtfertigen, als es dem reinen, von böser Absicht ganz freien Mann sein kann, so sinnlose Beschuldigungen von sich zu wälzen. Ein reines Gewissen ist immer noch eine gute Wehr und Waffe gegen ein taktloses, gewissenloses Verfahren, was nicht scheut, die Persönlichkeit des Königs zur Basis einer parteilichen Rechtsstreiterei zu machen. Was uns heilig ist, das berühren wir nicht mit ungewaschenen Händen, sondern wir

reinigen sie erst in der Unschuld unsers Gewissens. Wer aber, der Einen des Vergehens bezeihten mit dem Koth der Verläumdung wirft, kann sagen, er thue es aus unschuldiger Absicht? — O nein! solche sind Tempelschänder, und sind nicht geeignet, ein menschliches Versehen zu beurtheilen, und nicht würdig, den Purpur der Majestät vor Befleckung zu schützen.

Der König hat den geachteten Diener seines Vaters nicht seine Gnade entzogen, er hat ihn geschützt und geehrt. Spontini konnte seinen gnädigen Herrn nicht aus Uebermuth beleidigen wollen, wie man des widersinnig ihn beschuldigt. Man macht ihm den Vorwurf, er habe viele Feinde und keine Freunde. Was sollten ihm aber solche Freunde genützt haben, die jetzt zu Hauf so selbstvergessen, so alle Menschenwürde vergessend auf ihn eindringen? — O nein! es spricht mehr für ihn, daß diese Alle nie seine Freunde waren, und die so wirklichen Seelenadel haben, sind ihm jetzt von selbst zugefallen. — Man wirft ihm vor, daß er, den Warnungen der Polizei Trotz bietend, sich aus Hochmuth und Bosheit der Verhöhnung des Publicums ausgesetzt habe. Wessen würde man aber ihn beschuldigen, hätte er diesen Warnungen nachgegeben, und sich gefürchtet, sein königliches Amt zu vertreten. Würde er hierdurch irgend einem Ungemach „einer Verhöhnung, einer Verläumdung entgangen sein? — Man würde laut genug, daß seine Ohren es vernähmen, ihn der Feigheit, des bösen Gewissens, der Würdelosigkeit beschuldigt haben, und auch der Unfähigkeit, sein Amt zu vertreten. — Der Triumph würde vollkommen gewesen sein, und die unweise Warnung der Polizei, der nur ein Schuldbewußtsein sich fügen konnte, würde zur Schlinge geworden sein, welcher Spontini aus eigenem Instinct, der ihn auf sein rechtliches Gefühl verwies, glücklich entgangen ist. Unter seinen vielen Feinden würden keine Freunde für ihn aufgestanden sein, die durch die Gemeinheit jenes unverzeihlichen Verfahrens im Theater sich bewogen fühlen, an seine Seite sich zu stellen, weil ihre Achtung der Function eines königlichen Beamten, ihre Achtung vor sich selbst sie bewegt, öffentlich darzulegen, daß sie nicht mit der Bosheit eines stumpfsinnigen, feilen Pöbels übereinstimmen. Diese Freunde würde er jetzt entbehren, hätte er gezagt, in seiner Schuldlosigkeit sich den Mißhandlungen, vor denen er gewarnt war, auszusetzen. Jetzt, wo diese unerhörte Schmähung über ihn ergangen ist, hat Spontini den großen Vortheil, daß alle edeldenkende Parteilose, an deren Spitze ich unbedingt den König stelle, ihm eine feste Schutzwehr gegen unnütze, ungerechte Angriffe sind, und die feinste Politik würde ihm nicht besser haben rathen können, um seine betheiligte Lage ins hellste Licht zu stellen. Von Seite der Polizei scheint es mir aber ein unpolitisches Verfahren, öffentlich auszusprechen und einzugestehen, man habe dem Pöbel nicht Einhalt thun können, obschon sie 14 Tage vorher Spontini gewarnt hatte. Also in dieser langen Zeit war es nicht möglich, einem voraus bekannten Unfug zu steuern? — Wie sehr wird sich das Publicum dies merken, daß die Polizei der großen Königstadt nicht im Stande war, trotz aller Verhandlungen, ein Häuflein im engen Raume des Opernhauses eingepfergt im Zaum zu halten, oder auch nur wagen durfte, den Vorhang des Theaters zur bestimmten Zeit aufziehen zu lassen, wodurch der Unfug wenigstens durchschnitten war, und mußten sie ungehindert ihren Muthwillen sätigen lassen. Wie leicht könnte da durch dieses Eingestehen ihrer Ohnmacht die Polizei Veranlassung werden, daß nebst vielen Nebengedanken der Hauptgedanke in dem Publicum wach werde, als ob die Polizei wirklich keine Gewalt über dasselbe habe; und wie schnell könnte dann jene Behauptung bei erster Gelegenheit als prophetische Ahnung in Erfüllung gehen. Ist es aber nicht wahr, was die Polizei hier als Entschuldigung für den zugelassenen Frevel bekennt, wie sehr stellt sie alsdann ihre List an den Pranger, und wie argen Schaden thun doch solche Farcen und Pfuschereien, wo man stets, wie Mephistopheles das Gute vorgibt und das Böse schafft . . . . . "

Der Empfänger dieses Briefes hatte darauf an Bettina geschrieben, es sei schade, daß sie ihn nicht an den König gerichtet habe. Man wird auch das mit Interesse lesen, was sie hierauf antwortete.

„Sie bedauern es, Herr Robert, daß mein Schreiben über Spontini nicht lieber an den König als an Sie gerichtet sei, so veranlassen Sie doch, daß es den Acten, die der König lesen wird, beigelegt werde. Ich besinne mich zwar nicht aufs Genaueste, ob es nicht Unlegitimes enthalte, aber hier, wo der gesunde Sinn des Königs so schmerzlich von einem alten Diener in Anspruch genommen wird, den feindseligen Bedrängnissen Einhalt zu thun, da fürchte ich gar nicht, ja, ich wünsche vielmehr meine lebhafte Aufregung über den unterfangenden Widerspruch der Uebelgesinnten gegen die ursprüngliche Großmuth des Königs auszudrücken. Auch mein erster

Brief, der verstümmelt und nur halb in die Zeitung gesetzt wurde, war nur dazu geschrieben, daß ihn der König ganz und allein lese, und jene Veröffentlichung lag nicht in meiner Absicht.

Eine Bemerkung mache ich noch. — Warum hat man noch nicht den Uebersetzer dieser mißlichen Anzeige Spontini's ermittelt, der doch, wenn eine Verschuldung hier stattfindet, mit dafür verantwortlich ist. Spontini's Großmuth, ihn nicht nennen zu wollen, spricht ihn von der Verpflichtung nicht los, sein Zeugniß für Spontini's Unbefangenheit dabei, vor Gericht geltend zu machen, oder war es Spontini's ausdrücklicher Wille, diese gewagte Schreibart beizubehalten, so kann es ihm keinen Nachtheil bringen. War er aber selbst ahnungslos, welche böse Auslegung man dieser Uebersetzung geben könne, so ist er seiner eigenen Ehre schuldig, dies als Rechtfertigung für Spontini vor Gericht auszusagen; man fordere ihn doch in öffentlichen Blättern hierzu auf, schweigt er, dann möchte wohl böser Muthwille und listige Absicht dieser Uebersetzung zum Grunde liegen, und Spontini, dem man mit ungeschliffenem Messer die Ehre abschneidet, der einzige Unschuldige dabei sein, und die neunmonatliche Festungsstrafe, die man ihm mit so großer Genauigkeit zugewogen, könnte mit Fug auf den Uebersetzer übertragen werden.

Ihre ergebenste

19. October[1]). Bettina von Arnim."

Spontini war ein Charakter, in dem große und gute Eigenschaften mit üblen und kleinlichen fast zu gleichen Theilen gemischt waren. Seine Freunde wie seine Gegner konnten sich zur Begründung ihrer Ansichten auf Thatsachen berufen. Auf beiden Seiten schloß man die Augen vor den entgegengesetzten Eigenschaften. Nachdem die Katastrophe von 1841 die Schmeichler Spontini's zum Schweigen gebracht hatte, ist das Urtheil der Gegner über ihn, in Deutschland wenigstens, das maßgebende geworden. Es sei daher hier mit Nachdruck ausgesprochen, daß dieses Urtheil zum Theil ein ganz ungerechtes ist. Der Vorwurf, Spontini habe die deutsche Musik verachtet und unterdrückt, ist einfach eine Unwahrheit. Unsern großen Meistern von Händel bis Beethoven war er mit Bewunderung und Liebe zugethan. Er hat dies sein ganzes Leben hindurch bethätigt, und nicht nur durch Kunstthaten. Aus den zuverlässigsten Quellen berichtet C. Robert, daß Spontini für die Wittwe Mozart's und dessen Kinder die größten Opfer gebracht habe; daß er, als Nissen seine Mozart-Biographie herausgeben wollte, persönlich unermüdlich dafür Subscribenten gesammelt, die Subscriptionsbeiträge für die Wittwe eingezogen, die Uebersetzung der Biographie ins Französische besorgt, und überhaupt die Wittwe auf jede Weise unterstützt habe. Eine gewisse Vorliebe für die eigenen Werke muß man bei einem Künstler von selbständiger Productionsbegabung als berechtigt anerkennen, und es ist thöricht, von einem solchen Künstler überall unparteiische Beurtheilung anderer Werke zu verlangen. Weber's Musik war Spontini unverständlich und antipathisch, und daß dem so war, hat ihm in Berlin vielleicht am meisten geschadet. Aber die verspäteten Aufführungen der „Euryanthe" und des „Oberon" hat er doch mehr durch seine Unthätigkeit dafür, als durch activen Widerstand dagegen verschuldet. Für Spohr hatte er große Hochachtung und hat dieselbe häufig durch die That bewiesen. Es ist ganz ungegründet, daß er der Aufführung der „Jessonda" die „allergrößten Hindernisse" in den Weg gelegt habe, wie S. Hensel (Die Familie Mendelssohn, Bd. 1, S. 144) behauptet. Die Acten des Königlichen Theaters erweisen das Gegentheil. Für Meyerbeer interessirte er

[1]) Beide Briefe verdanke ich der gefälligen Mitwirkung des Herrn Walter Robert-tornow.

sich bis zum Erscheinen des „Robert der Teufel;" diese Oper allerdings nannte er „un cadavre" und konnte sie nicht ausstehen; daraus wird man seinem Kunstgeschmack doch keinen Vorwurf machen wollen. Daß die „Hugenotten" zu seiner Zeit nicht aufgeführt wurden, lag nicht an Spontini, sondern an dem Verbot Friedrich Wilhelm's III. Wenn er Marschner's „Templer und Jüdin" ein Arrangement nach Spontini genannt haben soll[1]), so ist dies — falls die Aeußerung wirklich so gelautet hat — allerdings eine ungerechte Beurtheilung; aber man muß doch auch zugestehen, daß Marschner von Spontini lebhaft beeinflußt worden ist. Gewiß war er von Neid und Eifersucht nicht frei, aber diese richteten sich, wenn einmal angenommen werden soll, daß sie bei seinen Entschließungen mitwirkten, ebensowohl gegen ausländische Componisten. Während er Cherubini sehr hoch schätzte — er brachte die „Abencerragen" in Berlin auf die Bühne und erwirkte für den Componisten ein ansehnliches Honorar — war ihm Auber's „Stumme von Portici" ein höchst unerwünschtes Werk, ebenso Halévy's „Jüdin". Zur Aufführung dieser Werke bot er nicht die Hand und ärgerte sich auch wohl, wenn sie dem Publicum trotz seiner ungünstigen Meinung darüber dennoch gefielen. Auch mit seinem Landsmann Rossini war er nicht zufrieden. Sein künstlerischer Horizont war nun einmal kein weiter. Wenn aber das Genie das Vorrecht hat, beschränkt sein zu dürfen, wenn man es einem Spohr hingehen läßt, daß er Weber nicht, und Beethoven nur zum Theil begriff, dann darf man auch über Spontini's künstlerische Antipathien nicht zu hart urtheilen. Mit Bedauern bemerkt man, wie die Fähigkeit, ihm gerecht zu werden, damals auch in den gebildetesten Berliner Familien fehlen konnte. Mit dem Hause Mendelssohn, das ihn Anfangs gastlich aufgenommen, dem er aber auch selbst viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, war Spontini seit der Aufführung der Oper „Die Hochzeit des Camacho" zerfallen[2]). Es mag sein, daß er dieses Erstlingswerkchen unverständig beurtheilt hat. Daß aber der edle Felix Mendelssohn sich zu so gereizten und verächtlichen Bemerkungen über ihn hinreißen läßt, wie sie sich in seinen Briefen finden, muß man beklagen. Wie nun aber auch immer zu Spontini's Berliner Zeit das Für und Wider betreffs seiner Wirksamkeit beschaffen gewesen sein mag, dies ist sicher, daß er durch den kläglichen Ausgang seiner Thätigkeit an der dortigen Oper genugsam gebüßt hat, was von ihm je dort verfehlt worden ist. Ihn über diesen Zeitpunkt, ja über das Grab hinaus noch mit übler Nachrede zu verfolgen, wie es leider in Deutschland bis in die neueste Zeit geschieht, ist unwürdig.

Ueber Spontini's letzte Lebenszeit ist wenig zu berichten. Er ging von Berlin zunächst nach Italien. Im Januar 1843 befand er sich in Majolati. Es mag hier nachgetragen werden, daß er sein Geburtsland seit 1822 verschiedenfach wiedergesehen hat. 1835 war er in Neapel. Im Archiv Di San Pietro a Majella zeigte man ihm das Autograph einer Concurrenzarbeit, welche er vierzig Jahre zuvor als Schüler des Conservatorio della Pietà de' Turchini gemacht hatte. Er betrachtete sie mit Thränen in den Augen, rieth dann aber dem Archivar, er möge „queste meschine e sconce note" zerreißen und ins Feuer

[1]) Nach einem Briefe Marschner's an Ed. Devrient in der „Deutschen Rundschau", 1879, Bd. XIX, S. 93.

[2]) Devrient, Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy, S. 27 f.

werfen[1]). Auch im Jahre 1838 ist er in Rom gewesen. Er hatte sich am 4. Juni 1838 dem Könige von Preußen angeboten, eine Vermittlung zwischen dem Papste und dem Könige in Anbetracht der Kölner Wirren herbeizuführen. Ob von diesem Anerbieten Gebrauch gemacht worden ist, weiß ich nicht. Sicher ist, daß der Papst ihn hochschätzte und ihn auch veranlaßte, sich über eine Restauration der katholischen Kirchenmusik zu äußern. Die niemals ganz gelösten Beziehungen zum Vaterlande benutzte er auch dazu, deutschen Componisten von dort her Auszeichnungen zu verschaffen. Er hat, während er in Berlin lebte, nicht weniger als fünfzehn Deutsche zu Mitglieder der Akademie Di Santa Cecilia in Rom vorgeschlagen und pflegte den Gewählten ihr Patent mit einem verbindlichen Schreiben selbst zu übersenden[2]). 1843 ging er von Italien nach Paris, wo er durch seine Frau, eine geborene Erard, angenehme verwandtschaftliche Beziehungen hatte, und ließ sich hier dauernd nieder. Seit 1838 war er Mitglied der Pariser Akademie. Der Papst ernannte ihn 1844 zum Grafen von St. Andrea. Auch andere Auszeichnungen fehlten nicht. Aber die Hoffnung König Friedrich Wilhelm's IV., daß er der Welt noch einige neue Werke schenken werde, ging nicht in Erfüllung. Die letzten Berliner Erlebnisse hatten ihn geistig und körperlich gebrochen. Seiner hypochondrischen Eitelkeit erschien das ihm zugefügte Unrecht als ein fluchwürdiger Frevel gegen Gottes Gesetz. Als ihn Gustav Robert-tornow im September 1844 in Paris sah, berührte das Gespräch auch den Brand des Berliner Opernhauses (August 1843). „Et savez-vous," bemerkte Spontini, „ce que le peuple en a dit? Le peuple a dit: Voilà le jugement de Dieu pour avoir chassé Spontini."

Deutschland besuchte er noch einige Male wieder. 1844 war er in Dresden; Richard Wagner hatte ihm eine Aufführung der „Vestalin" vorbereitet, die er selbst mit noch immer großer Energie leitete. Zu dem neunundzwanzigsten Niederrheinischen Musikfest, das am 23. und 24. Mai 1847 in Köln stattfand, war er eingeladen, um Bruchstücke aus seiner „Olympia" aufzuführen. Er erschien auch und wurde sehr gefeiert, war aber doch schon so gebrechlich, daß er die Aufführung nicht selber mehr leiten konnte; Heinrich Dorn, damals Capellmeister in Cöln, mußte für ihn eintreten. Im August kam er auch nach Berlin. Der König empfing ihn aufs Huldvollste und lud ihn ein, im nächstfolgenden Winter einige seiner Opern in Berlin persönlich zu dirigiren. Diese Einladung hatte ihn hoch erfreut; die Gedanken an die Aufführungen beschäftigten ihn aufs Lebhafteste, als er nach Paris zurückkam, und er sann darüber nach, wie er am besten dem Könige seine Dankbarkeit und Ergebenheit bei dieser Veranlassung beweisen könnte. Das Project kam aber nicht zur Ausführung, da er den ganzen Winter hindurch krank war. Im Jahre 1848 befiel ihn Schwerhörigkeit; sein immer zum Ernsthaften geneigter Geist versank in tiefere Schwermuth. Er begab sich nach Italien zurück und nahm in Jesi seinen Wohnsitz, wo er Schulen und andere gemeinnützige Anstalten stiftete. 1850 siedelte er in sein Geburtsdorf Majolati über. Hier ist er am 14. Januar 1851 gestorben.

[1]) Florimo, Cenno storico sulla scuola musicale di Napoli. 1869. S. 595.

[2]) Brief Wilhelm Dorow's vom 27. August 1841, im Besitz des Herrn Walter Robert-tornow.

Das Universitätsstudium der Neueren Kunstgeschichte.

Von
Herman Grimm.

I.

Museumsbeamte und Universitätsdocenten der Neueren Kunstgeschichte.

Vor etwa sechzig Jahren wurde das Alte Museum am Lustgarten dem Berliner Publicum übergeben. Im oberen Geschosse hingen, in übersichtlicher Anordnung, die Gemälde, im unteren waren die Antiken aufgestellt. (Alles anders als heute.) Der Bestand setzte sich zusammen aus vorhandenen Werken, die in verschiedenen Ankäufen erworben wurden, sowie aus dem, was die königlichen Schlösser liehen.

Unter Friedrich Wilhelm IV. wurde dann das Neue Museum an das Alte angehangen, zunächst für Abgüsse, Kupferstiche, ägyptische Alterthümer und allerlei Sonstiges bestimmt. Kaiser Wilhelm führte daneben die Nationalgalerie auf. Motivirt wurde der Bau damit, daß für Cornelius' Cartons ein würdiges Unterkommen zu finden sei. Der Kaiser vereinigte Verständniß der Kunstwerke mit dem Gefühl, was er ihren Schöpfern öffentlich schuldig sei. Er wußte sich immer im Einklange mit den Forderungen des höheren historischen Urtheils.

Friedrich Wilhelm III. hatte ursprünglich beim Museum Umfassenderes im Sinne gehabt. Er wußte, daß Hauptwerke der großen Meister nicht für Berlin zu erkaufen seien: einmal, weil sie fest lagen, und zweitens, weil man kein Geld gehabt hätte. Sein Sinn stand auf Beschaffung guter Copien. Man lese „Schinkel's Nachlaß" darüber. Dieser Gedanke ist zum Schaden des Berliner Publicums nicht zur Ausführung gelangt. Denn immer wird einer der Gründe, warum das Pariser Publicum uns an Urtheilsfähigkeit voraus ist, der sein, daß in Paris gute Copien der großen Meister offen dastehen, so daß man genöthigt wird, von diesen Werken Notiz zu nehmen, und daß den wechselnden Neigungen der reichen Leute gegenüber, die unter allen Umständen „Neues" verlangen, ein Bestand dessen sichtbar bleibt, das, durch die Ehrfurcht der Jahrhunderte geadelt, der Kritik Derer entrückt bleibt, welche die neuesten Schöpfungen frischer Be-

rühmtheiten auf Kosten Derer emporheben, von denen das wirklich Große geleistet worden ist. Der Raphaelsaal Friedrich Wilhelm's IV. hinter Sanssouci enthält einen Theil der Nachbildungen, die ursprünglich in Berlin stehen und wirken sollten.

Bei der nothwendigen Beschränkung der öffentlichen Ausgaben gerieth dies Project in Vergessenheit, und auch für die Vermehrung des Museums ward wenig ausgegeben. Noch unter dem in Ausgaben für Kunst fast verschwenderischen Friedrich Wilhelm IV. herrschte hier Sparsamkeit. Erst unter dem Einflusse Kaiser Friedrich's als Kronprinzen begann die Periode des sich steigernden Aufwandes, und die heute vorhandenen Reichthümer wurden gekauft.

Nun trat auch eine Vermehrung des Beamtenstandes ein und mit ihr der der Kritik der Neueren Kunst sich widmenden wissenschaftlichen Arbeit. In gleichem Schritte mit beidem bildete sich auf den Deutschen Universitäten eine der Neueren Kunstgeschichte dienende gelehrte Bewegung. Auf der Berliner, wie auf anderen Universitäten waren Vorlesungen über Neuere Kunstgeschichte zwar längst gehalten, nirgends aber als unentbehrlich angesehen oder in den Facultäten vertreten worden. Diese Zustände erfuhren eine tiefgehende Veränderung.

Ich bin an dem Emporkommen des kunsthistorischen Studiums an unseren Universitäten betheiligt gewesen. Ich habe dafür agitirt und anfangs Niemanden in diesen Bestrebungen gegen mich gehabt. Ich habe erlebt, wie die Neuere Kunstgeschichte aus der Sphäre schriftstellerischer Privatarbeit einzelner ausgezeichneter Schriftsteller heraus zu einer festen Wissenschaft erhoben wurde, deren Centrum Berlin wurde. Es ging etwa so wie im Anfange unseres Jahrhunderts, als Welker die Archäologie zu einem besonderen Fache erhob. Ueberzeugt, daß die wissenschaftliche Arbeit der Kunstgelehrten der Controle der Philologen und Historiker zu unterstellen sei, habilitirte ich mich um 1870 in Berlin bei schon höheren Jahren als Privatdocent der Neueren Kunstgeschichte. Der Kronprinz befürwortete dann die Gründung eines Ordinariates (wie deren an anderen Universitäten längst bestanden) und ich wurde dafür ernannt.

Beim Eintritte in die Facultät fand ich eine Einrichtung vor, mit der ich nicht einverstanden war: ich hatte Geschichte der Neueren Kunst als eine Disciplin angesehen, die in den allgemeinen Rahmen der „Geschichte" gehörte. Statt dessen wurde auf der Berliner Universität mit meinem Eintritte ein neues Fach der „Neueren Kunstgeschichte" begründet. Mir erschien dies jedoch als eine Aeußerlichkeit, die ich ohne Weiteres über mich ergehen ließ. Als Gesuche von Doctorirenden kamen, welche in Neuerer Kunstgeschichte als *Nebenfach* examinirt zu werden wünschten, unterzog ich mich der Abhaltung dieser Examina. Endlich kam auch Jemand, der den „Kunsthistorischen Doctor" zu machen wünschte. Da dies amtlich gestattet war, konnte ich nichts einwenden, und so sind ein oder zwei dieser Doctoren aus der Berliner Universität hervorgegangen. Damals wurde in der Facultät festgestellt, daß bei den Prüfungen für das Doctorat der Neueren Kunstgeschichte ein Examen in Classischer Archäologie nicht zu umgehen sei, und es schien mir, daß die Dinge wieder in Ordnung gesetzt worden seien. Meiner Ueberzeugung zufolge, die ich meinen Collegen auch nie verhehlt habe, ist Neuere Kunstgeschichte kein Fach für sich, sondern eine historische Hülfswissenschaft, und

wer sich diesen Studien widmen möchte, hätte nicht den „Kunsthistorischen", sondern den „Historischen Doctor" zu machen, wobei er sich in Neuerer Kunstgeschichte ja nebenbei examiniren lassen könnte. Aus dieser Ueberzeugung heraus gebe ich jedem jungen Manne den Rath, diesen Weg einzuschlagen. Denn ohne die Unterlage historischen und philologischen gründlichen Wissens ist ein wissenschaftlicher Betrieb der Neueren Kunstgeschichte nicht möglich. Wie unentbehrlich die Neuere Kunstgeschichte als historische Hülfswissenschaft für jeden Historiker sei, werden alle die Historiker wissen, die sich ihrem Studium gewidmet haben. Allerdings erfordert die Neuere Kunstgeschichte, hat man sie einmal zum Lebensberufe gemacht, die Bethätigung des ganzen Mannes; eine besondere Wissenschaft aber ist sie so wenig, daß der bloße Versuch, ihr Grenzen zu ziehen, schon die Unbekanntschaft mit ihrem Wesen anzeigt.

Nicht bloß dieser irrthümlichen Anschauung aber begegnen wir heute, sondern auch der, als müsse der wissenschaftliche Betrieb der Neueren Kunstgeschichte an dieser oder jener Universität in nothwendigem Zusammenhange mit dem zufälligen Inhalte der auf ihr befindlichen Kunstsammlungen stehen. Diese Meinung vertreten nicht selten die an Kunstsammlungen angestellten Beamten. Vom jetzigen Director der Berliner Bildergalerie sind im Laufe des vorigen Jahres eine Reihe von Meinungsäußerungen bekannt gegeben worden, welche in dieser Richtung geradezu Forderungen stellen und deren Nichtbeachtung den Docenten an der Berliner Universität zum Vorwurfe machen. Dieses Auftreten eines Museumsbeamten darf nicht überraschen. In Berlin liegt der sichtbare Betrieb der Neueren Kunstgeschichte nur in den Händen der Museumsbeamten. Ihnen allein ist die Weiterführung der Umarbeitung des Nagler'schen Künstlerlexikons übertragen worden. Von ihnen wird das „Jahrbuch der königlich preußischen Kunstanstalten" redigirt und zum größten Theile verfaßt. Von ihnen werden die vom Staate unterstützten großen Publicationen von Handzeichnungen besorgt. Durch sie ist der mit Neuerer Kunstgeschichte sich beschäftigende Verein gegründet worden und sie leiten ihn. Das Jahrbuch enthält meist werthvolle Aufsätze, die Publicationen sind meist ausgezeichnete Leistungen. Die betreffenden Herren finden in ihren Wünschen, so weit dergleichen sichtbar wird, volle Befriedigung, und es steht ihnen auch Niemand gegenüber, der diese Vortheile ihnen streitig machte. Es ist deshalb sehr natürlich, daß sie ihre Anschauungen über den wissenschaftlichen Betrieb der Neueren Kunstgeschichte auch auf der Universität als die maßgebenden ansehen, und es liegt nicht in meiner Absicht, ihnen hier zu widersprechen. Allein mein völliges Schweigen würde den Gedanken aufkommen lassen, als ob ich mit ihren Anschauungen, auch was die Universität anlangt, übereinstimmte. Aus diesem Grunde will ich kurz darlegen, wie ich die Sache ansehe, und zwar nicht, indem ich meine Auffassung von Neuerer Kunstgeschichte der Kunstgeschichte der Museumsbeamten gegenüber vertheidige oder gar diese angreife, sondern indem ich nur erzähle, wie meiner Meinung nach die Dinge liegen.

II.

Neuere Kunstgeschichte auf den Deutschen Universitäten.

Als den Kern der Ueberzeugungen des jetzigen Directors der Gemäldegalerie stelle ich, gewiß mit seiner Zustimmung, folgende Sätze hin:

Die Professuren der Neueren Kunstgeschichte sollten an denjenigen Universitäten, denen größere Kunstsammlungen fehlen, aufgehoben werden. Die jungen Leute, welche in Berlin dem Studium der Neueren Kunstgeschichte obliegen, sollten von den Docenten zur Beamtenlaufbahn an den Museen vorbereitet werden. Der Inhalt der Museen sollte für die Universitätsvorlesungen besser ausgenutzt werden. Zugleich wird ein Unterschied zwischen den Vorlesungen über Neuere Kunstgeschichte, „in denen von Literatur die Rede sei", mit denen aufgestellt, welche „sich mit der eigentlichen Kunst" beschäftigen.

Es sollten, lautet eine der Forderungen also, die ordentlichen Professuren der Neueren Kunstgeschichte an denjenigen Universitäten eingehen, denen größere Sammlungen mangeln. Sammlungen umfassenderer Art fehlen in Basel, Freiburg i. Br. und Bonn z. B. Sehen wir, wie auf dem Gebiete der Neueren Kunstgeschichte auf diesen Universitäten gearbeitet werde.

In Basel wirkt Jacob Burckhardt als einer der ältesten Gelehrten, welche sich mit der Neueren Kunstgeschichte beschäftigen. Burckhardt umfaßt die Kunst der Antike und der Renaissance, und es herrscht eine universale Anschauung der Dinge so sehr in seinen Werken vor, daß mir unmöglich scheint, sie könne in seinen Vorlesungen verleugnet werden. Ich glaube nicht, daß seine Arbeiten oder Vorlesungen vom Inhalte dessen, was die Basler Sammlungen zufällig bergen, je beeinflußt worden sind.

In Freiburg i. Br. wirkt Franz Xaver Kraus. Auch die kunsthistorischen Arbeiten dieses katholischen Theologen bedürfen keiner Inhaltsangabe, als seien sie nicht bekannt. Kraus war in Straßburg Professor der Geschichte und christlichen Archäologie; nach Freiburg wurde er als Professor der Kirchengeschichte berufen, vertritt dort die Neuere Kunstgeschichte aber in vollem Umfange. Wie weit das Gebiet sei, das Kraus bearbeitet, zeigen seine Bücher.

In Bonn endlich lehrt Justi, dessen Bücher gleichfalls öffentlicher Besitz sind, auf den Deutschland stolz ist. Der Inhalt seines „Winckelmann" umfaßt so sehr die Geschichte der gesammten ästhetischen Gelehrsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts, daß das, was der Museumsbeamte die „Kunst im eigentlichen Sinne" nennt, darin ebenso sehr verschwindet wie in Burckhardt's und Kraus' Werken. In Justi's neuestem, herrlichem Buche über Velasquez, wie tritt da die Culturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts in den Vordergrund! Wie lebendig wird des großen Malers Wirksamkeit erst durch diese Fülle der historischen Darstellung! Wenn ich an dem Buche etwas nicht vermisse, aber ihm vielleicht hinzuwünschte, so wäre es noch tieferes Eingehen auf die Phantasieschöpfungen der spanischen Dichter der Epoche. Um mich anders auszudrücken: es würde eine noch umfangreichere Berücksichtigung des spanischen Romans und Theaters, die Justi gründlich kennt, seine Urtheile über die spanische Malerei in weiterem Umfange noch bestätigt haben. Nur aus Justi's Dar-

stellung der Hofverhältnisse wird uns klar, wie Velasquez als Beamter des Königs gleichsam ein Gefangener war, der, durch einen strengen Dienst in den Mauern des Palastes festgehalten, sich dem Publicum gegenüber nicht frei entfalten konnte. Und in der so blühenden Beschreibung von Velasquez' Reisen nach Italien tritt hervor, unter wie lebendigeren Verhältnissen dort künstlerisch geschaffen wurde.

Ich könnte nun noch, die Universitäten aufzählend, denen die Galerien fehlen, Heidelberg nennen, wo v. Oechelhäuser, in vorzüglicher Wirksamkeit thätig, eben zum Professor ernannt worden ist. Ich könnte Breslau noch anführen, wo, ganz unabhängig von den dortigen Sammlungen, Schmarsow Vorlesungen hält. Oder Göttingen, Königsberg, Marburg, Tübingen und andere Universitäten mit Professuren der Neueren Kunstgeschichte, deren Aufhebung gewiß nicht im allgemeinen Interesse liegt. Im Gegentheil, Universitäten ohne Professuren verlangen deren. Warum begehrt der Herr Director der Berliner Galerie trotzdem, es solle an diesen Universitäten ohne größere Sammlungen die besondere Professur des Fachmannes verschwinden? Es müssen Gründe da sein, die dieses Verlangen hervorrufen, und es müssen auf der anderen Seite stärkere Gründe walten, welche die Regierungen bestimmen, im Gegensatz zur Meinung der Museumsbeamten die Professuren nicht nur nicht aufzuheben, sondern ihren Betrieb zu fördern.

Und so ergibt sich die Frage: was suchen die Studirenden in den Vorlesungen über Neuere Kunstgeschichte, und was theilen die Lehrer ihnen darin mit.

III.

Die beiden ersten Jahrtausende der nationalen Phantasiearbeit in Europa.

Wir werden heute beunruhigt durch die veränderte Stellung, die das maßgebende Publicum den classischen Studien gegenüber einnimmt. Sind Gedanken, die wir in griechischer und lateinischer Sprache besitzen und denen bisher der höchste Werth beigelegt wurde, plötzlich (denn die Umstimmung hat etwas Plötzliches) als gehaltlos erkannt worden? War es ein Irrthum von Jahrhunderten, die Sprache der Griechen und Römer, sowie das, was die Schriften ihrer Autoren enthalten, zu überschätzen? Oder sind wir es, die dem Irrthum, durchaus Werthvolles nicht mehr verstehen zu wollen, unversehens als Beute anheimfallen? Hierauf hat wohl Niemand eine rein abschließende Antwort bereit, Niemand aber auch leugnet, daß zu dieser Frage Stellung zu nehmen sei.

Wir überblicken, rückwärts sehend, eine gewisse Masse von Begebenheiten, die wir mit dem Namen „Geschichte" zu umfassen suchen. Gehört alles überhaupt Geschehene der Geschichte an? Ranke meint, die Geschichte beginne da, wo die schriftlichen Denkmäler anfangen. Da wären zwei Begriffe unauflöslich verbunden, die an sich nichts mit einander zu thun haben. Es kann etwas geschehen sein, das seiner Zeit die Welt umgestaltete und das doch niemals niedergeschrieben wurde. Es kann aber auch fälschlicher Weise etwas niedergeschrieben worden sein, das niemals geschah.

Die Geschichte, d. h. was wir Geschichte nennen, beginnt da, wo die ersten Anfänge dessen lagen, dessen Weiterentwicklung den heutigen geistigen Zustand hervorbrachte. Damit schließen wir alle die Thaten und Gedanken aus, die für die Erkenntniß und Fortbildung dieses Zustandes werthlos sind. Damit, ferner, kommen wir auf die Schicksale von vier Nationalitäten, deren sich verbindende geistige Anstrengungen den heutigen Zustand herbeiführten: die griechische, die römische, die semitische (jüdische), die germanische. Damit also stellen wir innerhalb der unübersehbaren Schicksale der seit unbekannten Jahrtausenden der Gegenwart entgegenschreitenden großen Menschheit eine bestimmt sich abtrennende Anzahl von Nationalitäten fest, deren Schicksale wir als das bezeichnen, was für uns größere Wichtigkeit habe als alle anderen.

Eine Ausdehnung dieser beschränkten Auffassung aber steht ohne Zweifel heute bevor. Wir treten hinweg von dem Standpunkte, von dem aus wir bisher nach rückwärts schauten, und das Gefühl, daß dem so sei, versetzt uns in Unruhe. Nicht um Gegenwart und Vergangenheit handelt es sich heute bei den Völkern, sondern mehr noch um Gegenwart und Zukunft, und für diese neu sich aufdrängende Anschauung der menschlichen Schicksale genügt es nicht mehr, den bisherigen Begriff der Geschichte festzuhalten, der sich für die Vergangenheit ins Unermeßbare jetzt ausdehnt. Doch davon will ich hernach weiter sprechen, hier soll gesagt werden, daß wir, so unaufhaltsam die neue Weltansicht der Nationen hereinbricht, die Weiterführung des gewohnten historischen Studiums noch nicht zu entbehren im Stande wären. Wir bewundern wie bisher die dreitausend Jahre der hergebrachten Geschichte. Empfinden, welch' ungeheure Reichthümer geistiger Art in dem liegen, was wir aufzugeben im Begriffe sind und was als Thatsache immer fortbestehen wird. Immer, so weit wir auch weiter schreiten, wird die griechische, römische, semitische und germanische gemeinsame Bewegung innerhalb dreier Jahrtausende hinter uns liegen als ein leuchtendes Phänomen, dessen Betrachtung niemals aufgegeben werden darf.

Innerhalb dieses Zeitraumes hat es bis jetzt eine feste Rangordnung der Gesichtspunkte gegeben, nach denen man den Werth der Völker beurtheilte und ihre Theilnahme an der allgemeinen Entwicklung abschätzte. Voran standen die Römer als die glücklichsten Krieger, Verwalter und Juristen. Dann kamen die Griechen als die heroischen Vertreter geistiger Güter. Dann die Germanen als Fortsetzer geringeren Grades dessen, was Römer und Griechen gewollt, und als viertes Element gingen die Semiten nebenher mit. Ich bezweifle, daß die Zukunft diese Ordnung nationaler Vornehmheit anerkennen werde. Es wird sich, was die Männer anlangt, weniger um die sichtbaren Thaten der eigenen Zeit, als um die, auch für die zukünftigen Jahrhunderte wirksame, rein geistige Macht handeln, die ihnen innewohnte. Es wird für die Rangordnungsbestimmung der Völker dagegen das mehr in Betracht kommen, was ich die nationale Phantasiearbeit nenne, und was auf den Universitäten als Kunst- und Culturgeschichte gelehrt wird oder gelehrt werden sollte.

Ich wiederhole, was ich hier vorbringe, einfacher gefaßt, noch einmal:

Eine Ausdehnung des Begriffes „Geschichte" steht bevor. Eine Geschichte, die den Zusammenhang aller Völker umfaßt, welche die Erde je bewohnt haben.

In das Studium dieser Geschichte als eines Ganzen sind wir im Begriff einzutreten. Immer jedoch wird die griechische, römische, germanische und semitische gemeinsame Bewegung hinter uns liegen als eine in sich beschlossene Thatsache. Keiner Generation der jetzt beginnenden neuen Menschheit kann das Studium der vier Völker erlassen werden, wohl aber bereitet sich für dasselbe ein neuer Maßstab vor. Wir haben bisher unter der Anschauung gestanden, daß die politische Bewegung der Völker das Maßgebende für ihren weltgeschichtlichen Werth im Ganzen, sowie für die Beurtheilung der einzelnen Gestalten sei: innerhalb der Geschichte der Zukunft wird nur der Umfang der geistigen Gewalt eines Mannes, ganz im Großen gemessen, seinen Werth bezeichnen. Von ihm muß heute schon ausgegangen werden, wenn wir der Bedeutung der Kunst- und Culturgeschichte, oder besser gesagt: der Phantasie- und Gedankenproduction der Nationen gerecht werden wollen.

Mit den Griechen beginnen wir. Was vor ihnen liegt, liefert keinen Stoff für die Entfaltungsgeschichte von Individualitäten, ohne die die Ereignisse uns nichts angehen. Die frühe ägyptische Geschichte, so höchst intime Einblicke in seelisches Leben sie gestattet: keine Gestalt enthält sie, die uns als Individuum anmuthete. Auch die biblischen Figuren der ältesten Zeiten sind problematisch-mythischer Art, und ihr Pulsschlag entspricht nicht dem unseren. Die Griechen zuerst erwecken ein verwandtschaftliches Gefühl in uns.

Nehmen wir die Entwicklung der griechischen Welt von den Zeiten Homer's bis zum Erliegen der Griechen unter den Römern als politischen Herren, so theilt sich die gesammte Masse der hier sichtbaren Menschen und Ereignisse in eine reale und eine ideale Hälfte. Innerhalb der einen alle politischen Thaten und ihre Urheber, innerhalb der anderen alle Idealgestalten und ihre Urheber. Kein Zweifel kann walten, daß die letzteren die lebendigeren, inhaltreicheren sind. Sie allein haben wir so vor uns, wie sie erstanden, während die Thatsachen des politischen Daseins nur unheilbar mangelhaften Nachrichten zu entnehmen sind. Ohne die eine ideale Hälfte würde die griechische Geschichte für uns heute kaum noch Werth haben, ohne die reale Hälfte an Werth kaum etwas verlieren. Die ideale ist die vornehmere. Sie fordert höchstes kritisches Beobachtungsvermögen unaufhörlich neu heraus. Auf ihr beruht unsere heutige geistige Bildung. Wir fühlen uns ihrem Inhalte verwandtschaftlich nahe. Alle Bemühungen, die geistige Bildung unserer heutigen Generation von der Kenntniß dieser Anfänge zu befreien, sind machtlos. Die Gestalten der griechischen bildenden Kunst und Dichtung und die Künstler und Dichter, denen wir sie verdanken, sind der wichtigste Theil des griechischen Jahrtausends.

Bis hierher könnten Kunsthistoriker und politische Historiker der bisherigen Observanz vielleicht die gleiche Straße wandeln. Mit dem Eintritte der Römer in die Menschheitsentwicklung aber beginnt ein Zwiespalt.

Der Moment kam, wo die griechische und römische Interessensphäre feindlich zusammenstießen, wo die Griechen von den Römern genöthigt wurden, als dienende Nation die juristische, politische und soldatische Organisation der Römer anzunehmen oder zu dulden. Wir nennen das: Besiegung der Griechen durch die Römer. Wir heute ertheilen der geistigen Arbeit Roms an dieser Stelle der

Menschheitsentwicklung höheren Preis als der Griechenlands. Wir stellen uns auf Seiten Virgil's, wenn er, im Uebermaße des siegreichen Gefühls seiner Epoche, in jene stolze Tirade ausbricht, die den ungeheueren Umfang des römischen Selbstbewußtseins scharf ausdrückt[1]). Hier zeigt sich die ästhetische Barbarei der Römer, die heute aber noch ihre mächtige Vertretung hat. Die Geschichte der Zukunft jedoch wird anders urtheilen, wenn ich meiner Vorahnung des Bevorstehenden hier Worte leihen darf. Die Geschichte der schaffenden Phantasiearbeit wendet das Verhältniß um[2]). Ihr zufolge fand mit diesem Wechsel der politischen Gewalt das Eindringen der griechischen geistigen Arbeit in den römischen geistigen Machtbezirk statt, der die Römer vielmehr den Griechen unterwarf!

Es bedarf, um hier Stellung zu nehmen, der Abwägung zweier Gebiete geistiger Arbeit, die sich einander entgegentreten. Die Entscheidung Derjenigen, welche sich als Repräsentanten der bevorstehenden neuen Generationen fühlen, kann nicht zweifelhaft sein. Politisch-militärische Thatkraft steht heute nur scheinbar höher noch als die, welche ebensogut Dichter, Künstler und Philosophen zu erringen im Stande wären. Das Gefühl, daß nur reine, von allen Nebenbedingungen unabhängige geistige Kraft die Menschheit in den uns bevorstehenden harten Kämpfen retten werde, greift im Stillen um sich. Der Mann, der in Zeiten höchster Noth ein einziges rettendes Wort rufen wird, kann mehr nützen als Tausende, die nichts thun als mit noch so gewaltiger Kraft die Gedanken ausführen, die es enthält. Ein armer verkrüppelter Sklave, der dieses Wort stotterte, würde der Retter sein. Wie hoch die Griechen zur Zeit ihrer politischen Unterwerfung unter Rom über den Römern geistig standen, zeigt die widerstandslose Aufnahme ihrer Gedanken seitens der Römer.

Damit wären die Umrisse dessen gegeben, was die ersten tausend Jahre der bisherigen Menschheitsgeschichte enthalten werden im Lichte der Geschichte der nationalen Phantasiearbeit. Die Schicksale dieser Invasion griechischen Geistes in römisches Gebiet bilden den Inhalt des zweiten Capitels, des zweiten Jahrtausends. Allein wenn wir für diese Zeit nur von Römern und Griechen reden wollten, so wäre der wahre Inhalt der Epoche nicht angegeben. Meinem Gefühle nach wird eine kommende Zeit die Ereignisse so fassen, daß die Römer weiter noch zurücktreten. Die römische Geschichte, getragen in allen ihren Phasen von Leuten beschränkterer Art, wenn wir sie mit den Griechen vergleichen, nimmt einen zu breiten Platz ein. Ich sehe eine Construction der Weltgeschichte voraus, bei welcher die römische Republik und das römische Kaiserreich bis Diocletian beinahe entbehrlich sein werden.

---

[1]) Aeneide, Buch VI, V. 847—853:

Excudent alii spirantia mollius aera,
Credo equidem, vivos ducent de marmore vultus . . . . .
Tu regere imperio populos, Romane, memento:
Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos.

[2]) Wie Horaz in der Epistel an Augustus:

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio.

IV.

Das zweite Jahrtausend.

Christus steht uns in doppelter Gestalt hier vor Augen. Zuerst so, wie die Glaubensbekenntnisse der Religionen ihn erscheinen lassen: daneben wie seine irdische Lebensarbeit ihn als Menschen neben anderen Menschen zeigt. Nur von seiner Persönlichkeit in dieser Gestalt will ich hier jetzt reden.

Ich glaube, daß Christus und die Anfänge der von ihm begründeten Gemeinschaft in der Geschichtserzählung der Zukunft eine andere Stelle einnehmen werden. Biographen verschiedener Confessionen weben seine Schicksale zu etwas historisch Glaubwürdigem zusammen, dem sie durch allerlei Mittel mehr oder weniger realistischen Schimmer verleihen. Man darf wohl sagen, daß diese Art Geschichtschreibung der Christusbiographen, bei welcher zuweilen nicht klar ausgesprochene Nebenabsichten mit unterlaufen, etwas Unerfreuliches hat, so daß man seine eigenen Ansichten über diese verehrungswürdigste Erscheinung des gesammten Menschengeschlechtes lieber zurückhält — denn auch die vorsichtigste, objectivste Betrachtung Christi könnte Anstoß erregen —: dennoch wird es erlaubt sein, zu sagen, daß, wenn wir den Christus der Evangelien als Charakter zu den übrigen Persönlichkeiten seiner Zeit in festen Gegensatz bringen, wir das Gefühl einer sicheren, erklärbaren, außerordentlichen Seelengewalt gewinnen, die innerhalb der semitisch-griechischen Welt von unwiderstehlicher Wirkung war. Diese Verbindung colossaler Sanftmuth und colossaler Kraft deutet einen Charakter an. Ich glaube, daß die Geschichte der Zukunft das Sichbilden der ersten Christengemeinden im Orient dem Ueberspinnen der ganzen damaligen Welt mit römischer Autorität als das eigentlich Lebendige im Fortschritte der Menschheit entgegensetzen wird. Ausgehen wird man künftig, wenn es sich um die maßgebende Formel für die Epoche handelt, nicht von den bunten Schicksalen des auf- und abwogenden römischen Kaiserreiches, sondern von den neunzehn Jahrhunderten persönlicher Wirkung, die, mag man ihren Urheber mit noch so viel Mythologie umhüllen, auf Christus als eine historisch fest gebaute Macht höchsten Ranges hinweisen. Denn wo geistiger Einfluß ist, da steht ein Mann, und seine Kraft ist als dem Umfange dieser Macht entsprechend anzunehmen. Ob wir mehr oder weniger Notizen über Christus' tägliches Thun haben, ist Nebensache. Er hat dagestanden, wenn auch noch so verborgen. Mir erscheint was seine modernen Biographen hervorbringen, viel zu süß und sentimental. Man verzeihe die unbefangene Ausdrucksweise. Christus besaß ungeheure Widerstandskraft. Das muß auch in seinem Auftreten gelegen haben.

Die Wirkung seiner Lehre ist die wichtigste Thatsache aller Geschichte überhaupt. Mögen wir uns zu ihrem Inhalte stellen, wie wir wollen: es ist einstweilen nichts denkbar, was den Erfolg einer einzelnen menschlichen Existenz durchgreifender dastehen ließe als der von Christus ausgehende.

An die Stelle der die Phantasie im höchsten Maße anregenden, das Herz des Menschen aber nicht befriedigenden Philosophie, die doch nur dem an das Denken gewöhnten Höhergebildeten sich erschloß, setzte er einige wenige jedem Menschen verständliche Sätze, deren Geheimniß in dieser einfachsten Zusammen-

stellung unergründlich bleibt. An die Stelle einer aus vielfachen Göttern mit eigenen Schicksalen und Leidenschaften zusammengesetzten Weltregierung, einer Art von unsterblichem Staat über den Staaten, eines internationalen unsterblichen Senates über den Völkern, der Ceremoniell und sichtbaren, kostspieligen Dienst verlangte und eine irdische Hofhaltung brauchte, setzte er einen einzigen, nach Vergangenheit und Zukunft unendlichen, schicksalslosen, rein geistigen Gott ohne sichtbaren Dienst. An die Stelle des mit dem Tode in seiner geistigen Bewegung abschließenden menschlichen Lebens eine über den Tod hinaus sich entwickelnde Individualität. An die Stelle einer durch nationalen Haß und durch den tödtlichen Unterschied zwischen freiem Bürgerthum und rettungsloser Sklaverei gespaltenen Menschheit ein einziges untheilbares, die Erde bewohnendes Volk von Brüdern. Mochte die Ausbreitung dieser fundamentalen Gedanken eine noch so still dahinschleichende sein: ihr Vorhandensein in diesem Zusammenhange machte das Weiterleben aller anderen, die geistige Fortbildung der Völker bedingenden Gedanken unmöglich. Die Geschichte dieses Durchdringens und dieses Absterbens macht den wahren Inhalt des zweiten Jahrtausends aus. Dies die Quelle einer gewissen Traurigkeit, die aus der Erzählung des Tacitus uns anfliegt. Des Inhaltslosen der Hadrianischen Pracht. Des Trostlosen in den Selbsttröstungsversuchen des Marc Aurel. Der große Pan war todt. Die griechisch-römischen Philosophen jener Zeit empfinden das Jahrtausend des Unterganges. Gibbon umgreift Alles mit dem Namen: Verfall, Decline, Abwärtsschreiten, Niedergang, Neigung zur Tiefe. Die römische Kaisergeschichte kann nichts Neues produciren. Erst da, wo Rom sich anschickt, im Gegensatze zur griechisch (byzantinisch)-semitischen Welt das romanische Papstthum zu schaffen, wird es als das Rom der zukünftigen Geschichte welthistorisch nothwendig. Nun regt es sich und entwickelt eine ungewissen Zielen zustrebende Energie. Mit Augustinus' Confessionen und seiner Civitas Dei beginnt erst der welthistorische Eintritt des Römerthums in die Geschichte der Zukunft, die sich von entbehrlichen Völkerschicksalen thunlich zu entlasten hat. Als Inhalt der römischen Geschichte kann dann nicht mehr das gewiß sehr spannende Ringen mit den italienischen Staaten, Karthago und Spanien, der Wirrwarr der Triumviratszeiten, die Bewegung der römischen Bureaukratie, des Rechtslebens und der Militärverfassung, sondern das allgemeine Eindringen der christlichen Gedanken in die römische Reichsidee erscheinen und erst im aufkommenden Papstthume der Uebergang der geistigen Leitung der Menschheit von den Griechen auf die Römer erblickt werden. Der Inhalt des zweiten Capitels der Weltgeschichte zeigt den Kampf der griechischen, zu der Zeit, wo die Christen eintreten, die damalige Welt überfluthenden griechischen Kunst und Literatur mit der neuen Macht. Dieser Kampf wurde zuerst seitens der griechischen Phantasie siegreich geführt. Dann trat eine Wendung ein. Tausend Jahre bedurfte es, um die antike Phantasiewelt innerhalb der christlichen auszulöschen. Dieses Jahrtausend vielmehr zumeist in seiner politischen Entwicklung darzustellen, erscheint den meisten Historikern heute wohl noch als die eigentliche Arbeit. Ich glaube, daß später anders gedacht werden wird.

Die Römer sind ein hartes, phantasieloses Volk gewesen, dessen eigentliche Natur von seinen bisherigen Bewunderern nicht in das rechte Licht gestellt worden ist, ein Volk, dessen Größe nicht in dem lag, was die neueren Völker aus bestimmten Gründen eine Reihe von Jahrhunderten in ihm bewunderten. Das Wesen der Römer lag mehr in der Widerstandsfähigkeit gegen zeitliche Fäulniß, nicht aber im Hegen freudiger, rein menschlicher Gedanken und Gefühle, die den Griechen und Germanen eigen sind. Wir heute bilden uns ein, der Geschichte der Römer näher zu stehen als der der anderen Völker, weil von ihr aus fortwährend auf die moderne Geschichte exemplificirt worden ist. Mit diesen romantischen Gefühlen müssen wir endlich abschließen. Die römische Geschichte lehrt uns für unsere eigene Fortentwicklung nichts mehr. Die Feindschaften und Versöhnungen der Triumvirn sind gleichgültiger als die der Medici, Rovere und Borgia.

Mit dem Absterben des griechischen Phantasielebens am Abschlusse des ersten Jahrtausends des Christenthums schließt das zweite Capitel der kunsthistorischen Geschichtsdarstellung. Mit den Jahrhunderten, in denen aus eigener Gewalt dann doch innerhalb der Kirche die altgriechische Phantasie- und Gedankenwelt wieder auftaucht, beginnt das dritte. Ein wunderbarer Umschwung tritt in diesen beiden ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung ein. Innerhalb der christlichen Gesammtheit trennt sich die germanische und romanische Welt, unauflöslich beide verbunden und doch jede für sich. Die beiden großen Gedichte, die Nibelungen hier, und die Divina commedia dort, bezeichnen erschöpfend um was es sich handelt. Klarer als alle politische zeigen sich die inneren Ereignisse der beiden Welten. In den bildenden Künsten arbeiten die unbekannten Meister, die wir mit den Hohenstaufen in Verbindung zu bringen suchen. Wie inhaltsreich die Sculpturen seien, die hier in erster Linie in Betracht kommen, zeigt äußerlich schon das immer mehr sich steigernde Interesse, mit dem die Kunsthistoriker sie behandeln und das Publicum an diesen Bemühungen Theil nimmt. Auch in den Augen Derer, denen diese Dinge fern liegen, gewinnen sie wachsende Wichtigkeit.

Was über dies dritte Jahrtausend der Weltgeschichte, an dessen Abschlusse wir heute stehen, zu sagen wäre, ergibt sich so sehr von selbst, daß es nicht nöthig sein wird, zu beweisen, welche maßgebende Rolle die Betrachtung der Phantasiearbeit der Völker hier spielt. Dies Jahrtausend endlich enthält die Thatsachen, von denen die Neuere Kunstgeschichte zu berichten hat. Die Verbindung dieser Thatsachen mit denen der bloß politischen Geschichte ergibt die Gedanken, deren Mittheilung die heranwachsende Generation von den Professoren der Neueren Kunstgeschichte begehrt.

V.

Das dritte Jahrtausend der Geschichte der bildenden Phantasie.

Ich zähle rasch auf, was Jedermann ja schon geläufig ist:

Die Epoche der Scholastik würde für Italien unverständlich sein ohne Dante und Giotto.

Die Epoche der italienischen Städtefreiheit wäre unverständlich ohne die Meister des Quattrocento. Sie enthüllen die Denkart der bürgerlichen Kreise ebenso wahrhaft wie die Chroniken.

Den inneren Gehalt der Epoche der Papsthoheit vor dem Einbruche der Reformation repräsentiren Lionardo, Raphael und Michelangelo reiner noch als die Geschichtschreibung.

Die Zeiten der Karolinger zeigt Waltharius, die der Staufen zeigen die Nibelungen und Walther.

Luther's und der Seinigen Gedanken finden in Dürer und Holbein eine unentbehrliche Erläuterung.

Velasquez, Rubens und Vandyck gehören zu den anschaulichsten Geschichtsquellen der Epoche des habsburgischen Glanzes.

Rembrandt illustrirt das Wesen des protestantischen Geistes, der in den Niederlanden sich der katholischen Uebermacht siegreich entgegenstemmte.

Shakespeare und Milton enthalten den Geist der englischen Geschichte.

Corneille und Poussin zeigen die Männer und Gedanken der Tage Ludwig's XIII.

Racine, Molière und Lebrun stellen die Epoche Ludwig's XIV. dar.

Ich gehe nicht weiter; für das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert sind die Gesichtspunkte zu genau bekannt, als daß auf Einzelnes hinzuweisen wäre. Je näher wir unseren Zeiten kommen, um so unmöglicher wird es überhaupt, geistige Größe jeder Art für sich allein zu verstehen. Die heutige Aufgabe der öffentlichen historischen Lehrthätigkeit geht dahin, der heranwachsenden Generation zu zeigen, in wie ungeheurer Breite der Strom menschlicher Arbeit dahinfluthe. Die letzten zwanzig Jahre unserer Deutschen Ereignisse haben uns überzeugt, daß die Erkenntniß politischer Männer und Thaten früherer Zeiten schwerer sei als wir dachten. Für mein Gefühl beginnt mit den Tagen der Reformation erst die Möglichkeit, Charaktere glaubhaft zu construiren. Karl der Große und Ludwig, die Ottonen, die Staufer, Dante, ja sogar Walther von der Vogelweide bleiben mythisch unsicher. Man erkennt nur die Kraft, aber nicht die Individualität. Dies der Grund, warum das Interesse für das, was weiter zurückliegt, nachgelassen hat. Die socialen Bewegungen der neuen Zeit, der heutigen Tages Asien, Afrika, Amerika und Australien gleichzeitig voll umfassende politische Kampf der Parteien und der Rassen nimmt bei dem Bewohner der heutigen Gegenwart so colossale Bestände von Gedanken und physischer Bethätigung in Anspruch, daß die geistigen Bewegungen der antiken Welt kaum noch in Betracht kommen würden, träten die Phantasieschöpfungen der Griechen, deren unübertreffliche Größe und Wahrheit nun um so höher aufleuchtet, nicht auch jetzt noch für sie ein. Hier erkennen wir die weltgeschichtliche Bedeutung der Künste als Material für historisches Verständniß der Weltgeschichte. Nicht ohne eine ganze Lebenserfahrung zu Rathe zu ziehen urtheilte Schinkel, daß die Kunstwerke das feinste historische Material seien. Die Charaktere, die Homer, Sophokles und Aeschylos vor uns entfalten, sind die wahren Griechen, die Urtypen des menschlichen Geschlechtes, die realen Repräsentanten gewesener Menschheit. Je mehr wir uns in den Stand

gesetzt sehen, mit den Blicken der Gegenwart zu übersehen, was im Bereiche der Kunst in den uns bekannten rund dreitausend Jahren der allgemeinen Menschengeschichte überhaupt geschaffen worden ist, um so strahlender sticht aus dieser ungeheuren Masse die Arbeit hervor, die das kleine griechische Volk gethan hat. Wir wissen nicht, wie viel Millionen oder nur Hunderttausende es stark war in seinen Sitzen um den äußersten Theil des an sich schon so kleinen mittelländischen Meeres, der das Centrum seiner Existenz bildete; ihre Werke aber weisen den Griechen immer noch den ersten Rang an. Gleich den ihrigen bilden Dante's, Raphael's, Michelangelo's, Dürer's, Shakespeare's Werke nicht nur Artikel des ästhetischen Genusses, sondern sind Thatsachen. Sehe man doch, in welch machtvoller Weise Goethe, von dem in meiner Jugend nur Wenige wußten, heute als historischer Factor für die Gegenwart, für die Zeiten der Freiheitskriege und für das vorige Jahrhundert fungirt.

VI.

Die Geschichtschreibung der Zukunft.

Empfunden ist der eintretende Wechsel der historischen Werthbestimmung längst worden. In der ausgesprochenen Erfahrung, die Siege von 1870 seien mehr der inneren als der äußeren Macht verdankt worden, lag die Anerkennung, wie viel die denkenden Bestandtheile unserer Armeen gelten. Das historische Selbstbewußtsein unserer Heere lieferte 1870 die ausharrende Kraft. Es waren Siege des gesammten Deutschen Volkes in seinen edelsten Bestandtheilen. Die Schlachten des dreißigjährigen, ja sogar die des siebenjährigen Krieges sind rohe Gemetzel gewesen den heutigen gegenüber, und die Erfolge der römischen Legionen in den Kaiserzeiten erscheinen kaum als höher stehende Kraftproben. Was wären uns diese Feldzüge der Legionen, hätten sie in Tacitus nicht einen so wunderbaren Menschen als beschreibende Kraft gefunden? Nur als Geschöpfe dieses Historikers sind die Römer von damals heute noch lebendig; todt liegen sie da, sobald er schweigt. Wir sind uns heute bewußt, im Darstellen wie im Handeln sei die geistige Kraft ohne jede beschränkende Bedingung das Maßgebende. Sie allein. Die Beschaffenheit und Wucht der geistigen Fähigkeiten der Völker und ihre Betheiligung am Fortschritt sind der vornehmste Gegenstand unseres Studiums. Die Zeit der Geschichtsklitterungen ist vorüber, wo man irgend einen Ausschnitt früherer Jahrhunderte didaktisch so darstellte, als sei, was heute geschehe, früher schon einmal als Beispiel und Vorklang vorweg geschehen. Niemandem wird mehr einfallen, heutige Weltparteifragen aus römischen oder griechischen, oder heutige religiöse und philosophische aus platonischen oder neuplatonischen Gesichtspunkten rückwärts blickend erklären zu wollen.

Die maßgebende Geschichtschreibung des heutigen Tages behandelt die Schicksale *unserer* Zeit. Der Zeit, in der wir lebendig sind. Die uns täglich neu herausfordert. So haben Cäsar und Tacitus über ihre eigenen Tage einst geschrieben, so Voltaire, so Friedrich der Große. Für die Gegenwart schreibt auch Heinrich von Treitschke so. Geistige Arbeit jeder Art wird von ihm, als am allgemeinen Fortschritte gleichmäßig betheiligt, gleichmäßig be-

handelt. Bei der neuesten Zeit ist er in seiner Erzählung noch nicht angelangt. Der Historiker aber, der die Dinge von nach 1900 einmal glaubwürdig und als von ihrem echten Inhalte erfüllt darstellen will, wird die Gleichberechtigung aller geistigen Factoren in viel höherem Maße walten lassen müssen.

Schon Treitschke wird es, wenn z. B. die Geschichte des Kriegsjahres 1870 geschrieben werden muß, nicht genügen, zu erzählen, was die Armeen thaten und die Staatsräthe und Diplomaten verhandelten: es wird eine Geschichte der öffentlichen Meinung innerhalb des ganzen Erdkreises hinzutreten müssen, eine Geschichte des Verhaltens der lebenden Capacitäten jeden Ranges den Ereignissen gegenüber, eine Geschichte des Verhaltens der Presse, der Volksvertretungen, des niederen Volkes, der Frauen. Denn für alle diese Gesichtspunkte ist Material vorhanden, und Material keiner Art darf vernachlässigt werden. Es wird auch darüber gesprochen werden müssen, in wie anderer Art man in Deutschland und Frankreich über die Ereignisse berichtete, und wie verschieden das Publicum diese Berichte aufnahm. Und all das darf nicht in unendlichen, unanfechtbaren, lang sich hinziehenden Actenstücken uns vorgebreitet werden, sondern der Geist eines einzelnen überragenden Mannes hätte dies ungeheure Material in sich aufzunehmen und zu wenigen überzeugenden Sätzen zu formen. Die Geschichtschreibung der Indiscretion hat ihre Zeit gehabt. All diese nur halb verrathenen Geheimnisse sagen doch nur, daß unverrathene in der Tiefe liegen, die den wahren Schlüssel zum Geschehenen abgeben würden, wenn man sie eben jemals erführe.

Wir lernen immer mehr erkennen, wie ungeheuer schwer es sei, das, was alle Welt mit erlebt und zu kennen vermeint, so zu fassen, daß es der Zukunft als authentisches Bild der Ereignisse übergeben werden könne. Wer ist dazu berechtigt? Wer besitzt die Macht, das entscheidende Wort auszusprechen und ihm seine Autorität zu schaffen? Das Leben des Tages verwest. Die Thatsachen erfahren im Bericht schon eine Umwandlung. Die Charaktere waren anders als wir sie kennen lernen, die Motive der Menschen und Völker andere; das sich Ereignende bietet heute und gestern einen anderen Anblick. Und ferner, jedes Volk hat seine eigene Art, dem, was es als Anblick seiner Vergangenheit und Gegenwart gelten lassen will, die Form zu verleihen, in der es die Dinge glaubt. So lange verhält es sich ungläubig, bis Jemand Menschen und Dinge so darstellt, daß es sich seinem Besserwissen unterwirft.

Ununterbrochen werden heute exacte Darstellungen historischer Ereignisse gemalt, die aussehen, als sei der Maler dabei gewesen, während diese anscheinende Natürlichkeit künstlich geschaffen ist wie die Masken der Schauspieler, welche historische Gestalten darstellen als sähen wir sie leben. Ununterbrochen wird von Erzählern und Bildnern der Anschein vollster, verbürgtester Wirklichkeit rücksichtslos gefälscht. Dem Kunsthistoriker liegt auch die Ergründung der Bedingungen ob, unter denen die nationale Phantasieschöpfung als Lügnerin sich hier betheiligt. In meinen Vorlesungen suche ich darzulegen, aus der Mitte welches geistigen Daseins heraus bildende Künstler jeder Art ihre Werke geschaffen haben und wie ihre Zeit und spätere Zeiten diese Werke aufnahmen und auf sich wirken ließen. Ein Theil der Arbeit dessen, der sich mit der Kritik der nationalen Phantasieschöpfung be-

schäftigt, besteht darin, die Gesetze zu erkunden, nach denen das sogenannte Wirkliche sagenhafte, poetische, gelogen reale Gestalt annimmt, unter welchen Bedingungen diese Phantasiegebilde emporkamen und von welchen Menschen sie hervorgebracht worden sind. Warum sie diese Macht haben. Worin ihre Anziehungskraft besteht. Ob sie eine Nothwendigkeit menschlicher Lebensbedingungen seien. Ja, ob Umwandlung des Geschehenen in legendare Form nicht vielleicht die einzig mögliche Art sei, überhaupt Nachrichten zu hinterlassen dessen, was einst geschah! Ich sage nur, daß diese Fragestellung möglich sei.

Bei der kritischen Betrachtung der nationalen Phantasieschöpfung kommen neue historische Elemente in Betracht. Wir lernen die Weltmacht der Schönheit kennen; eines gewissen Hauches, der den Dingen und Ereignissen und Personen, über denen er liegt, die unbedingte Kraft verleiht, uns zu erfreuen und sie uns als wirklich erscheinen läßt. Wir werden inne, daß die Natur dieses Hauches in verschiedenen Epochen nicht dieselbe war, sondern wechselte. Wir lernen die geistigen Revolutionen und Kriege kennen, die ausbrechen, um die Herrschaft dieses „Hauches" zu zerstören oder auch um die Gewalt, ihn als maßgebend zu decretiren, zu gewinnen. Das Zugeständniß seitens des momentan regierenden Publicums an eine bestimmte Person: das, was sie künstlerisch producire, sei „das Schöne", anderes Schöne damit um gewisse Grade niedriger gestellt oder ganz depossedirt, ist ein geistiges Gut, um das ganze Armeen von Betheiligten heute ringen. Es gab eine Zeit, wo Alles, was Cornelius schuf, bewundert wurde und seinen Gegnern tiefes Schweigen auferlegt war. Dann nahm Kaulbach seine Stelle ein. Auch dessen Werke heute ein gleichgültiger Anblick. Es handelt sich nicht bloß um geistige Güter hier: realer, greifbarer Gewinn und Verlust kann damit verbunden sein. Ich erinnere nur an den Krieg, der im Namen Wagner's heute geführt wird. Wie sehr es sich um eine Machtfrage handelt! In ähnlicher Art kämpfen in der heutigen Malerei und Sculptur die Realisten gegen die Idealisten. Bestellungen im Betrage großer Summen stehen hier auf dem Spiele.

Wie gewinnt man die Befähigung, hier das Wahre zu unterscheiden? Und die, öffentlich dafür einzutreten? Wäre es wichtig, für solche Kämpfe, bei denen es sich um so hohen Einsatz handelt, sich vorzubereiten? Man empfindet, daß das Publicum nicht jedem Schwätzer in die Hände fallen dürfe. Der moderne Kunsthistoriker hat die Aufgabe, auch hier einzutreten. Seine Aufgabe ist, die Natur dieser Kämpfe zu kennen, die Waffen führen zu lehren, mit denen sie ausgefochten werden, die Sicherheit, sich den ringenden Mächten gegenüber mit eigenem Urtheile zu behaupten. Denn das Urtheil des Weltpublicums gibt den Ausschlag und Jeder ist als ein Theil desselben am Siegen oder Unterliegen der Parteien betheiligt. Wir stehen, was diese Bewegungen anlangt, jetzt vielleicht in den Anfängen von in früheren Zeiten nicht vorauszusehenden Gewaltthaten. Rücksichten werden heute immer noch genommen, deren Umfang erst dann hervortreten wird, wenn sie einmal nicht mehr werden genommen werden. Wenn Majoritäten Solcher, die Phantasieschöpfungen hervorbringen, sich mit den allgemeinen regierenden Gewalten ins Einvernehmen setzen, wenn sie die Minoritäten zu Boden drücken und das Publicum zwingen werden, „Schönheit" da zu erblicken, wo

sie befehlen! Die Anfänge solcher Bewegungen erleben wir bereits, Niemand aber ist sich ihrer Consequenzen bewußt. Man könnte die Völker nöthigen wollen, auch in ästhetischen Dingen das für Freiheit zu halten, was die Majoritäten dafür halten! Ich könnte mir eine Akademie der Künste denken, von der ein Schüler fortgeschickt würde, der überführt wäre, Meister zu bewundern oder gar zu studiren, die dem Leiter dieser Anstalt mißfallen. Ein Zustand der Dinge, der unter dem Akademiedirectorate Lebrun's in Paris ohne Zweifel nicht nur existirte, sondern auch von den Parisern selbst, die für Machtfragen stets Verständniß hatten, als der natürliche angesehen worden ist.

VII.

Der Antheil der Museen am Geschichtsstudium.

Sei nun die Rede von Denjenigen, denen über diese Dinge Lehrvorträge gehalten werden, und von den Mitteln, die dafür zu Gebote stehen. Ich erinnere an jenes oben citirte Dictum, die Aufgabe sei, jüngere Beamten für den Museumsdienst heranzubilden und sich zu diesem Zwecke des Inhaltes der Berliner Museen zu bedienen.

Man kann jungen Leuten, die von den Gymnasien kommen, nicht über Geschichte sprechen wie älteren Leuten, welche mehr oder weniger bereits wissen, wovon die Rede sei. Vom Zuhörer im Auditorium der Universität wird angenommen, er sitze da, um zum ersten Male zu hören, was ihm vorher unbekannt war, und er vertraue dem, der auf dem Katheder steht, vollständig. Wehe dem Lehrer, bei dem das Verhältniß anders liegt. Hier also ist die Aufgabe, solchen Anfängern, die noch keine Reisen gemacht, noch keine Galerien besucht, noch keine Photographien gesammelt haben, mitten in Deutschland die Geschichte der Kunst im höchsten Sinne verständlich zu machen, und auf der Stelle muß das Vorgetragene verstanden und schnell muß weitergegangen werden.

Studierenden des ersten Semesters klar zu machen, wie Cimabue, Duccio, Giotto und deren Schüler, Mitarbeiter und Nachahmer sich zu einander verhalten, könnte wohl der Traum eines begeisterten beginnenden Docenten, niemals aber das Ziel eines erfahrenen Lehrers sein.

Davon muß abstrahiert werden. Die Aufgabe des Universitätslehrers ist weder, die Studenten als zünftige Gemäldekenner zu behandeln, noch sie dazu zu erziehen, sondern ihnen aus der ungeheuern Masse vorhandener Kunstwerke diejenigen geistig nahe zu bringen, auf die es als die inhaltreichsten zumeist ankommt. Nicht die, um die sich die Kunstverständigen am meisten streiten, sondern die, welche ihrer Zeit am besten erkennen lassen. Für jede jener oben angeführten Epochen handelt es sich darum, die Kunstwerke und die persönliche Thätigkeit ihrer Meister aus dem vollen Inhalte ihrer Tage zu erklären. Die großen Meister als Geschöpfe ihrer Jahrhunderte zu deuten, ist die Aufgabe. Bei Universitätsvorlesungen ist das, was *nicht* gesagt wird, oft nicht weniger wichtig als das, was gesagt wird. Der Docent muß wissen, was er nur anzudeuten oder auch auszulassen hat. Vier Stunden wöchentlich stehen mir sieben Monate hindurch, von den zwölfen des Jahres, zu Gebote, in denen die jungen Leute

ihnen ganz neue Dinge aus meinem Munde hören, neben denen sie Tag für Tag eine Fülle anderer Kenntnisse in sich aufzunehmen haben. In einer einzigen Woche muß Giotto da abgethan werden, und zwar so, daß das Mitgetheilte im Geiste hafte. Ohne Vorlagen! Alle Werke nur in Beschreibungen sichtbar!

Das völlig Eigenartige Giotto's tritt auch für den Kenner nur dann hervor, wenn er ihn im Gegensatz zu der byzantinischen Kunst betrachtet. Was aber wissen meine Studenten von byzantinischer Kunst? Ein Phänomen, das zu begreifen es weitester Erfahrung bedarf; eine Kunst, die dem Anfänger nichts als unverständliche, todte, gezierte Starrheit zeigt, deren geistiges Innere kein Fingerzeigen und Expliciren ihm klar macht. Ich sage meinen jungen Leuten: lassen Sie einstweilen die Hand davon.

Wie überhaupt denn aber Giotto erklären?

Das K. Museum bietet nichts dafür. Die wenigen Gemälde, die als unter dem Einflusse Giotto's entstanden, dahängen, verrathen dem Anfänger nichts vom Wesen des Meisters. Man könnte Stücke der besterhaltenen Werke in Assisi und Florenz oder Padua, sei es auch nur auf Pappe mit Wasserfarben, in Naturgröße copieren lassen, um dem Auditorium eine Idee zu geben, in welcher Weise dieser Meister und die Seinigen malten. Aber auch diese Muster würden wohlbedachter erklärender Worte bedürfen und diese wenig enthüllen. Für den Berather von Studenten führt nur ein Weg zu Giotto: Dante! Die Darlegung, worin der Realismus des Naturcultus Dante's liege, erklärt den an philologische Auffassung der Historie geübten jungen Leuten sofort das ganze Phänomen. Der erste nationale Dichter Italiens muß den ersten nationalen Maler verstehen helfen. Beide sind persönliche Freunde gewesen. Vom Uebergange aus der Erstarrung zur Natur, an deren Brüsten sie wie Zwillinge gesogen haben, muß gesprochen werden. Der Umschwung, der in den Staufischen Zeiten eintrat und in Giotto und Dante zu weiterem Aufsteigen im Dienste nationaler Gedanken sich erhöhte, ist meinen Zuhörern wohl verständlich. Der Uebergang der politischen Herrschaft des international gesinnten Staufischen Adels auf die nationalen Bürgerschaften, der Umschwung der Literatur, der Dichtung, der religiösen Anschauungen: das muß klar und sicher vorgetragen und zu Giotto zurückgekehrt werden, der neben dem, was Dante für die nationale Dichtkunst that, das Seinige für die bildende Kunst leistete. Gezeigt kann da vorerst überhaupt nichts werden. Photographien würden den Anfänger eher verwirren, als ihm klar machen, worauf es ankommt. Will ein Zuhörer, den ich in den ersten Semestern so in das Gefühl der Dinge eingeführt habe, in späteren Semestern dann an Uebungen theilnehmen, wo Giotto viele Stunden gewidmet und Photographien gezeigt werden können, so wird er näher an ihn herankommen. Dennoch wird ohne den Anblick der Werke in Assisi, Florenz und Padua zuverlässige Kenntniß des Meisters nicht zu gewinnen sein.

Gehen wir weiter in der Reihe der großen Meister, so würde der lehrende Museumsbeamte ohne Zweifel nun Donatello als den vollsten Vertreter des Quattrocento nennen, und auf die mannigfaltigen Abgüsse seiner Werke hinweisen, die in den Sälen unseres Museums Donatello mit denen, die ihn als Mitstrebende oder Schüler umgaben, ins Licht setzen. Donatello aber ist

einer der emporgeschraubten Lieblinge der heutigen kunsthistorischen Modebegeisterung. Sammler schätzen sich glücklich, vermeintliche Werke seiner Hand theuer erworben zu haben. Immer wieder wird über ihn geschrieben und der Geist seiner Zeit in ihn hinein interpretirt. Gewiß ist nicht zu tadeln, wenn die Werke eines tapfern und in vielen Arbeiten auch freundlichen, in manchen sogar zarten Künstlers Begeisterung und Liebe erwecken. Angeborene Grazie ist mit eben so viel Unbeholfenheit in Donatello vereinigt. Die Antike beunruhigt ihn noch nicht. Er gleicht Giotto darin, daß er ohne Ansteigen, ohne Höhenpunkte und ohne Herabgehen seine lange und breite Straße fruchtbaren Geistes dahinwandelt. Derjenige aber, der ein Auditorium, wie ich vor mir habe, mit lebhaftem Gefühl von der Fortentwicklung der italienischen Kunst im Quattrocento erfüllen soll, hat über Donatello wenig zu sagen. Mit schon älteren, geübteren Schülern, und zwar mit dem schwachen Procentsatz derer, die für Kunst angeborenes Urtheil mitbringen, von Stück zu Stück zu gehen und ihnen die Eigenthümlichkeiten des Meisters im Gegensatz zu Ghiberti klar zu machen, bleibt immer eine schöne Aufgabe für den Docenten. Jedes Semester wirft eine Anzahl Zuhörer ab, die, getragen von natürlicher Begabung, arbeiten, und ich habe mich ihnen so gut zu widmen wie den übrigen. Die Masse aber, welche die rasch vorschreitende Hauptvorlesung besucht, darf nicht dazu verurtheilt sein, unbetheiligt dazusitzen, während jene Wenigen etwas profitiren. Die Werke Donatello's und der Seinigen sind nicht als abschließende Schöpfungen, sondern als auch im besten Falle unzureichende Versuche von Meistern beschränkter Art darzustellen, die der Blüthezeit vorausgingen. Ohne den Hinblick auf diese Größten ist das Quattrocento inhaltslos. Unsere begeisterten Prediger des Donatellothums würden mit ihren Reden dem Deutschen Studenten nicht die kleinste Portion echter historischer Kost zu liefern im Stande sein. Der relativ geistige Gehalt seiner Kunst ist ein geringer. Dasselbe gilt von vielen gleichartigen Malern und Bildhauern. Was in den Werken dieser Meister der italienischen Morgenröthe liegt, weiß jeder Kenner zu schätzen. Der pädagogische Inhalt gewisser Richtungen aber ist oft ein sehr kleiner. Unsere Gemälde und Zeichnungen Botticelli's, sein Dantewerk zumal, stehen als theuer bezahlte Stücke glänzend da: dem lernenden Studenten sind die Feinheiten dieses Meisters kaum zu erschließen. Perugino's, Giovanni Santi's, Signorelli's und anderer Vorgänger des Cinquecento kostbare Tafeln, die wir in Berlin besitzen, sind dem Anfänger vorerst noch versiegelte Bücher, und nur Filippi Lippi's und Fiesole's Arbeiten etwa wird er zu verstehen glauben, weil eine gewisse frauenhaft zarte Auffassung und Behandlung, die diese und ähnlich arbeitende andere Meister auszeichnet, gemüthlichen Reiz auf ihn ausübt. Wer Jahrzehnte lang mit solchen Gemälden zu thun hatte, begreift freilich nicht, daß man ihre Sprache nicht bis in die feinsten Accente hinein sofort verstehe. Diese zartfühlenden einsamen Kunstfreunde, die sich unter einander so scharf auszusprechen wissen, sollen aber einmal einem Auditorium voll frischer, junger Lebenscandidaten gegenüber stehen! Unsere Studenten verlangen ein verständliches geistiges Commandowort.

Besser steht es im Berliner Museum mit den Niederländern des gleichen Jahrhunderts. Die schöne Wirksamkeit der van Eyck und ihrer Schüler kann auch ein Anfänger bei uns gründlich kennen lernen. Die wunderbare Erhaltung der Tafeln erhöht ihre Verständlichkeit. Sie zeigen den Inhalt des städtischen Lebens in einem der reichsten Landstriche des damaligen Europa's. Leider verrathen sie zugleich die Unfruchtbarkeit dieser Zeit für höhere geistige Arbeit, und dieser Mangel ist der Grund, weshalb die niederländische Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts für den Anfänger trotzdem wenig enthält. Von den letzten Erzeugnissen dieser Malerei, in denen die schaffende Phantasie mehr zum Herzen spricht, besitzen wir so gut wie nichts: den Malereien Memling's, die in München zu bewundern sind.

Kommen wir nun zu den großen Meistern des Cinquecento.

Welche Schwierigkeit es habe, sich Lionardo's Thätigkeit vorzustellen, weiß Jeder. Es handelt sich theils um halb zerstörte, theils um nicht mehr nachweisbare, um in ihrer Originalität bestrittene und um eine nur sehr geringe Zahl als echt anerkannter Gemälde, von denen allen das Berliner Museum keines aufweist. Daß ich meine Zuhörer auf das Eindringlichste bitte, dasjenige umfangreiche Werk, welches, mit dem Namen Lionardo bezeichnet, bei uns aufgestellt ist, nicht als eine Arbeit Lionardo's anzusehen, wird selbstverständlich erscheinen. Was ich meinen Zuhörern von Lionardo vorlegen kann, sind Stiche und Photographien nach Gemälden und Handzeichnungen. Es ist ungemein schwierig, dem Anfänger auf Grund dieses Materiales das richtige Gefühl von Lionardo's Thätigkeit einzuflößen.

Nicht besser sind wir bei Raphael daran. Die ihm auf dem Berliner Museum zugeschriebenen gemalten Madonnen würden, selbst wenn sie seine Arbeiten wären, in Zeiten gehören, die dem Beginn seiner Selbständigkeit und Meisterschaft weit vorangingen. Die als Raphael's Werk anzuerkennende Madonna Colonna steht, aus früher Zeit stammend, auch als echtes Gemälde ziemlich allein da. Sie würde, fehlte sie überhaupt, kaum eine Lücke in Raphael's Entwicklung entstehen lassen. Von Raphael's Meisterwerken ersten Ranges besitzen wir keines. Die Teppiche sind dermaßen ruinirt, daß ich diese herrlichen Schöpfungen meinen Zuhörern bei Weitem besser aus den Photographien der englischen Cartons und aus Dorigny's Stichen erkläre.

Drei Gesichtspunkte sind dem Docenten vorgezeigt, die er bei Raphael im Auge zu halten hat.

1. Bei den einzelnen Hauptwerken zu zeigen, wie die früheren und die späteren Jahrhunderte den gleichen Inhalt darstellen. Dazu bedarf es einer Fülle von Reproductionen dieser Darstellungen, die die Berliner Galerie zum Theil liefern könnte, aber die auch sonst zu haben sind.

2. Die geistige Atmosphäre klar zu machen, aus der heraus Raphael's schöpferische Kraft gerade das zu Stande brachte, was wir vor uns haben, und die eigene Arbeit, mit der er sich nach vielen, in seinen Handzeichnungen darliegenden Versuchen zur letzten Höhe steigerte.

3. Den Einfluß seiner Arbeit auf die gleichzeitige Kunst und auf die der folgenden Jahrhunderte zu zeigen.

Was vermag unser Museum hierfür zu gewähren? Was für Michelangelo? Freilich besitzen wir eine Anzahl von Abgüssen seiner Sculpturen, von denen jedoch bei ihm nicht auszugehen ist[1]). Es kommt auf die Gemälde des Sistina zuerst an, die in Photographien überall ausliegen; von anderen Gemälden seiner Hand haben wir so wenig etwas wie andere Deutsche Museen. Besser sind wir mit Correggio, Tizian und Rubens daran. Aber auch hier wird nur Der Vortheil haben, der von anderen Stellen her die genannte Entwicklung der Meister schon kennt. Der Berliner Museumsbeamte hat das Recht, ja die Pflicht, sich an dem zu begeistern, was seiner Fürsorge anvertraut ist; der Lehrer der Jugend hat immer vom Ganzen auszugehen. Daß im Anblick dessen, was wir im Berliner Museum von der Hand Correggio's, Tizian's und Rubens' besitzen, Anfängern kaum klar gemacht werden könne, worin die Bedeutung gerade dieser Meister liege, sieht jeder Kundige. Bekannt ist, in welchen anderen Sammlungen die repräsentirenden Gemälde sich befinden, die für ihren Ruhm zeugenden Hauptwerke, denen gegenüber die Größe und der Glanz und die Glorie ihrer Urheber proclamirt werden darf. In Berlin nicht. Bei uns hat man den leichtgläubigen Anfänger immer nur davor zu warnen, die wenigen Proben nicht als das Maßgebende ansehen zu wollen. Selbst wenn wir bei Correggio in Besitz dessen wären, was Dresden besitzt, würden wir stets darauf hinzuweisen haben, daß nur die Fresken in Parma den Mann in der wahren Großartigkeit seiner Natur zeigen, und es kann von diesen herrlichen Schöpfungen doch nur mit Worten Bericht gegeben werden. Correggio, wenn er nicht ganz aus dem Vollen heraus historisch begründet wird, zeigt sich niemals in seiner wahren Gestalt, so wenig wie Raphael, wenn wir von seinen vaticanischen Fresken schweigen wollten. Am auffallendsten aber ist volle historische Begründung aus der gesammten Thätigkeit bei Rubens und Rembrandt nöthig.

Ich breche hier ab, da das Gesagte genügt, um den pädagogischen Werth unserer Gemäldesammlung zu kennzeichnen[2]). Auch reiche Sammlungen, wie die in London,

---

[1]) Der Giovannino Michelangelo's bleibt hier unbesprochen.

[2]) Ich vergleiche die Gemäldesammlung des Berliner alten Museums im jetzigen Betriebe dem Cabinette eines reichen und unterrichteten Kunstfreundes, der, ohne öffentliche Zwecke zu verfolgen, das ihm Zusagende erwirbt und seinem Geschmacke nach gut aufstellt. Da ist nun natürlich, daß er für jedes einzelne Stück das beste Licht aussuche, und demgemäß finden wir die Mehrzahl der vornehmsten Gemälde unserer Galerie in den kleinen lichterfüllten Kammern, während man die etwas trüben Oberlichtsäle den Stücken überläßt, denen unter Umständen weniger scharfe Beleuchtung sogar wohlthut. Wird dem Universitätsdocenten vorgeworfen, den Besuch dieses so inhaltreichen Museums in nur beschränktem Maße vorzunehmen, so vergißt der höhere Museumsbeamte, der diesen Tadel ausspricht, dreierlei: Erstens, daß dieser Besuch bei unbefangenem Vortrage des Lehrers, ohne den man sich nicht völlig erklären kann, im Winter nur einmal in der Woche: Montags von 1—3 Uhr, möglich ist. Zweitens, daß die vornehmsten Gemälde beinahe sämmtlich in jenen kleinen gutbeleuchteten Räumen stehen, die kaum ein Drittel oder noch weniger von meinen Zuhörern fassen, welche gleichmäßig alle aber doch ein Recht haben, zu sehen und zu hören. Drittens, daß die Bezeichnungen der Gemälde oft den docirenden Lehrer nöthigen, sich zu diesen Bezeichnungen in Opposition setzen zu müssen. Niemand thut dies gern. Es empföhle sich, was diesen dritten Punkt anlangt, durchaus, daß die an den Rahmen der Gemälde angebrachten Namen in den Fällen, wo es sich mehr um die Studienergebnisse der Direction, als um das unbestritten fest Nachweisbare handelt, einen kleinen Zusatz (etwa ein * oder ?) empfingen. Es würde dem größeren Publicum zu Gute kommen, wenn auch die officiellen Kataloge solche Vermerke trügen.

Paris, Dresden, München und Wien (um die nächsterreichbaren zu nennen) bieten immer nur Zusammenstellungen zufällig sich aneinander reihender Stücke. Während es beim Unterricht auf den gesammten Thätigkeitsumfang der ersten Meister ankommt, können auch von jenen Städten jede für sich nicht bieten, was allen zusammen gehört, des Besitzes der spanischen und italienischen Museen nicht zu gedenken. Dagegen leuchten bei uns wie auf all jenen Museen die Werke der ausgezeichneten Meister zweiten Ranges unverhältnißmäßig hervor und verwirren den Anfänger. In höchstem Grade ist dies in Berlin der Fall, wo die Meister zweiten Ranges das Wort führen. Entscheidenden Werth für den Unterricht haben nur die Kunstwerke, welche den Betrachtenden um eine innere Erfahrung reicher machen. Das Vorwalten des vorzüglichen Mittelgutes ist überhaupt heute zu bedauern: auf dem Gebiete der Phantasieschöpfung ist es besonders schädlich. Denn nur die Meister ersten Ranges sind Schöpfer wirklicher Neuheiten und wo diese Urtypen fehlen, wächst bloßen Nachahmungen der Rang originaler Schöpfungen fälschlich zu. Werden die großen Meister ersten Ranges nun gar dem Publicum in Stücken vorgeführt, die zweifelhaft sind oder ihrer Würde nicht entsprechen, so wird dies Mißverhältniß zu einer wahren Trübsal.

VIII.

Das Museum für vaterländische Kunstgeschichte.

Die unbeschränkte Zulassung des großen Publicums zu den äußerst kostbaren Schätzen unserer Museen, entspricht der Absicht, durch den Verkehr mit den edelsten Erzeugnissen der bildenden Kunst das Volk zu veredeln. Von diesem Gesichtspunkte ging der Prinz-Consort für England einst aus, und in Deutschland, vor nun dreißig Jahren, wurde zur Nachfolge aufgefordert. Allein was heute bei uns geschieht, gliche etwa dem Beginnen, Goethe und Schiller dadurch dem Volke näher zu bringen, daß man Jedem die Schätze des Goethe- und Schiller-Archives in die Hände gäbe.

Wir bedürfen Museen für die Belehrung des Volkes. Besonders aber für Studienzwecke. Der Inhalt der dieser Aufgabe geweihten Museen darf aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, der Einiges erreichbar macht, das Meiste aber als unerreichbar versagt. Ein Museum für Lehr- und Lernzwecke muß durchaus anders beschaffen sein, als eines das der Aufbewahrung von Seltenheiten dient.

Ich spreche noch einmal aus, daß es sich nicht um Forderungen hier handelt, welche angriffsweise von mir gestellt werden, sondern um Vorschläge, die Jemand macht, welcher vom Director der Gemäldegalerie öffentlich darum ersucht worden ist. Ich würde um so mehr gezögert haben, öffentlich zu reden, weil ich weiß, wie ungemein beschränkt die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten der Museumsgebäude sind, und wie anstrengend der Dienst der Unterbeamten ist, welche die zuströmenden, für den Besuch dieser Räume geistig durchaus unvorbereiteten, ihrem gesellschaftlichen Auftreten nach sogar bedenklichen Besucher der mit so kostbarem Materiale erfüllten Säle und Kammern zu überwachen haben. Bei Weitem die größte Anzahl dieser kostbaren Gemälde sollten entweder in anders beschaffenen oder in verschlossenen Räumen stehen, wo nur der sie betrachtete, der sich vorher legitimirt hätte. Die Zulassung sollte nicht mit einem Eintrittsgelde erkauft, wohl aber von einer Meldung abhängig gemacht werden, welche eine gewisse Garantie für die Zwecke der Besucher gewährt.

Ich denke mir einen Complex von weiten Räumlichkeiten, die etwa dem entsprächen, was ein mittlerer Ausstellungspalast bietet. Als erstes Erforderliche: überflüssiger Raum und Licht. Ein Dutzend sehr große Säle würden nöthig sein, deren Wände in folgender Art zu besetzen wären.

Im ersten Saale die Abgüsse der Sculpturen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, jede einzeln, lichtvoll und sichtbar hingestellt. Die Wechselburger, Freiberger, Naumburger, Bamberger, Braunschweiger und Straßburger Figuren, wunderbare Arbeiten Deutscher Kunst, die in dem, was die ganz eingehende Betrachtung erst enthüllt, so gut wie Niemand kennt, und deren Aufstellung im Neuen Museum öffentliche Belehrung vor mehr als zwölf bis zwanzig Zuhörern nicht erlaubt. Abgesehen davon, daß der mangelnde Raum überhaupt nur Weniges von diesen Werken aufzustellen gestattet. Dazu käme Andres aus jener Epoche, das Jeder kennt: Alles zusammen könnte eine lange Wand einnehmen. Die gegenüber liegende Wand würde mit Werken der französischen und burgundischen Sculptur, die dritte mit italienischen Gestalten erfüllt. Der Saal müßte drei- bis vierhundert Zuhörer fassen, denen man auf der vierten, rein weiß abgeputzten Wand dann die Bilder der Stellen, wo die einzelnen Werke, von denen gerade gesprochen wird, stehen, in naturentsprechenden Lichtbildern vor die Augen brächte. Zu diesem Zwecke müßte es möglich sein, — wie in amerikanischen Universitäten längst eingeführt ist — durch eine plötzliche Verhüllung der Fenster oder des Oberlichtes sofort diejenige tiefe Dämmerung herzustellen, welche hier erforderlich scheint.

Der zweite Saal wäre den Werken des Quattrocento, der dritte denen des Jahrhunderts der Reformation geweiht. Je mehr die Werke hier zuweilen an Umfang wachsen, um so freier muß der sie umgebende Raum sein. Für die Auswahl würden die Vorschläge sämmtlicher Universitäten und Polytechniken einzufordern sein und es eher darauf ankommen, auszuscheiden, als allzuweit zu umfassen, denn nicht ein Museum mit dem Streben nach Vollständigkeit, sondern Lehrmaterial mit Berücksichtigung nur des am meisten Erprobten, Inhaltreichsten käme hier in Frage.

Dies der Grund, weshalb derjenige Saal, der die Werke des neunzehnten Jahrhunderts darböte, die größte Mühe bereiten würde. Alle modernen Völker müßten in den vornehmsten Werken ihrer vorzüglichsten Meister hier vertreten sein. Eine schwierige Auswahl. Auch Modelle kämen in Berücksichtigung. In den Lichtbildern würde dann gezeigt, wie die Statuen auf öffentlichen Plätzen oder wo sie sonst stehen, sich ausnehmen.

Die andere Hälfte der Säle wäre *guten* Copien von Gemälden geweiht, welche Hauptwerke der großen Maler so aneinandergereiht zeigen, daß deren Entwicklungsgeschichte aus dem bloßen Anblicke schon hervortritt. Raphael, Michelangelo, Lionardo, Rembrandt, Rubens, Dürer, Holbein ꝛc.: jeder Meister würde in den Gemälden und den Handzeichnungen sich als Totalität darbieten, und da, wo die Dimensionen der Gemälde Copien beschränkteren Maßes erforderten, das Licht die Werke trotzdem in jeder Größe auf die vierte freie Wand bringen. Diese vierte freie Wand würde auch gestatten, die zu beschaffenden Copien, welche sehr sorgfältig herzustellen wären (eine Arbeit, die nicht leicht ist) nicht in über-

eilter Arbeit beendigen zu lassen, sondern sie, bis zu ihrem Besitze in guter Qualität, in Lichtbildern zu ersetzen[1]).

Ich meine nicht, daß dem Gymnasiasten der Zukunft Neuere Kunstgeschichte beizubringen sei. Alles bleibe der Schule fern, was den freien kritischen Blick eines erwachsenen jungen Menschen voraussetzt. Der jüngere Schüler hat in den meisten Fällen zu glauben und nur in seltenen zu urtheilen. Der Lehrer aber soll, auch ohne in ihr Unterricht zu ertheilen, von Neuerer Kunstgeschichte wissen; für ihn kann das Gebiet der allgemeinen Bildung nicht weit genug gemessen werden. Einer der Säle des Museums, dessen Einrichtung ich hier bespreche, muß den Bildnissen unserer großen Männer geweiht sein. Nicht der „berühmten", sondern der „großen". Und zwar muß ausreichendes Material für ihre Erscheinung in den verschiedenen Zeiten ihres Alters geboten werden. Der hierfür dienende Theil des Kataloges bedarf besonders gearteter Einrichtung. Büsten, Gemälde und Zeichnungen sind zum Theil hier in Betracht zu ziehen. Dieser Saal wird von besonderer Wichtigkeit sein und seine besondere Mission haben. Er zumal ist für die Lehrer bestimmt. Der Lehrer muß auf all das eine abweisende oder erklärende Antwort zu geben haben, was der Schüler fragen könnte. Der Verlauf der menschlichen Erlebnisse muß ihm geläufig sein. Aus der Fülle seines Wissens heraus muß er die Andeutung schöpfen, durch die er den Schüler fördert, ohne daß dieser es weiß oder ahnt. Dies ist der Sinn der Pädagogie. Ich bin noch keinem meiner ehemaligen Zuhörer begegnet, der den weitreichenden Vortheil nicht empfunden hätte, der aus dem Studium der Kunstgeschichte ihm zuwuchs. Keinem aber habe ich bisher den großen Gang der europäischen Phantasieschöpfung so vortragen können, wie der Stoff es erforderte! Immer erlaubten die mir zu Gebote stehenden fragmentarischen Hülfsmittel nur fragmentarische Belehrung. Die Meinung war, es genüge, was die Museen darböten. Meinen Nachfolgern muß, soll ein Erfolg erzielt werden, zureichenderes Material zur Verfügung stehen.

Ich wiederhole, die Sammlungen, von denen hier die Rede ist, als könnten sie einmal geschaffen werden, dürfen nur das Nöthige enthalten. Nicht zu viel!

[1]) Jedes beliebige neue Werk außerdem, dem in der bleibenden Gesellschaft der großen Meister kein Platz anzuweisen wäre, würde, auf einer Glasplatte leicht versendbar, hier dem größten Kreise Schaulustiger vorgestellt werden können. Wir gewahren beim Deutschen Publicum eine wachsende Thätigkeit, sich in den ökonomischen und politischen Forderungen des Tages zurechtzufinden. Die Zeitungen aller Parteien zeigen merklichen Uebergang von allgemeinen Erörterungen zu Specialenquêten, entsprechend dem wachsenden Interesse, das diese Dinge in die Einzelheiten verfolgt. Ich glaube, daß Vorführung von Kunstwerken, wie ich sie hier in allgemeinen Umrissen umschreibe und wie sie mit geringen Kosten überall eingerichtet werden könnten, ähnlichen Einfluß haben würden. Angesichts des großen Entwicklungsbildes der Deutschen Kunst wird das Einzelne verständlicher und das Publicum in die Lage versetzt werden, sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Ich wiederhole, wie dieses fortwährende Sichtbarsein der Werke der großen Meister dem Pariser Publicum die Stätigkeit des Urtheils gegeben hat, die wir ihm beneiden, und wie die Pariser Künstler ihm den Respect vor der mühsamen Arbeit verdanken, durch die sie sich auszeichnen. Genie ist Arbeit, das ist nun oft genug Michelangelo nachgesprochen worden. Vielleicht nehmen auch unsere bildenden Künstler von diesen Sammlungen Notiz. Die Museen dagegen werden ihrer eigentlichen Bestimmung: dem Studium der Kenner zu dienen, zurückgegeben werden können. Denn die Massen, die sich jetzt durch unsere künstlerischen Kostbarkeiten drängen, gehören nicht unter sie, weil sie sie nicht verstehen und hier auch nur selten verstehen lernen.

Sie müssen den Docenten der Universität unterstellt bleiben, welche das Wichtige vom Ueberflüssigen zu unterscheiden wissen. Sobald das bloß Interessante Berücksichtigung findet, wird das Werk ersten Ranges, das neben dem zweiten Ranges steht, beeinträchtigt.

Die Kataloge haben die Werke ausreichend zu erklären. Sie müssen gut verfaßte Beschreibungen jedes Stückes enthalten und ihm den welthistorischen Platz anweisen. Sie sollen auch dem genügen, der sich mit ihnen allein unterrichten soll. Denn unsere Zeit verlangt die Möglichkeit, auch ohne persönliche Unterweisung Anderer das zu Wissende erlangen zu dürfen. Die heutige Aufgabe ist, das Volk im höchsten Sinne dem Staate nutzbar zu machen. Ein wachsender Unabhängigkeitssinn stellt den Einzelnen in Gegensatz zu denen, die ihm an inneren und äußeren Gütern überlegen sind. Dem Bedürfnisse, ganz in der Stille die gleiche Höhe zu erreichen, sind alle Möglichkeiten zu bieten. Es muß aus Staatsmitteln Vorsorge getroffen werden, daß Niemand in Deutschland ohne Lehre bleibe, der lernen will.

Diesen Sammlungen wird vielleicht die Inschrift zu geben sein: „Museum für vaterländische Kunstgeschichte".

Unsere Pflicht ist, nicht bloß die geschriebenen Monumenta historica Germaniae dem Volke nahe zu bringen. Das Museum, zu dessen Herstellung es ungemein geringer Mittel bedürfen würde, wäre eine von den Stätten, wo zu denen, die in Worte kein Vertrauen mehr setzen wollen, die Steine redeten. Die Steine, und neben ihnen die leichten Pinsel- und Federzüge, die die Hand unserer großen Maler zog.

Wenn es auch Werke romanischer Kunst enthält, so haben wir Deutsche uns die Kenntniß fremder Phantasiearbeit in solchem Grade zu eigen gemacht, daß Dante, Raphael und Michelangelo innerhalb der Entwicklung der Deutschen Kunst eine Stelle einnehmen, als ob sie die unseren seien.

Willkürliche und unwillkürliche Bewegung.

Von

W. Henke.

I.

Wir nennen eine Bewegung an unserem eigenen Körper eine willkürliche oder unwillkürliche, wenn wir uns klar darüber sind, daß wir die eine mit Absicht hervorgerufen haben, die andere ohne unsere Absicht erfolgt ist. Wir verstehen also unter dem Willen, den wir als Grund einer Bewegung ansehen oder nicht, den in unserem Bewußtsein hervorgetretenen Act der Absicht auf eine Bewegung, welcher eine solche zur Folge hat. Wo er fehlt und doch eine Bewegung erfolgt, ist ihre Ursache nicht der Wille. Diese Eintheilung der Bewegungen an unserem Körper läßt sich in einzelnen Beispielen deutlich demonstriren, ob sie sich aber durchführen läßt, ist die Frage.

Wir sind uns klar darüber, daß es Bewegungen an unserem Körper gibt, die wir nach Belieben hervorrufen können, z. B. einen ausgestreckten Finger krumm zu machen. Wir wissen im Voraus, was das ist, wie das aussieht. Wir wollen, daß es eintritt, und es geschieht. Andere Bewegungen an unserem Körper erfolgen, ohne daß wir es wollen oder hindern können, z. B. daß das Herz schlägt. Wir kennen einigermaßen die Einrichtungen der körperlichen Organe, durch deren Thätigkeit das Eine wie das Andere herbeigeführt wird. In beiden Fällen sind die unmittelbar arbeitenden Organe zur Bewirkung der Bewegung sogenannte Muskeln, Aggregate von Fleischfasern, deren Contraction oder Zusammenziehung in sich activ bewegend an dem Finger oder dem Herzen angreifen. Die Zusammenziehung der Muskeln wird angeregt durch Nerven; die Nerven aber erhalten den Impuls dazu anders woher. Wie das zugeht, ist schon nicht so klar, und die Art, wie es geschieht, ist vielleicht schon eine verschiedene, je nachdem die Ursache von unserem Willen ausgeht oder nicht. Im ersteren Falle müssen wir annehmen, daß der rein geistige Act des Willens, d. h. die in unserem Bewußtsein sich deutlich darstellende Absicht, etwas zu thun, z. B. den Finger krumm zu machen, so auf die Erregung in einem Nerven einwirken kann, daß er dann den Muskel zur Contraction bestimmt. Wir nehmen an,

daß dies irgendwo und irgendwie im Gehirn geschieht, wo der Nerv sein eines Ende hat, während das andere im Muskel ist. Wenn wir nicht wissen, daß die Ursache der Bewegung eine sich in unserem Bewußtsein darstellende Absicht gewesen ist, muß der Nerv, dessen eines Ende in dem Muskel ausläuft und ihn zur Contraction veranlaßt, auf irgend eine andere Art von Seiten seines anderen Endes her dazu angeregt worden sein.

Es gibt eine Art solcher, nicht vom Willen bewirkter Bewegungen, für welche wir eine andere bewirkende Ursache kennen und auch einigermaßen den Weg, auf welchem ihr Einfluß bis zu dem Nerven gelangt, der schließlich den Muskel anregt, nämlich auch schon durch Nerven. Die Ursache ist irgend ein Reiz, irgend eine Veränderung oder ein Zustand, der auf unseren Körper einwirkt, und auf dessen Einwirkung die Bewegung erfolgt ohne Zuthun unserer Empfindung von der Einwirkung und unseres Willens, z. B. es fällt Licht ins Auge, und dies hat zur Folge, daß sich das Loch im Auge, durch welches es in den Hintergrund desselben eindringt, die Pupille sogleich enger zusammenzieht und nun nur weniger Licht hinein läßt. Dies geschieht unabhängig davon, daß wir dies Licht auch sehen, d. h. von seinem Eintritte in das Auge einen Eindruck erhalten, und es geschieht nicht mit Absicht; wir können es auch nicht hindern. Hier hat zuerst der Reiz auf das Ende eines Nerven eingewirkt, welches ihm ausgesetzt ist, ebenso wie dies auch geschieht, wenn dann als Folge davon eine Empfindung entsteht, und in diesem Falle ist es sogar derselbe Nerv, dessen Erregung durch das Licht zugleich die Empfindung desselben als Gesichtseindruck vermittelt. Sodann hat ein anderer Nerv den Muskel zur Thätigkeit veranlaßt, ebenso wie dies auch geschieht, wenn die Ursache davon der Wille ist. Aber es bedurfte weder der Empfindung noch des Willens, um die letztere Nerventhätigkeit in Folge der ersteren eintreten zu lassen. Weil der Reiz auf den einen Nerven eingewirkt hat, wirkt ein anderer auf den Muskel. Wir nennen eine solche unwillkürliche Bewegung in Folge der Einwirkung eines Reizes eine reflectirte, einen Reflex oder eine Reflexbewegung. Die Uebertragung der Wirkung von einem auf den anderen Nerven ist, wie die einer solchen auf Empfindung oder die Hervorrufung einer solchen durch den Willen, ein Vorgang, von dem wir annehmen, daß er irgendwie und irgendwo im Gehirne oder sonst in einem Centralorgane des Nervensystems im weiteren Sinne zu Stande kommt.

Wir verstehen darunter ein Organ, in welchem sowohl solche Nerven, deren eines Ende der Einwirkung eines Reizes ausgesetzt ist, als solche, deren eines Ende auf einen Muskel erregend einwirken kann, ihr anderes Ende haben. Hier ist nun Gelegenheit gegeben, daß entweder der eine Nerv eine Empfindung hervorruft, nachdem er gereizt worden ist, und der andere vom Willen angeregt wird, um hernach auf den Muskel erregend zu wirken, oder aber auch dazu, daß der Effect des Reizes, der einen Nerven der einen Art trifft, nun von diesem auf einen der anderen Art überspringt, und daß so der Reiz, der den einen getroffen hat, durch Vermittlung beider den Muskel zur Arbeit veranlaßt, welchen der andere anregen kann. Wir stellen uns vor, daß da, wo die Enden der Nerven in sogenannten Centralorganen oder wo die sogenannten centralen Enden der Nerven bei einander liegen, beides geschieht oder geschehen kann: 1. daß der Wille, der bewußte geistige

Act der wirksamen Absicht, eine bekannte Art von Bewegung hervorzubringen, auf die Nerven einwirkt, welche in der Lage sind, das active Organ derselben in Action zu setzen; 2. daß hier auch die Wirkung eines Reizes auf einen Nerven sich in die Erregung des anderen übersetzen kann.

Wir kennen also nun zwei Arten von Bewegungen deutlich verschieden nach ihrer offenbar willkürlichen oder unwillkürlichen Entstehung, und wir kennen einigermaßen die Wege, auf denen sich bei beiden die Wirkung der Ursache bis zur Bewirkung des Effectes hin fortpflanzt, zum Theil bei beiden Arten durch dieselben oder doch durch gleichartige Organe. Die Ursache der Bewegung ist in einem Falle als reiner Act des Willens, als rein geistiger Act dadurch deutlich erkennbar, daß wir uns klar bewußt sind, sie hervorrufen oder hindern zu können. Denn die Erscheinung im Bewußtsein ist das einzig sichere Erkennungszeichen der geistigen Vorgänge als solche. Im anderen Falle ist die Ursache ein rein äußerlicher Vorgang, die Wirkung eines Reizes auf einen Nerven, der die Bewegung zur Folge hat, ohne daß wir es zu wollen oder auch nur zu wissen brauchen und ohne daß wir es hindern könnten, wenn wir wollten. Wir können im einzelnen Falle die Wege der Nerven verfolgen, auf denen die Wirkung der bewegenden Ursache dem direct wirksamen bewegenden Organe zugeleitet wird. Es ergibt sich dabei immer, daß sie bei der rein willkürlichen Bewegung von einem Centralorgane der Nerven, und zwar von dem größten derselben, dem Gehirne, ausgehen; daß sie dagegen bei dem Reflexe durch ein solches Organ durchgegangen sind. Hier ist sowohl der Ort der directen Einwirkung des Willens auf einen Nerven, als auch der der Uebertragung einer Wirkung von Nerv zu Nerv zu suchen. Welcher Art aber beide Einwirkungen sind, wie viel ihrer Art nach einander unähnlich, ähnlich, ungleichartig oder gar im Grunde identisch, bleibt dunkel.

Dafür, daß die Vereinigung zweier so verschiedener Vorgänge in einerlei Organen, wie die der Einwirkung des Willens auf eine Bewegung und die unwillkürliche Hervorrufung einer solchen durch die Einwirkung eines Reizes in den Centralorganen der Nerven, doch keine rein zufällige sein wird, sondern auf eine innere Verwandtschaft beider Vorgänge deutet und eine Wechselwirkung ihrer Organe ermöglicht, dafür sprechen die mancherlei Arten von Bewegungen, deren Ursache sich weder rein auf die bewußte Willkür noch auf die Wirkung eines Reizes zurückführen läßt. Der mehr oder weniger bald von geistigen Impulsen ausgehende, bald von äußeren Reizen bedingte Verlauf dieser Bewegungen, der denn auch bald ein mehr uns bewußter ist, bald ein ohne unser Zuthun und Wissen erfolgender, stellt eine ununterbrochene Reihe von Uebergangsformen zwischen jenen beiden einfach charakterisirten Arten von Bedingtheit einer Bewegung dar, so daß alle Definitionen von verschiedenen Zwischenformen derselben, wie automatischen, sympathischen Bewegungen u. dgl. ziemlich schwankend sind. Und wie durch Gewöhnung unmerklich die eine in die andere Art des Verlaufes sich umsetzen, die willkürliche Bewegung sich mit der Zeit fast wie eine rein unwillkürliche vollziehen kann, so können wir bei Aufmerken auf die bald mehr, bald weniger gewollten oder ungewollten Vorgänge im Bewegungsapparate auch wieder das Gebiet dessen, was mit Bewußtsein geschieht, durch unseren Willen ins Spiel gesetzt oder gehindert werden kann, vergrößern auf Kosten dessen, was

bisher ohne unser Zuthun und Wissen geschah. Statt aller und vor allen theoretischen Betrachtungen darüber, wie dies möglich ist, scheint es mir nur eine dankbare Aufgabe, uns über möglichst viele Arten von dem, was an unserem eigenen Leibe theils mit, theils ohne unseren Willen geschieht, klar zu werden und Rechenschaft zu geben. Je mehr wir in den Hergang bei allen möglichen einzelnen Bewegungen unseres Körpers, in denen sich sein Leben offenbart, beobachtend eindringen, um so mehr werden wir finden, daß das Ineinanderspielen und Ineinanderübergehen jener beiden Arten von Bedingtheit derselben, die sich auf den ersten Blick so klar zu scheiden und so schroff gegenüber zu stehen scheinen, der rein willkürlichen und rein unwillkürlichen oder reflectorischen, nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilden, nach welcher geistiges, innerlich bewußtes und körperliches, äußerlich sichtbares Geschehen in unserem Leben sich beständig durchdringen. Zu wissen, wie viel oder wenig wir zunächst rein handgreiflich durch Beherrschung der Glieder unseres Leibes wollen können, ist wohl ein Stück Selbstkenntniß, werth einer Anstrengung der Selbstbeobachtung.

Wir gehen nun also, indem wir einzelne Vorgänge der Bewegung analysiren, darauf aus, in ihrem Verlaufe thunlichst die Grenze zu ziehen, bis zu welcher einerseits der Einfluß des Willens, andererseits der eines äußeren Reizes reicht. Entscheidend für die Erkennbarkeit des ersteren bleibt in erster Linie das klare Bewußtsein, welches wir davon haben, daß wir eine Bewegung thun oder lassen können. Dies setzt natürlich wieder voraus, daß wir von ihr, wie sie ist und sein soll, eine klare Vorstellung haben. Was wir uns nicht vorstellen können, können wir auch nicht wollen. Aber wir werden beides in der Anwendung auf die Bestimmung der Grenzen, bis zu welchen der Willenseinfluß reicht, so weit ausdehnen dürfen, daß wir ihn auch da noch annehmen, wo wir zwar nicht immer von einer Bewegung wissen und uns bewußt sind, sie machen oder nicht machen zu können, wo wir aber bei Aufmerksamkeit auf dieselbe es dahin bringen können, sie uns klar zu machen und uns dann auch bewußt werden, sie nun herbeiführen oder hindern zu können. Andererseits ist nachzugehen, ob und inwieweit die Einwirkung eines äußeren Reizes oder Eindruckes Einfluß auf die Entstehung oder die Art des Verlaufes einer Bewegung hat. Aber damit ist dann auch nicht immer gleich gesagt, daß sie dies ganz unmittelbar und ohne Zuthun des Willens thut. Denn der Eindruck kann außerdem auch Empfindung in uns angeregt, eine Vorstellung in uns hervorgerufen haben, welche auf die Art und Absicht, in und mit welcher unser Wille bei der Bewegung thätig wird, einen Einfluß übt, und so hätte dieser nur indirect von jenem Eindrucke abgehängt und wäre deshalb noch kein ganz unwillkürlicher Effect desselben. Und auch dies ist nicht immer nur dann erkennbar, wenn wir von vornherein uns bewußt sind, zuerst den Eindruck als Empfindung aufgenommen und dann demgemäß mit Absicht und Willen gehandelt zu haben. Es kann dies auch dann noch als der Grund der erfolgenden Bewegung angesehen werden, wenn wir uns nur bei stärkerem Aufmerken zum Bewußtsein bringen können, daß wir erst den Eindruck aufgenommen und dann den Beschluß gefaßt haben.

II.

Beginnen wir nun unsere Analyse einzelner Bewegungen mit einer Reihe von solchen, die für gewöhnlich ohne Zweifel von uns nicht voraus berechnet und also auch nicht gewollt werden, von denen wir aber doch, sobald wir ihren Erfolg kennen lernen, im Stande sind, uns vorzunehmen, sie auch mit unserem Willen zu dirigiren. Ich will ein ganz einfaches kleines Beispiel dieser Art voranstellen, eine Bewegung an unseren Händen, von der die meisten Menschen nichts wissen.

Wenn wir die flache Hand vor uns ausstrecken, den Rücken nach unten, die Hohlhand nach oben, den Daumen seitwärts gewendet, wenn wir dann die Linie an ihr ins Auge fassen, welche zwischen dem kleinen Finger und dem Handgelenke die Grenzen zwischen Hohlhand und Handrücken bildet, und wenn wir nun plötzlich willkürlich den kleinen Finger von den anderen wegspreizen, dann sehen wir auf jener Linie zwischen ihm und dem Handgelenke von selbst auch eine Bewegung erfolgen, die darin besteht, daß hier die Haut, wie von einer unsichtbaren Kraft gezogen, an der Grenze des Handrückens und der Hohlhand eine eingezogene Falte bildet, aber vorrückend gegen die Hohlhand. Es ist, als streifte sich der Handschuh, den die eigene Haut bildet, von hinten nach vorn herum, so daß er hinten gespannter angezogen wird, vorn aber einen bauchigen Ueberschuß bildet. Man wird überrascht sein, wenn man dies zum ersten Male an der eigenen Hand geschehen sieht, geschehen im Gefolge einer Bewegung des Fingers, die man selbst willkürlich gemacht hat, aber ohne zu wissen, daß da weiter heran an den Arm auch noch etwas vor sich gehen wird, das man nicht gewollt hat. Man kann den Versuch wiederholen: immer, wenn man den Finger wieder ausspreizt, antwortet wie ein Echo auch die unwillkürliche Hautbewegung. Wenn man aber diesem Schauspiele eine Weile zugesehen hat, welches man selbst aufführt, indem man die eine Bewegung will, und darauf noch eine folgt, dann kommt man dahin zu merken, daß man auch den letzten Act dieses Spieles gleich direct und für sich allein wollen kann. Wenn man recht angespannt auf die Stelle hinsieht, wo sich die Haut immer so eingezogen hat, und sich dann vornimmt, daß sie es nun auch einmal thun soll, ohne daß erst der Finger seine Bewegung zu machen braucht, siehe da: so zieht sie sich ein. Und dann kann man am Ende auch umgekehrt den Finger allein spreizen und die Haut in Ruhe bleiben lassen. Bei mir, der ich dies schon oft probirt habe, spielt das schon nicht mehr recht, was der sieht, der es zuerst an sich beobachtet hat; bei mir, wie ich hinsehe, arbeitet der Finger allein und die Haut allein, wann und wenn ich will; aber ich glaube: wenn ich nicht zusehe, so machen sie es immer noch so, wie sie es früher gehalten haben, die Haut wird sich einziehen, so oft ich den Finger spreize.

Hier geschieht also etwas, was wir nicht wollen, was wir gar nicht gewollt haben können, weil oder wenn und so lange wir gar nicht gewußt haben, daß es geschehen kann; aber es geschieht, weil und wenn etwas anderes geschehen ist, das wir gewollt haben. Wir nennen diesen Vorgang eine Mitbewegung. Die nicht gewollte ist also mit der gewollten indirect auch als eine Folge des Willens geschehen. Das Organ, welches diese mitgewollte, oder auch nichtmitgewollte,

aber auf das Commando von dem Wollen der anderen miterfolgte kleine Hautbewegung bewirkt, ist ein Muskel unter der Haut, der an jener Stelle derselben befestigt ist und angreift, wo in Folge dessen die Falte entsteht. Er liegt gerade auf dem anderen größeren auf, durch den der kleine Finger gespreizt wird, wenn wir es wollen. Was fällt nun dem Kleineren ein, daß er meint, wenn der größere neben ihm arbeitet, muß er auch anfangen, wie ein Hund bellt, wenn er den anderen bellen hört, ohne zu wissen warum? Wir wissen auch dies nicht. Vielleicht will er doch auch einmal etwas zu thun haben, und wenn der Wille sich nie um ihn kümmert, weil das Bewußtsein von dem, was er leisten kann, gar keine Kenntniß hat, schließt er sich einem anderen an, wenn dieser durch den Willen zur Thätigkeit aufgerufen wird. Die Descendenzlehre, die Alles erklären kann, findet vielleicht auch hierfür einen Grund. Vielleicht hat dieser Muskel bei irgend einem Vorfahren des Menschen die Aufgabe gehabt, noch einen sechsten Finger zu spreizen, der beim Menschen nicht mehr existirt, und spreizt nun noch immer mit, auch wo nichts ist, wenn der andere in dieser Richtung angeregt wird. Wenn aber unser Bewußtsein und Wille Notiz davon nehmen, was er doch noch leisten kann, wenn es auch nicht viel ist, so können sie es ihm auftragen, und er folgt ihren Intentionen.

Es gibt aber an unserem Körper eine größere Gruppe von solchen Muskeln, die so, wie dieser kleine ganz versprengte der Hand, an der Haut angreifen und die auch wie er in der Regel nicht durch den Willen in Bewegung gesetzt werden, weil wir von dem, was sie leisten, von Hause aus selbst keine Kenntniß haben, die wir aber auch mit dem Willen dirigiren können, sowie wir uns von dem, was sie zu Stande bringen, selbst eine anschauliche Kenntniß und damit eine Controle darüber verschaffen. Das sind die Muskeln unter der Haut des Gesichts, durch deren Action sich die Haut im Gesicht verschieden faltet oder modellirt und durch welche in Folge dessen der Gesichtsausdruck bedingt ist.

Lachen und Weinen, Nasenrümpfen und Stirnrunzeln sind Bewegungen, die in der Regel ohne unseren Willen erfolgen. Es ist nicht unser Vorsatz, unserem Gesichte diese Falten aufzuzwingen. Höchstens indirect wirken wir darauf ein, indem wir absichtlich, wie man wohl scherzhafter Weise zu sagen pflegt, „unser Gemüth so in Falten legen," d. h. unserer Stimmung die Richtung geben, welche dann von selbst auch die Züge des Gesichtes so ausprägt. Denn die gewöhnliche Ursache aller dieser Bewegungen ist selbst keine directe Intention des Erfolges, aber ebenso wenig ein auf die Nerven einwirkender äußerer Reiz, sondern, was sie ins Spiel setzt, ist auch ein innerer Vorgang, insofern also etwas Aehnliches wie der Wille, aber ein innerer Vorgang ungewollter Art, eine Disposition unseres Gemüthszustandes, was wir Stimmung nennen. Diese wirkt auf die Nerven, von denen die Action der einen oder anderen Muskeln im Gesichte angeregt wird, wie der Wille bei den willkürlichen oder der äußere Reiz bei den Reflexbewegungen.

Wie freilich unsere Stimmungen dazu kommen, sich gerade in diesen Variationen der Drapirung oder des Faltenwurfes in dem Felle, womit unser Gesicht überzogen ist, zu documentiren, ist nicht ersichtlich. Wenn wir willkürliche Bewegungen machen, dienen sie doch einem Zwecke, den wir verfolgen, und auch

die durch Reflex entstehenden entsprechen in der Regel einem Zwecke, sind zweckmäßig, insofern sie die Ursache des Reizes entfernen oder mäßigen, durch welchen sie angeregt sind; die Verkleinerung der Pupillen im Auge erfolgt bei starkem Lichteinfall in das Auge und hat die Folge, daß der Lichteinfall vermindert wird. Aber Lachen und Weinen, Nasenrümpfen und Stirnrunzeln führen an sich zu nichts, haben also auch keinen Zweck. Wir, die wir lachen oder weinen, wissen gar nichts davon, wie sich dabei unser Gesicht verändert; aber unsere Mitmenschen sehen es. Sie wissen aus Erfahrung, was es zu bedeuten hat, und deuten es richtig als Zeichen der Stimmung, in der wir uns eben befinden. Sonst hat es weiter keinen Zweck, und dies ist auch nicht unser Zweck. Wir lachen und weinen nicht, um unsere Stimmung zu äußern; sie ist es, die sich von selbst in dieser Weise äußert. Das ist ein Factum. Einen Grund wissen wir nicht dafür. Aber wenn wir einer Vermuthung darüber nachgehen wollen, liegt es gerade hier besonders nahe, mit Darwin daran zu denken, daß diese regelmäßige Wiederkehr der Erscheinung im Gesicht als Folge eines Affectes eine Angewöhnung ist, die wir ererbt haben und zwar nicht nur von den Vorfahren unseres Gleichen, sondern anderer Art, bei denen diese Bewegungen noch irgendwie praktisch mit solchen entweder willkürlichen oder reflectirten zusammenhingen, die den Zweck hatten, einen Reiz zu bekämpfen, eine Lust zu befriedigen, von deren Empfindung unsere Stimmungen die verfeinerten Fortsetzungen sind. Ich habe in einer kleinen Arbeit über die Action der Muskeln an den Lippen die Vermuthung ausgesprochen, daß die Züge des Mundes beim Weinen mit dem Ansetzen desselben zum Essen, und die beim Lachen mit dem zum Trinken in Verwandtschaft stehen. An die willkürlichen Acte des Auf- und Zumachens der Löcher von Auge, Nase und Mund schließen sich die unwillkürlichen Veränderungen der Gesichtszüge jedenfalls als um sie herum spielend an, nur daß sie eben nicht mit ihnen durch den Willen eingesetzt werden, vielmehr ganz überraschend oft diesen praktischen Gebrauch der bei beiden betheiligten Organe störend unterbrechen.

Sobald man sich nun aber vor den Spiegel stellt und nur so zum Tage hinein, wie es Zufall und Laune des Augenblicks mit sich bringen, anfängt, das Gesicht zu verziehen, dabei aber auf jede einzelne Bewegung achtet, die man da sieht, dann wird man sehr bald inne, daß man jede einzelne derselben auch mit Willen spielen lassen kann. Die eine oder die andere kommt wohl zuerst besonders in Gesellschaft einer anderen mit zu Stande, wie jene am Rande des Handtellers zusammen mit dem Spreizen des kleinen Fingers, manche verbreiten sich auch weiter und weiter in der Umgegend, wenn man sie erst bemerkt und dann mit dem Willen begünstigt; aber man kann nun eine jede, wenn man sie erst einmal richtig mit dem Auge erfaßt hat, auch nach Belieben mit Willen hervorrufen und zwar nun ohne alle Beziehung zu einer wirklichen oder eingebildeten Gemüthsstimmung, rein als absichtliche Reproduction der Hebung oder Senkung des Nasenflügels oder Mundwinkels, die man zuvor im Spiegel gesehen hat. So kann man allerlei scherzhafte Combinationen der Gesichtszüge herausdrücken, lächerliche, weinerliche, süßliche, grimmige, schläfrige und auch solche, die es gar nicht gibt. Aber freilich, die natürlichsten, wie sie der unwillkürliche

Ausdruck der Stimmung hervorbringt, werden doch nicht herauskommen; einstudirte Wiederholungen mimischer Uebungen vor dem Spiegel werden schwerlich je einen natürlichen Eindruck von Gemüthserregungen bei dem Beschauer hervorrufen. Wenn der gute Schauspieler uns durch sein Mienenspiel das Bild eines wahren Affectes darstellt, so erreicht er dies ohne Zweifel nicht durch solche Uebungen vor dem Spiegel, sondern in der Regel vielmehr dadurch, daß er den eingebildeten Affect in sich selbst so lebendig gegenwärtig werden läßt, sich selbst so hinein versetzt, daß dieser ebenso unabsichtlich wie ein wahrer in den Zügen seines Gesichts von selbst zum Ausdruck kommt.

Also jene Bewegung in der Haut an der Hand vollzog sich nicht in Folge eines auf ihren Erfolg mit Bewußtsein gerichteten Willensactes, aber doch in Folge eines solchen, auf einen anderen Erfolg gerichteten Willensactes. Und die Veränderungen im Gesichtsausdruck erfolgten nicht auf einen sie mit Bewußtsein in Aussicht nehmenden Willensact hin, aber auf Grund eines geistigen Vorganges, der Stimmung im Gemüthszustande, also einer ähnlichen Ursache wie der Wille, der ja auch ein geistiger Vorgang ist, welcher eine Bewegung zur Folge hat. In diesen beiden Fällen liegt also eine Art von Veranlassung zur Bewegung vor, die weder einfach die Intention eines Willens auf den Erfolg der Bewegung ist, noch die Einwirkung eines äußeren Reizes; die Bewegung ist weder rein willkürlich noch eine reflectorische, sondern im einen Falle einer willkürlichen associirt, wie man sagt, im anderen sympathisch, wie man sagt, zu einem innerlichen Zustande.

III.

In anderen Fällen sind rein willkürliche Bewegungen und Reflexe ihrer Entstehung nach rein und deutlich ausgesprochen, concurriren aber in der Art, daß sie dieselben Organe benützen, zum Theil in ganz denselben einzelnen Bewegungsarten bestehen und sich also mit zweckmäßiger Abwechselung nacheinander richten müssen. Dies ist namentlich der Fall bei dem Gebrauche der Bewegungen im Bereiche der Luftwege, einerseits zu dem ganz vorzugsweise willkürlichen Behufe der Stimmbildung, andererseits dem reflectorischen des Athemholens.

Die Bewegungen des Athmens, die einem beständigen Bedürfnisse des Lebens entsprechen, erfolgen ohne unser Zuthun mit derselben Regelmäßigkeit im Schlafen wie im Wachen, mit oder ohne unser Wissen davon. Der Anlaß ist eine Veränderung im Blut, eben die, deren beständig wiederkehrende Ausgleichung das Athmen nöthig macht. Sie wirkt auf Nerven wie ein äußerer Reiz, und diese wirken auf andere, von denen die regelmäßige Thätigkeit der Muskeln zum Zwecke des Athmens unterhalten wird. Hier haben wir also einen reinen Reflex, und wir kennen zum Theil die Wege, auf denen der Effect jenes Reizes in die Einwirkung auf die Bewegung übergeleitet wird, namentlich eine Stelle im Gehirn, die er passiren muß, daher, wenn diese verletzt ist, der Tod durch Erstickung eintreten muß, weil der Reflex unterbrochen wird. Für gewöhnlich, bei normalem Befinden, fühlen wir nichts von der Wirkung des Reizes, welchen die Kohlensäure im Blute auf die Nerven ausübt, von denen der Reflex in Folge

dessen ausgeht, und bekümmern uns ebensowenig darum, wie die Bewegung verläuft. Sobald aber eine Störung eintritt, müssen wir auch Notiz davon nehmen. Wenn die Athmung ungenügend wird, die Veränderung des Blutes, welche die Athmung erheischt, einen höheren Grad erreicht als gewöhnlich, wird uns auch der gesteigerte Reiz, den sie auf die Nerven ausübt, fühlbar als Athemnoth. Und dann greifen wir auch mit dem Einfluß des Willens auf die Muskeln ein, um den Blasebalg stärker arbeiten und uns dies unangenehme Gefühl vom Halse schaffen zu helfen. Noch deutlicher zeigt sich dies bei gewissen Modificationen der Bewegung des Athmens in Folge besonderer Reize. Husten und Niesen sind nur solche Bewegungen des Athmens mit plötzlich verstärkter Ausstoßung der Luft aus der Kehle bis in den Mund oder durch die Nase. Sie sind auch ganz als Reflexe die directe Folge der Einwirkung mechanischer Reize auf die Haut im Kehlkopfe und in der Nase. Aber in beiden Fällen fühlen wir diese Reizung zugleich und zwar als den unangenehmen Kitzel, der uns zugleich den Eintritt der Bewegungen erwünscht macht, also als Neigung zu diesen Bewegungen ins Bewußtsein tritt, von denen wir aus Erfahrung wissen, daß sie geeignet sind, die Ursachen des Reizes zu beseitigen. Es ist aber der Unterschied, daß wir den Eintritt des Niesens trotzdem mit unserem Willen weder herbeiführen noch unterdrücken können, sondern in Geduld abwarten müssen, während wir den Husten absichtlich einsetzen lassen oder zurückhalten können.

Nun beruht ja bekanntlich auch die Bildung unserer Stimme auf einer modificirten Athembewegung. Wir athmen kräftig und anhaltend aus, während der Weg, auf dem die Luft hinaus muß, an verschiedenen Stellen beengt ist. Die Luft muß sich durchzwängen, oder unter verstärktem Drucke durch die Engen durchstreichen und dabei entstehen die Töne der Stimme. Besonders ist die Ritze im Kehlkopfe beengt, welche beim gewöhnlichen ruhigen Athmen ziemlich weit offen steht, beim Sprechen aber fast geschlossen, so daß die durchstreichende Luft die scharfen elastischen Ränder derselben in Schwingungen versetzt. So entsteht der klingende Ton in der Stimme, oder der musikalische Klang und der der Vocale in der Sprachbildung, man nennt sie daher die Stimmritze. Weiter oben ist der Weg der Luft durch die Nase, der beim Athmen gewöhnlich weit offene, während der Stimmbildung ganz verlegt und statt dessen nur der durch den Mund hinaus offen gelassen; aber auf diesem befinden sich wieder verschiedene Stellen zwischen dem Gaumen, der Zunge, den Zähnen und den Lippen, wo er bald mehr, bald weniger verengt werden kann, und wo dann, je nachdem dies geschieht, wieder durch das Vorbeistreichen der Luft die verschiedenen Geräusche entstehen, welche als Consonanten in der Sprache ihre Rolle spielen. So gehört also zu jeder Stimmbildung vor Allem ein beständig anhaltendes Ausathmen, so lange als Töne gebildet werden sollen, und natürlich immer zwischendurch auch wieder Einathmen, wenn der vorhandene Luftvorrath verbraucht ist. Zu diesem Zwecke muß die gewöhnliche ruhig anhaltende Bewegung des Athmens als solche ausgesetzt werden; aber ihr Zweck wird ja dabei mit erfüllt. Daneben muß der Luft der zu freie ungehinderte Austritt, namentlich durch die Nase gesperrt sein, um sie nur durch die Engen hinaus zu lassen, in denen ihr ge-

preßtes Durchstreichen klingend werden soll, und sodann müssen Grad und Ort dieser Verengungen jeden Augenblick aufs mannigfachste gewechselt werden, um die verschiedensten Töne der Musik oder Buchstaben der Sprache entstehen zu lassen.

Wenn wir nun sprechen oder singen, so ist dies im Ganzen ohne Zweifel so entschieden wie nur irgend etwas, was wir thun, unsererseits eine willkürliche Benutzung der Organe, die wir dazu haben. Wir wollen unsere Gedanken durch Worte ausdrücken. Wir kennen durch häufig wiederholtes Hören den Klang der Worte und sind uns durch ebenso oft wiederholten Gebrauch bewußt, denselben, wenn wir wollen, hervorbringen zu können. Ebenso weiß der Sänger voraus, wie die Töne klingen sollen, und daß er sie hervorbringen kann, wenn er will. Geschieht also das Eine und Andere, so ist es durch den Willen erfolgt. Wie viel dazu im Einzelnen gehört, davon wissen freilich die meisten Menschen nichts; aber ebenso wenig wissen sie ja auch, was für ein Muskel das ist, mit welchem man seinen Finger krumm macht; wie und wo aber erst der Wille auf den Nerven wirkt, der zu dem Muskel geht, davon wissen freilich bis jetzt die Physiologen noch wenig. Aber wie man weiß, wie es aussehen wird, wenn der Finger krumm ist und daß man dies machen kann, so weiß man, wie der Ton klingen soll und daß er es thun wird, wenn man will, daß es so klingen soll. Wenn es also geschieht, so hat man es gewollt; es ist Alles geschehen, was geschehen mußte, damit es so klang, und alles dies ist geschehen, weil man es so wollte. Und freilich ist dies dann im Einzelnen eines der erstaunlichsten Beispiele davon, wie bis ins Feinste eine höchst complicirte Action im Voraus angeordnet sein kann, einzig vermöge der Intention auf den ebenso bis ins Feinste zuvor in Absicht genommenen letzten Erfolg, der sich erst nachträglich der Beobachtung zum controlirenden Vergleiche darbietet, ob er auch der rechte ist, der beabsichtigt wurde. Die ungeheure Zahl z. B. der nach Höhe und Tiefe verschiedenen Töne, die eine Stimme umfaßt und die nur durch die ganz kleinen Schwankungen im Grade der Anspannung jener Membran am Rande der Stimmritze bedingt sind, welche ohnehin bei jedem Ton der Stimme durch eben dieselben kleinen Muskeln gespannt erhalten sein muß, werden vom geübten Sänger mit Sicherheit eingesetzt, weil sein Wille für jede Nüance, deren Klang sich seine Phantasie vorstellt, auch gleich die Einleitung des genau entsprechenden Grades von Einwirkung auf den Nerven und durch diesen auf den Muskel in Bereitschaft hat, vermöge deren die Membran gerade so viel schärfer oder weniger scharf angezogen werden wird, wie es eben dieser Ton fordert.

Zu dem, was auf diese Weise alles als nöthige Voraussetzung zu dem gewollten Erfolge durch den Willen mit veranlaßt ist, gehören natürlich auch solche Bewegungen, die für sich allein gar keinen Erfolg ergeben würden, d. h. keinen, von dem wir vor oder nachher etwas wissen oder merken. Dahin gehören die vorbereitenden Acte des Sprechens, das Ansetzen der Anstrengung zum Athmen, das Absperren des Luftweges nach oben durch die Nase und vorläufig auch einmal dessen durch den Mund, um ihn dann erst einzeln aufgehen zu lassen und nur hier und da zu beengen, wenn Ton für Ton gebildet werden soll. Alle diese vorbereitenden Bewegungen, die allein noch nichts von dem bewirken, was wir

als Erfolg beabsichtigen, verhalten sich zu den entscheidenden folgenden, die ihn dann wirklich herbeiführen, wie mitgewollte, ähnlich jener in der Haut der Hand, welche auf die des kleinen Fingers folgt, nur daß sie ihnen sogar voraneilen. Man kann darauf sicher rechnen, wenn man weiß, daß eine Stimmbildung bevorsteht. Der Arzt, der dem Patienten in den Mund sieht, ob er geschwollene Mandeln hat, will, daß er den Gaumen hebt, weil er dann mehr von ihm und den Mandeln über die Zunge hinweg sehen kann. Er ersucht daher den Patienten, einen Ton von sich zu geben, weil er zu diesem Zwecke den Gaumen heben muß. Denn das ist die Bewegung, welche den Luftweg oben durch die Nase absperrt. Wenn der Ton erschallt, hat der Arzt seinen Zweck schon erreicht; denn der Gaumen hat sich zuvor gehoben, ehe der Ton gebildet wurde. Wenn wir dasselbe Experiment mit uns selbst machen, indem wir uns vor dem Spiegel selbst in den Mund sehen, einen Ton hervorbringen und nun mit dem Auge erkennen, wie sich, noch bevor der Ton gebildet wird, der Gaumen schon gehoben hat, so können wir uns auch hier wie bei jener kleinen Bewegung in der Hand, klar machen, daß wir im Stande sind, diese gesehene Bewegung des Gaumens auch für sich allein durch unseren Willen eintreten zu lassen, ohne daß wir nachher einen Ton von uns geben.

Sie wird also nun gewollt im Sinne eines anderen Erfolges, den wir von ihr kennen gelernt haben. Aehnlich können nun noch viel mehr zur Stimmbildung gehörige Bewegungen gelernt werden. Darauf beruht die Möglichkeit des Sprachunterrichts der Taubstummen. Der Taube bleibt stumm, weil er die Bewegungen nicht wollen kann, deren Erfolg ihm unbekannt ist. Weil er keine Töne hört, wird er sich auch nicht bewußt, daß ihm sein Körper Organe darbietet, um solche selbst hervorzubringen. Man lehrt ihn aber durch Fühlen mit den Fingern an den Hals von Menschen, welche sprechen, eine Beobachtung machen, die den meisten Menschen unbekannt ist, daß man nämlich dabei auch bestimmte Vibrationen fühlen kann. Nun lernt er, wenn er seinen eigenen Hals befühlt und vorläufig lallende Versuche macht zu sprechen, dabei ähnliche Vibrationen zu bemerken, wie an andern, wenn sie sprechen. Dabei wird er sich bewußt, daß er dies willkürlich herbeiführen kann, und bringt so nach dem Gefühl mit der Zeit einigermaßen dieselben Bewegungen hervor, die andere in der Idee wollen, daß es so klingen soll, wie sie vorauswissen, daß es klingen kann. Und da die Einrichtung an seinem Organe dieselbe ist, wie bei Andern, so kommt am Ende auch der doppelte Erfolg heraus, der hörbare und der fühlbare. Das Resultat ist, daß der Taube sprechen lernt, obgleich er selbst nichts davon hört, sondern nur fühlt; denn auch danach kann er einigermaßen verschiedene Leistungen des Stimmorganes unterscheiden und mit denselben auch den Sinn der Worte verbinden.

Soweit paßt demnach so rein wie möglich auf den gewöhnlichen Verlauf des Athmens der Begriff der Reflexbewegung; dagegen auf Alles, was im Zusammenhange der Stimmbildung zu geschehen hat und geschieht, der der willkürlichen. Nur daß sie sich vielfach derselben Muskeln und wohl auch Nerven zur Ausführung der einzelnen, in beiden wiederkehrenden Arten zu bedienen haben. Sie können dies auch im normalen Verlaufe der Dinge sehr gut, ohne

sich in der Erfüllung ihrer Zwecke zu stören. Denn mit dem Ein- und Ausathmen zum Zwecke des Sprechens, erfährt zwar der gewöhnliche Verlauf der unwillkürlichen Athembewegungen als solcher eine Unterbrechung; aber sein Zweck, die immer erneute Berührung des Blutes mit frischer Luft, wird unterdessen auch so erfüllt und dann tritt er hernach gleich wieder in seine Rechte, sobald die Ansprüche, welche von Seiten der Stimmbildung an den Blasebalg gemacht werden, ihr Geschäft einstellen.

Nun tritt aber noch ein Drittes mitbestimmend beim Gebrauche dieser Organe ein, was weder reiner Einfluß eines Willens ist noch Effect von der Einwirkung eines Reizes. Das ist wieder der Zustand der Gesammtstimmung im Gemüthsleben, von welchem die Arbeit der Hautmuskeln im Gesicht fast ausschließlich abhing. Dieser Einfluß kann den gewöhnlichen Gang des ruhigen Athmens stören, hemmen oder beschleunigen; er kann ebenso den vom Willen geleiteten Gebrauch des Mechanismus der Athmung zum Zwecke der Stimmbildung erschweren; er setzt mit Vorliebe gerade dann ein, wenn die Leitung des Geschäftes durch Reflex beim Athmen und durch den Willen beim Sprechen einander ablösen, also wenn man anheben will zu sprechen, oder aufhört es zu thun; d. h. also, daß jede Art von Aufregung den Anfang der Rede oder die Rückkehr zum stillen Athmen hindern kann. Eigenthümlich ist ferner beim Eingreifen einer stärkeren Erregung des Gemüths in den Gang der Bewegung des Athmens auf alle Fälle, daß dieselbe dadurch gerade in der Phase angehalten wird, bei der sie sonst nicht lange still zu stehen pflegt. Das Athemholen pflegt sowohl im ruhigen gewöhnlichen Gebrauche als zum Behufe der Einleitung des Sprechens mit einer Einathmung anzuheben, der das Ausathmen schnell folgt, um dann eine Pause zu machen und auszuruhen. In der Erregung aber durch die verschiedensten Affecte pflegt die Bewegung des Athmens gerade nach dem ersten Acte, dem Einathmen anzuhalten, gleichsam als wäre noch nicht genug Dehnung der Brust erreicht, um sie sich wieder entladen zu lassen. In diesem angehaltenen Athmen oder Seufzen, wie wir es meist nennen, drückt sich ein unbefriedigter Stillstand innerer Erregung aus.

Der Seufzer stellt daher, als ein Stillstand oder eine Unterbrechung des Athmens mitten zwischen Ein- und Ausathmen, eine Phase oder einen Moment der Erstarrung im Flusse einer sonst so stetigen Bewegung dar, durch welche ein Stillstand der Seele, ein Anhalten oder Abbrechen zwischen strebender Anstrengung und befriedigter Erreichung des Zieles symbolisch zum Ausdruck kommt. Wir empfinden ihn selbst wie einen solchen Stillstand, der sich unwillkürlich und unwiderstehlich auf unsere ganze Stimmung legt. Und er wird als Ausdruck von diesem inneren Zustande auch für die Beobachtung durch Andere plastisch anschaulich, wie dies in der classischen Gestalt des Laokoon künstlerisch zur Darstellung gebracht ist. Nachher tritt wieder Bewegung ein, aber die Pause in derselben und zwar die ungewöhnliche mitten in dem eingesetzten, aber nicht abgeschlossenen Athemzuge setzt sich sehr deutlich gegen das ab, was vorherging und nachfolgte, mag es als Stimme hörbar oder als ruhiges Athmen weitergehen. Ferner gehört zu den Modificationen des Athmens durch Stimmung des Gemüthszustandes auch jede Art von Schluchzen oder Lachen, welche die sichtbaren Züge

des heiteren oder trüben Gesichtsausdruckes begleitet; besonders aber ist auch das Gähnen eine Art von Anhaltung des Athmens aus einem inneren Zustande heraus, der sich in ihr symbolisirt.

So ist nun also das gesammte Spiel der Organe zum Athmen zugleich und abwechselnd bei der Reflexbewegung der Respiration und der Willensäußerung der Stimmbildung im Gebrauch, und es greift in dasselbe auch die unwillkürliche Aeußerung von Affecten mitbestimmend ein. Diese macht jedoch nicht etwa noch eine dritte Art des Gebrauchs für einen bestimmten Zweck nach bestimmten Regeln von demselben Apparate, so daß derselbe sich auch noch neben, oder abwechselnd mit jenen beiden in die Benutzung derselben theilt, sondern unterbricht nur den regulären Verlauf jener beiden mit Störungen ihres Typus oder Rhythmus. Aber eben dadurch wird der Gebrauch der Organe des Athmens zugleich das allerlebendigste Bild innerer Erregungen, ein Spiegel der Seele, wie kein zweiter, nicht nur nach dem, was sie eben selbst äußern will, sondern auch nach ihren ganzen verhaltenen Regungen, weil diese in den Gang eines natürlichen Vorganges, der nie stillsteht, wie das Athmen, und einer Thätigkeit, die wir im Affecte zugleich brauchen, wie das Sprechen, immer mit hineinspielen und ihre Gestalt verändern, wie der Wind auf dem Meere die Wellen aufwühlt. Daher ist Wechsel und Anhalten des Athems, mit oder ohne Sprechen dazwischen, die Seele des sogenannten stummen Spiels der Mimik.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Vittoria Colonna.

Zu ihrem Centenarium.

Von

Franz Xaver Kraus.

I.

Vierhundert Jahre sind es nun, daß Agnese von Montefeltro, Tochter des Herzogs Federigo von Urbino und einer Sforza von Pesaro, ihrem Gemahl, Fabrizio Colonna, dem Großneffen Papst Martin's V., Herrn von Paliano und später Fürsten von Tagliacozzo, den Macchiavelli in seinen Dialogen als den Meister der Kriegskunst auftreten läßt, in Vittoria Colonna die einzige Tochter, Italien seine größte Dichterin schenkte[1]). Die früheste Jugend Vittoria's fiel in die Zeit, wo Alexander VI. mit eiserner Consequenz darauf ausging, auf den Ruinen der alten Baronialgeschlechter die Macht des Hauses Borgia aufzubauen. Nur der plötzliche Tod des Papstes und der Zusammenbruch von Cesare Borgia's Herrlichkeit verhinderte, daß selbst ihr Geburtsort Marino dem Erdboden gleich gemacht wurde. Schon als Kind aus politischen Rücksichten dem Sprößling eines der angesehensten der im Neapolitanischen eingewanderten spanischen Geschlechter, Ferrante Francesco d' Avalos, verlobt, ward sie siebzehnjährig dessen Gattin, und damit Marchesa di Pescara, unter welchem Namen sie das 16. Jahrhundert gekannt hat. Die Ehe war kinderlos und scheint auch sonst nicht in allweg glücklich gewesen zu sein: früh hat die junge Fürstin, welche, wie auch Capponi gesehen hat, den unruhigen, abenteuerlichen und ehrgeizigen Geist Pescara's weder begreifen noch befriedigen konnte, Einsamkeit und Vereinsamung des Herzens kennen gelernt, während ihr Gatte im Dienste Spaniens meist in den Waffen stand, bald mit Karl V. in nahe Beziehung kam und seinem Kaiser als Feldherr die große Schlacht von Pavia 1525 gewann, Franz I. zum Gefangenen machte und dann in Ungnade, an den bei Pavia

[1]) Das Geburtsjahr 1490 darf durch das Zeugniß der im Archiv der Colonna bewahrten Stammbäume als gesichert betrachtet werden (vergl. Visconti Vita p. XIV; Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur, Bd. II, S. 688, bezweifelt das Datum 1490 auf Grund des Sonettes 76); dagegen weiß Niemand den Geburtstag mit Sicherheit anzugeben.

empfangenen Wunden, am 26. November 1525, in Mailand starb. Sicher ist, daß er dem Kaiser verdächtig war, seit Morone's Intriguen ihn zur französischen Partei herüberzuziehen suchten und man ihm Neapels Königskrone angetragen hatte. Das Urtheil der Geschichte über Pescara schwankt[1]). „Ich erinnere mich," sagt Guicciardini, „wie mir Morone in den Tagen Leo's X. gesagt hat, in ganz Italien gebe es keinen Menschen von größerer Bosheit und geringerer Treue als den Marchese von Pescara." Diese Aeußerung ist sicher zu hart und ein Ausfluß der Parteileidenschaft: auch scheint sie durch Morone's Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit des Mannes selbst widerlegt zu werden. Dagegen muß man Gregorovius Recht geben, wenn er meint, das unredliche Verfahren des Marchese gegenüber Morone bleibe doch ein Flecken in seinem Charakter[2]). In diesen Jahren lebte Vittoria meist in Ischia, Neapel, Marino, vorübergehend in Rom, wo sie mit Bembo, Sadoleto, Ariosto, Molza in Beziehungen trat, namentlich aber mit Giberti, dem späteren Bischof von Verona und langjährigen Vertrauten Clemens' VII., dessen Wahl sie mit einem durch die Ereignisse in keiner Weise gerechtfertigten Enthusiasmus begrüßte, mit dem sie aber in gutem Einvernehmen blieb, auch während ihre Verwandten, die Colonnesen, den Vatican überfielen und an jenem Kriege gegen den Papst theilnahmen, der zu der schrecklichen Plünderung Roms im Jahre 1527 führte. Vittoria, welche sich nach dem Tode Pescara's in das Kloster S. Silvestro in Capite zu Rom zeitweilig zurückgezogen, sah diesen Vorgängen von Marino, dann von Neapel und Ischia aus zu. Hier verkehrte sie 1533 u. A. mit Bernardo Tasso, dessen berühmterer Sohn Torquato elf Jahre später in dem benachbarten Sorrento das Licht der Welt erblickte. Baldassare Castiglione war ihr schon früher näher getreten und hatte ihr zuerst das Manuscript seines gefeierten „Cortegiano" vorgelegt, in welchem die Frau von Stande in einer Weise gezeichnet wird, die zwar zunächst an Filiberta, Giuliano de Medici's Gemahlin, und der Königin Luisa von Frankreich Schwester das Muster nimmt, sicher aber auch den Aufblick zu der Marchesa von Pescara nicht meidet. Vittoria hat seit dem Verlust ihres Gatten, nie etwas Anderes als stille Zurückgezogenheit gesucht[3]), mit Vorliebe in befreundeten Klöstern, in Orvieto in S. Paolo (1540), in Viterbo in Sta. Caterina (1541), zuletzt in Rom bei den Schwestern von Sant' Anna de' Funari, mit wenigen Dienerinnen und höchst einfach gewohnt, ganz mit den Uebungen christlicher Frömmigkeit beschäftigt und der Strenge eines Bußlebens hingegeben, für welches in der Unschuld ihrer Jugend kein Anlaß vorlag, zu dem sie der Anblick der Leiden ihrer Zeit und der Verirrungen der eigenen Blutsverwandten hin-

[1]) Wir erinnern hier an die dichterische Auffassung des Charakters in der meisterhaften Novelle: „Die Versuchung des Pescara" von Conrad Ferdinand Meyer, welche zuerst in der „Deutschen Rundschau" (1887, Bd. LIII, S. 1 ff.) erschien und den Lesern dieser Zeitschrift unvergessen sein wird.

[2]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Bd. VIII, S. 451.

[3]) Nur einmal trat Vittoria aus dieser Zurückgezogenheit heraus, als sie sich wahrscheinlich im Interesse des von ihr beschützten Capucinerordens, im April 1537, nach Ferrara begab, wo sie die glänzendste Aufnahme am Hofe Herzog Ercole's II. von Este und Renée's von Frankreich fand und am 19. Juni die Prinzessin Eleonore aus der Taufe hob, welche später die Freundin Torquato Tasso's wurde.

ziehen mochte und dessen übermäßigen Eifer sie erst einstellte, als Reginald Pole ihr Gewissensrath wurde. Die freiwillig gewählte Zurückgezogenheit und die Hingebung an die Werke der Nächstenliebe, deren Ausübung die Einfachheit ihres Lebens und ihre große Anspruchslosigkeit ihr in reichem Maße gestatteten, hinderten sie indessen nicht, den idealen Interessen treu zu bleiben, auf welche die ihr zu Theil gewordene Ausbildung, mehr noch die von ihr gesuchten und sorgsam gepflegten Beziehungen zu den besten Männern ihrer Zeit sie frühzeitig hingewiesen hatten. Vittoria war ein Kind ihrer Zeit im besten Sinne. Was die Renaissance an großen und der Menschheit bleibenden Ideen zugebracht hatte, war in ihren Geist eingedrungen: Kunst und Wissenschaft standen als freundliche Engel ihrer Einsamkeit zur Seite, und wer möchte diese Einsamkeit nicht beneiden, die auf das Geräusch einer frivolen und oberflächlichen Welt verzichtete, um sich des ausschließlichen Umganges mit Männern, wie Bembo und Sadolet, Giberti, Contarini, Morone, Reginald Pole, vor Allem mit Michelangelo, dem Unvergleichlichen, zu erfreuen, auf dessen beginnendes Alter Vittoria's Freundschaft einen Strom erwärmenden Lichtes ausgoß. „Vor Allem," sagt Ascanio Condivi, des großen Künstlers Schüler und Biograph, „liebte Michelangelo die Marchesa von Pescara, deren göttlicher Geist ihn lebendig anzog und die auch zu ihm wärmste Zuneigung hegte. Von ihr besitzt er noch viele Briefe von der reinsten und süßesten Liebe, wie sie aus solchem Herzen zu kommen pflegen, während er eine Menge Sonette an sie gerichtet hatte, voll Geist und warmer Sehnsucht. Sie verließ wiederholt Viterbo und andere Orte, wohin sie sich zur Erholung und um den Sommer zuzubringen, begeben hatte, und kam nach Rom, um keines anderen Grundes willen, als um Michelangelo zu sehen." Der Geist entzündet sich am Geiste: wenn die Geschichte aller Literaturen reich ist an Belegen dafür, so gibt es wenige Beispiele, die herrlicher dafür zeugen als die poetischen Schöpfungen, welche aus den Beziehungen Vittoria's und Michelangelo's wie ein Wechselgesang emporstiegen. Sie bilden den Höhepunkt reinster dichterischer Empfindung, den das 16. Jahrhundert in Italien aufweist, und stellen sich unbedingt dicht neben Dante und Petrarca. Hätte Vittoria Colonna keinen anderen Ruhmestitel aufzuweisen, sie wäre immerhin, neben Caterina da Siena, die erste Frau Italiens. Aber die große Seele dieses Weibes war noch von anderen Dingen erfüllt, und wenn ich die Dichterin bewundere, so reiche ich ihr auf einem höheren Gebiete dankbar die Hand.

Die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform war in Italien empfunden worden, lange ehe Luther kam. Seit dem 13. Jahrhundert hat die Erwartung des Papa Angelico die Gemüther in Spannung erhalten. Francesco d' Assisi hatte den Punkt getroffen, auf dem die Reform anzusetzen hatte, ohne sie für den gesammten Organismus der Kirche durchsetzen zu können. Dante war ihr Prophet geworden, die Träume der Franciscaner-Spiritualen waren zum Theil völlig unkirchliche Utopien, und ihre Lehre von der Ecclesia carnalis und spiritualis konnte keinen Anspruch auf allgemeine Anerkennung gewinnen; aber sie umschloß in ihrer Opposition gegen die wachsende Verweltlichung der Kirche Ahnungen dessen, worauf es ankam. Dem Zusammentritt dieser weltlichen Tendenzen mit den territorialen Bestrebungen des Papstthums seit Mitte des

15. Jahrhunderts einerseits, dem paganisirenden Zug des herrschenden Humanismus anderseits war Savonarola entgegengetreten. Sein Werk war gescheitert, weil es auf einer unmöglichen Grundlage, auf der der vorübergehenden Begeisterung der Massen, aufgebaut war und sein Urheber selbst dem Gegner die Waffen in die Hand drückte. Niemand hat bis jetzt das Räthsel völlig zu erklären gewußt, welches darin liegt, daß trotz der Offenkundigkeit der Verhältnisse der Gerechte von dem Verworfenen getödtet werden konnte; mit anderen Worten, daß die öffentliche Meinung Italiens es Alexander VI. gestattete, Savonarola zu verderben. Ich glaube, die Erklärung kann nur darin gesucht werden, daß Fra Girolamo den ungeheuren Fehler beging, die Intervention des Auslandes herbeizurufen, während Alexander VI. die unbestreitbar glückliche Idee ergriff, sich an die Spitze der nationalen Bewegung und der Opposition gegen jede Einmischung des Fremden zu stellen. Da liegt die Erklärung des Geheimnisses, weshalb Italien die Borgia ertrug: ihre Politik war ein genialer Schachzug, ein Vorwegnehmen von Tendenzen, die alle die großen Renaissancepäpste zum Theile wenigstens festhielten und welche den Inhalt der modernsten Entwicklung Italiens bilden. Es liegen Anzeichen vor, daß Vittoria diesen auf Unabhängigkeit der Halbinsel gehenden Richtungen sich nicht verschloß; aber sie hat die Erreichung idealer Wünsche den bestehenden rechtlichen Verpflichtungen stets untergeordnet. In diesem Sinne berieth sie ihren Gatten, als Morone mit seiner bestechenden Versuchung an ihn herantrat. „Die beste Tochter Italiens," sagt Gino Capponi, „hielt damals ihren Gemahl ab, das italienische Banner aufzupflanzen. Sie nannte das Verrath, und es war Verrath; denn Pescara hatte sich Karl V. verkauft."

Die Frage der Zukunft Italiens trat aber sicher in Vittoria Colonna's Geist zurück hinter derjenigen nach der Zukunft der Kirche. Das Pontificat Clemens' VII., ganz von den Interessen des mediceischen Hauses ausgefüllt, unglücklich in jeder Hinsicht, hatte diesem Gegenstand nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden vermocht. Mit dem Augenblicke, wo Paul III. den päpstlichen Stuhl bestieg, stellte er sich in den Vordergrund der Verhandlung. Alessandro Farnese's Jugend hatte den Verirrungen der Zeit ihren Tribut gezahlt und auch sein Pontificat ist von dem ungebührlichen Nepotismus zu Gunsten seines natürlichen Sohnes, von den Greueln des gegen Ascanio Colonna, Vittoria's Bruder, geführten „Salzkrieges", nicht frei zu sprechen. Aber ein hoher Sinn wohnte diesem Papste sicher in den ersten Jahren seiner Regierung inne. Damals war es, wo er das Cardinalscollegium zu einer vorher und seither nie mehr gesehenen Vereinigung der geistvollsten und edelsten Männer der Zeit machte und wo er die besten derselben zu jenem Gutachten über die Schäden der Kirche aufforderte, das, im Jahre 1537 erstattet, als ein ewig denkwürdiges Zeugniß für die Einsicht und Ehrlichkeit seiner Urheber dasteht. Die Männer, welche an diesem Consultum direct oder indirect betheiligt waren, sind sozusagen ohne Ausnahme die nahen Freunde und Vertrauten Vittoria's: Gasparo Contarini, der 1541 als Botschafter nach Deutschland ging und der auf dem Regensburger Reichstage die weitestgehenden Anstrengungen machte, um den Frieden mit den deutschen Protestanten zu suchen; Jacopo Sadoleto, der berühmte Humanist; Giovanni

Morone, der Sohn jenes hochbegabten, unseligen Staatsmannes, der Pescara die neapolitanische Krone angeboten: mit zwanzig Jahren Bischof von Modena, mit dreißig Cardinal, später bekanntlich unter Paul IV. verdächtigt und von der Inquisition in den Kerker geworfen, endlich die rechte Hand Paul's IV. bei Beendigung des Concils von Trient, dessen letzter Vorsitzender er war; Marcello Cervini, die idealste und geliebteste Persönlichkeit der Zeit, auf welche die katholische Welt die schönsten Hoffnungen setzte, dem als Papst (Marcellus II.) nur wenige Tage zu regieren gegönnt war, und dessen liebenswürdiger Name noch fortlebt in Palestrina's unsterblicher Schöpfung; Federigo Fregoso, Sohn eines genuesischen Dogen und Gentile's von Montefeltro, der Schwester von Vittoria's Mutter, der als Erzbischof von Salerno eine ausgezeichnete Thätigkeit entfaltete, als Cardinal Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit so wenig wie Contarini, Morone, Pole entging. Da ist weiter zu nennen Giovanni Guidiccioni, der in diplomatischen Geschäften ebenso Geschick wie Ehrlichkeit bewies und Sonette mit unserer Dichterin wechselte; Claudio Tolomei, aus dem großen Sieneser Geschlecht; vor Allen aber Reginald Pole, der Vetter König Heinrich's VIII. von England, seit seiner Erhebung zum Mitglied des Sacro Collegio 1536 gewöhnlich der „Cardinal von England" genannt. Ein Mann, der, wie Lodovico Beccadelli sich ausdrückte, Weltkenntniß mit vielseitiger Belesenheit verband, und durch das einnehmendste Wesen mit angenehmer Conversation Alles anzog. Man hat gesagt, nicht Cardinalis Anglicus, sondern Angelicus sollte er genannt werden. Für Vittoria ist er das gewesen. Zehn Jahre älter als er, hat sie ihm eine Art mütterliche Liebe gewidmet, während sie in geistlichen Dingen ihn wie ihren Vater und unbedingten Führer betrachtete. Diese glanzvolle Persönlichkeit hat bekanntlich eine schwere, durchaus nicht beglückte Existenz geführt. Keiner der Cardinäle kam, wie es scheint, den deutschen Reformatoren in Dingen der Rechtfertigung weiter entgegen; die Legation in England, zur Seite seiner Base, der Königin Maria der Katholischen, brachte ihm eine wenig beneidenswerthe Aufgabe; die Wahl seines alten Gegners Caraffa zum Papste (23. Mai 1555) führte gegen ihn wie gegen Morone die Anklage auf Heterodoxie herbei; doch blieb er als Erzbischof von Canterbury ziemlich unbehelligt, während sein Freund in den Kerkern der Engelsburg schmachtete. Er starb einen Tag nach Maria, 1558. Noch andere Männer von Bedeutung kamen in jenen Tagen vielfach mit Vittoria zusammen: Lodovico Beccadelli, Marcantonio Flaminio, Carnesecchi, den die Inquisition 1566 processirte und hinrichtete, Sorango, der als Bischof von Bergamo gleichfalls in Untersuchung wegen häretischer Meinungen kam, Juan Valdez, der spanische Reformator, der, wie es scheint, um 1532 nach Neapel, aber auch nach Rom kam und namentlich Einfluß auf eine andere berühmte Frau der Zeit, eine Verwandte Vittoria's gewann, nämlich auf Giulia Gonzaga, Herzogin von Traetto, die Wittwe Vespasiano Colonna's, welche durch ihre Urgroßmutter Barbara, die Tochter Johanns des Alchimisten, mit dem hohenzollernschen Hause zusammenhing. Bekannt sind die Stanzen Francesco Maria Molza's, welche Sebastiano del Piombo's Bildniß dieser Fürstin in schmeichelnden Gemeinplätzen verherrlichen. Die größte Bedeutung für unsere Dichterin hatten aber ihre Beziehungen

zu Bernardino Ochino, der 1487 in Siena geboren, 1534 der in dem Capuciner-orden neuerstandenen Franciscanerreform beigetreten war und der trotz mannig-facher Anfechtung seiner mehr und mehr protestantisirenden Ansichten unter dem Schutze Caterina Cybo's und Vittoria Colonna's acht Jahre lang eine glanzvolle, in ganz Italien bewunderte Thätigkeit als Prediger entfaltete, bis der innere Conflict zum Durchbruch gelangte und ihn zur Flucht nach der Schweiz ver-anlaßte. Der Brief, den er am 22. August 1542 aus dem Kloster Montughi vor den Thoren von Florenz an Vittoria richtete, ist das letzte Zeugniß für ihre Beziehungen: das Schreiben der Marchesa an Cardinal Cervini vom 4. December 1542 beweist, wie schmerzlich dieselbe von dieser Wendung der Dinge ergriffen war und wie entschieden sie Ochino's Schritt verurtheilte, während sie auf der anderen Seite in einem Schreiben an Morone hervorhebt, sie verdanke ihr Heil Reginald Pole, denn er habe ihr Einhalt gethan und sie von vielen Truggedanken zurückgebracht. Der 1870 von Giacomo Manzoni publizirte Proceß Pietro Carnesecchi's läßt keinen Zweifel darüber, daß die von dem Sant' Uffizino 1566 bestellten Inquisitoren sowohl Vittoria als Pole der Häresie verdächtig, beide von dem lutherischen Solafides-Glauben inficirt erachteten, ja sie gehen sogar so weit, die Zuneigung Vittoria's zu dem Cardinal als fleischlichen Affect zu denunciren. Es liegt kein Grund vor, letztere Anklage, welche sich angesichts der Thatsachen von selber richtet, irgend einer Widerlegung zu würdigen. Ueber die Frage, ob Vittoria sich die Lehre Luther's von der allein rechtfertigenden Gnade angeeignet, gehen die Ansichten auseinander. Benrath hat sie bejaht, Reumont sie verneint. Als Alfred von Reumont sein Buch über Vittoria Colonna schrieb, unterhielt er über diesen Gegenstand eine Correspondenz mit mir. Ich sprach damals eine Meinung aus, welche ich auch heute noch für die richtige halte. Wer Italien kennt, weiß, wie vielfach das Volk äußeren Uebungen der Frömmigkeit ergeben ist, darüber aber nur zu oft den Geist und den Inhalt vergißt. Wie oft hat Savonarola dies Thema behandelt, und doch ist kein Zweifel, daß er von dem Solafidesglauben weit entfernt war. Der Anblick dieser Dinge mochte, namentlich unter dem Einflusse von Männern wie Valdez und Ochino, welche lange Zeit ihre wahre Herzens-meinung verheimlichten, Vittoria Colonna und Andere in der That dazu geführt haben, einen stärkeren Nachdruck auf die erlösende Gnade Christi als auf äußere Uebungen zu legen: um so leichter konnte das geschehen, als die Bestimmungen des Trienter Concils über diesen Punkt damals noch nicht getroffen waren. Daß Vittoria aber innerlich zur Lehre Luther's übergetreten, dafür liegt kein Beweis vor; im Gegentheil spricht ihr ganzes religiös-ascetisches Leben für die entgegengesetzte Annahme. Man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß in Hinsicht der Lehre von der Rechtfertigung ihre Vorstellungen diejenige Richtung gewonnen hatten, welche um 1541 in Deutschland die geistvollen Vertreter der Vermittelungspartei, der spätere Bischof Julius von Pflugk und Gropper eingeschlagen hatten und der auch Contarini im Wesentlichen beigetreten war. Als der Cardinal auf der Rückreise nach Italien die gegen ihn gerichteten Verdächtigungen vernahm, schrieb er, genau ein Jahr vor seinem Tode, 1541, 23. August an den Cardinal Farnese: „er hoffe zu zeigen, daß die, welche

behaupten, dies (nämlich seine Ansicht) sei eine lutherische Lehre, nicht wissen, was die lutherische Meinung ist, noch was die Kirchenlehrer, namentlich der heil. Augustin und Thomas über diesen Punkt gesagt haben. Wüßten sie, so würden sie wohl bescheidener sein und nicht Aergerniß unter den Katholiken erregen" [1]).

Das ganze Geschlecht fürstlicher Geister, welche Vittoria Colonna gewissermaßen als ihren gesellschaftlichen Mittelpunkt betrachteten, mußte ins Grab steigen, ohne die Erfüllung seiner auf die Reform der Kirche gehenden Absichten und Wünsche erlebt zu haben, ja es mußte die Verwirklichung seiner Hoffnungen in weite Ferne gerückt sehen, seit die Besten unter ihnen, niedriger Verleumdung preisgegeben, den Muth ihrer Ueberzeugung mit schweren Verfolgungen zu zahlen hatten. Das Vorgehen Caraffa's, der mit den Regungen der Häresie zugleich das geistige Leben in Rom und Mittelitalien niederschlug, hat Niemand unter ihnen mit einer „Reform der Kirche" verwechselt. Mit ihnen versank das geistige Element des Renaissancezeitalters, und der rasch wieder verflogene Aufschwung, welchen die Tridentiner Reform dem religiösen Leben zubrachte, konnte nur oberflächliche Geister darüber täuschen, daß Völker wie Individuen, denen die geistige Bewegung verkümmert wird, ihren Ausweg nach der Richtung eines alle besseren Kräfte verzehrenden Sinnengenusses nehmen. Als die letzten Freunde der Marchesa di Pescara starben, stand der Barocco als Ausdruck dieser Empfindungsweise dicht vor der Thüre.

Die letzten Jahre Vittoria's waren auch durch andern Kummer schwer heimgesucht. Der Kampf der Colonnesen gegen die Päpstlichen war, wie das vorauszusehen, zu Ungunsten ihres Bruders Ascanio ausgefallen, der, seiner Herrschaft entsetzt, nun als Verbannter umherirrte und dessen störrische Charaktereigenschaften auch nach der Restitution durch Julius III. das Vermögen der Familie zerrütteten, so daß sein Sohn Marcantonio, später durch den Sieg bei Lepanto berühmt, sich die Lehen übertragen ließ. Ascanio wurde in Neapel verhaftet und starb als Gefangener im Castelnuovo. Der Frühling 1546 raubte Vittoria auch ihren Neffen, den Marchese del Vasto, der in den Kriegen Karl's V. eine so namhafte Rolle gespielt hat und der nach der blutigen Niederlage von Ceresole, die den Frieden von Crespy bedingte, gleich Pescara die Ungnade seines kaiserlichen Herrn zu erfahren hatte. Das folgende Jahr eröffnete sich für sie mit dem Verlust eines ihrer ältesten Freunde, des Cardinals Pietro Bembo, der, siebenundsiebzig Jahre alt, am 18. Januar 1547 starb, über seine dichterische Bedeutung hinaus für Italien als sprachlicher Gesetzgeber maßgebend, in kirchlichen Dingen ein Vertreter maßvoller Tendenzen und ausgleichender Politik. Um dieselbe Zeit zeigten sich bei Vittoria vermehrte Anzeichen einer Krankheit, zu deren Ausbruch die Klosterluft ihrer Wohnung und die Lebensweise, welche sie

[1]) Viele Jahre später schrieb selbst der Hauptgegner des Protestantismus, der Cardinal Bellarmin, noch die Worte nieder: „Angesichts der Ungewißheit unserer Rechtfertigung und der Gefahr der Selbsttäuschung ist es sicherer, unsere ganze Hoffnung nur auf Gottes Gnade und Güte zu setzen." Man vergl. was Newman über diese Aeußerung des Verfassers der „Controversen" geschrieben hat (Preface to the third Edition of the Via media, London 1877, I, p. L f.).

führte, beigetragen haben mochten, deren Ursache sicher eher auf jene Seelenleiden zurückzuführen ist, welche ihre letzten Jahre getrübt haben. Sie bewohnte damals das Kloster von Sant' Anna de' Funari auf dem südlichen Theile des alten Marsfeldes, wo seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts Benedictinerinnen eine Ansiedelung der Tempelherren erworben hatten. Seit Pius VII. ist das mehrfach nebst der Kirche erneuerte Kloster ein Asyl für Waisenknaben. Das düstere Quartier grenzt an jenes, welches der Palast der Caetani auszeichnet. Wie manchesmal hat mich mein Weg, um zu Donna Erfilia Caetani-Lovatelli zu gelangen, durch die Via delle Botteghe oscure geführt, deren Mauerwerk zum guten Theil von dem Circus der Römer genommen ist, und es drängten sich Betrachtungen auf über die Schicksale dieser Stadt und ihrer Bewohner, von den Tagen der glänzendsten Vertreterin ihrer Frauenwelt im sechzehnten Jahrhundert bis herab zu der Freundin, welche das heutige Italien die gelehrteste der Seinigen nennt. Welcher Wandel vor Allem in der Stellung der Familien, denen beide angehören und deren veränderte sociale Position die großen Umwälzungen der letzten Jahrhunderte ausspricht. Vittoria ist indessen nicht bei den Schwestern von S. Anna gestorben, sondern in dem benachbarten Palaste der Cesarini, von denen einer, Giuliano Cesarini, mit einer Colonna vermählt war und wohin man die Kranke behufs besserer Pflege verbracht hatte. Am 25. Februar 1547 beschloß sie da ein Leben, das, wie sie selber sagte, „unter vielen bittern, wenig süßen Thränen" verstrichen war. Noch am Abend ihres Ablebens wurde sie, nach Anordnung der von ihr als Testamentsvollstrecker ernannten Cardinäle Pole, Morone und Sadoleto, in der Gruft der Nonnen von S. Anna beigesetzt. Die Stelle ihres Grabes scheint nicht bezeichnet gewesen zu sein, jedenfalls hat sich das Haus Colonna einer bemerkenswerthen Gleichgültigkeit in Bezug auf die Grabstätte seines berühmtesten Mitgliedes befliſſen. Die neuesten Untersuchungen haben aufgewiesen, daß das Grab bei der Abtragung der ältern Kirche zerstört, die Gebeine zerstreut worden sind, so daß jede Möglichkeit geschwunden ist, den irdischen Ueberresten der Dichterin die gebührende Ehre zu erweisen[1]). Ihr Tod hatte eine unausfüllbare Lücke in den Kreis der Freunde gerissen. Reginald Pole sprach seine tiefe Trauer in einem Briefe vom 5. März dem Cardinal Madruzzo gegenüber aus, indem er sagt, er habe die Marchesa wie eine Mutter verehrt. Michel Angelo war nach dem Zeugnisse Condivi's durch ihr Hinscheiden völlig betäubt und war eine Zeitlang wie von Sinnen. Er bereute später, daß, als er Vittoria's Leiche sehen ging, er ihr nicht Stirne und Antlitz geküßt habe, wie er ihr die Hand küßte. Und drei Jahre später noch jammert er in einem Briefe, daß der Tod ihm einen so großen Freund geraubt — morte mi tolse uno grande amico.

II.

Es war nicht meine Absicht, das Leben Vittoria Colonna's an dieser Stelle zu erzählen; nur die allgemeinsten Daten desselben wollte ich mir erlauben, der deutschen Leserwelt ins Gedächtniß zurückzurufen, da zwar Alle ihren Namen,

[1]) Man vergl. die schätzbaren Mittheilungen Domenico Tordi's Sulla Tomba di Vittoria Colonna, im Anhange zu dem „Carteggio" derselben, p. 347 ff.

Wenige ihre Schickſale kennen. Sie ſind zum erſten Male (nach 1565) von einem ihrer Zeitgenoſſen, Filonico Alicarnaſſeo (unter dieſem Pſeudonym verbarg ſich, nach Volpicella's Ermittelungen, ein Neapolitaner von epirotiſcher Herkunft, Coſtantino Caſtriota), dann 1760 von Rota, ſehr ungenügend, erzählt worden. Eine im Allgemeinen befriedigende Biographie lieferte zuerſt Pietro Ercole Visconti in der der Ausgabe der „Rime“ von 1840 vorgeſetzten „Vita“, welche allen ſpäteren Darſtellungen zu Grunde liegt. Nichts Neues brachten die zum Theil nur dilettantiſchen Arbeiten von Bertha Arndts (1858), Saltini (1860), Deumier (1856), Wackerhagen (1861), Thom. Roscoe (1868), Th. A. Trollope. Erſt der Marcheſe Giuſeppe Campori hat in den „Lettere artistiche inedite“ (Modena, 1878) die Visconti'ſche Darſtellung durch die Einbeziehung der religiöſen Bewegung ergänzt, worauf Alfred von Reumont, der bereits in ſeinen „Römiſchen Briefen von einem Florentiner“ (1844) und in ſeinen „Beiträgen zur Italieniſchen Geſchichte“ (1853) das Leben Vittoria's kurz behandelt hatte, ihr jene Monographie widmete, welche auch heute noch das Vollſtändigſte und Beſte iſt, was wir über die Dichterin beſitzen[1]). Es war eine der letzten Arbeiten dieſes Mannes, der zwei volle Menſchenalter hindurch der vornehmſte Vermittler zwiſchen italieniſcher und deutſcher Literatur geweſen iſt, von dem wir Alle unendlich viel gelernt haben und der eine Lücke hinterließ, welche unter den Lebenden Niemand auszufüllen im Stande iſt[2]). Reumont's „Vittoria Colonna“ iſt ins Italieniſche überſetzt und mit brauchbaren Noten verſehen worden; wie denn auch die Ueberſetzer Reumont's ihre gleich zu erwähnende Ausgabe des Briefwechſels mit werthvollen biographiſchen Ausführungen bereichert haben. Seither hat die Literatur über das Leben der Dichterin eine nennenswerthe Ergänzung nicht erfahren; denn Alethea Lawley's „Study“ kann als eine ſolche ebenſowenig bezeichnet werden, wie die kleine Gelegenheitsſchrift More's[3]).

Vittoria's literariſcher Ruhm ruht ſelbſtverſtändlich vor Allem, ja gänzlich auf ihren Gedichten. Sie hat dieſelben ihren Freunden, z. B. Michelangelo ſelbſt mitgetheilt und ihre Verbreitung geſtattet: ſo geſchah es, daß noch zu ihren Lebzeiten vier Sammlungen der Sonette erſchienen (die erſte zu Parma 1538),

[1]) Alfred von Reumont, Vittoria Colonna. Leben, Gedichte, Glauben im ſechzehnten Jahrhundert. Freiburg i. Br., Herder'ſche Verlagshandlung. 1881.

[2]) Ich kann bei dieſer Veranlaſſung den Wunſch nicht unterdrücken, es möge unſerm verehrten Freunde, Herrn Geh. Juſtizrath Prof. Dr. Hüffer in Bonn gelingen, aus dem ihm anvertrauten Nachlaſſe Reumont's noch die eine oder andere Gabe, vor Allem den Eſſay über Dante, für die Veröffentlichung herzurichten.

[3]) Vittoria Colonna, A Study with translations of some of her published and unpublished Sonnets. By the Hon. Alethea Lawley. 2. ed. revised. London 1889. Dieſe neueſte engliſche Biographie Vittoria's hat den Muth, Reumont's Buch gänzlich zu ignoriren und es unter den benutzten Quellen nicht aufzuführen; während Jedem in die Augen fallen muß, daß ſchon der Eingang die beiden erſten Seiten Reumont's wiedergibt. Auch der römiſche Advocat Luigi More hat, wie ſchon Zannoni in Bonghi's „Cultura“ (IX, 269) tadelnd vermerkt, Reumont und ſeine italieniſchen Herausgeber reichlich benutzt, ohne ihn zu nennen (Vittoria Colonna, Marchesana di Pescara, Roma 1890, 32 S.) — Unbekannt ſind mir geblieben die Biographien von A. Luzio (in Rivista Stor. Mantovana, I, 1885) und Iſabella Albrizzi in Venedig, welche Sauer (Geſchichte der italieniſchen Literatur. Leipzig 1883, S. 287) als „vorzüglich“ bezeichnet.

denen nach ihrem Tode das sechzehnte Jahrhundert noch sechs andere Drucke hinzufügte. Die beiden folgenden Jahrhunderte brachten jedes nur eine Ausgabe (die Neapolitaner von 1692, wie alle vorhergehenden unvollständig, und die Rota'sche, Bergamo 1760), ein Beweis, daß die Leserwelt ihren Geschmack auch in Bezug auf die Colonneserin geändert hatte. Als im Jahre 1840 der Fürst Alessandro Torlonia sich mit Donna Teresa Colonna vermählte (die Fürstin starb 1875), ließ er durch den bekannten Archäologen Pietro Ercole Visconti eine prächtige, nicht in den Handel gekommene Ausgabe veranstalten, zu welcher u. A. eine Corsini'sche und eine Casanatensi'sche Handschrift benutzt wurden[1]). Dieser Text wurde im Wesentlichen in der Ausgabe G. Enrico Saltini's wiederholt, welche einen Band der beliebten Barbera'schen Bibliothek der italienischen Classiker bildet[2]). Eine wohlgemeinte, aber im Ganzen nicht glückliche Uebersetzung sämmtlicher Sonette unternahm Bertha Arndts (Schaffhausen 1858), einzelne übersetzten K. Witte, G. Grimm, Woltmann ins Deutsche, John Addington Symonds ins Englische. Das treffendste Urtheil über den Werth dieser Dichtungen hat Campori in der „Rivista moderna" 1878 niedergelegt. Mit Recht betont er, daß man sich in der Beurtheilung Vittoria's als Dichterin ebenso weit von der maßlosen Bewunderung ihrer Zeitgenossen als von der Hyperkritik moderner Zeit entfernt halten müsse. „Nicht alle ihre Schöpfungen sind ersten Ranges, manche erheben sich sogar nicht über die Mittelmäßigkeit, und der Mangel an Mannigfaltigkeit der Themas wirkt oft ermüdend auf den Leser. Anderseits erklären die Eleganz der Verskunst, die Zartheit und oft auch die Originalität der Gedanken, der Zauber einer leidenschaftlichen, melancholischen Empfindung, wie sie in diesen Gedichten hervortreten, die Werthschätzung, in welcher sie von ihren Zeitgenossen gehalten wurden und die wiederholte Nachfrage nach neuen Ausgaben[3])." Gregorovius hat nicht Unrecht, wenn er die Sonette eine Nachahmung Petrarca's nennt; aber er findet in ihnen doch auch das Gepräge einer selbständigen, sittlich edeln Natur, und man darf wohl fragen, welcher italienische Sonettendichter sich dem Einflusse Francesco Petrarca's seit dem 14. Jahrhundert gänzlich zu entziehen gewußt hat. Immerhin hat Vittoria nur in ihrer Zeitgenossin Veronica Gambara eine Rivalin[4]).

---

[1]) Le Rime di Vittoria Colonna, corretti su i testi a penna e pubblicate con la vita della medesima dal cav. P. E. Visconti. Roma 1840. 4°.

[2]) Rime e Lettere di Vittoria Colonna, Marchesana di Pescara. Firenze. G. Barbèra. Ed. 1860. 18°.

[3]) Atti e Memorie delle R. Deputazioni di Storia patria per le provincie dell' Emilia. Modena 1878. III, 2. Damit stimmt im Wesentlichen auch Gaspary in seiner vortrefflichen Beurtheilung der Gedichte (Geschichte der italienischen Literatur. Berlin 1888. Bd. II, S. 498 ff.)

[4]) Mit dieser anderen merkwürdigen Frau des Cinquecento beschäftigt sich gegenwärtig Herr Emilio Costa, von dem wir eine Biographie derselben und hoffentlich eine vollständige Ausgabe ihrer Gedichte zu erwarten haben. Die „Sonetti amorosi inediti o rari" Gambara's hat Costa kürzlich in Parma (1890) veröffentlicht; Anderes verdanken wir Vittorio Ciani (Primizie epistolari, Aless. 1890) und Luigi Amaduzzi (Undici lettere inedite etc. Guastalla 1889. Vergl. R. Renier im Giorn. storico della litt. italiana, XIV, f. Zannoni bei Bonghi, Cultura IX, 270 f.). Ich behalte mir vor, in dieser Zeitschrift auf Veronica Gambara zurückzukommen.

Außer den Sonetten hat uns Vittoria eine Anzahl Briefe hinterlassen, oder vielmehr, aus der großen Menge ihrer Correspondenzen ist ein kleiner Theil gerettet worden. Einige derselben wurden schon zu ihren Lebzeiten veröffentlicht, andere finden sich zerstreut in den verschiedensten Sammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts; in unserer Zeit machten sich Campori, Giuliari, Piccioni durch Herausgabe neuer Briefe verdient. Eine kleine, aber sehr unvollständige Sammlung derselben war den Ausgaben der „Rime" von Visconti und Saltini beigegeben. Das auch von Reumont hervorgehobene Bedürfniß einer Gesammtausgabe blieb bestehen, bis uns im vorigen Jahre die Uebersetzer von Reumont's „Vittoria Colonna" mit einer solchen beschenkten [1]). So weit ich die Arbeit der Herren Ferrero und Müller beurtheilen kann, macht sie den Eindruck großer Gediegenheit. Zum ersten Male werden genaue Nachweise über die vorhandenen Briefe und ihre früheren Ausgaben gegeben und in den angehängten Noten und Beilagen ein reiches Material bibliographischer und literargeschichtlicher Natur beigebracht. Es kommen in dem Bande im Ganzen 185 Briefe zum Abdruck, von denen aber fast ein Drittel nicht von Vittoria herrühren, sondern an sie gerichtet sind. Die meisten derselben waren bereits bekannt. Die seit Reumont's Publication erst veröffentlichten Briefe werfen namentlich einiges neue Licht auf ihre Beziehungen zum päpstlichen Hofe, auf die Natur ihrer religiösen Gesinnungen und Bestrebungen, auf ihren Antheil an dem kirchlichen Reformgedanken. Die jetzt bekannt gewordenen Proceßacten des Cardinals Morone illustriren ihr Verhältniß zu dem Cardinal von England und die diesem wie dem Andenken Vittoria's selbst gewidmete Verfolgung. Bis auf wenige Schreiben ist dagegen verloren der Briefwechsel mit ihrem Gemahl, der mit dem Marchese del Vasto, der Herzogin von Amalfi und der von Urbino, der Herzogin von Francavilla; nur zwei Briefe blieben von Ascanio Colonna, keiner von den übrigen Mitgliedern der Familien Colonna und d'Avalos. Weiter fehlen alle mit Ariosto, Molza, Sadoleto, Galeazzo di Tarsia und andern bedeutenden Männern in Vittoria's Jugend gewechselte Briefe, wie auch die Giberti's aus der Zeit Clemens' VII.; nur wenige sind aus den Jahren übrig geblieben, welche Giberti nach seinem Rücktritt aus der Politik in Verona verlebt hat. Aeußerst gering sind die Reste epistolarischen Verkehrs mit Pole, Friuli, Contarini, Bernardino Ochino. Unter den erhaltenen sind die zwischen 1523—24 und später an Giberti, dann die an Kaiser Karl V., an Clemens VII., an Baldassare Castiglione, an Pietro Bembo, die Herzogin von Urbino, an Friedrich Gonzaga II. von Mantua, an Paul III., an del Vasto, Pietro Aretino, Ercole II., d'Este von Ferrara, an den Cardinal Ercole Gonzaga, an Giov. Guidiccione, Pier Paolo Vergerio, den Bruder Ascanio Colonna, Contarini, Reginald Pole, vor Allem die an Michelangelo gerichteten die wichtigsten. Sie sind zumeist einfach „La Marchesa di Pescara" unterschrieben. Wie heutzutage noch die meisten Damenbriefe, ermangeln auch diejenigen Vittoria's größtentheils des Datums; sie sind offenbar in aller Hast hingeworfen, daher flüchtig und zuweilen geradezu nachlässig. Es ist sicher etwas zu grob, wenn Foscolo in einem Briefe an Lord Holland von 1824 sagt,

[1]) Carteggio di Vittoria Colonna, marchesa di Pescara. Raccolto e pubblicato da Ermanno Ferrero e Giuseppe Müller. Torino 1889.

Vittoria Colonna habe „come la moglie d'un fattore“ geschrieben. Aber sicher war ihr das Briefschreiben kein Bedürfniß wie das Dichten; hat sie, wie das erste Sonett der jetzigen Sammlung besagt, gedichtet „um des Herzens Weh zu stillen“ („scrivo sol per sfogar l'interna doglia Di che si parse il cor“), so trägt ihre Correspondenz im Gegentheil im Allgemeinen durchaus den Charakter des Geschäftlichen. Wußte doch die welterfahrene Fürstin ohne Zweifel zu gut, wie schlecht es zu ihrer Zeit um das Briefgeheimniß gestellt war und wie sie überwacht wurde, als daß sie in ihrer Correspondenz sich zu offen aussprechen mochte: so war sie weder darauf bedacht noch ist es ihr gelungen, den Brief zum Kunstwerk zu gestalten. Die familiären Briefe sind einfach gehalten; Reumont vermuthet, daß sie fremder Betheiligung unterworfen wurden, etwa der ihres mit der römischen Literatenwelt und namentlich dem berühmten Briefschreiber der Farnesen, Annibale Caro, eng verbundenen, später in Lyon als Häretiker in contumaciam zum Tode verurtheilten Geheimschreibers Jova von Lucca. Ihr selbst, gibt Reumont zu, waren die Sprachgesetze ebenso unbekannt wie vielen Anderen. Die an hochgestellte und fürstliche Persönlichkeiten gerichteten Schreiben Vittoria's sind von dem im sechzehnten Jahrhundert allenthalben herrschenden Fehler einer gekünstelten Phraseologie und den den Italienern und ihrem Briefstil bis heute anhaftenden übertriebenen Ergebenheitsbetheuerungen nicht freizusprechen. Der Zopf ist in die epistolarische Literatur noch früher eingedrungen, als in die bildende Kunst, und er hat seine Herrschaft darin bis zur Gegenwart behauptet, in den Titulaturen auch in Deutschland. Das spätere Renaissancezeitalter aber mit seinen berufsmäßigen Briefschreibern im Fürstendienste, aus deren Händen wir ganze Sammlungen, wie die „Lettere di principi“ erhalten haben, ging in diesem Punkte allen andern Zeitaltern mit schlechtem Beispiele voraus: man athmet wie befreit auf, wenn man aus dieser Atmosphäre zu den classischen Briefschreibern Frankreichs hinübergeht und die epistolarischen Meisterwerke aus der Zeit Ludwig's XIV. genießt. Sieht man von diesen Mängeln ab, so kann Vittoria Colonna's „Carteggio“ sicher den werthvollern Briefsammlungen der neuern Zeit zugezählt werden. So flüchtig diese Briefe hingeworfen sind, so erzählen sie doch von dem innern Leben ihrer Urheberin und geben Zeugniß ab von jener eigenthümlichen Richtung, „zu welcher,“ wie Reumont sich einmal äußert, „der Geist sie trieb und der sie ihre hohe und fast einzige Stellung in der Geschichte verdankt“. Was diese Stellung hauptsächlich bedingte, war der selbstverständlich bei den allerwenigsten Frauen Platz greifende Umstand, daß die Weltgeschichte sichtbar, wie ihr Biograph wiederum hervorhebt, in Haus und Leben bei ihr eingegriffen hat. Das gab ihrem Wesen und ihrer geschichtlichen Erscheinung jene, ich möchte sagen, antike Größe, welche unseren bedeutenden Frauengestalten leider fast immer fehlt, weil Erziehung und Verhältnisse das moderne Weib meist ohne Beziehung zu den großen historischen Thatsachen lassen und es auf diese Weise fast dazu nöthigen, alle Dinge „du petit coté“ anzufassen, selbst wenn dies nicht von vorneherein in der Natur des weiblichen Organismus gelegen wäre. Es ist schwer, für die Marchesa di Pescara einen Pendant in der neuern Geschichte zu finden. Sieht man nur auf die Dichterin, so würde ihr kaum eine andere Frau näher kommen, als unsere

deutsche Annette von Droste-Hülshoff, deren Schicksale und Entwicklung uns vor wenigen Jahren Herman Hüffer in seinem anziehenden Buche geschildert hat, deren poetisches Empfinden ich geneigt bin, höher noch zu schätzen als dasjenige Vittoria's, während allerdings die Wiege der letztern von Grazien umstellt war, welche den Weg zu dem westfälischen Edelfräulein niemals gefunden haben.

Die Zeitgenossen schildern Vittoria als eine durch ihre Schönheit blendende Frau. Jener wenig bekannte Dichter aus Cosenza, Galeazzo die Tarsia, der Italien in einem der schönsten Gedichte des Cinquecento besungen und in einer wundervollen Strophe das Entzücken geschildert hat, das uns Alle überkommt, wenn uns, jenseits der grauen, eisigen Berge, Italiens balsamische Lüfte entgegenwehen — derselbe Dichter hat einen Theil seiner Lieder der Verherrlichung Vittoria's gewidmet, und er feiert da vor Allem ihr goldnes, nur der Sonne und den Sternen zu vergleichendes Haar —

„Le trecce d'or che in gli altri giri
Non è ch'unqua pareggi o sole o stella."

Leider gibt es kein Bild Vittoria's, welches dieser Schilderung entspricht. Unbestritten ist kein einziges der uns angeblich erhaltenen Bildnisse; die von ihr selbst an Bembo und Guidiccioni geschenkten scheinen untergegangen zu sein. Am meisten Anspruch auf Echtheit dürften haben ein früher Campanari in Mailand, jetzt dem Louvre gehöriges Porträt und ein Girolamo Muziano zugeschriebenes Bild in der Galerie Colonna an Piazza S. Apostoli, früher in Genazzano befindlich. Auch Paolo Veronese soll Vittoria auf seiner berühmten Hochzeit von Kana im Louvre porträtirt haben, doch stimmt man in der Deutung der Figur nicht überein. Ganz aufgegeben ist die Annahme, die bekannte „Fornarina" der Galerie der Uffizien stelle Vittoria dar. Das von Visconti und Anderen reproducirte Bildniß der Galerie Colonna läßt weder die geistigen noch die körperlichen Vorzüge erkennen, welche der Marchesa nachgerühmt werden; eher gilt das von einigen Medaillons des 16. Jahrhunderts, welche Litta aus der Sammlung des Mailänder Museums veröffentlicht hat, und welche auch zum Theil bei Visconti und den Herausgebern des Briefwechsels wiederholt sind. Zwei derselben stellen Vittoria in ihren Jugendjahren, auf dem Avers den Marchese von Pescara, bezw. die Insignien des Kriegsgottes dar; zwei andere zeigen die Wittwe, einmal mit Pyramus und Thisbe, ein anderes Mal mit dem Phönix auf dem Scheiterhaufen auf dem Reverse dar. Die beiden letztgenannten dürften die charakteristischsten sein: sie verrathen den muthigen, hohen Sinn der Dichterin und zugleich, in dem wehmuthsvollen Auge das tiefe Leid einer um die besten Hoffnungen dieses Lebens getäuschten Seele. — — —

Rom hat in diesen letzten Jahren sich wiederholt des Ruhmes seiner Dichterin erinnert. Der König Umberto hat 1883, auf Antrag des Unterrichtsministers Baccelli, eine Mädchenschule nach ihr benannt, „damit diese Glorie Italiens den Schülerinnen ein Vorbild sei"; eine Straße, die von dem Ponte di Ripetta nach dem neuen Stadttheil der Prati di Castello geht, trägt gleichfalls ihren Namen, und unter den Büsten, welche den Pincio zieren, gewahrt man den Kopf der Marchesa, ein Werk des Bildhauers Carlo Novella. Gleichwohl muß es befremden, daß Vittoria Colonna kein Denkmal besitzt in einem Lande, wo die

Denkmälersucht geradezu epidemisch ist. Die Herausgeber des Briefwechsels machen den Vorschlag, ihr an der Stelle ihres Grabes ein Monument zu errichten; es würde, meinen sie, den Frauen Roms eine Predigt sein: „siate buone e saggie!“ Der Umbau dieses düstern Quartiers dürfte aber kaum geeigneten Platz für ein würdiges Denkmal gelassen haben. Der selbstverständliche Platz eines solchen wäre die Umgebung des Palazzo Colonna, hätte man es nicht mit einer Familie zu thun, die ihre Gleichgültigkeit gegen das Andenken ihres edelsten Sprossen nur zu oft, namentlich auch gelegentlich der Herausgabe des Briefwechsels an den Tag gelegt hat. Hätte ich für ein solches Denkmal die Stelle zu wählen, ich würde mich zu Gunsten der Stätte entscheiden, an der Vittoria Colonna in jenen Stunden verweilte, wo ihr Geist sich dem höchsten geistigen Genusse hingeben konnte, Augenblicke, welche sicher ihr selbst als die glücklichsten und an Inspirationen fruchtbarsten ihrer Laufbahn erscheinen mußten. Das ist der Klosterhof von S. Silvestro a Monte Cavallo, der kleinen auf der Höhe des Quirinals, neben dem obern Zugange zu dem Garten der Villa Colonna gelegenen Kirche, in der Vittoria sich mit den Freunden zur Predigt des Fra Ambrogio da Siena zusammenfand: war die Predigt vorbei, so pflegte sie mit Michelangelo, Lattanzio Tolomei, Künstlern und Gelehrten die späteren Stunden des Tages unter den Bäumen und an dem Brunnen jenes herrlichen Klosterhofes zuzubringen, dessen hohe, freie Lage eine der schönsten Aussichten über die ewige Stadt gewährt. Da wurden jene denkwürdigen Gespräche gehalten, über welche uns der portugiesische Maler Francesco d'Ollanda berichtet hat und deren Widerhall wir in Michelangelo's Sonetten finden[1]). Da war es, wo die fürstliche Dichterin den Künstler inspirirte, und wo, wie er selbst in einem jener Gedichte sagt, „ihres Geistes herrliche Gestalten“ in den seinigen eintraten und Leben gewannen. Niemand kann ermessen, was die Kunst diesen kostbaren Stunden des Austausches zwischen jenen beiden Menschen verdankt: sicher, daß wenige Stätten Roms in der Geschichte der Renaissance ein geheiligteres Andenken bewahren. Da, meine ich, sollte ein gemeinsames Standbild Vittoria's und Michelangelo's den Bund der Poesie und der bildenden Kunst verherrlichen und kommenden Geschlechtern von jener seltenen Frau erzählen, die Ludovico Ariosto im siebenunddreißigsten Gesang des „Orlando furioso“ [2]) also gepriesen hat:

Sie hat nicht nur durch süße Melodie
Sich selber zur Unsterblichkeit erhoben.
Auch jeglichen, von dem sie singt und spricht,
Versetzt sie aus der Gruft zum ew'gen Licht.“

[1]) Francesco d'Ollanda, der 1584 in Santarein starb, verweilte 1538 und 1539 in Rom. Seine Aufzeichnungen über die Gespräche Vittoria's und Michelangelo's sind längst durch A. Raczynski (Les Arts en Portugal, Paris 1846, p. 5—77) bekannt geworden; Herman Grimm hat sie dann in seinem „Michelangelo“ (Bd. II, Cap. 14) weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

[2]) Ariosto, Orlando furioso, Canto XXXVII, Str. 16. Ich citire die Verse nach der Uebersetzung A. v. Reumont's (Vittoria Colonna, S. 113), welche entschieden geschmackvoller ist als diejenige von Herman Kurz (Stuttgart 1856, Bd. III, S. 149).

Ueber Censur und Preßfreiheit.

Von
Richard Loening.

Die französische Revolution von 1789 ist die Geburtsstunde des modernen Staats. So wenig die allgemeinen Ideen, die philosophischen Grundlagen, wenn ich so sagen darf, aus denen jene Bewegung hervorgegangen und durch welche man sie zu rechtfertigen suchte, sich als haltbar erwiesen haben, so sehr hat sie im Einzelnen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens Grundsätze und Einrichtungen geschaffen, welche, durch das Bedürfniß der modernen Völker gefordert, dem heutigen Staate sein eigenartiges Gepräge gegeben haben.

Zu diesen Errungenschaften von 1789, welche von Frankreich aus in das Recht Deutschlands wie der anderen civilisirten Länder des Continents übergegangen und als bleibender Gewinn für alle Zeiten festzuhalten sind, gehört insonderheit dasjenige Institut, dessen Geschichte und politische Bedeutung den Gegenstand der folgenden Betrachtungen bilden soll: das Institut der Preßfreiheit[1]).

Ehe ich jedoch mich diesem Gegenstand selbst zuwende, habe ich einige Bemerkungen über den Begriff und die rechtliche Bedeutung der Preßfreiheit voranzuschicken. Dabei wird sich zugleich der Begriff des anderen Instituts ergeben, welches neben der Preßfreiheit als Gegenstand dieses Aufsatzes genannt ist: der Censur.

Alle Freiheit ist ihrem Begriffe nach etwas Negatives; sie ist Verneinung irgend einer Schranke und wird erst durch deren nähere Bezeichnung verständlich.

Den Gegensatz zur Preßfreiheit bildet nun die sog. Censur; Preßfreiheit ist Verneinung der Censur, ist Freiheit von der Censur.

---

[1]) In England ist die Preßfreiheit allerdings schon fast ein Jahrhundert früher zur Geltung gelangt, indem das Parlament 1694 die Erneuerung des Censurgesetzes ablehnte. Allein das englische Recht hat auf die continentale Entwicklung der Preßfreiheit keinen ersichtlichen Einfluß geübt und ist daher im Folgenden außer Betracht gelassen.

Unter Censur aber ist die Einrichtung verstanden, wonach alle durch den Druck zu veröffentlichenden Schriftwerke vor der Drucklegung einer obrigkeitlichen Prüfung und Genehmigung bedürfen, ohne solche Genehmigung — ohne das sog. „Imprimatur“ — nicht herausgegeben werden dürfen.

Im Gegensatz hierzu bezeichnet daher Preßfreiheit die Befugniß zur Drucklegung und Veröffentlichung beliebiger Schriftwerke, ohne vorher die Genehmigung der Obrigkeit dazu einholen zu müssen.

Gedruckte Schriften oder „Druckschriften“ sind nun, inhaltlich betrachtet, nichts Anderes als: in eine bestimmte äußere Form gebrachte menschliche Gedanken und Meinungen. Die Veröffentlichung der Druckschrift ist die Aeußerung oder Mittheilung der darin enthaltenen Gedanken und Meinungen, sonach eine besondere Art menschlicher Meinungsäußerung überhaupt. Diese Art der Meinungsäußerung unterscheidet sich aber von jeder anderen dadurch, daß sie sich nicht nur an einzelne Persönlichkeiten, sondern an jeden Beliebigen, an Alle, an das Publicum wendet.

Die Veröffentlichung von Druckschriften ist daher das Mittel, die Producte des Einzeldenkens zum Gemeingut Aller zu machen, und die Preßfreiheit ist sonach die Freiheit jedes Einzelnen, durch diese Art der Gedankenäußerung auf das allgemeine Denken, auf die öffentliche Meinung einzuwirken, an der Bildung dieser nach eigenem Wollen und Können Theil zu nehmen, ohne den Staat vorher um Erlaubniß zu fragen.

Die Preßfreiheit negirt, wie gesagt, die vorherige obrigkeitliche Prüfung und Genehmigung des zu publicirenden Gedankeninhalts; dagegen besagt sie nicht, daß der Staat auch dem bereits geäußerten und verbreiteten Gedanken gegenüber stets in Passivität verharren müsse.

Der Gedanke selbst in seiner Innerlichkeit geht freilich den Staat nie und nirgend etwas an. „Gedanken sind zollfrei“, sagt das deutsche Sprüchwort, und „cogitationis poenam nemo patitur“ heißt es schon bei den alten Römern. Anders aber steht es mit der Aeußerung oder Mittheilung der Gedanken an Andere. Hierdurch werden äußere Wirkungen, Einwirkungen auf die Vorstellung der Anderen, hervorgebracht, und das kann, je nach dem Inhalte der geäußerten Gedanken, verbrecherisch und strafbar sein. Gewisse Verbrechen bestehen eben gerade in rechtswidriger Gedankenmittheilung an Andere; so die Beleidigung, die Gotteslästerung, die Aufforderung zum Hochverrath oder zum Ungehorsam gegen die Staatsgewalt, die Mittheilung von Staatsgeheimnissen, die Verbreitung unzüchtiger Darstellungen u. a.

Bei diesen Verbrechen ist das Mittel der Gedankenäußerung gleichgültig; sie können wie durch mündliche Rede oder durch Begebung schriftlicher Aufzeichnung, so auch durch Veröffentlichung von Druckschriften beleidigenden, gotteslästernden, hoch- oder landesverrätherischen, unzüchtigen Inhalts verübt werden. Sie werden, wenn in dieser Form verübt, als Preßverbrechen oder Preßdelicte bezeichnet.

Wo daher ein solches Preßverbrechen begangen ist, da hat der Staat in gleicher Weise strafend einzuschreiten und der Weiterverbreitung der strafbaren

Druckschrift durch Confiscation, bezw. Beschlagnahme Einhalt zu thun, wie wenn das betr. Verbrechen (die Beleidigung, die Aufforderung zum Hochverrath u. s. w.) in anderer Form verübt wäre, — trotz aller Preßfreiheit.

Preßfreiheit ist nicht Freiheit von jeder Schranke, sie besteht nicht in der Schrankenlosigkeit der Presse; vielmehr ist sie gebunden an die Schranken des Rechts, und jede Ueberschreitung dieser Schranken — jeder Mißbrauch der Preßfreiheit — unterliegt der staatlichen Strafe. Wohl aber beschränkt sie das staatliche Einschreiten eben auf die Repression gegen das bereits verübte Delict; sie versagt dem Staate die Prävention, die vorherige Censur behufs Verhütung erst noch zu verübender Delicte.

Mit diesem Unterschiede zwischen Repression und Prävention hängt ein anderer Punkt zusammen, der dem Gegensatze zwischen Censur und Preßfreiheit erst seine volle Beleuchtung gibt.

Die Preßfreiheit gestattet das staatliche Einschreiten nur dann, wenn durch die Veröffentlichung einer Druckschrift das Recht verletzt, ein Verbrechen begangen, eine Strafe verwirkt ist. Ob dies zutrifft oder nicht, ist in jedem Falle nach Maßgabe der bestehenden Strafgesetze durch richterliches Urtheil zu entscheiden. Die Censur dagegen knüpft die vorherige Entscheidung über die Druckerlaubniß an keinerlei Rechtsschranken, überhaupt an keine feste objective Regel; die Genehmigung kann versagt werden nicht nur wegen Rechtswidrigkeit des zu publicirenden Inhalts, sondern auch, weil derselbe in irgend einer anderen Beziehung dem Staate als nachtheilig, als bedenklich oder mißfällig erscheint. Daher liegt auch die Handhabung der Censur nicht in den Händen der stets an bestimmte Gesetze gebundenen Gerichte, sondern polizeilicher Behörden, welche nach Gutdünken und Ermessen, ja nach Willkür und Laune darüber entscheiden können.

So beruht der Gegensatz zwischen Preßfreiheit und Censur im letzten Grunde darin, daß die Preßfreiheit jedem Einzelnen ein, durch rechtliche Schranken zwar begrenztes, aber eben hierdurch auch gesichertes und unter richterlichen Schutz gestelltes Recht der Meinungsäußerung mittelst der Presse gewährt, während die Censur jede solche Meinungsäußerung von dem Gutdünken und Belieben der staatlichen Polizei abhängig macht und damit ein selbständiges Recht der Meinungsäußerung dem Einzelnen überhaupt versagt.

So der begriffliche und rechtliche Gegensatz beider Institute. Dazu kommt aber noch ein politischer Unterschied, welcher die Wirkung beider Systeme, ihre Bedeutung für das öffentliche Leben betrifft.

Die öffentliche Meinungsäußerung, der öffentliche Meinungsaustausch und Meinungskampf ist der Weg, auf welchem sich alle geistige Fortentwicklung der Nationen vollzieht; das wichtigste und bei den modernen Verhältnissen unentbehrliche Mittel der öffentlichen Meinungsäußerung ist aber die Presse.

Indem die Censur nun diese Art der Meinungsäußerung an die Genehmigung des Staates bindet, stellt sie die geistige Fortentwicklung selbst unter die Aufsicht und Einsicht der jeweiligen Inhaber der Staatsgewalt, macht sie jeden Fortschritt im Gesammtleben einer Nation von dem Verständniß, den Interessen und dem guten Willen der jeweiligen Machthaber abhängig. Sie führt sonach

jedenfalls zur Einseitigkeit; sie birgt aber auch die Gefahr in sich, daß jede Umbildung des Bestehenden, jede Fortentwicklung unterbunden, ja selbst die Kritik des Bestehenden und damit die Erkenntniß vorhandener Mängel verhindert werde, sofern die Erhaltung des Bestehenden den Interessen der Machthaber entspricht.

Die Preßfreiheit dagegen gewährt die Möglichkeit einer vollen Entfaltung und Verwerthung aller in einer Nation vorhandenen geistigen Kräfte; sie ist die erste Bedingung, wenn eine Umbildung gegebener Verhältnisse von innen heraus sich vollziehen soll. Freilich kann eine solche Umbildung nun wie zum Guten, so auch zum Schlimmen gerathen, und auch die dazu verwandten Mittel selbst können von nachtheiliger Wirkung sein: neben der Preßfreiheit steht der Preßmißbrauch oder, wie man in den Zeiten des Kampfes sich auszudrücken beliebte, die Preßfrechheit; der öffentliche Meinungskampf kann zur Erregung wilder Leidenschaften, zur Verrohung, zu Gewalt und Verbrechen führen, oder er kann selbst auf verbrecherische Weise geführt werden. So ist auch die Preßfreiheit nicht ohne Gefahren für das öffentliche Wohl.

Ob nun diese Gefahren der Preßfreiheit, ob jene Nachtheile der Censur die überwiegenden seien, das ist die Frage, welche dem langen Kampfe zwischen beiden Principien hauptsächlich zu Grunde gelegen hat.

Heutigen Tages kann diese Frage und dieser Kampf als durch die Geschichte entschieden gelten, und zwar entschieden zu Gunsten der Preßfreiheit. Und in der That konnte es nicht anders kommen.

Denn mag auch Art und Richtung der Entwicklung den einzelnen Völkern offen gelassen sein: daß sie sich entwickeln und fort- und umbilden, das ist für alle eine naturgesetzliche Nothwendigkeit. Gegen die Gefahren dieses Entwicklungsprocesses mögen sie sich wie immer zu schützen suchen; ein Mittel aber, welches, wie die Censur, geeignet ist, jeder Fortbildung hemmend in den Weg zu treten, wird von den vorwärts drängenden Kräften über kurz oder lang mit elementarer Gewalt über den Haufen geworfen werden. —

Es soll nun im Folgenden meine Aufgabe sein, diesen historischen Entscheidungskampf der beiden feindlichen Institute, soweit er sich in Deutschland abgespielt, in seinen Hauptzügen hier vorzuführen.

I.

So lange der geistige Verkehr der Menschheit auf mündliche und schriftliche Mittheilungen beschränkt war, hatte von einer präventiven Ueberwachung desselben Seitens der öffentlichen Gewalt der Natur der Sache nach keine Rede sein können. Name und Sache der Censur war bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst völlig unbekannt[1]). Und auch jetzt, als durch die Druckerpresse die Möglichkeit der Gedankenmittheilung und damit der geistigen Einwirkung auf

[1]) Die auf den mittelalterlichen Universitäten zum Theil von besonderen Beamten geübte Controle über die zu verkaufenden und zu verleihenden Handschriften bezog sich nur auf die Correctheit der Abschriften und steht mit der späteren Censur des Inhaltes der Schriftwerke in keinem Zusammenhang.

Andere eine ganz ungeahnte Ausdehnung gewonnen hatte, wurde an der bisherigen selbstverständlichen Freiheit der privaten wie öffentlichen Meinungsäußerung zunächst nichts geändert.

Aber dem sollte bald anders werden.

Es ist verhängnißvoll geworden für die Geschichte des Preßwesens, daß seine erste Entwicklung gerade in die Zeit der beginnenden religiösen Bewegung fiel. Diese bemächtigte sich alsbald der neuen Kunst, um ihre reformatorischen, dem hergebrachten Kirchenthum feindlichen Ideen in der Bevölkerung zu verbreiten, und es gelang ihr, damit Massenwirkungen zu erzielen, wie sie wenige Jahrzehnte früher noch undenkbar gewesen wären. Dem bestehenden Kirchenthume erschien aber diese neue Verbreitungsweise um so gefährlicher, als die mechanisch vervielfältigten Geistesproducte sich viel leichter, als bisher möglich gewesen, in das Gewand der Anonymität oder Pseudonymität kleiden und dadurch das repressive Einschreiten gegen die wahren Urheber überaus erschweren konnten.

Wollten die kirchlichen Gewalten dieser, ihrer Machtstellung bedrohlichen Bewegung Einhalt thun, so mußten sie vor Allem der neuen Verbreitungsweise entgegentreten. Sie sahen sich daher veranlaßt, eine Aufsicht über das gesammte Druckwesen in Anspruch zu nehmen, und erließen demgemäß das Verbot, daß keine Schrift gedruckt werden dürfe, ohne vorher von den kirchlichen Oberen auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft und genehmigt zu sein.

So ist die erste Einführung der Büchercensur von der katholischen Kirche ausgegangen, als ein Schutzmittel gegen die andringende reformatorische Bewegung. Die Anfänge dazu finden sich bezeichnender Weise gerade in Deutschland, in den rheinischen Erzbisthümern; bereits in den siebziger und achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts sehen wir hier geistliche Censurkommissionen in Thätigkeit. Papst Alexander VI. Borgia hat dann durch Bullen von 1496 und 1501 die geistliche Censur zu einer allgemeinen Einrichtung der katholischen Kirche gemacht, wiederum unter besonderer Bezugnahme auf die Verhältnisse in Deutschland.

„Da wir erkannt haben," — heißt es in der Bulle Inter multiplices von 1501 — „daß durch die Buchdruckerkunst sehr viele Bücher und Abhandlungen in den verschiedenen Theilen der Welt, namentlich im kölnischen, mainzischen, trierischen und magdeburgischen Sprengel gedruckt worden sind, welche verschiedene Irrthümer und verderbliche, ja selbst der christlichen Religion feindliche Lehren enthalten, und dergleichen allerwärts von Tag zu Tag gedruckt werden, so verbieten wir — bestrebt einer derartigen verabscheuungswürdigen Verderbniß ohne Aufschub entgegen zu treten — allen Buchdruckern insgesammt bei Strafe der Excommunication und bei einer Geldstrafe, welche durch unsere ehrwürdigen Brüder, die Erzbischöfe zu Köln, Mainz, Trier und Magdeburg oder deren geistliche Generalvicare oder Officialen aufzulegen und zu vollziehen ist, ernstlich, daß sie in Zukunft Bücher, Abhandlungen oder irgend welche Schriften drucken oder drucken zu lassen irgendwie sich unterstehen, ohne zuvor darüber die Erzbischöfe oder obgenannte Stellvertreter und Officialen um Rath zu fragen und ohne die besondere und ausdrückliche Erlaubniß ausgewirkt zu haben: und wir machen es Jenen zur Pflicht, bevor sie solche Erlaubniß ertheilen, das zu Druckende sorgfältig zu prüfen und fest darauf zu achten, daß nichts gedruckt werde, was dem strengen Glauben zuwider, gottlos oder Aergerniß erregend ist."

Weitere allgemeine Censurverordnungen ergingen unter Leo X. im Jahre 1515, wie auch unter den folgenden Päpsten; dieselben wurden von dem Triden-

tiner Concil bestätigt und in dessen Satzungen aufgenommen, wie sie denn die katholische Kirche — freilich ohne jede Bedeutung für das weltliche Recht — bis auf den heutigen Tag als in Kraft stehend erachtet. Noch die Encyklika Pius IX. vom 8. December 1861 erklärt die Preßfreiheit für einen verderblichen Irrthum und Wahnsinn (deliramentum) unserer Tage.

Alle jene Maßregeln hatten nun freilich das Durchdringen und den Sieg der reformatorischen Bewegung nicht zu hindern vermocht. Ja, der Sieg der Reformation über das Papstthum hätte voraussichtlich jenen Anordnungen selbst die Geltung und Wirksamkeit in Deutschland entzogen, wenn nicht das Uebergreifen der religiösen Bewegung auf das politische Gebiet die weltliche Gewalt im Reiche zu einer Nachahmung des päpstlichen Beispiels getrieben hätte.

Die Reformation war zu einer Machtfrage zwischen dem Kaiser und den protestantischen Ständen geworden. Solange die kaiserliche Gewalt sich den letzteren nicht gewachsen fühlte, auch deren Unterstützung zu ihren sonstigen politischen Unternehmungen bedurfte, war ihr Bestreben auf Beilegung der Religionsstreitigkeiten durch ein allgemeines Concil gerichtet. Mittlerweile suchte sie den status quo möglichst aufrecht zu erhalten, insbesondere der Agitation zu Gunsten des neuen Glaubens und der damit verbundenen gegenseitigen Verbitterung Einhalt zu thun. Das Hauptmittel dieser Agitation war aber neben dem gesprochenen das gedruckte Wort.

Ganz Deutschland war in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts überschwemmt mit aufregenden und aufreizenden Druckschriften über Glaubenssachen, wobei es an Schmähungen und Verhöhnungen der Gegenpartei und ihrer Vertreter natürlicherweise nicht fehlte. Die Reformationszeit ist die Blüthezeit der Schmähschriften und Pasquille in Deutschland.

Dem sollte nun zunächst gesteuert werden und als das sicherste Mittel hierzu bot sich die von den Päpsten eingeführte Censur.

Die erste Bestimmung dieser Art für das ganze Reich findet sich im Abschied des Reichstags zu Speyer von 1529, nachdem bereits im Jahre zuvor König Ferdinand für seine österreichischen Erblande „wegen der verbottenen sektischen Bücher" das strenge Verbot erlassen hatte, irgend ein Werk ohne Bewilligung der Obrigkeit in Druck zu legen. Nach dem Reichsabschied von 1529 sollen nun alle Reichsstände gehalten sein, „mittler Zeit des concilii" dafür zu sorgen, daß in ihren Druckereien weiter nichts Neues (des Glaubens halber) gedruckt „und sonderlich keine Schmähschriften weder öffentlich noch heimlich gedicht, gedruckt und verkauft werden; sondern was derhalben weiter gedicht, gedruckt oder feil gehalten wird, das soll zuvor von jeder Obrigkeit dazu verordneten verständigen Personen besichtiget, und so darin Mängel befunden, soll dasselbig zu drucken oder feil zu haben bey großer Straf nicht zugelassen, sondern also strenglich verboten werden."

Die gleiche Vorschrift, wiederum mit der Beschränkung „mittler Zeit des künftigen Concilii", enthält der Augsburger Reichsabschied von 1530; daß dieselbe im Interesse der alten Kirche erlassen und durchgeführt wurde, zeigt eine Notiz im Rathsprotokoll der Reichsstadt Nördlingen vom 15. Mai 1542, woselbst dem Censurgebot: „Trucker soll hinfüro Nichts drucken dann mit Wissen

eines Bürgermeisters und Raths" — die Worte hinzugefügt sind: „Geschehen uff Anhalten der Pfaffen".

Die Maske fällt nach der Niederwerfung des Schmalkaldischen Bundes durch Carl V. Die auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 erlassene Reichs-Polizeiordnung macht die bisher nur provisorisch, bis zum nächsten Concil, und anscheinend, um diesem nicht vorzugreifen, angeordnete Censur zu einer dauernden Einrichtung im Reich, und zwar ausgesprochener Maßen zum Schutze der katholischen Kirche und Lehre, zugleich aber nunmehr auch zum Schutze der neu befestigten kaiserlichen Gewalt. Die Reichsstände sollen darauf sehen, „daß in ihren Landen nichts geschrieben oder gedruckt werde, so der katholischen Lehr, der heiligen christlichen Kirchen ungemäß und widerwärtig, oder zu Unruhe und Weiterung Ursach geben könne"; ferner nichts Aufrührerisches, Schmähliches oder Pasquillisches oder sonst dem Reichsabschied Zuwiderlaufendes. Die Verletzung der Censur durch die Buchdrucker wird mit Niederlegung des Handwerks und schwerer Geldstrafe bedroht.

So ist denn auch die weltliche Censur in Deutschland im Kampfe gegen die Reformation, als Schutzmittel für den alten gegen den neuen Glauben zur Einführung gelangt. Da nun aber ihre Handhabung nicht unmittelbar in die Hände des Reichs, sondern in die der Landesobrigkeiten gelegt war, so konnte sie, nachdem die protestantischen Stände im Augsburger Religionsfrieden von 1555 ihre Gleichberechtigung errungen hatten, auch fernerhin von Reichs wegen beibehalten werden; nur mußte jetzt ihre specielle Beziehung auf den Schutz der katholischen Lehre in den Reichsgesetzen gestrichen werden. Die protestantischen Stände, von denen der reformatorische Geist freier Forschung und Kritik bereits gewichen war, konnten sich nun des bisherigen Mittels der Gegner zum Schutze ihrer eigenen Orthodoxie, zur Unterdrückung abweichender Meinungen im eigenen Lager ebenso wie zur Abwehr der Gegenreformation bedienen.

Die späteren Reichsgesetze wiederholen demgemäß das Gebot der Censur, es zunächst jedem Reichsstande überlassend, in welchem Sinne er dieselbe handhaben will. Doch wird der kaiserliche Fiskal beim Reichskammergericht, eine Art von Reichsstaatsanwalt, mit der Oberaufsicht betraut, ja, es wird in der kaiserlichen Bücherkommission zu Frankfurt a. M. von Reichs wegen eine besondere Ober-Censurbehörde eingesetzt: eine Maßregel, welche bekanntlich die Verlegung des Hauptsitzes des deutschen Buchhandels von Frankfurt nach Leipzig zur Folge hatte.

Ebenso stereotyp wie die Anordnungen sind aber in diesen Reichsgesetzen auch die Klagen über nachlässige Handhabung der Censur durch manche Obrigkeiten, wie über Umgehung der Censur durch Buchdrucker und Schriftsteller. Und schon wird auch darüber geklagt, daß nicht nur Religion und Privatehre, sondern auch die überlieferte Reichs- und Staatsordnung durch uncensirte Schriften angegriffen werde. Ja, selbst wissenschaftliche Untersuchungen hierüber werden in jener Ruhe liebenden Zeit bereits für gefährlich angesehen und die Landesobrigkeiten besonders zu deren sorgfältiger Prüfung und Ueberwachung angewiesen; denn, wie es in einem kaiserl. Edict von 1715 heißt:

„die tägliche Erfahrung zeigt, daß diesen so oft ergangenen heilsamen Verordnungen und Reichsgeboten an verschiedenen Orten nicht nachgelebet, vielmehr solchen schnurgerad entgegen, hin

und wieder dergleichen schmähsüchtige Bücher heimlich gemacht, gedruckt und ausgebreitet, nicht minder aber auch auf öffentlichen Universitäten über das Jus civile et publicum sehr schädliche, des heiligen römischen Reiches Gesetze und Ordnungen anzapfende, verkehrte neuerliche Lehren, Bücher, Theses und Disputationes angehebt, und dadurch viele, so ohnzulässige als tiefschädliche Neuerungen gegen die teutsche Grundveste, folglich Unordnungen in dem teutschen Reich eingeführt werden."

Mochte nun aber auch die kaiserliche Gewalt in immer neuen Wiederholungen eine schärfere Anspannung der Censur fordern, und mochte sie in ihren Erblanden selbst in diesem Geiste vorgehen, so waren trotzdem nach Beilegung der Religionswirren, in der Zeit vom dreißigjährigen Krieg bis zur französischen Revolution, die Zustände auf diesem Gebiete für einen großen Theil Deutschlands ganz erträgliche. Einerseits lag dies daran, daß in dieser ganzen Periode keine irgend lebhaftere Bewegung auf politischem, socialem oder religiösem Gebiete zu Tage trat, welche die Regierungen zu einem tendenziösen und verfolgungssüchtigen Auftreten hätte veranlassen können; in den meisten protestantischen und in manchen katholischen Landen wurde die Censur in einem gemäßigten und toleranten Sinne geübt. Andererseits aber machte sich die Zersplitterung des Reiches in jene Unzahl von größeren und kleineren Territorien, sowie die Eifersüchtelei und Mißgunst der einzelnen Territorialgewalten gegen einander hier einmal in vortheilhafter Weise geltend. Die sog. „Solidarität der conservativen Interessen" war damals noch nicht erfunden. Wie man zwar in Stuttgart nichts zum Drucke zuließ, was gegen die dortigen Regierungsmaximen gerichtet war, so durfte in Jena nichts erscheinen, was die Gerechtsame der Staaten und Fürsten des ernestinischen Hauses in Frage stellte; allein in Württemberg durfte man über Weimar und in Weimar über Württemberg ungenirt schreiben, was man wollte. „Und so gab es in Deutschland nicht leicht irgend Etwas, worüber man nicht wenigstens an irgend einem Orte Deutschlands mit unbeschränkter Freiheit sich hätte äußern können."

Dazu kam, daß zur Ausübung der Censur damals noch nicht, wie in der Reactionszeit des 19. Jahrhunderts, untergeordnete und unwissende Polizeigeister berufen wurden, sondern hohe Staatsbeamte, Gelehrte und andere Bildungsrepräsentanten. Insbesondere war die Censur häufig den Universitäts-Facultäten übertragen, und so habe ich auch für unser Jena in einem alten Statutenbuche des hiesigen Schöppenstuhls eine landesfürstliche Verordnung von 1653 gefunden, wonach hierselbst keine Schrift gedruckt werden durfte ohne vorherige Prüfung und Genehmigung derjenigen Facultät, in deren Gebiet sie einschlug.

In diesem Sinne befahl auch Friedrich der Große, als er im Jahre 1749 die Censur in seinen Staaten neu einrichtete, daß „zu solcher Censur ein ganz vernünftiger Mann ausgesucht und bestellt werde, der eben nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelles relevirt und aufmutzt"; und bekannt ist der Ausspruch des Königs: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht geniret werden."

Akademien und Universitäten, sowie deren einzelne Mitglieder waren in mehreren Staaten überhaupt von jeder Censur befreit, und so konnte der berühmte Göttinger Historiker Schlözer in seinen „Staatsanzeigen" einen Sprechsaal eröffnen, in welchem Beschwerden aus allen Theilen Deutschlands über

öffentliches Unrecht, über Mißgriffe der Regierungen und Behörden an die Oeffentlichkeit gebracht wurden.

Dieser gemäßigten Censur stand denn auch die Aufklärungsbewegung des vorigen Jahrhunderts keineswegs feindlich gegenüber; vielmehr war man auch hier von ihrer Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit überzeugt, so lange man nur eben selbst nicht dadurch genirt wurde[1]). Die deutsche Literatur aber hat sich unter der Herrschaft dieser Censur bekanntlich zu ihrer höchsten Blüthe entfaltet.

Diese Zustände konnten nun freilich nur so lange andauern, als die deutsche Bevölkerung bezüglich ihrer öffentlichen und staatlichen Verhältnisse in der bisherigen Lethargie verharrte. Erwachte sie hieraus, regte sich in ihr das Bedürfniß nach einer Aenderung des hergebrachten Staats- und Gesellschaftszustandes, tauchten Bestrebungen auf gegen die Allgewalt der bisher im Staate allein herrschenden Factoren, dann konnte es nicht fehlen, daß diese letzteren das in der Censur ihnen zu Gebote stehende Machtmittel bis zum äußersten Grade anspannen würden, um das Anwachsen und Umsichgreifen der neuen Ideen zu verhindern, und um sich selbst im Besitz der Gewalt zu erhalten. Dann aber mußte auf der anderen Seite die Censur als unerträgliche, jeden Fortschritt hemmende Fessel empfunden werden; und dies um so mehr, wenn das Ziel einer solchen Bewegung auf *Demokratisirung der Staatsverfassung* und *Popularisirung des Staatslebens* gerichtet war. Denn dann erschien die Censur nicht nur als ein der Ausbreitung der Reformideen entgegenstehendes Hinderniß, sondern als ein dem *Inhalte* dieser Ideen, *dem demokratischen Principe selbst widersprechendes Unrecht*, die Preßfreiheit dagegen nicht nur als eine aus diesen oder jenen Zweckmäßigkeitsgründen empfehlenswerthe Einrichtung, sondern als ein, in Gemäßheit jenes Princips *jedem Einzelnen ohne Weiteres zukommendes, absolutes Recht*.

Eine solche politische Bewegung, welche demgemäß alsbald zum Kampfe gegen die Censur führen mußte, hatte sich nun in der That seit Ende des vorigen Jahrhunderts der Geister bemächtigt. Ihr Ursprung aber lag nicht in Deutschland, sondern in *Frankreich*, in der großen Revolution von 1789. Und von Frankreich aus ist denn auch der Grundsatz der Preßfreiheit — in einem freilich überaus langsamen Tempo und unter manchen Rückschlägen — zu uns übergegangen.

II.

In Frankreich waren bis zur Revolution die Zustände auf dem Gebiete des Preßwesens ähnliche gewesen wie bei uns, nur daß die Censur, in Folge der größeren Centralisation der Staatsgewalt, in ungleich schärferer und willkürlicherer Weise gehandhabt wurde. Es schien dort, als ob die Regierung das Denken selbst unter ihre Controle gestellt hätte. Bekannt sind die Verse Voltaire's in

[1]) In Holstein wie in ganz Dänemark wurde unter dem Einfluß des Grafen Bernstorff durch Gesetz vom 14. September 1770 die Censur sogar völlig aufgehoben: ein auf dem europäischen Festlande damals einzig dastehender Vorgang.

seiner „Epître au roi de Danemarc sur la liberté de la presse“ anläßlich des oben S. 449 Anm. 1 erwähnten Gesetzes:

„Quelquefois, dans Paris, un commis à la phrase
Me dit: à mon bureau venez vous adresser;
Sans l'agrément du roi vous ne pouvez penser;
Pour avoir de l'esprit, allez à la police.“

Um dem Drucke der französischen Censur zu entgehen, sah Voltaire sich veranlaßt, seine Schriften im Haag erscheinen zu lassen.

So war es denn begreiflich, daß es zu den ersten Sorgen der Revolutionsgesetzgebung gehörte, die Censur als eine widerrechtliche Maßregel zu beseitigen, und im Gefolge des Princips der Volkssouveränität die Rede-, Schreib- und Preßfreiheit als ein jedem Menschen und Staatsbürger von Natur aus zustehendes angeborenes Recht zu erklären. Die „Erklärung der Menschenrechte“ vom August 1789, welche in Art. 3 die Souveränität des Volkes proclamirt hatte, stellte in Art. 11 den Satz auf, der für die Entwicklung der ganzen Folgezeit maßgebend geworden ist:

„La libre communication des pensées et des opinions est un des droits les plus précieux de l'homme; tout citoyen peut donc parler, écrire, imprimer librement, sauf à répondre de l'abus de cette liberté dans les cas déterminés par la loi.“ —

Die französische Bewegung entzündete bald auch die Geister in Deutschland, und das hatte nun, wie bereits angedeutet, eine doppelte Wirkung. Einerseits erweckte es bei den Regierungen die Angst vor einer Ausdehnung der Revolution auf Deutschland, welcher Gefahr man vor Allem durch eine straffere Anziehung der Censur an Stelle der bisherigen Toleranz entgegenzuwirken suchte. Beim deutschen Reichstage geschahen Schritte wegen Einführung gemeinsamer Maßregeln zur Beschränkung der eingerissenen „grenzenlosen Preßfrechheit“. Blieben diese auch bei den damaligen Reichsverhältnissen ohne Erfolg, so wurden doch in die Wahlcapitulation Kaiser Leopold's II. von 1790 schärfere Censurbestimmungen, als in den älteren Reichsgesetzen enthalten, aufgenommen. In seinen Erblanden modificirte dieser Kaiser das milde Josephinische Censuredict und schärfte den Censoren ein, „nicht bloß das, was offenbar unsittlich oder gefährlich für Staat und Religion erscheint, sondern Alles, was sie für bedenklich halten, nach den Regeln der Klugheit zu unterdrücken.“ In Preußen war schon 1788 unter dem bigotten Friedrich Wilhelm II. ein strenges Censuredict erlassen und den Censoren besondere Strenge gegen alle Schriften empfohlen worden, „welche die Wahrheit der Religion angreifen — oder Grundsätze und Maßregeln der Regierung antasten und durch Grübeleien zu unrichtiger Anwendung mißverstandener theoretischer Sätze verleiten“.

Andererseits aber entsteht eben jetzt in dem deutschen Publicum das Verlangen nach Einführung der von der Revolution sanctionirten Preßfreiheit, und zwar um so lebhafter, je drückender die Censur sich nunmehr überall geltend macht. Man beginnt zu erwägen, daß die Schäden, welche durch die Censur möglicherweise verhütet werden, in keinem Verhältnisse stehen zu den sicheren Nachtheilen, die sie mit sich führt; zu den Verlusten an geistigem Kapital, zu der Erschwerung jeglichen Fortschrittes, zu den, beim Mangel einer unabhängigen

Kritik unausbleiblichen Mißbräuchen und Pflichtwidrigkeiten in der öffentlichen Verwaltung. In letzterer Beziehung hatte schon Schlözer den drastischen Ausspruch gethan, „daß die ständische Verfassung ohne Publicität und Preßfreiheit nur allzu leicht zur privilegirten Landesverrätherei werde.“ Und was den möglichen Nutzen der Censur betraf, so sah man, daß die wirklich schädlichen, die beleidigenden, zur Gewalt aufreizenden, sittenverderbenden Schriften trotz aller Censur ihren Weg ins Publicum sehr wohl zu finden wußten.

Vor Allem aber beginnt sich jetzt unter directer Einwirkung der französischen Menschenrechte ein brennendes Gefühl geltend zu machen, daß eine solche staatliche Bevormundung des geistigen Verkehrs denn doch freier, mit Vernunft begabter Menschen unwürdig sei. Aus der Freiheit der menschlichen Natur und einer abstracten bürgerlichen Freiheit wird das Postulat der Preßfreiheit abgeleitet.

In diesem Sinne hatte der damals noch freisinnige Friedrich Gentz in seinem berühmten Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung 1797 die Preßfreiheit gefordert als ein Recht des freien Bürgerthums, als einen Bestandtheil der bürgerlichen Freiheit. So begründete der Rostocker Jurist Adolph Dietrich Weber in seinem berühmten Buche „Ueber Injurien und Schmähschriften“ (1794) die Verwerflichkeit der Censur u. a. damit, daß dieselbe unzertrennlich verknüpft sei mit einer Verletzung aller Menschenrechte. —

Der Druck der bald folgenden napoleonischen Invasion ließ die Frage der Preßfreiheit naturgemäß für einige Zeit in den Hintergrund treten. Je despotischer aber unter der Fremdherrschaft jede nationale Meinungsäußerung unterdrückt wurde, desto mehr befestigte sich im Inneren der Gemüther die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Preßfreiheit, und zwar auch in den Kreisen der Regierenden selbst, so daß nach der Abwerfung des fremden Joches diese Ueberzeugung geradezu als die allgemeine in Deutschland gelten konnte. Und in der That hatte es nun für einen Augenblick den Anschein, als ob dem deutschen Volke als Preis seiner Kämpfe und Siege mit anderen politischen Reformen auch die ersehnte Preßfreiheit zu Theil werden würde. Die Regierenden waren dankerfüllten Herzens bereit, ihren Unterthanen einen Beweis des Vertrauens zu geben und damit zugleich den Gegensatz gegen das Regierungssystem Napoleon's zum Ausdruck zu bringen.

Wie mit der Einführung constitutioneller Verfassungen, so gingen auch hier die (neuerdings doch wohl über Gebühr verunglimpften) Mittelstaaten voran. In den Jahren 1814—1818 wurde die Censur theils ausdrücklich, theils stillschweigend beseitigt in Württemberg, in Hessen-Darmstadt, in Mecklenburg, in Sachsen-Weimar, in Nassau. In Bayern war sie bereits 1803 aufgehoben worden, da man sich durch die Erfahrung überzeugt habe, daß dieselbe „weder gerecht noch zweckdienlich, noch hinreichend sei“.

Mit diesen Maßnahmen einzelner Regierungen stand es sonach nur im Einklang, wenn in der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 Art. 18 die Verheißung ausgesprochen wurde, daß sich die Bundesversammlung bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichmäßiger Verfügungen über die Preßfreiheit beschäftigen werde. In der That trat die Bundesversammlung zu

Frankfurt a. M. auch an die Berathung der Frage heran und beauftragte im Jahre 1817 den Oldenburgischen Gesandten, Herrn v. Berg, mit der Anfertigung eines Berichts über das in den deutschen Staaten geltende Preßrecht.

Allein, ehe es zu einer Beschlußfassung über diesen am 12. Oktober 1818 erstatteten Bericht kam, führte plötzlich eines der unseligsten Ereignisse der neueren deutschen Geschichte einen völligen Umschwung der Lage herbei, — die Ermordung Kotzebue's durch den Jenaer Burschenschafter Karl Sand am 23. März 1819.

Die Reactionspartei, die mit Allem, was irgend aus der Revolution hervorgegangen war, aufzuräumen bestrebt war, gewann jetzt, unter dem Eindruck dieser blutigen That, die Oberhand, und Metternich war ihr allmächtiger Leiter. Unter seiner Führung begann nun in Deutschland der Kampf, wie gegen die constitutionelle Verfassung, gegen die nationalen Freiheits- und Einheitsbestrebungen überhaupt, so insbesondere gegen deren Hauptvertreterin, die freie Presse. Preußen leistete Oesterreich in diesem unedlen Feldzug willig Heeresfolge, und der Bundestag diente als gefügiges Werkzeug.

So wurde denn die erwähnte Verheißung der Bundesakte von 1815 einfach ignorirt, und auf Grund der berüchtigten Karlsbader Beschlüsse erging der Bundesbeschluß über die Presse vom 20. September 1819, durch welchen — wie durch die gleichzeitigen Maßregeln gegen die demagogischen Umtriebe und gegen die Universitäten — der nationalen Bewegung ein Ende gemacht werden sollte. In sämmtlichen Bundesstaaten mußten hiernach alle täglich oder heftweise erscheinenden Druckschriften sowie alle Schriften bis zu 20 Bogen wiederum der Censur unterworfen werden, und es wurde ausdrücklich erklärt, daß, da es gerade auf *vorbeugende* Maßregeln gegen den Mißbrauch der Presse ankäme, solche Gesetze, die nur auf Bestrafung bereits *verübter* Preßdelicte abzielten, in keinem Bundesstaat als zureichend gelten könnten. Der Bundesversammlung selbst wurde außerdem die Befugniß beigelegt, Druckschriften, welche der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten oder der Erhaltung des Friedens oder der Ruhe in Deutschland zuwiderliefen, aus eigener Autorität zu unterdrücken, und die Landesregierungen wurden verpflichtet, einen solchen Ausspruch des Bundes ohne Weiteres zu vollstrecken.

Dieser Bundesbeschluß von 1819, zunächst nur auf fünf Jahre erlassen, nach deren Ablauf aber auf unbestimmte Zeit verlängert, hat nun in Kraft gestanden, bis das Jahr 1848 dieser ganzen, von Metternich inspirirten Bundesmisere ein — zunächst allerdings nur zeitweises — Ende bereitete.

Die Censur war durch den Bundesbeschluß, wie einst zur Zeit der Reformation, in den Dienst einer bestimmten Richtung und Partei, und zwar jetzt einer *politischen* Partei gestellt, und der ganze Rigorismus einer um ihre Existenz und ihre Macht kämpfenden Partei machte sich bei ihrer Vollziehung geltend. Sie sollte ausgesprochener Maßen der *Reaction*, d. h. der absolutistischen und partikularistischen Richtung als Schutzmittel dienen gegen den *Liberalismus*, d. h. gegen die aus der Revolution und den Befreiungskriegen stammenden constitutionellen und nationalen Tendenzen. Je mehr man auf jener Seite die Macht dieser Tendenzen, ihren Einfluß auf die Gemüther fürchtete, desto ängstlicher, mißtrauischer, verfolgungssüchtiger verfuhr man nun bei allen

Werken und Schriften, die auch nur von ferne einen liberalen Anstrich zu haben schienen. Die Periode von 1819—1848 ist die Zeit jener tendenziösen und gehässigen Censurplackereien, welche soviel dazu beigetragen haben, eine feindselige Stimmung der Nation gegen ihre Regierungen hervorzurufen.

Und nicht nur gegen einzelne bestimmte Schriften, sondern gegen ganze Zeitungsunternehmen, gegen sämmtliche erschienenen wie noch erscheinenden Verlagswerke gewisser Buchhandlungen, ja gegen alle, frühere wie zukünftige, Schriften gewisser Schriftsteller, wie derjenigen des „jungen Deutschlands", erging der Bannstrahl des Verbots.

Zu der Unterdrückung der Schriften kam dann noch die persönliche Verfolgung der Hauptstimmführer der liberalen Bewegung. So wurden im Jahre 1832 auf Veranlassung des Bundestages die Freiburger Professoren v. Rotteck und Welcker Seitens der badischen Regierung ihres Lehramtes entsetzt, weil sie als Theilnehmer an der Redaction des „Freisinnigen" „sich zu verderblichen, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseligen, die Grundlage der bestehenden Staatseinrichtung untergrabenden Lehren bekannt, diese verbreitet und dadurch ihre Unfähigkeit zur Verwaltung des ihnen anvertrauten Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben."

Im Einzelnen hing die Handhabung der Censur natürlich viel von den Persönlichkeiten ab, welche an den verschiedenen Orten mit dem Censorenamte betraut oder in die Obercensurbehörden (als welche in Preußen 1843 sogar ein „Obercensur*gericht*" eingesetzt wurde) berufen waren. So wurde z. B. in Leipzig, wo nach alter Sitte noch die Professoren der Universität, u. A. ein Gottfried Hermann, als Censoren fungirten, die Censur in milderer Weise geübt als anderwärts, wie es schon die Rücksicht auf den dort blühenden Buchhandel erforderte. Im Allgemeinen aber wurde bei der Auswahl der Censoren mehr auf *Gesinnungstüchtigkeit* als auf *Bildung* gesehen[1]), und der Unverstand, die Kleinlichkeit und Aengstlichkeit so mancher Censoren, die gelegentlich auch den literarischen und ästhetischen Kritiker zu spielen liebten, bot nun, damit der Sache auch der Humor nicht fehle, den Anlaß zu den vielen damals umgehenden Censurcuriosa und Censuranekdoten.

Am Besten wird der Geist der damaligen Censur charakterisirt durch die in den einzelnen Staaten erlassenen *Censurinstructionen*, für welche in derjenigen des preußischen Staatsministeriums vom 20. Januar 1843, einer Zusammenstellung und Erläuterung der älteren Bestimmungen von 1819 und 1824, ein Beispiel gegeben werden mag.

Zunächst wird hier allerdings gesagt, daß die Censur keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftstellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen soll.

[1]) Auf dem Karlsbader Congresse hatte sich der württembergische Abgesandte, Graf Wintzingerode, gegen die Censur erklärt, „weil man schwerlich so viele *tüchtige* Subjecte zu Censoren finden werde." Aber auf *geistige* Tüchtigkeit kam es jetzt gar nicht mehr an.

Allein nach diesem harmlos erscheinenden Aushängeschild geht es folgendermaßen weiter:

„Durch die Censur soll dagegen

1. der Druck solcher Schriften verhindert werden, welche mit den Hauptgrundsätzen der Religion im Allgemeinen und des christlichen Glaubens insbesondere im Widerspruche stehen, welche also
   - entweder den Grund aller Religion überhaupt angreifen oder die wichtigsten Wahrheiten derselben verdächtigen, verächtlich oder lächerlich machen wollen,
   - oder welche die christliche Religion, die biblischen Schriften und die darin vorgetragenen Geschichts- und positiven Glaubenswahrheiten für das Volk zum Gegenstande des Zweifels oder gar des Spottes zu machen suchen,
   - oder welche, selbst wenn sie für einen engeren Kreis von Lesern oder nur für Gelehrte bestimmt sind, unanständige, lieblose, zur Vertheidigung der eigenen oder ruhigen Widerlegung entgegengesetzter Meinungen nicht unmittelbar gehörende Angriffe auf andere Glaubensparteien enthalten,
   - oder welche endlich Religionswahrheiten auf fanatische Weise in die Politik hinüberziehen und dadurch Verwirrung der Begriffe verbreiten.

In Schriften dieser Art ist auch dem jetzt vielfach hervortretenden, für den religiösen und moralischen Zustand des Volkes verderblichen Bestreben nicht Raum zu geben, die religiösen Wahrheiten anzugreifen und durch die Ergebnisse philosophischer Deductionen zu ersetzen.

Unzulässig zum Druck ist

2. was die Moral und guten Sitten beleidigt, oder wovon eine Verführung zur Immoralität zu besorgen ist.

Die Druckerlaubniß ist weiter

3. solchen Schriften zu versagen, welche die Würde, die innere und äußere Sicherheit sowohl des preußischen Staates als der übrigen deutschen Bundesstaaten verletzen,
   - welche also Theorien entwickeln, welche auf Erschütterung der Verfassung der preußischen Monarchie oder der anderen Bundesstaaten abzielen, oder dahin streben, im preußischen Staate oder in den deutschen Bundesstaaten Mißvergnügen zu erregen und gegen bestehende Verordnungen aufzureizen,
   - oder welche Versuche involviren im Lande oder außerhalb desselben Parteien oder gesetzwidrige Verbindungen zu stiften, oder in irgend einem Lande bestehende Parteien, welche am Umsturz der Verfassung arbeiten, in einem günstigen Lichte darzustellen;
   - oder welche endlich Verunglimpfungen der mit dem preußischen Staate in freundschaftlicher Verbindung stehenden Regierungen und der sie constituirenden Personen enthalten."

Der Censor soll bei all dem nicht bloß auf den Inhalt, sondern auch auf Ton und Tendenz der Schrift achten.

„In leidenschaftlicher oder unanständiger Sprache geschriebene Aufsätze und Stellen soll er nicht durchlassen, Verspottungen oder Verunglimpfungen gesetzlich bestehender Einrichtungen oder anmaßenden geringschätzigen Tadel derselben nicht dulden, auch solche Artikel nicht zum Druck verstatten, welche dahin zielen, Zwiespalt zwischen den im Lande vorhandenen Ständen und Confessionen zu säen und dieselben unter sich oder gegen die Regierung aufzuregen. In allen diesen Beziehungen gilt es gleich, ob die feindselige Tendenz direct kund gegeben oder hinter der Ausführung von angeblichen Thatsachen oder von Gerüchten versteckt wird."

Auch auf eine Bestimmung der königlich sächsischen Censurinstruktion vom 5. Februar 1844 sei kurz hingewiesen, nach welcher die Druckerlaubniß u. A. nicht nur solchen Schriften zu versagen ist, „welche den Umsturz der Verfassung oder des öffentlichen Rechtszustandes bezielen", sondern überhaupt allen, welche einen anderen Vereinigungspunkt für die deutsche Nation bezwecken,

als den in der Gründung des deutschen Bundes gegebenen; insbesondere ferner solchen Schriften, welche sich mit dem Institute der Censur selbst in einem herabwürdigenden oder aufregenden Tone beschäftigen. Die Gründe für Verweigerung der Druckerlaubniß sollen stets nur der vorgesetzten Behörde, nicht dem Antragsteller mitgetheilt werden.

Es ist begreiflich, daß sich gegen eine nach solchen Grundsätzen gehandhabte Censur, die den Geist der Nation zu ertödten, jede Fortbildung ihrer öffentlichen Verhältnisse zu hintertreiben trachtete, der volle Haß, der Hohn und Spott aller Derer richtete, die von der Nothwendigkeit einer solchen Fortbildung überzeugt waren; und das war damals die große Masse der bürgerlichen Bevölkerung Deutschlands, die große, noch ungeschiedene liberale Partei. Auf alle Weise sucht man hier die Censur zu umgehen, sie zu täuschen, ihr „ein Schnippchen zu schlagen". Was in Deutschland selbst nicht gedruckt werden konnte, wird trotz allen Verbots vom Ausland her eingeführt. An der Grenze, besonders in der Schweiz und im Elsaß, etabliren sich Druckereien und Verlagsgeschäfte, welche die deutschen Nachbarlande mit ihren, nun zum Theil erst recht aufreizenden und aufrührerischen Produkten überschütten.

Die Preßfreiheit aber wird nun das Palladium des Liberalismus; sie wird eben jetzt als ein eminent politisches Recht angesehen, als Voraussetzung einer wirksamen Antheilnahme der Bevölkerung an den staatlichen Dingen, als Grundbedingung eines freien Verfassungszustandes. Ja, der politische Idealismus der Zeit führt theilweise zu einer solchen Ueberschätzung, daß man in der Preßfreiheit das Universalheilmittel gegen alle politischen Schäden, die sichere Garantie für alles Gute, Wahre und Schöne erblickt: ein Standpunkt, von dem aus die Censur nicht nur als Unterdrückung von Meinungsäußerungen erscheint, sondern als Wahrheitsunterdrückung schlechthin.

An den bestehenden Machtverhältnissen konnte indeß jener Haß wie dieser Idealismus zunächst nichts ändern. Mochte in den Kammern der Mittel- und Kleinstaaten, denen Metternich trotz aller Neigung die Redefreiheit nicht hatte entziehen können, noch so sehr gegen die bundestägliche Tyrannei gewettert werden: Oesterreich und Preußen hielten ihre starke Hand über Deutschland, und alle Anderen mußten sich fügen.

Nur ein deutscher Staat hatte in dieser vormärzlichen Zeit den Muth, dem Bunde zu trotzen und in offenem Widerspruche gegen die Beschlüsse von 1819 die Censur für sein Gebiet zu beseitigen. Dieser Staat war das Großherzogthum Baden.

Nach der Thronbesteigung des bürgerfreundlichen und liberal gesinnten Großherzogs Leopold war hier, auf Initiative der von den Ideen von 1789 beseelten zweiten Kammer, das Gesetz über die Polizei der Presse vom 28. December 1831 zu Stande gekommen, dessen Hauptsätze dahin lauteten:

„Alle Censur der Druckschriften, welche im Großherzogthum herauskommen, ist aufgehoben.

„Wer durch den Inhalt einer Druckschrift sich eines Verbrechens schuldig macht, verfällt in diejenige Strafe, womit die bestehende Gesetzgebung dieses Verbrechen überhaupt bedroht, wobei jedoch die Verübung durch den Druck als Erschwerungsgrund gelten soll.

„Die Erkennung dieser Strafen erfolgt durch die Gerichte, und zwar im Wege des öffentlichen und mündlichen Anklageprocesses."

Dieses badische Preßgesetz von 1831 hat freilich, wie sich zeigen wird, nur kurze Zeit in Geltung gestanden; allein trotzdem kommt ihm in der Geschichte des deutschen Preßrechts eine wichtige Rolle zu. Es ist das erste deutsche Preßgesetz in modernem Stile, welches der gesammten späteren Gesetzgebung über die Presse in Deutschland bis auf das heute geltende Reichsgesetz von 1874 direct oder indirect als Grundlage gedient hat. Seine eigene Grundlage aber ist das französische Recht, und so bildet das badische Gesetz die Brücke, über welche die französischen Rechtsgedanken definitiv ihren Einzug in das deutsche Preßrecht gehalten haben. Insbesondere sind auf diesem Wege die eigenthümlichen französischen Bestimmungen über die periodische Presse, d. h. über Zeitungen und Zeitschriften, zuerst auf deutschen Boden verpflanzt worden, auf dem sie sich großentheils bis zum heutigen Tage erhalten haben.

III.

In Frankreich hatte sich das Princip der Preßfreiheit, wie es in der Erklärung der Menschenrechte aufgestellt war, nicht unversehrt zu erhalten vermocht. War dasselbe auch durch die Verfassungen von 1791, 1793 und 1795 gewährleistet worden, so hatte doch schon die letztere Verfassung für Zeiten des Nothstands auch Prohibitivgesetze gegen die Presse gestattet, von welcher Befugniß in den folgenden Jahren mehrfach Gebrauch gemacht wurde. Unter der Schreckensherrschaft wurde die Preßfreiheit durch mannichfache Bedrückungen fast illusorisch gemacht. Ihren völligen Untergang aber fand sie unter Napoleon I. Durch das kaiserliche Decret vom 5. Februar 1810 wird Buchdruck und Buchhandel in völlige Abhängigkeit von der Regierung gebracht. Jeder Druck muß vorher dem Präfecten angezeigt werden; dieser hat darüber an den directeur général de l'imprimerie zu berichten, ohne dessen Genehmigung kein Druck geschehen oder in den Handel gebracht werden darf. In jedem Departement darf, abgesehen von wissenschaftlichen Zeitschriften, nur eine Zeitung erscheinen, und diese steht unter Leitung des Präfecten. Die öffentliche Meinung in Frankreich war damit mundtodt gemacht.

Unter der Restauration schwankte die französische Gesetzgebung zwischen den beiden Gegensätzen: Censur und Preßfreiheit haltlos hin und her. Nachdem man zunächst die napoleonische Censur provisorisch beibehalten hatte, wurde dieselbe durch die drei Gesetze von 1819 aufgehoben, dann nach der Ermordung des Herzogs von Berry im Jahre 1820 wieder eingeführt, nach der Thronbesteigung Karl's X. 1824 aber wiederum aufgehoben, um im Jahre 1827 nochmals wieder eingeführt zu werden. Endlich war unter dem liberalen Ministerium Martignac das Gesetz vom 18. Juli 1828 „sur les journaux et écrits périodiques" erlassen worden, durch welches die Preßfreiheit, insbesondere auch für die periodische Presse, als bleibendes Princip des französischen Rechts sanctionirt werden sollte.

Freilich blieb die Wirksamkeit auch dieses Gesetzes keine ungestörte. Allein das eben hiergegen unternommene Attentat der Krone, die berüchtigten Preßordonnanzen Karl's X. vom 25. Juli 1830, führten bekanntlich zur Julirevolution, welche der älteren Linie des französischen Königshauses den Thron kostete. Die neue Charte vom 14. August 1830 sanctionirte dann von Neuem die Preßfreiheit

und stellte vorsorglich den Satz auf: „La censure ne pourra jamais être rétablie.“ Dabei ist es denn auch, trotz aller späteren Bedrückungen der Presse unter Napoleon III., bis auf den heutigen Tag in Frankreich verblieben.

Die französische Julirevolution hat auf das politische Leben in Deutschland bekanntlich eine bedeutende Rückwirkung geübt, und gerade der Umstand, daß sie durch ein Attentat gegen die freie Presse hervorgerufen war, und daß ihr Sieg somit vor Allem auch einen Sieg der Preßfreiheit darstellte, mußte in Deutschland das Verlangen nach dieser wie das Vertrauen auf einen gleichen Sieg gewaltig erhöhen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die zweite badische Kammer, als sie im Jahre 1831 auf den Antrag Welcker's die Initiative zu dem, den Bundesvorschriften widersprechenden Preßgesetz ergriff, die Anregung hierzu aus den jüngsten Vorgängen in Frankreich geschöpft hatte. Und so war es denn natürlich, daß hierbei auch *inhaltlich* das französische Recht, und zwar gerade das Gesetz über die periodische Presse von 1828, dessen Sistirung den Anlaß zur Revolution gegeben hatte, bei dem neuen badischen Preßgesetz zum Muster genommen wurde.

Ich kann daher nicht umhin, mit einigen Worten auf den Inhalt dieses französischen Gesetzes einzugehen.

Seit der durch die Revolution von 1789 hervorgerufenen, lebhaften und leidenschaftlichen Antheilnahme aller Schichten der Bevölkerung an den öffentlichen Dingen hatte das *Zeitungswesen* einen enormen Aufschwung und eine bisher ungeahnte Bedeutung gewonnen. Die Zeitungen, bisher nur Träger von Nachrichten, wurden jetzt wie Vermittler und Träger der öffentlichen Meinung überhaupt, so auch die wichtigsten Repräsentanten der verschiedenen, um die Macht im Staate kämpfenden politischen Parteien. „Wenn das Gehirn der Menschheit kocht,“ sagt Louis Blanc in seiner Geschichte der Revolution, „wenn das Herz eines Jeden mit Heftigkeit schlägt, wenn auf allen Lippen die erregten Leidenschaften sich in brennende *Worte* übersetzen, wenn in einer schnelllebigen Welt das *Heute* das *Gestern* verschlingt, um selbst wieder von dem *Morgen* verschlungen zu werden, dann ist die Aera der *Bücher* geschlossen: die Aera der *Journale* öffnet sich.“

Freilich mußten nun auch die mannichfachen *Ausschreitungen* des Gedankens, welche von erregten politischen Kämpfen unzertrennlich sind, hauptsächlich in den Zeitungen ihre Ablagerung finden.

Solchen Ausschreitungen konnte nach Aufhebung der Censur Seitens des Staats nur noch durch nachträgliche Bestrafung entgegengetreten werden. Eben diese Bestrafung stieß aber bei Zeitungen auf eine eigenthümliche Schwierigkeit; nämlich die, daß die wahren Schuldigen, welche wegen eines in einer Zeitung verübten Preßverbrechens zur Strafe zu ziehen waren, nur allzu häufig *nicht ermittelt werden konnten*. Die Zeitungsaufsätze erschienen meist anonym oder unter falschem Namen; die Herausgeber und Redacteure stellten ihrerseits die Autorschaft in Abrede, ja behaupteten, von dem strafbaren Product gar keine Kenntniß gehabt zu haben, und das Gegentheil konnte ihnen meist nicht nachgewiesen werden. So konnte die Aufhebung der Censur für die periodische Presse leicht dazu führen, dem Staate trotz zweifellos vorhandener Verbrechen jedes Ein-

schreiten unmöglich zu machen, weil die Person des zu bestrafenden Thäters nicht festzustellen war.

Dieser Eventualität gegenüber hatte sich schon die frühere französische Gesetzgebung zu verschiedenen Maßregeln veranlaßt gesehen, durch welche bei Preßdelicten, besonders der periodischen Presse, die Ermittelung und Bestrafung der Schuldigen sichergestellt werden sollte.

Auch bei dem Gesetz vom 18. Juli 1828 glaubte man bezüglich der periodischen Presse auf die Censur nur dann verzichten zu können, wenn zugleich anderweite Garantien zur Verhütung von Preßdelicten einerseits, wie zur Sicherung ihrer Bestrafung andererseits aufgestellt würden. Zu diesem Behufe wurde u. A. die Befugniß zur Begründung und Herausgabe von Zeitungen auf großjährige, im Besitz der bürgerlichen Rechte befindliche Inländer beschränkt; es wurde die Verpflichtung statuirt zu vorheriger Anzeige der Zeitung und des bei ihr betheiligten Personals, sowie zur Deponirung eines Exemplars jeder Nummer bei der Staatsbehörde; ferner die Verpflichtung zur Bestellung einer Caution, welche für alle in der Zeitung verübten Vergehen zu haften hatte. Insbesondere aber gehörten zu diesen Garantien die Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der Geschäftsleiter, der gérants responsables.

Nach dem Gesetz vom 18. Juli 1828 müssen nämlich für jede Zeitung politischen oder ökonomischen Inhalts aus den Eigenthümern oder Actionären ein oder mehrere Geschäftsleiter, gérants, bestellt und der Staatsbehörde benannt werden. Diese haben zunächst nur die geschäftliche, gewerbliche Seite des Unternehmens zu vertreten; mit der Redaction der Zeitung, d. h. mit der Bestimmung und Anordnung ihres Inhalts, also mit der geistigen Seite haben sie an sich nichts zu thun; dazu können Seitens der Unternehmer auch beliebige andere Personen berufen werden.

Nun bestimmt aber das Gesetz weiter, daß diese Geranten, diese an der Sache pecuniär interessirten Geschäftsleiter, in Person auch zur Ueberwachung des Inhalts in der Richtung verpflichtet seien, daß in der Zeitung keinerlei strafbare Aeußerungen Aufnahme fänden. Zu diesem Zwecke muß für jede einzelne Nummer der Zeitung je ein Gerant ausdrücklich die Verantwortlichkeit übernehmen, indem er dieselbe als „verantwortlicher Gerant", als „gérant responsable" unterzeichnet. An diese Unterzeichnung knüpft dann das Gesetz die rechtliche Folge, daß, wenn nun in der betreffenden Nummer trotzdem etwas Strafbares enthalten ist, stets der verantwortliche Gerant die Strafe hierfür auf sich zu nehmen, dem Staate für das so verübte Delict strafrechtlich zu haften hat, und zwar zu haften in gleichem Maße, mit derselben Strafe wie der wirkliche Thäter, von dem die strafbare Aeußerung herrührt und der ihre Veröffentlichung bewirkt hat; ganz gleichgültig, ob er selbst dieser Thäter ist oder nicht, ja ob er von dem strafbaren Inhalt und seiner Veröffentlichung auch nur Etwas gewußt hat oder hat wissen können. Denn der Gerant soll in solchem Falle nicht deshalb bestraft werden, weil er selbst das betreffende Delict verübt hätte oder mitschuldig daran wäre, sondern deshalb, weil er, entgegen seiner Ueberwachungspflicht und seiner Verantwortlichkeitserklärung, die strafbare

Publication hat geschehen lassen, weil er sie nicht verhindert hat. Diese Strafe trifft den Geranten daher auch dann, wenn eine andere Person als wirklicher Thäter ermittelt und bestraft wird.

Diese strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Geranten, kraft deren er also, als eine Art Sündenbock der periodischen Presse, Strafen auf sich zu nehmen hat, die von Anderen verwirkt sind, steht freilich mit dem obersten Grundsatz des modernen Strafrechts, wonach Jeder nur für das zu büßen hat, was er selbst gethan, nicht im Einklang. Allein abgesehen von dieser allerdings bedenklichen Singularität, war es den Franzosen mit dem Institut der verantwortlichen Geranten doch in meisterhafter Weise gelungen, mit einem Schlage sowohl für möglichste Verhütung von Preßdelicten, als für sichere Bestrafung im Falle ihrer Verübung Vorsorge zu treffen: eine legislatorische Technik, die alle Bewunderung verdient.

Mit der Einsetzung der gérants responsables war in Wahrheit eine Art von Privatcensur begründet. Die öffentliche, staatliche Censur hatte fallen müssen; aber an die Stelle des staatlichen Censors trat jetzt eine Privatperson, welche ebenso wie bisher jener verpflichtet wurde, die zu publicirenden Aufsätze vorher zu prüfen und Rechtswidrigkeiten — aber auch nur solche — darin zu verhüten; und zwar eine Privatperson, welche durch ihre Betheiligung an der gewerblichen Seite des Unternehmens persönlich daran interessirt war, Betriebsstörungen, wie sie bei Strafbarkeit des Inhalts durch Beschlagnahmen, Confiscationen u. s. w. eintreten konnten, möglichst zu vermeiden.

Eben dieser, dem Staate von vorn herein benannte und bekannte, im Einzelfall nicht erst zu ermittelnde Privatcensor ermöglichte sodann, kraft seiner Verantwortlichkeit, für alle Fälle auch die Bestrafung der in der Zeitung begangenen Delicte, mochten die wahren Schuldigen ermittelt werden oder nicht. —

Diese Garantiebestimmungen des französischen Gesetzes von 1828 waren es nun, welche in das badische Preßgesetz von 1831 hinübergenommen wurden. Ja, in der zweiten badischen Kammer glaubte man sogar, oder behauptete wenigstens, daß durch derartige Bestimmungen der bundestäglichen Forderung vorbeugender Maßregeln völlig Genüge geschehe, und daß somit das badische Gesetz dem Bundesbeschluß von 1819 gar nicht zuwiderlaufe: eine freilich ganz sophistische Annahme, für welche Baden bald genug zu büßen haben sollte. Jedenfalls aber faßte man damals auch in Baden die genannten Vorschriften als einen Ersatz für die Censur[1]), als eine Garantie gegen die Vergehungen der periodischen Presse auf.

Nur in einer Beziehung nahm das badische Gesetz eine Aenderung an dem französischen Rechte vor, sofern nämlich die gesetzliche Ueberwachungs- und Haftpflicht hier nicht mehr einem pecuniär interessirten Geschäftsleiter, sondern vielmehr dem geistigen Leiter des Blattes, dem Redacteur, obliegen sollte, welcher nach dem Bundesbeschluß von 1819 auf allen in Deutschland erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften genannt werden mußte. Aus dem gérant responsable wurde so der „verantwortliche Redacteur".

[1]) Eben deshalb wurde die Einrichtung der gérants responsables in das belgische Preßgesetz vom 20. Juli 1831, welches jede Art von Censur perhorrescirte, nicht aufgenommen.

Ueber die Tragweite dieser Aenderung war man sich jedoch damals in Baden nicht ganz klar geworden; man hielt dieselbe für unwesentlich und glaubte daher, im Uebrigen die französischen Bestimmungen ruhig beibehalten zu können. Dies führte nun aber in der Praxis zu einem höchst überraschenden Resultat, das in der That geeignet war, den Werth dieses ganzen Garantiesystems in Frage zu stellen.

Nach dem badischen Gesetz soll nämlich der „verantwortliche Redacteur", ebenso wie der französische Gerant, der Polizei bereits vor der Herausgabe der Zeitung benannt werden, und eben diese von vorn herein und ein für alle Mal benannte Person soll dann für jedes erscheinende Blatt oder Heft der Zeitung verantwortlich sein. Zu einer wirklichen Redactionsthätigkeit war aber diese, als „verantwortlicher Redacteur" benannte Person in keiner Weise verpflichtet worden, und jedenfalls war ihre Haftbarkeit von der Vornahme einer solchen durchaus nicht abhängig gemacht.

Daraus ergab sich nun die Folge, daß der, als solcher genannte, verantwortliche Redacteur einer Zeitung nicht der wirkliche, und umgekehrt, daß der wirkliche nicht der verantwortliche Redacteur derselben zu sein brauchte. Es ergab sich die Möglichkeit, daß als verantwortliche Redacteure der Polizei Personen benannt wurden, die mit der Zeitung überhaupt gar nichts zu thun hatten, weder mit der Redaction noch mit dem gewerblichen Betriebe, ja Personen, die zu einer wirksamen Controle des Blattes gar nicht die nöthige Fähigkeit und Bildung besaßen, — die der Behörde eben gerade nur darum benannt wurden, um gegebenen Falles die durch das Blatt verwirkten Strafen zu bezahlen oder abzusitzen. Das Gesetz ermöglichte so durch seine eigenen Bestimmungen die Aufstellung und Benennung sog. Sitzredacteure oder Strohredacteure, über welche dann hinterher so viel Klage und Entrüstung laut geworden ist.

Dieses badische Preßgesetz von 1831 ist nun, wie erwähnt, die Grundlage für die ganze weitere Entwickelung des deutschen Preßrechts geworden. Allerdings war ihm selbst zunächst nur eine kurze Geltungszeit beschieden. Wenige Monate, nachdem es in Kraft getreten, mußte es auf das kategorische, von der Drohung militärischer Execution begleitete Verlangen des Bundestags wieder aufgehoben, bezw. in einer dem Bundesbeschluß von 1819 entsprechenden Weise abgeändert werden (Juli 1832). Die Censur hielt wieder ihren Einzug in Baden. Aber gerade diese Vergewaltigung umgab das Gesetz mit dem Glorienschein liberalen Märtyrerthums; es wurde das Idol der liberalen Partei, und als nun die Stürme des Jahres 1848 durch das Land brausten und den Sieg des Liberalismus über den Absolutismus verkündeten, da erlebte das Gesetz vom Jahre 1831 nicht nur in Baden selbst seine Wiederauferstehung, sondern wurde auch von den meisten anderen Bundesstaaten bei dem schleunigen Erlaß neuer Preßgesetze zum Vorbild genommen.

IV.

Das Jahr 1848 hatte in der That wie für den Kampf zwischen der absoluten und constitutionellen Staatsform überhaupt, so auch für den, nun durchaus damit zusammenhängenden Kampf zwischen Censur und Preßfreiheit die Entscheidung gebracht. Wie letztere bisher zu den ersten *Forderungen*, so gehörte sie jetzt zu den ersten *Gewährungen*, welche die erschreckten Regierungen ihren Unterthanen machten. Der Bundestag selbst hatte bereits am 3. März 1848 allen Bundesstaaten freigestellt, die Censur in ihrem Gebiete aufzuheben und die Preßfreiheit einzuführen; nur sollte dann letztere mit Garantieen gegen den Mißbrauch der Presse umgeben werden. Solche Garantieen fand man gerade in dem badischen Gesetze von 1831, und eben unter diesem Gesichtspunkte gelangten nun fast überall auch dessen Bestimmungen über den *verantwortlichen Redacteur* periodischer Druckschriften zur Aufnahme.

Der weitere Verlauf der revolutionären Bewegung führte freilich theilweise wieder zu einer Beseitigung dieser Garantieen. Die von der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. verkündeten „deutschen Grundrechte" vom 21. December 1848 stellten — anklingend an die Menschenrechte von 1789 — den Satz auf:

„Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Concessionen, Sicherheitsbestellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden."

Die fünfziger Jahre aber brachten auch hier noch einmal eine rückläufige Bewegung, welche in dem Bundesbeschluß vom 6. Juli 1854, betreffend Bestimmungen zur Verhinderung des Mißbrauchs der Preßfreiheit, ihren Höhepunkt fand. Zwar die Censur blieb seit jener Zeit dauernd aufgehoben in Deutschland; sie war in der Bevölkerung denn doch allzu verhaßt, als daß selbst die schlimmste Reaction an ihre Wiedereinführung hätte denken können. Dazu war ja eben erst ihre Unfähigkeit zur Hintanhaltung der Revolution deutlich zu Tage getreten. Vor Allem aber hatte sich — als bleibendes Ergebniß der Bewegungsjahre — doch selbst der Regierungskreise die Ueberzeugung bemächtigt, daß Deutschland sich in einem Neubildungsprocesse befinde, der zu seiner Lösung — wie man sich diese im Uebrigen auch denken mochte — einer gewissen activen Antheilnahme der Bevölkerung, damit aber auch einer gewissen Unabhängigkeit der öffentlichen Meinungsäußerung bedürfe.

Wohl aber suchte man in dieser Reactionszeit dem hergebracht *oppositionellen Tone* besonders der *Tagespresse* entgegenzutreten, indem man — unter der Firma von Garantieen gegen Preßmißbräuche — nach französisch-napoleonischem Muster allerhand chicanöse Beschränkungen und Bedrückungen derselben, wie das Erforderniß entziehbarer Concessionen, Unterdrückung von Zeitungen nach vorheriger Verwarnung, Auflage von Cautionen, Zeitungsstempel, Entziehung des Postdebits u. s. w. zur Einführung brachte. Und noch in einer andern Weise sollte der Oppositionspresse zu Leibe gegangen werden, nämlich durch *Aufstellung neuer, überaus dehnbarer Verbrechensbegriffe*. Nach Muster und auf Grund des Bundesbeschlusses vom 6. Juli 1854 wurde

das Gebiet der Strafbarkeit über die bisherigen Grenzen hinaus ausgedehnt auf alle Aeußerungen (sog. Angriffe) gegen die Religion, gegen die Grundlagen und Einrichtungen des Staats, gegen die Anordnungen der Obrigkeit und die zu ihrer Handhabung berufenen Personen, welche — wie es in § 17 des Bundesbeschlusses heißt — durch Kundgabe erdichteter oder entstellter Thatsachen oder durch die Form der Darstellung geeignet sind, den Gegenstand des Angriffs dem Hasse oder der Verachtung auszusetzen. Das war der berüchtigte Haß- und Verachtungsparagraph, welcher nun im folgenden Jahrzehnt eine so traurige Rolle spielte; eine kautschukartige Bestimmung, deren Anwendung auf den Einzelfall, beim Mangel jedes objectiven Kriteriums, durchaus dem subjectiven Meinen und Gutdünken, insbesondere aber der politischen Gesinnung des jeweiligen Beamten überlassen war. Wie früher bei der Censur das subjective Belieben über die Zulassung zum Druck, so sollte jetzt dasselbe Belieben über die Strafbarkeit bereits gedruckter Aeußerungen entscheiden. Die Uebertragung solcher Gutdünkens- und Gesinnungsentscheidungen an die Gerichte machte die Sache nicht besser, sondern war höchstens geeignet, die Integrität der Rechtspflege selbst zu beeinträchtigen.

Der gleiche Geist polizeilicher Erschwerung der an sich nicht mehr zu beseitigenden Preßfreiheit hatte sich bereits vor dem Bundesbeschluß in dem preußischen Preßgesetz vom 12. Mai 1851 geltend gemacht. In einer Beziehung enthielt dieses jedoch eine Bestimmung, die als ein bedeutender Fortschritt zur Gerechtigkeit hin begrüßt werden mußte, nämlich bezüglich des verantwortlichen Redacteurs periodischer Druckschriften. Nach den bisherigen Gesetzen hatte derselbe stets die volle Strafe der in seinem Blatte verübten Delicte zu tragen gehabt, ohne Rücksicht, ob ihn selbst eine Schuld daran traf oder nicht. Das preußische Gesetz von 1851 beschränkte dagegen diese volle Haftbarkeit auf die Fälle, in welchen der verantwortliche Redacteur das betreffende Delict wirklich selbst begangen oder wissentlich dazu mitgeholfen hatte. In allen anderen Fällen, wenn seine Thäterschaft oder Theilnahme nicht nachzuweisen war und ihm sonach nur eine Nachlässigkeit in der Ueberwachung des Blattes, die fahrlässige Nichtverhinderung des von anderen Personen verübten Delicts zur Last fiel, sollte ihn nur eine Geldstrafe als sogenannte Fahrlässigkeitsstrafe treffen.

Damit war der Gedanke der französischen Gerantenhaftung auf seine richtigen, dem allgemeinen Strafrecht entsprechenden Grenzen zurückgeführt: der verantwortliche Redacteur haftet zwar, auch wenn er nicht Thäter oder Theilnehmer ist; aber er haftet auch dann nur für das, was ihm selbst zur Last fällt, und das ist hier nur die Vernachlässigung seiner Redacteurpflicht. Eine solche Vernachlässigung kann gerechter Weise nicht mit der Strafe des vorsätzlich verübten Delicts (der Beleidigung, Gotteslästerung, Aufforderung zum Hochverrath u. s. w.), sondern nur mit einer viel geringeren Strafe belegt werden.

Bereits in den sechziger Jahren machte sich wieder ein freierer Geist in der Preßgesetzgebung einiger Mittel- und Kleinstaaten geltend, wie besonders des Großherzogthums Baden und der thüringischen Herzogthümer. Allgemein herrschend ward aber dieser freiere Geist erst, als nach den großen Ereignissen

der Jahre 1870/71 das Deutsche Reich auf Grund des Art. 4 Nr. 16 seiner Verfassung die einheitliche Regelung des Preßrechts für ganz Deutschland in die Hand nahm.

Das Reichsgesetz über die Presse vom 7. Mai 1874, welches heut zu Tage im ganzen Reich (mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen) in Geltung steht, hat selbstverständlich nicht nur den seit damals sechsundzwanzig Jahren in Deutschland herrschenden Grundsatz der Preßfreiheit aufrecht erhalten, sondern es hat auch — vorbehaltlich weniger preßpolizeilicher Bestimmungen zur Sicherung der Strafverfolgung — mit allen jenen sog. Garantieen gegen den Mißbrauch der Presse und ebenso mit allen Haß- und Verachtungsparagraphen gründlich aufgeräumt[1]). Nur der verantwortliche Redacteur periodischer Druckschriften hat, wenn auch in etwas modificirter Gestalt[2]), auch heute noch sein privates Censoramt zu üben, und im Falle der Begehung eines Preßdelicts in seiner Zeitung, ähnlich wie nach preußischem Recht, mit einer Fahrlässigkeitsstrafe zu haften, sofern er nicht selbst Thäter oder Theilnehmer an dem Delict ist[3]).

Der Satz: „Jeder Deutsche hat das Recht, seine Meinung auch durch den Druck frei zu äußern, vorbehaltlich seiner Strafbarkeit, falls diese Meinungsäußerung gegen ein bestehendes Strafgesetz verstößt", — ist sonach heute bei uns zur vollen Wahrheit geworden, und er hat uns, wie die Geschichte der letzten sechzehn Jahre lehrt, jedenfalls keine Nachtheile gebracht, die nicht durch gegenüberstehende Vortheile weit überboten würden. —

Wir sehen heut zu Tage in der Preßfreiheit zwar nicht mehr, wie die Menschenrechte von 1789, ein aus der Volkssouveränität sich ergebendes, jedem Menschen angeborenes Urrecht; wir erblicken in ihr auch nicht mehr mit dem Idealismus der dreißiger und vierziger Jahre eine Panacee gegen alle Mißstände im Gemeinwesen; im Gegentheil, wir verkennen durchaus nicht, daß unbeschränkte Preßfreiheit selbst manche Mißstände und Gefahren im Gefolge haben kann[4]).

Aber wir haben erkannt, daß bei unseren heutigen Culturverhältnissen, wo Alle im Staate zur Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten berufen

[1]) Einen letzten Versuch, durch beliebig dehnbare Strafbestimmungen der freien Bewegung der Presse entgegen zu treten, enthielt § 20 des Entwurfs zum Reichs-Preßgesetz, wonach strafbar sein sollte, „wer mittelst der Presse den Ungehorsam gegen das Gesetz oder die Verletzung von Gesetzen als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstellt". Der Paragraph scheiterte an dem einmüthigen Widerspruche des Reichstages.

[2]) Er ist nur noch auf den einzelnen Nummern der Zeitung, nicht mehr von vornherein der Polizei zu benennen.

[3]) Für die Thäterschaft des verantwortlichen Redacteurs stellt das Gesetz in § 20 allerdings eine rechtliche Vermuthung auf, so daß dieselbe im Einzelfall nicht erst bewiesen zu werden braucht; wohl aber kann sie stets durch den Gegenbeweis widerlegt werden, in welchem Falle dann die Fahrlässigkeitshaftung eintritt. Diese letztere selbst (und nur diese) kann durch den Nachweis pflichtmäßiger Sorgfalt, sowie auch durch den Nachweis des Verfassers oder Einsenders des strafbaren Aufsatzes seitens des verantwortlichen Redacteurs ausgeschlossen werden. Ueber diese, zum Theil sehr bestrittenen Fragen unseres Preßstrafrechts vergl. mein Buch: „Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redacteurs", Jena 1889.

[4]) Gegen solche richteten sich zum Theil die jetzt wieder weggefallenen Bestimmungen des Socialistengesetzes.

sind und wo das öffentliche Leben auf dem engsten Ineinandergreifen und Zusammenarbeiten zahlloser Einzelkräfte beruht, — daß hier die Preßfreiheit, die Freiheit des öffentlichen Meinungsaustauschs, die erste und Grundbedingung für jede gesunde, gedeihliche Weiterentwicklung unseres Volksganzen ist; daß dagegen die Gefahren der Preßfreiheit sich theils durch diese selbst paralysiren, theils durch das Schwert der strafenden Gerechtigkeit ausreichend in Schach gehalten werden.

Wenn wir nun dem Reiche dafür dankbar sind, daß von ihm diese einheitliche und befriedigende Regelung des Preßwesens herbeigeführt ist, so dürfen wir doch andererseits nicht in thörichter Selbstüberhebung vergessen, daß wir die Grundgedanken dieser Regelung den Franzosen zu verdanken haben.

Und wenn wir in gegenwärtiger Zeit, beim Centennarium der großen Revolution, Rückschau halten über die Entwickelung der damals ausgestreuten Keime, so zeigt sich uns, daß die so viel gerühmten und so viel geschmähten Ideen von 1789 der Menschheit doch jedenfalls manche Ergebnisse gebracht haben, die als Errungenschaft für alle Zukunft festzuhalten sind. Zu diesen gehört unzweifelhaft und in erster Linie das große Princip der Preßfreiheit!

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die Colonialdebatten im deutschen Reichstage erhielten ein besonderes Interesse durch die Thatsache, daß in Bezug auf Ostafrika das deutsch-englische Abkommen vorangegangen war, so daß die internationalen Beziehungen Deutschlands in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden mußten. Sowohl hinsichtlich Südwest-Afrikas als auch hinsichtlich der ostafrikanischen Colonie wurden die von der Regierung beanspruchten Credite im Wesentlichen bewilligt, mit der Einschränkung jedoch, daß die Vorschläge der Commission zur Annahme gelangten, welche zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika und für Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels 2 500 000 Mark für ausreichend erachtete, während die Regierung im Etat eine Million mehr ausgeworfen hatte. In Verbindung mit dem erwähnten Titel gelangte auch das Gesetz über die kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika zur Verhandlung. Obgleich auch bei den jüngsten Colonialdebatten die früheren principiellen Widersprüche zur Erscheinung kamen, darf doch in erfreulicher Weise constatirt werden, daß Freunde und Gegner sich bemühten, in ebenso maßvoller wie sachlicher Weise ihre Auffassung zur Geltung zu bringen. Der Reichskanzler General von Caprivi war zugleich in der Lage, die gegen das Abkommen mit England erhobenen Einwendungen im Einzelnen zu erörtern. Von besonderem Interesse war der Hinweis auf die Directive, die Kaiser Wilhelm am 2. Mai 1890 vor Einleitung der Verhandlungen mit der britischen Regierung gab, eine Directive, die, wie der Reichskanzler betonte, auch heute noch die Grundlage bezeichnet, auf der die Colonialregierung steht. Einige dieser Punkte sind inzwischen bereits erledigt, wie denn unter Anderem die Regelung der Interessensphären in der vorgezeichneten Weise erfolgt ist. So war vorgesehen, daß im Nothfalle Witu, vorbehaltlich der Befriedigung deutscher Ansprüche, als Compensationsobject dienen sollte. Die Uebernahme der Hoheitsrechte in dem innerhalb der deutschen Zone liegenden Küstenstriche auf das Deutsche Reich ist gleichfalls durchgeführt worden, nicht minder die Umwandlung der Truppe des Reichscommissars von Wissmann in eine kaiserlich deutsche Schutztruppe, sowie die Schaffung einer über dem Reichscommissar und den sonst betheiligten deutschen Behörden stehenden Centralstelle mit dem Sitze auf dem afrikanischen Festlande. Von ganz besonderer Wichtigkeit war die Anordnung, daß die Verwaltung des Küstenstriches und des übrigen Schutzgebietes unmittelbar dem Deutschen Reiche zu übertragen sei.

Vom 1. April d. J. an wird denn auch die Colonialverwaltung in Deutsch-Ostafrika eine veränderte Gestalt erhalten. An die Spitze der Verwaltung in der Colonie tritt dann als Gouverneur Freiherr von Soden, der, mit den tropischen Verhältnissen wohl vertraut, in Kamerun bereits gezeigt hat, welche Erfolge durch Energie und sachgemäßes Vorgehen erzielt werden können. Der neue Gouverneur wird allerdings nicht bloß administratives Geschick an den Tag legen, sondern auch mit feinfühligstem Tacte vorgehen müssen, falls Emin Pascha und Wissmann nach wie vor

ihre bewährten Dienste der deutschen Colonialpolitik widmen sollten. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen diesen beiden wohlverdienten Männern werden vielleicht eher ihren Ausgleich finden, sobald an Ort und Stelle ein in Colonialangelegenheiten competenter Gouverneur in der Lage ist, unverzüglich eine maßgebende Entscheidung zu treffen. Mit besonderer Genugthuung wurde die Versicherung des Reichskanzlers begrüßt, daß die Colonialregierung sich freuen würde, wenn Major von Wissmann, dessen Functionen als Reichscommissar am 1. April ablaufen, und Emin Pascha ihre Erfahrungen und ihre Energie auch fernerhin der Colonisation von Ostafrika widmen wollen. Freilich muß mit Nachdruck daran festgehalten werden, daß sie dem neuen Gouverneur, Freiherrn von Soden, untergeordnet bleiben.

Die Mittheilungen, welche General von Caprivi über die Beziehungen Deutschlands zu England hinsichtlich der Colonialpolitik gab, waren nicht minder bedeutsam. In Bezug auf einen Punkt des deutsch-englischen Abkommens, der Anfechtung erfahren, konnte sich der deutsche Reichskanzler auf seinen Vorgänger im Amte, den Fürsten Bismarck, berufen. Als im October 1889 die Frage der Annectirung des Küstenstriches angeregt war, ließ Fürst Bismarck von seinem Landsitze aus die Mahnung ergehen, sich vor einem eventuellen Vorgehen sorgfältig zu vergewissern, ob nicht Engländer daselbst bessere Rechte hätten oder zu haben glaubten. Die Erhaltung von Lord Salisbury hätte, wie Fürst Bismarck erklären ließ, für ihn mehr Werth als „ganz Witu". Als das Protectorat von Zanzibar zur Erörterung gelangte, fand bereits im November des Jahres 1888 in der Budgetcommission des deutschen Reichstages eine Verhandlung statt, bei der die Frage angeregt wurde, ob nicht dasjenige, was Deutschland gegenwärtig besitzt, auf dem Wege friedlichen Ausgleiches mit England erreicht werden könnte. Es handelte sich um den zehn Meilen breiten Küstenstreifen, der durch eine Abfindung des Sultans von Zanzibar erlangt werden sollte, während beabsichtigt wurde, die Engländer an anderer Stelle zu entschädigen. Damals wies Fürst Bismarck, wie sein Nachfolger im Reichstage hervorhob, darauf hin, daß zuerst England gefragt werden müßte und setzte hinzu: „England ist für uns wichtiger als Zanzibar und ganz Ostafrika".

Mit Recht ist hervorgehoben worden, daß die Freundschaft Deutschlands für England nicht minder werthvoll ist, als diejenige Englands für Deutschland. Es darf jedoch daran erinnert werden, daß die englische Regierung durch die Abtretung der Insel Helgoland deutlich genug ihr Entgegenkommen bekundet hat. Wie gering auch die Bedeutung der Insel für Großbritannien gewesen sein mag, konnte doch keinem Zweifel unterliegen, daß in Deutschland großer Werth auf den Besitz Helgolands gelegt wurde. Das deutsch-englische Abkommen sichert überdies der deutschen Colonialverwaltung so umfassende Gebiete, daß die bewährten Männer, die in den letzten Jahren ihre Kräfte dem Vaterlande in fernen Zonen gewidmet haben, vollauf Gelegenheit finden werden, ihre ersprießliche Wirksamkeit zu bethätigen. Ein Argument, das zu Gunsten der Colonialpolitik noch in Betracht kommt, ist der Eifer, mit dem die verschiedenen Nationen ihren Colonialbesitz zu erweitern oder doch festzuhalten bestrebt sind. Selbst die schlimmen Erfahrungen, welche neuerdings von den Spaniern mit den ihnen durch päpstlichen Schiedsspruch zuertheilten Karolinen-Inseln gemacht worden sind, vermochten diesen Eifer nicht abzukühlen. Andererseits hat auf afrikanischem Boden ein allgemeiner Wettkampf begonnen, an dem Deutsche und Engländer, Franzosen und Italiener, Portugiesen und der unabhängige Congostaat betheiligt sind, ein Wettkampf, der, wie gehofft werden darf, nach endgültiger Abgrenzung der Interessensphären sich in durchaus friedlicher Weise vollziehen wird.

Die italienische Regierung, deren Colonialpolitik ebenfalls vielfache Anfechtung im Parlamente erfahren hat, wird jedenfalls auch nach dem Sturze Crispi's an den bereits von dessen Vorgänger in Bezug auf Massowah befolgten Grundsätzen festhalten. Der am 31. Januar nicht etwa bei einer Frage der hohen Politik, sondern aus Anlaß einer Zolldebatte herbeigeführte Sturz des bisherigen italienischen Conseilpräsidenten ist jedenfalls das bedeutsamste Ereigniß der letzten Wochen. Allerdings erscheint dieser

Sturz nur bei oberflächlicher Betrachtung gewissermaßen als ein politisches Naturereigniß, das mit jäher, elementarer Kraft wirkte; vielmehr war auch diese Katastrophe von langer Hand vorbereitet. Stimmten die italienischen Blätter nach den letzten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer darin überein, daß Crispi einen glänzenden Sieg errungen habe, so wies doch die angeblich geschlossene Regierungsmehrheit, sobald man sie genauer betrachtete, eine ziemlich bedenkliche Zusammensetzung auf. Mochte es immerhin vom taktischen Gesichtspunkte aus nicht ungeschickt erscheinen, daß Crispi mit den gemäßigten Elementen der Rechten seinen Frieden geschlossen hatte, so stellte doch die von dem Führer der jungen Rechten, Rudini, geleitete Parteigruppe innerhalb der Kammermehrheit ein Element dar, dessen vollständige organische Verschmelzung mit der Linken von Anfang an ausgeschlossen war. Daß Rudini in seinem sicilianischen Wahlkreise, als er sich den Wählern vorstellte, die Uebereinstimmung seines eigenen politischen Programms mit demjenigen Crispi's in allen wesentlichen Punkten der auswärtigen und der inneren Politik betonte, vermochte nichts an der Thatsache zu ändern, daß ein innerer Gegensatz zwischen den Anschauungen der beiden Staatsmänner, die zugleich hervorragende Parteimänner sind, unausgeglichen bleiben mußte.

Nur in Bezug auf das Festhalten Italiens an dem europäischen Friedensbündnisse, der Tripelallianz, stimmten Rudini und Crispi vollständig überein; ja, Rudini erklärte sogar in seiner Wahlrede, daß er geraume Zeit, ehe Crispi die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, mit aller Entschiedenheit für das Bündniß Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn eingetreten wäre. In der inneren Politik war jedoch die Uebereinstimmung der beiden Staatsmänner mehr negativer Natur. Hatte Crispi, der öffentlichen Meinung Rechnung tragend, in seinen mehrfachen Banketreden betonen müssen, daß er, um das Gleichgewicht im Staatshaushalte wieder herzustellen, keine neue Steuern verlangen werde, so stimmte der Führer der jungen Rechten dieser Auffassung der finanziellen Lage Italiens in vollem Maße zu. Dagegen mußte ein Vorbehalt Rudini's in einer anderen Frage der inneren Politik von Anfang an verfänglich erscheinen. Während Crispi großes Gewicht darauf legte, daß alle mit der Unterstützung der Regierung gewählten Abgeordneten, ohne sich in einzelne Gruppen abzusondern, eine geschlossene Regierungsmehrheit bildeten, hob Rudini hervor, wie es sich empfehlen würde, daß auch innerhalb dieser Mehrheit einzelne Gruppen fortbeständen. Mit solchen Dispositionen hielt die aus den Wahlen verstärkt hervorgehende junge Rechte ihren Einzug in die neue Deputirtenkammer.

War also die „glänzende Majorität" keineswegs ein organisches Gebilde, so darf andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß Crispi mancherlei gethan hatte, um die Opposition zu erbittern. Wird selbst von den Irredentisten vom Schlage Imbriani's, den franzosenfreundlichen Republikanern wie Cavallotti im Hinblick auf deren geringfügige Anzahl abgesehen, so mußten doch persönlichkeiten wie Nicotera und Bonghi, die sich bei jeder Gelegenheit nicht bloß zurückgesetzt, sondern auch verspottet sahen, mit Ungeduld die erste günstige Gelegenheit erwarten, bei der sie Revanche nehmen konnten. Nicotera, der zur Zeit der „Pentarchie" derselben kleinen Gruppe wie Crispi angehörte, mußte es besonders hart empfinden, daß sein alter Kampfgenosse, nachdem er in den Vollbesitz der Regierungsgewalt gelangt war, ihn mit Geringschätzung behandelte, während Bonghi, an den Ueberlieferungen der alten Conforteria festhaltend, nicht nur durch gekränkten Ehrgeiz geleitet wurde, sondern auch das nach seiner Auffassung allzu schroffe Vorgehen gegen Frankreich mißbilligte. Bonghi übersah dabei geflissentlich, daß die französische Republik alle von Seiten Italiens auf handelspolitischem Gebiete gemachten Zugeständnisse als einen ihr gebührenden Tribut hinnahm, ohne bisher mit der gleichen Freundlichkeit zu antworten. Dies lag eben in der Situation; die Franzosen wollten einmal Italien für seinen Anschluß an die Tripelallianz bestrafen, dann aber auch am allerwenigsten zu Gunsten Italiens auf ihre schutzzöllnerischen Bestrebungen Verzicht leisten. Hierzu kam noch, daß Crispi ihnen besonders verhaßt war, da er bei jeder Gelegenheit mit begreiflichem Selbstgefühle betonte,

daß Italien als gleichberechtigter Factor des europäischen Friedensbündnisses irgend welche von Frankreich beanspruchten Vorrechte nicht mehr gelten ließe.

Daß jedoch die Katastrophe so rasch erfolgen würde, konnten selbst die unablässig die Stellung Crispi's unterminirenden Widersacher des bisherigen italienischen Conseilpräsidenten nicht vorhersehen. Rudini mochte allerdings die Schwierigkeiten bereits ahnen, als er in seiner Wahlrede zu Termini darauf hinwies, daß die parlamentarischen Verhältnisse im Vergleiche mit früheren Zeiten eine Veränderung erfahren müßten, insofern nicht mehr zwei große Parteien einander in der Deputirtenkammer gegenüberstehen, sondern ihr Gros verschiedene Abstufungen derselben Partei umfassen würde. Anscheinend wendete sich Rudini damals gegen eine von Bonghi kundgegebene Auffassung, in Wirklichkeit trifft es nunmehr aber auch auf Crispi selbst zu, wenn es in der zu Termini vor einigen Monaten gehaltenen Wahlrede heißt: „Man hatte nicht, wie behauptet wurde, den anmaßenden Gedanken, Crispi zum Gefangenen zu machen; man wollte aber auch selbst nicht Gefangener der Majorität sein. Weit entfernt, Crispi zu bekämpfen, wollte man ihn vielmehr unterstützen, ohne über die Grenzen der eigenen Meinungen und Ueberzeugungen hinauszugehen."

Vor dem Wahlkampfe, bei dem die junge Rechte unter den Auspicien der Regierung focht, wurde in diesen Aeußerungen das hauptsächliche Gewicht auf den gegen Bonghi gerichteten Passus gelegt; jetzt aber empfiehlt es sich wohl, daran zu erinnern, daß Rudini sich und seine Parteigruppe dagegen verwahrte, „Gefangene" der Regierungsmehrheit zu sein, und daß er von Anfang an auf die Grenzen hinwies, über welche die junge Rechte nicht hinausgehen würde. So erscheint der Sturz Crispi's in einer anderen Beleuchtung, zumal, wie in der Wahlrede von Termini, auch bei der jüngsten Krisis Crispi, Bonghi und Rudini die hauptsächlich in Betracht kommenden Persönlichkeiten waren. Wendete sich doch der bisherige Conseilpräsident unmittelbar gegen Bonghi, diese Säule der ehemaligen Consorteria, als er in der Deputirtenkammer die entscheidenden Worte sprach: „Ihre Politik ist eine schlecht berathene und servile gewesen." Auf diese Weise ebnete Crispi dem Führer der jungen Rechten die Bahn zur Regierung. Nicht in Abrede gestellt werden darf, daß diese Aeußerung in ihrer schroffen Fassung die früheren Anhänger Minghetti's und Sella's, deren Patriotismus von keiner Seite angefochten werden kann, verletzen mußte. Die Mehrheit, welche kurz vorher noch für Crispi gestimmt hatte, ließ ihn im Stiche, als der Uebergang zur Berathung der einzelnen Artikel der von der Regierung eingebrachten Vorlage beschlossen werden sollte. Durchaus verfehlt wäre jedoch die Annahme, daß dem neuen Cabinet durch diesen ablehnenden Beschluß zugleich eine Directive in dem Sinne gegeben worden sei, die auswärtige Politik umzugestalten. Vielmehr wollte die Rechte in allen ihren Schattirungen nur den Vorwurf nicht gelten lassen, daß die Consorteria servil gegen Frankreich gewesen sei. Nach dieser Einschränkung darf andererseits zugestanden werden, daß Crispi sich in dem von ihm angeschlagenen Tone vergriffen hatte.

Der neue Conseilpräsident di Rudini, wie sein Vorgänger Sicilianer von Geburt, bekennt sich im Gegensatze zu diesem zu der Maxime: Fortiter in re, suaviter in modo. Daß Rudini mit aller Entschiedenheit vorzugehen weiß, hat er in jener Zeit bewiesen, als er an der Spitze einer Anzahl Nationalgardisten im Jahre 1866 den Aufständischen in Palermo entgegentrat. Damals war er trotz seinen jungen Jahren bereits Bürgermeister der sicilianischen Hauptstadt. Rudini wird sicherlich auch seinen Mann stehen, falls von französischer Seite Uebergriffe gemacht werden sollten, aber er wird die Empfindlichkeiten Frankreichs zu schonen suchen. So erklärt es sich, daß die Berufung Rudini's zur Leitung des neuen Ministeriums und der auswärtigen Politik Italiens, ebenso wie die inzwischen in den Kammern verlesene ministerielle Erklärung in Frankreich einen günstigen Eindruck hervorgerufen hat, obgleich man sich dort keineswegs verhehlt, daß die Tripelallianz den Lebensinteressen Italiens allzu sehr entspricht, als daß ein Ministerwechsel in dieser Hinsicht Wandel schaffen könnte. Die maßgebenden Kreise in Frankreich wissen sehr wohl, welche Bedeutung das von dem europäischen Friedensbündnisse gewährleistete Gleichgewicht im Mittelländischen Meere

gerade für Italien haben muß, so daß dieses auf die ihm gebotenen Vortheile nicht Verzicht leisten wird. Dagegen wird jenseits der Vogesen zu Gunsten des Führers der jungen Rechten angenommen, daß er nicht bloß in der Form weit versöhnlicher sein wird als sein Vorgänger, sondern auch gewillt ist, den finanziellen Verhältnissen Italiens in vollem Maße Rechnung zu tragen.

Die italienische Regierung, vor die Alternative gestellt, die gleichberechtigte Position innerhalb der Tripelallianz zu bewahren oder das Gleichgewicht im Staatshaushalte herbeizuführen, würde eine Entschließung treffen müssen. Die Staatskunst des neuen Cabinets wird eben darin bestehen, durch Ersparnisse, die jedoch nicht die Wehrkraft des Landes gefährden dürfen, zu demselben Ziele zu gelangen. Das Tempo, in welchem bisher die italienische Marine sich zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung entfaltete, wird jedenfalls etwas verlangsamt werden, auch das Kriegsministerium wird sich weitere Reductionen gefallen lassen müssen; wesentlich ist jedoch, daß die Tripelallianz nach wie vor die Grundlage der auswärtigen Politik Italiens bleiben soll. Die Regierungen von Deutschland und Oesterreich-Ungarn werden mit Rücksicht auf den friedlichen Charakter ihres Bündnisses mit Italien ganz zufrieden sein, wenn dessen Beziehungen zu Frankreich sich freundlicher gestalten. Den Alarmgerüchten über die angeblich unmittelbar bevorstehende Besetzung von Tripolis durch Frankreich, die für Italien nach der Occupation Tunesiens allerdings verhängnißvoll werden könnte, ist von Anfang an mit Recht kein Glauben geschenkt worden. Die Franzosen wissen selbst zu gut, welch' gewagtes Spiel sie unternehmen würden, falls sie in Nordafrika plötzlich die Kriegsfackel entzündeten. Sie verhehlen sich nicht, daß die Tripelallianz dann zur Bethätigung gelangen würde, und daß zugleich für England der psychologische Moment gekommen wäre, in dem es interveniren müßte, falls Frankreich ihm nicht in Aegypten allzu nahe kommen soll. Der französische Minister des Auswärtigen, Ribot, hat daher unlängst in der Deputirtenkammer in durchaus glaubhafter Weise alle Gerüchte, die von einer französischen Action gegen Tripolis wissen wollten, mit voller Bestimmtheit zurückgewiesen.

Das neue italienische Cabinet findet also auf dem Gebiete der auswärtigen Politik durchaus günstige Dispositionen vor. Mißlicher sind die Verhältnisse der inneren Politik, da sich schwer absehen läßt, wie die verschiedenen Fractionen sich gruppiren werden, wobei auch die Bedeutung Crispi's als Führers der Opposition in Anschlag gebracht werden muß. Gelingt es aber dem Ministerium Rudini, einen annehmbaren Finanzplan zu entwerfen, so würden die bloßen Parteistreitigkeiten jedenfalls zurückgedrängt werden. Was das für jede italienische Regierung bedeutsame Verhalten gegenüber dem Vatican betrifft, so wird angenommen, daß Rudini zwar an dem Garantiegesetze als der Grundlage der wechselseitigen Beziehungen nicht rütteln lassen, wohl aber auch hier von allen Vexationen Abstand nehmen wird. Daß Crispi der römischen Curie ganz besonders verhaßt war, könnte wohl dazu beitragen, die Stellung Rudini's in den Augen gewisser schwankenden Elemente, wie sie auch die neue italienische Deputirtenkammer aufweist, zu befestigen.

Darf der Ministerwechsel in Italien keineswegs als eine Veränderung der Frontstellung in der auswärtigen Politik angesehen werden, so bezeichnete die bereits vor mehreren Monaten erfolgte Ersetzung des liberalen Ministeriums Sagasta in Spanien durch das conservative Cabinet Canovas del Castillo im Hinblick auf dessen bewährte deutschfreundliche Gesinnung eher eine Abwendung von allzu weit gehenden Zugeständnissen an die französische Nachbarnation. In diesen Tagen haben nun in Spanien die allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer stattgefunden, die für die neue Regierung eine beträchtliche Mehrheit ergeben haben, da nicht weniger als 289 ministerielle Candidaten als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sind, während die verschiedenen Parteigruppen der Opposition nur 154 Mandate zu erlangen vermochten. Ueberdies weist die letztere eine so buntscheckige Zusammensetzung auf, daß an ein geschlossenes Vorgehen gar nicht gedacht werden darf. Verhältnißmäßig am stärksten tritt die von dem früheren Conseilpräsidenten Sagasta selbst geführte Linke in die Cortes ein, da sie fünfundneunzig Mitglieder zählt, während Romero Robledo nur eine Gefolg-

schaft von einem Dutzend Deputirten aufweist. Neben sieben Karlisten werden auch zwei kubanische Autonomisten in den Cortes erscheinen. Mit großer Spannung war das Ergebniß erwartet worden, das von den Republikanern erzielt werden würde. Im Ganzen sind ihnen jedoch trotz dem allgemeinen Wahlrechte nur fünfundzwanzig Mandate zugefallen, eine Thatsache, die von ihren Parteiführern darauf zurückgeführt wird, daß die politische Erziehung der spanischen Bevölkerung noch nicht allzu große Fortschritte gemacht habe. Zugleich wird der Vorwurf gegen das Ministerium erhoben, daß es die Wahlbeeinflussungen mit Nachdruck betrieben habe; ja, die Republikaner scheuten selbst nicht vor der Anschuldigung zurück, daß Fälschungen der Wahlergebnisse erfolgt seien. Insbesondere weisen sie darauf hin, daß, während die ersten Wahldepeschen den Sieg ihres Parteigenossen Salmeron in zwei Wahlkreisen meldeten, die officiellen Berichte nur Niederlagen des republikanischen Führers constatiren. Bei dem hohen Ansehen, das Salmeron innerhalb der republikanischen Partei genießt, kann es nicht überraschen, daß diese für den angeblich um seinen Sitz in den Cortes betrogenen Genossen öffentliche Kundgebungen inscenirten.

Während in Spanien das dem Ministerium Canovas del Castillo günstige Wahlergebniß von Anfang an vorhergesehen werden konnte, erscheint es völlig ungewiß, wie die parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses auf Grund der bevorstehenden Neuwahlen sich gestalten werden. Eine gewisse Klarheit ist durch die Demission des österreichischen Finanzministers von Dunajewski in die Situation gebracht worden; war es doch dieses Mitglied der polnischen Fraction des Reichstages, welches seiner Zeit erklärte, daß ohne die Deutschen in Oesterreich regiert werden könnte. Sehr erfreulich wäre es daher, falls die Entlassung des bisherigen Finanzministers auch das Zugeständniß enthielte, daß thatsächlich die Regierung in Oesterreich ohne die Deutschen unmöglich ist. Daher kann es nicht überraschen, daß die Deutschen bei der Wahlbewegung für den österreichischen Reichsrath alle Hebel ansetzen, um die Demission Dunajewski's, sowie die Auflösung des Abgeordnetenhauses zur Stärkung der eigenen Sache zu verwerthen. In der Begründung des Wahlaufrufes der vereinigten Linken betonte denn auch der bewährte Parteiführer von Plener insbesondere die Bedeutung des Rücktrittes Dunajewski's. Freilich erscheint die Annahme durchaus zutreffend, daß die politische Lage noch keine vorzeitigen Hoffnungen oder positiven Erwartungen gestatte, vielmehr die größte Vorsicht auf deutscher Seite, sowie die Wahrung freier Hand für künftige Parteigruppirungen erheische. Wenn andererseits darauf hingewiesen wird, daß nunmehr die Zeit für alle gemäßigten Parteien in Oesterreich gekommen sei, so läßt die deutsch-liberale Partei diese Auffassung durchaus gelten, indem sie sich darauf beruft, sie sei die gemäßigte, an Oesterreich festhaltende, alle unpatriotischen Kampfesmittel verschmähende, zugleich aber ihren Grundsätzen treu bleibende Partei und wolle eine ruhige Entwicklung, sowie wirthschaftliche Reformen. In dem Wahlaufrufe selbst wird betont, daß die Deutschen zwar keineswegs die nationale Entwicklung der nichtdeutschen Volksstämme verkümmern wollen, aber gewisse Ansprüche staatsrechtlichen Charakters, durch welche das ganze einheitliche Gefüge der Staatsverwaltung in Frage gestellt werde, nicht zugeben können. Wie sie auf den Schutz der eigenen Nationalität im Umfange des ganzen Reiches mit allem Nachdrucke bedacht sind, betonen sie auch den Wunsch, daß diese Streitfragen nicht immer wieder aufgeworfen werden, vielmehr zunächst Raum geschaffen werde für ersprießliche Reformen, für die ihnen die Mitwirkung der anderen Parteigruppen nur willkommen sein kann. Was die Haltung der Deutschen gegenüber der Regierung betrifft, so wird mit allem Nachdrucke versichert, daß sie ihre Unterstützung einer Regierung nicht versagen würden, welche den österreichischen Staatsgedanken in den Vordergrund rückt, die Verwaltung von nationalen Parteibestrebungen frei hält, der berechtigten Stellung der Deutschen Rechnung trägt und mit entschiedenem, mannhaftem Auftreten thatsächlich die Führung der öffentlichen Meinung übernehme. Jedenfalls dürfen die Deutschen in Oesterreich der Sympathien ihrer Stammesgenossen im Reiche in Bezug auf die Verwirklichung ihrer Bestrebungen sich in vollem Maße versichert halten.

Literarische Rundschau.

Hans Meyer's Forschungsreisen im Kilimandscharogebiet.

Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharogebiet von Dr. Hans Meyer. Mit drei Karten und Illustrationen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890.

Im vorliegenden Werke ist das Resultat einer hochinteressanten Reise niedergelegt, und ich nehme vorweg, daß der Inhalt ganz der prächtigen Ausstattung entspricht.

Dr. Hans Meyer führt sich selbst als ein erfahrener Bergsteiger ein; er kennt die Alpen, den Hymalaya, Südindien und Ceylon, hat „in die Krater der Vulcane Javas geschaut", die Philippinen, die Gewässer von China und Japan befahren, in Californien und Mexiko Kreuz- und Querfahrten gemacht und auch schon in Südafrika die Capcolonie, die Diamantfelder, Transvaal und Natal besucht. — Die hier geschilderte Reise nach dem Kilimandscharo in Ostafrika ist schon die dritte nach jenen Gegenden unternommene, und darum nicht zu verwundern, wenn die ganze Expedition mit so großer Umsicht angelegt, so planvoll durchgeführt ward und ein nach jeder Richtung so sehr befriedigendes Ergebniß geliefert hat.

Während der ersten Reise 1876 nach dem Bergriesen Kilimandscharo in der deutschen Interessensphäre erreichte Dr. Hans Meyer die Höhe von fünftausend Meter, vermochte aber die Spitze des Kibo, wie der eine Gipfel des Berges heißt, nicht zu „nehmen". Die zweite Expedition war 1888 geplant. Dieselbe scheiterte aber bekanntlich gänzlich während des Aufstandes und endete sogar mit der Gefangennahme der Reisenden durch Buschiri.

In der Einleitung seines Buches gibt Dr. Hans Meyer eine Geschichte der Erforschung des Kilimandscharo und kommt zu der Ansicht, daß das „Mondgebirge" der Alten nicht der Ruwenzori Stanley's, sondern zweifellos der Kilimandscharo sei, wie das Mondgebirge des Ptolemäus nichts Anderes als das abessinische Hochgebirge sein könne. Ein Irrthum ist es aber, wenn der Verfasser weiterhin meint, daß Unjamwesi, oder nach meiner Ansicht besser „Unjamuesi", nichts mit „Mond" zu thun habe. Die Wanjamuesi sagen selbst „tulli wantu wa muesi", wir sind Leute des Mondes. Die erste bestimmte Nachricht von der Existenz des Kilimandscharo, sagt der Verfasser weiter, erhielten wir im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von einem Portugiesen. Erst dem deutschen Missionar Rebmann war es vergönnt, den Kilimandscharo leibhaftig zu sehen. Auch Krapf sah ihn bald darauf. Der Londoner Geograph Desborugh Boolay wies dann freilich den beiden Missionaren und der ganzen Welt, daß ein Schneeberg unter dem Aequator unmöglich sei, und versuchte die Entdecker lächerlich zu machen, ein Schicksal, dem seine Bücherweisheit jetzt selbst anheimgefallen ist. Den Schilderungen von H. H. Johnston und O. E. Ehlers weist Dr. Meyer Unrichtigkeiten nach.

Als Begleiter wählte sich der Reisende unter den Vielen, welche sich angeboten hatten, den k. k. österreichischen Turnlehrer Ludwig Purtscheller, einen höchst erfahrenen Alpensteiger; und er sollte diese Wahl nicht bereuen. Die Ausrüstung war die denkbar beste. Leider aber weigerte sich der norddeutsche Lloyddampfer, Waffen und Munition zu befördern, und dann passirte das Unglück, daß durch das Versehen eines Agenten in Aden die Zelte und ein Theil der wissenschaftlichen Apparate nach Ceylon gingen. In Aden wurden sieben Somali, darunter ein früherer Diener von Meyer, in Dienst genommen, und mit diesen Leuten machte Meyer die besten Erfahrungen.

Die Reise ging nach Sansibar. Ueber Sansibar ist zwar schon viel geschrieben worden, aber dennoch erregen hier die Schilderungen dieser Stadt, besonders da sie gerade die Zeit während des Aufstandes behandeln, großes Interesse. Ebenso lernen wir in lebendiger Schilderung die schwarzen Begleiter des Reisenden kennen. Von Sansibar begab sich Dr. Meyer nach Bagamoio und nach Dar-es-Salam. Der bekannte Inder Sewa Hadji hatte auch hier die Ausrüstung der Expedition vertragsmäßig übernommen. — Von Mombassa aus führte der Weg ins Innere, und wir glauben uns selbst nach Afrika versetzt, wenn wir die Schlußzeilen des ersten Capitels lesen: „Das war wieder Afrika, das war wieder der rothe Lateritboden, die dürren Dornenbüsche, das dürftige grau-grüne Gras, die reine trockene Luft" u. s. w. Wie denn überhaupt die Stimmungsbilder meist ausgezeichnet entworfen sind. — Endlich erreicht die Expedition den Kilimandscharo, und meisterhaft ist die Wiedergabe des ersten Eindruckes, den der Kilimandscharo auf den Reisenden macht. Der Weg führt durch die paradiesische Tawetalandschaft.

Der Verfasser nimmt, wie alle Diejenigen, welche das Innere Afrikas kennen lernten, die Gelegenheit wahr, sich über Missionen zu äußern, und kommt zu dem Resultate, daß das Ergebniß ihrer Wirksamkeit nicht entfernt dem Aufwande an Geld und Arbeit entspreche, was auch im Allgemeinen meine Ansicht ist.

In Dschagga besucht Dr. Meyer den durch seine „Gesandtschaft" in Deutschland bekannt gewordenen Häuptling Mandara. In Moschi wird die ehemalige Station der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft von dem amerikanischen Botaniker Dr. Abbot bewohnt. Dort trifft Meyer einen jener amerikanischen und englischen Sportsmen an, welche es sich leider angelegen sein lassen, das Wild Ostafrikas systematisch auszurotten. — Im Gebiete der Dschagga findet sich eine ausgezeichnete künstliche auf Stunden ausgedehnte Bewässerung der Felder. Bei Marnale, dem Häuptling von Marangu, werden die Reisenden gastfrei aufgenommen, und der Unterstützung dieses Häuptlings ist es zum großen Theil zu danken, daß die Expedition so gut und schnell verlief. — Ein interessanter Versuch, die Bevölkerung der Dschaggagebiete statistisch zu schätzen, ergibt eine Bevölkerungsstärke von 46 000 Einwohnern.

Am 28. September begann der Aufstieg von Marangu aus. Mit größter Umsicht und unter Verwerthung alter Erfahrungen wird am oberen Rande des den Berg innerhalb gewisser Grenzen einschließenden Urwaldstreifens ein sogenanntes Mittellager errichtet, dessen Vorräthe von Marangu aus immer wieder neu ergänzt werden. Es dient als Stützpunkt für die Unternehmungen in den luftigen Regionen. Hier erst beginnt die Darstellung des höchst interessanten Aufstieges, und aus der Fülle des Gebotenen erkennt man, daß der Forscher die Besteigung des bis dahin jungfräulichen Berges „als eine ernste wissenschaftliche Aufgabe und nicht als Sport" aufgefaßt hat und daß er für Alles ein offenes Auge besitzt.

Zunächst durchwandern wir im Geiste mit den beiden Reisenden den eigenthümlich nassen Urwald. An der oberen Grenze desselben wird das schon erwähnte Mittellager errichtet, und von da aus steigen die beiden Europäer mit nur sechs der besten Leute, welche Muth genug besaßen, sich der Führung der Weißen anzuvertrauen, in die ihnen unheimlichen Regionen. Hoch oben, 4330 Meter über dem Meere, wird in einem weiten Lavafelde ein Lager aufgeschlagen, von welchem aus die Erforschung der beiden Gipfel des Kilimandscharo, des Kibo und Mawensi, unternommen werden. Der erste Aufstieg führte zu dem Kibogipfel des Berges. Der Anblick des mächtigen zweitausend Meter im Durchmesser haltenden Kraters wirkte auf die Nahenden geradezu erschütternd.

Wirkliche Gletscher umpanzern das Bergeshaupt. Bei der zweiten Besteigung wurde die höchste Spitze, sechstausend Meter über dem Meere, genommen und von Dr. Meyer „Kaiser-Wilhelmspitze" getauft. Diese Widmung nahm später Se. Majestät der Kaiser huldvollst an, ebenso bei einer Herrn Dr. Hans Meyer bewilligten Audienz, die in Gestalt eines Felsstückes überreichte äußerste Spitze des Berges. Der Kilimandscharo ist bis jetzt der höchste bekannte Berg in Afrika und auf deutschem Gebiete. Die niederste Temperatur in jenen Höhen maß Dr. Meyer mit — 19° C.

Streitigkeiten, welche im Lager von Marangu ausgebrochen waren, riefen Dr. Meyer nach unten. Nach Schlichtung derselben kehrte er wieder zu seinem oben gebliebenen Gefährten Purtscheller zurück, und es wurde sodann die Erforschung der Mawensispitze vorgenommen, die kaum noch ihre Kraternatur erkennen läßt, so sehr haben die ewigen Naturkräfte an ihrer Zerstörung gearbeitet. Nach Erforschung dieses Gipfels, welcher keine Gletscher aufweist, untersuchte man nochmals den Kibo und stieg auf den Kraterboden hinunter. Im Ganzen weilten die Forscher sechzehn Tage oben, wobei vier Kibo- und drei Mawensibesteigungen vorgenommen worden waren. Den 21. October fand der Abstieg nach Marangu statt.

In lehrreicher Schilderung erhalten wir weiter Aufschluß über die atmosphärischen Vorgänge. Angenehme Abwechslung bringt uns dann der Bericht über die Erlebnisse auf dem Abstecher nach dem noch nie besuchten Ugueno, wo sich gediegenes Eisen findet. Auch hier legen die Bewohner des fruchtbaren Landes wie in Dschagga künstliche Bewässerung an. Meyer rechnet Ugueno zu unseren werthvollsten Erwerbungen. Als die schlimmste Strecke der ganzen Reise bezeichnet er schließlich die Dauhfahrt von Mobassa nach Sansibar.

Wie es sich bei einem solchen Werke von selbst versteht, ist ein Theil des Buches der Geographie und Topographie des Kilimandscharo gewidmet. Der Geisterberg, der Berg des Geistes Kdscharo, ist ein Doppelvulcan und aus dem großen ostafrikanischen „Graben", einer jener als riesige Erdspalte erkannten Längssenkungen, allmälig in eruptiver Weise emporgewachsen. Als merkwürdig verdient hervorgehoben zu werden, daß ein kleiner Eruptionskegel im Krater des Kibo trotz seiner kalten eisbedeckten Umgebung und trotz der großen Höhe, in welcher er sich erhebt, ganz eisfrei ist, was nur dadurch erklärt werden kann, daß dieser Kegel noch von früheren Eruptionen her eine höhere Temperatur bewahrt hat. An den Abhängen des Berges unterscheiden sich ziemlich scharf sechs Vegetationsregionen und alle klimatischen Regionen der Erde sind vertreten. Aber nur eine derselben ist als Besiedlungszone begünstigt, die Dschaggalandschaft, welche ohne die ewigen Streitigkeiten der Eingeborenen ein „einziger Garten" sein könnte.

Mit großer Objectivität ist der bemerkenswerthe Ueberblick über die physische Eigenart von ganz Deutsch-Ostafrika abgefaßt und besonders richtig die Abwägung von Ostafrika gegen Britisch-Indien.

Als Anhang von rein wissenschaftlichem Werthe finden wir noch die Ergebnisse der Sammlungen mitgetheilt. Die beigegebenen Karten sind ausgezeichnet, wie sich dies nicht anders erwarten ließ, wenn ein so außerordentlich umfangreiches Material, das mit so großer Sorgfalt und Liebe zusammengebracht worden, von einer bewährten Kraft wie die des Dr. Hassenstein verarbeitet ist. Die Bilder sind im Gegensatz zu denen anderer Reisewerke brillant und charakteristisch, so daß man mit Recht von einem Prachtwerk sprechen kann.

Um noch einmal in kurzen Worten unser Urtheil über das Buch zusammenzufassen, so muß gesagt werden, daß es nach allen Richtungen hin den Anforderungen entspricht, die man an ein Reisewerk stellen darf. Es ist fesselnd und in gutem Stile geschrieben und gibt in objectiver Auffassung das Gesehene und Beobachtete, welches in großer Fülle geboten wird, wieder. Es zeugt von den umfassenden Kenntnissen des Reisenden, der Sorgfalt, mit welcher dies reiche Material gesammelt wurde. Das Wesentlichste, was über den Kilimandscharo zu wissen interessirt, ist mit Dr. Hans Meyer's gewichtigem Bande bekannt gegeben, und nur der Detailforschung ist noch zu thun übrig geblieben. Paul Reichard.

Zur Literatur- und Theatergeschichte.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1890.

Wer es sich zur Aufgabe macht, Geschichte der deutschen Schaubühne zu schreiben, kann an keiner günstigeren Stelle einsetzen, als Litzmann mit seiner Biographie Schröder's gethan hat. Ohne starke Hervorhebung des Biographischen ist Theatergeschichte nicht denkbar, und in der Entwicklung der Schauspielkunst in Deutschland bedeutet F. L. Schröder's Name den Uebergang von Künstelei und Regelzwang zur freien Natur, und von der freien Natur zur schönen. Diese Richtung aber ist schon durch Schröder's Stiefvater Ackermann und seine Mutter Sophie Charlotte Schröder-Ackermann gegeben, und so hat auch der vorliegende Band, im persönlichen Sinne, wie im ästhetisch-technischen, eine Genealogie zu liefern, und sie wird uns darin geliefert in aller denkbaren Vollständigkeit. Mit den Schicksalen der Schönemann'schen Truppe anhebend, aus der sich durch eine Secession die Ackermann'sche bildet, begleitet der Verfasser diese letztere auf ihrem Wanderzuge nach Nordosten — über Frankfurt a. O., wo sie mit der ersten Aufführung der „Miß Sara" einen unerhörten Erfolg erringt (Lessing war zugegen), dann auf dem jähen Rückzuge von Königsberg (wo Ackermann sein erstes Schauspielhaus gegründet hat, das er alsbald, aus Furcht vor den östlichen Barbaren, aufgibt), bis in die dem deutschen Wesen noch nicht entfremdete Westmark und in die Schweiz; von da durch die südwestlichen Lande zurück nach Hamburg. Hier baut Ackermann 1765 das Haus, das am Ende des zweiten Jahres schon in den Besitz eines Consortiums übergeht, welches, unter Lessing's Antheil, die Parole „deutsche Nationalbühne" auszugeben wagen darf. Jene Sorgenjahre seiner „Principalschaft" (die Zeit des großen fridericianischen Krieges) sind zugleich Kummerjahre der dramatischen Dichtkunst in Deutschland gewesen; außer „Miß Sara" nur Ein Originalstück (wir wissen, dank der Lessing'schen Kritik, wie es um dessen Originalität bestellt war): Wielands „Johanna Gray"! Ackermann brachte auch diese zuerst auf die Bretter, in Winterthur, Sommer 1758. Je kläglicher aber in diesen Tagen „charakterloser Minderjährigkeit" die dramatische Production sich auswies, um so denkwürdiger bleibt die Thatsache, daß eben zu dieser Zeit durch die Leistungen einzelner vorzüglicher Schauspieler (neben dem Ackermann'schen Künstlerpaar besonders Eckhof und die Henfel) das Drama zu Ehren gebracht wird und sich in der Achtung der Gebildeten behauptet. Litzmann hat wohl darauf geachtet, wie zwischen Literatur und Theater eine stetige Fühlung vorhanden ist, und so verfolgt er ebenmäßig das Verhältniß zwischen Bühnenkunst und Publicum. Culturhistorische Betrachtungen bieten sich dabei ungesucht dar. Das Bild dieser Zustände gehört dazu, um für die, nach heutiger Vorstellung, immer noch sehr mäßigen äußeren Erfolge der nächsten Periode den rechten Maßstab zu haben, zu begreifen z. B. wie Goethe als Leiter des Weimarer Theaters sich bis ins zweite Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts verhält, welches doch unter ihm fast eben so sehr ein Wandertheater für die thüringisch-sächsischen Lande, als Carl August's Hofbühne gewesen ist. — Auf jenem breit entworfenen historischen Grunde also hat Litzmann nun, nächst und neben den Lebensbildern der Eltern Schröder's, das seines Helden ausgeführt. Schröder's Kindheits-, Lehr- und Wanderjahre lesen sich wie ein Roman. Das Wunderbare fehlt nicht. Von den eigenen Eltern verwahrlost und verlassen, arbeitet er sich aus Elend und Verwilderung heraus. Es steckt, physisch und sittlich genommen, etwas Unverwüstliches in diesem jungen Centauren, Springer und Springinsfeld. Kraft seines starken Selbstgefühls ringt er sich nach und nach los vom Gemeinen. Der Biograph hatte hier Verschulden und Ungunst der Verhältnisse auf gerechter Wage gegen einander abzuwägen, und Litzmann hat für die Schwächen und Flecken seines Erwählten

ein scharfes Auge. Schröder genoß, wie bekannt, nachmals als Mensch wie als Künstler die höchste Achtung; darauf konnte in seiner Jugendgeschichte nur hingedeutet werden. Der Schlußband muß zeigen, wie sich seine angeborne Tüchtigkeit erfolgreich entwickelt. — Die Darstellung ist aus einem reichen Material herausgearbeitet, und es liegt dem Verfasser offenbar daran, den Leser an die Quellen selbst heranzuführen. Heute gilt das für unerläßlich. Es soll Alles baar ausgezahlt werden. Aber schließlich ist doch, wie überall, so auch im literarischen Handel und Wandel, ohne Credit nicht auszukommen, und jenes sogenannte „wissenschaftliche" Verfahren wirkt am meisten, d. h. bildet und fördert den Leser am meisten, wenn es sich auf das Bedeutende beschränkt. Eine Entlastung von gelehrter Zuthat würde der Fortsetzung des Werks zu Statten kommen. Unlängst sind uns „Theatergeschichtliche Forschungen" angekündigt worden, die bei demselben Verleger in einer größeren Folge von Heften unter Litzmann's Leitung und Redaction erscheinen sollen. So wird denn voraussichtlich für diese Studien, welche bisher, gleich den Comödianten der alten Zeit, hier und dort eine Unterkunft finden mußten, ein eigenes festes Haus gerichtet. Könnte alsdann nicht auch dortselbst manches Gründliche unter Dach und Fach gebracht werden, was einer nach künstlerischem Plane angelegten Biographie Eintrag thäte? Es wäre, im Interesse des weiteren Leserkreises, zu wünschen.

B. S.

ε. Ariosto als Satiriker und italienische Porträts. Von Siegfried Samosch. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. 1891.

Unter den Schriftstellern, welche mit Erfolg bemüht sind, die literarischen Beziehungen zwischen Deutschen und Italienern immer lebendiger zu machen, verdient Siegfried Samosch mit besonderer Anerkennung und Achtung genannt zu werden. Er ist ein aufrichtiger Freund Italiens, der das Land und das Volk auf vielfach wiederholten Reisen sehr genau kennen gelernt hat, an seinen Schicksalen den Antheil des Herzens nimmt und über seiner schwer errungenen Freiheit und Selbständigkeit mit fast eifersüchtigem Auge wacht. Daß er sich mit Vorliebe der Entwicklung dieses neuen Italiens zuwendet, ist ebenso natürlich, als daß er darum den Zusammenhang mit dem älteren nicht aus dem Auge verliert, der die Voraussetzung und Bedingung des gegenwärtigen besseren Zustandes ist. Es geschah sicher, um diese Continuität anzudeuten, daß Samosch in seiner ersten hierhergehörigen Publication, den „Italienischen Profilen", die Studie über „Machiavelli als Comödiendichter" und in der zweiten hier vorliegenden, den „Italienischen Profilen", die Essays über „Ariosto als Satiriker" und über „Torquato Tasso" vorangestellt hat. In diesen Arbeiten legitimirt sich Samosch als wohlbewandert in der classischen Literatur der Italiener, aus der Zeit, wo die Literatur ihr einziges nationales Band war; und daraus ergibt sich sein Standpunkt den Modernen gegenüber, denen er auch diesmal den weitaus größeren Theil seines Bandes gewidmet hat. Denn auch Giacomo Leopardi gehört zu diesen, der große Dichter der pessimistischen Weltanschauung, die trotzdem kein Ideal ausschloß und am höchsten das des Vaterlandes stellte — dieses Vaterlandes, dem zugleich sein Zorn und seine Liebe galt, seine bittere Verachtung, sein tiefster Schmerz. Dadurch tritt Leopardi an die Spitze der literarischen Bewegung, die sich unmittelbar nach der Erhebung Italiens bemerkbar macht und es in der kurzen Zeit seitdem bereits zu erstaunlichen Resultaten gebracht hat. Sehr schön deutet dies Alles Samosch in seinem Buch an, und in den Porträtskizzen Einiger aus der Schar des jungen Italiens, die nun folgen, muthet uns ebenso die feine Zeichnung, wie ein gewisses persönliches Element an, das ihnen erhöhten Reiz verleiht. Er hat seinen Band Giosuè Carducci, dem unvergleichlichen Dichter der „ode barbari", zugeeignet; Salvatore Farina, den Lesern dieser Zeitschrift ein lieber Bekannter, und Antonio Fogazzoro, der es zu sein nicht minder verdiente, haben dem Verfasser ihren Lebenslauf selbst beschrieben, und der Vater Matilde Serao's war es, der ihm in anmuthigster Weise von Kindheit und Jugend der Tochter erzählte. Wir messen diesen literarischen Bestrebungen einen hohen politischen Werth bei, der in Italien völlig begriffen wird; und wenn dort auch die Zahl der Gebildeten, die daran Theil nehmen, vielleicht nicht so groß sein mag, wie bei uns, so sind es doch die Besten der Nation, ihre führenden Männer, die dem deutschen Geist ein immer wachsendes Verständniß entgegenbringen und in der Verbrüderung mit ihm die sicherste Bürgschaft für die Zukunft des eigenen Landes sehen.

πχβ. Romanciers Allemands Contemporains. Par Edouard de Morsier. Paris, Librairie académique Didier. 1890.

Vielleicht kommt ein Tag, wo der junge französische Idealismus seine Muster in Deutschland suchen geht. E. de Morsier würde ihm als Führer dienen können. Er war Jahre lang bei uns zu Gast; er hat sich wohl unter uns befunden; er hat unsern Volkscharakter und unsere Literatur schätzen gelernt. Wenn man sich gemüthlich fühlen wolle, müsse man in Deutschland leben; dem Lande, wo das Gespräch harmlos und die Neigungen tief seien; wo der Gedanke sich entfessele in all seiner Freiheit und Fruchtbarkeit, ohne Schaden anzurichten — denn wie weit hier der Abgrund zwischen Meinung und That! — dem Lande, wo es noch echte Liebe gebe und „Romantik" und Mondscheinnächte. Morsier überträgt seine Sympathie für unsere Heimath auf unsere Schriftsteller. Was dem Fremden ohne Zweifel zunächst schwer fällt: er versteht den idyllischen Reiz des deutschen Kleinstadtlebens; er bewundert den melancholischen Humor eines Raabe, und wie ihm Freytag's Gestaltungskraft und Gesinnungstüchtigkeit Respect einflößt, so weiß er die Grazie Heyse's und den Schwung Spielhagen's zu schätzen. Den Letzteren bestaunt Morsier eigentlich am meisten; hebt einen „Zeitroman", wie „Problematische Naturen" oder „Sturmfluth", über Alles, was sonstige deutsche Autoren auf diesem Gebiete geschaffen: aber auch über die Pariser Erzeugnisse mit ihrer Feinheit, Schärfe, Kälte; mit ihrem „Realismus". Wir Germanen, „gesondert, ungemischt und nur uns selber gleich", fühlen uns gern als die Mißverstandenen. Wo nun ein Fremder ernsthaft und erfolgreich in unsere Eigenart sich einzuleben sucht, vermitteln möchte zwischen uns und seinem Volke: da werden wird ihm Gruß und Anerkennung nicht versagen, auch wo unsere Urtheile von den seinigen abweichen. Zumal wenn er Franzose ist; denn in Frankreich ein Buch wie das vorliegende zu schreiben, mag einen gewissen Muth immerhin erfordern.

γ. Etudes sur l'Allemagne politique. Par André Lebon. Paris, Plon, Nourrit et Comp. 1890.

André Lebon, Professor an der freien Schule der politischen Wissenschaften, entwickelt unter dem oben angegebenen Titel seine Ansichten über die Ursprünge der deutschen Verfassung, den Reichstag, die kaiserliche Gewalt, die preußischen Einrichtungen und das heutige Elsaß-Lothringen. Er will Deutschland weder herabsetzen, was zwar viele Franzosen aus Grimm über die 1870 erlittene Niederlage thun, was aber nach seiner Meinung ebenso erbärmlich als einfältig ist; noch will er es zu sehr erheben, weil die Thatkraft seines Volkes da-

durch gelähmt werden müßte, daß es den Gegner als unüberwindlich ansehen lernte; Preußen hat große Tage gehabt, aber es hat auch Jena und Olmütz erlebt, und nichts sagt, daß es nun nie mehr fallen wird. Einen Particularismus im alten Sinne gibt es in Deutschland allerdings nicht mehr; selbst die Socialisten haben am 28. November 1888 durch den Mund Liebknecht's erklärt, daß sie eine Zerstückelung des gemeinsamen Vaterlandes durch das Ausland nicht zulassen würden; deutsch sind die Katholiken Bayerns, deutsch die Conservativen Preußens. Wohl aber gibt es noch einen Regionalismus, welcher sich im Parteiwesen des Reichstags deutlich offenbart, und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die 1866 besiegten Landschaften die preußische Hegemonie noch eines Tages abschütteln und die Reichsverfassung, welche Preußen zu viel Macht einräumt, abändern werden. Die Franzosen dürfen nur ja diese Aussichten nicht durch einen täppischen Angriff stören, wie 1870: ruft man Deutschland an seine Grenzen, so festigt man das von Bismarck errichtete Gebäude. Sind aber einmal die Deutschen so weit, mit Preußen sich auseinanderzusetzen, dann werden sie ihm auch vorwerfen, daß es durch die Annexion von Elsaß-Lothringen das eiserne Regiment verschuldet hat, welches auf dem Reiche lastet und es erschöpft. Es besteht also alle Hoffnung, daß das Werk Wilhelm's I. und Bismarck's nicht von ewiger Dauer ist, daß der Wind sich drehen und Frankreich seine Rechnung wieder finden wird: nur warten und nicht dreinfahren! — Wir haben diese Sätze aus dem Buche Lebon's zusammengestellt, um zu zeigen, wie wenig auch ein gescheiter Franzose uns begreift. Lebon ist gewiß von der besseren Sorte, und seine Beobachtungen sind nicht ohne solide Studien entworfen: aber es will ihm nicht einleuchten, daß das Deutsche Reich, so wie es ist, wirklich durch den Willen aller seiner Stämme fest stehen soll wie ein rocher de bronze. So muß denn auch Preußen die Annexion von Elsaß-Lothringen veranlaßt haben, während sie doch das eigenste Werk des deutschen Südens ist, dem Preußen nur entgegenkam, als es um seiner Sicherheit willen und zur Sühne der ihm 1648 und 1681 angethanen Schmach die Westmark des Reiches zurückforderte. Wie lange wird es dauern, bis die Franzosen dies verstehen? Wir fürchten, das jetzige Geschlecht erlebt es nicht mehr; um so wichtiger ist es für uns, zu wissen, wohin die Hoffnungen des Volkes gehen, das uns unsere nationale Existenz immer noch nicht verzeiht.

y. **L'Allemagne depuis Leibniz.** Par L. Lévy-Bruhl. Paris, librairie Hachette. 1890.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gesetzt, zu ermitteln, welchen Antheil die Philosophen, Kritiker und Dichter an dem Umschwung genommen haben, der sich in Deutschland seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. vollzog. Haben sie zum Erwachen des nationalen Bewußtseins beigetragen, und wenn ja, mit welchen Mitteln und in welchem Maße? Haben sie die nationale Einheit von Anfang an ersehnt, oder haben sie dieselbe lange Zeit vorbereitet, ohne daran zu denken? Wie haben sich während dieser anderthalb Jahrhunderte die Empfindungen, die Ideen und Lehren auf politischem Gebiete verändert? Indem Levy-Bruhl auf diese Fragen eine Antwort zu finden sucht, unterscheidet er drei Entwicklungsstufen des nationalen Gefühls. Ums Jahr 1700 ist dasselbe infolge des dreißigjährigen Krieges fast ganz erstickt; die religiösen Gegensätze haben es überwuchert: das Reich ist ein geographischer Begriff, so daß Gemeinwesen von sechzehnhundert Seelen wie Bopfingen oder von tausend wie Buchau am Federsee eine nahezu vollständige Autonomie besitzen konnten und der schwäbische Kreis allein 97 Souveräne zählt, daß in ganz Deutschland achtzig Staaten von nicht mehr als zwölf Quadratmeilen Flächeninhalt bestehen. In den Geistern herrscht das Weltbürgerthum über das nationale Empfinden, welches von den Geistern sogar als etwas Beschränktes angesehen wird. Aber seltsam: zur gleichen Zeit kämpfen diese Geister mit aller Thatkraft gegen die literarische Fremdherrschaft und bringen dieselbe am Ende zu Fall. So eröffnen sie ihrem Volke das Bewußtsein seines Genius und seiner Ursprünglichkeit: sie flößen ihm Achtung ein vor seiner Sprache, seinem Charakter, seinem sittlichen Kern, und es entsteht ein nationales Empfinden, welches sich noch ohne Mühe mit dem Weltbürgerthum des Jahrhunderts verträgt. Auf der zweiten Stufe aber muß dieses Volk das französische Joch auf sich nehmen; es erlebt den Zusammenbruch des alten Reiches, die Demüthigung von Jena; da gehen der Denker Fichte und der Staatsmann Stein Hand in Hand; das Vaterlandsgefühl nimmt Gestalt an und verdichtet sich zum Gedanken des deutschen Vaterlandes. Endlich, seit 1815, beginnt die dritte Periode: man gelangt zur Ueberzeugung, daß Deutschland, um in Wahrheit das gemeinsame Vaterland zu werden, nicht bloß eine Nation sein darf, sondern ein Staat, mächtig, furchtbar und gefürchtet, fähig, seine Interessen wirksam zu vertheidigen und die Stelle in Europa zu fordern, welche ihm gebührt. So setzt sich schließlich ein protestantisches Deutsches Reich an die Stelle des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, welches am Anfang des Jahrhunderts zusammengebrochen war, und in diesem Sinne ist ein neues Deutschland entstanden. Das sind die Grundlinien des Buches von Levy-Bruhl, dem man das Zeugniß schuldig ist, daß er ohne Sympathie für Preußen, aber nicht ohne wohlthuende Sympathie für deutsches Wesen und mit historischem Gerechtigkeitsgefühl seine Aufgabe gelöst hat. Den Mangel seiner Betrachtung, daß sie nicht mit Luther und der Reformation beginnt, hat er selbst empfunden und offen eingestanden; so nimmt man ohne Tadel, was er eben bietet.

y. **Dix-huitième siècle.** Par Emile Faguet. Études littéraires. Paris, H. Lecène et Oudin. 1890.

Das vorliegende Werk sucht den Geist des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Charakte-

ristik seiner hervorragendsten französischen Vertreter zur Anschauung zu bringen: es enthält Betrachtungen über Bayle, Fontenelle, Lesage, Marivaux, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, Buffon, Mirabeau und André Chenier. Der Titel wäre demnach richtiger so gefaßt worden: dix-huitième siècle en France; von England und Deutschland, die doch sozusagen beim 18. Jahrhundert auch in Betracht kommen, ist keine Rede. Abgesehen von dieser Beschränkung des Inhalts und der Tragweite seiner Erörterungen, verdient das Buch gewiß viel Anerkennung. Im Vorwort betont Faguet, daß das Frankreich des 17. Jahrhunderts französisch und christlich war: das 18. aber ist weltbürgerlich und unchristlich; seine Religion ist die der Vernunft und des Gefühls, abgesehen von den Vertretern des „reinen 18. Jahrhunderts“ vom Schlage Holbach's, welche es verschmähten, dem Dienste des christlichen Gottes nur deshalb entsagt zu haben, um einen andern anzunehmen. Diese allgemeinen Gesichtspunkte werden nunmehr aus den einzelnen Schriftstellern erwiesen, welche die geistige Führung der Nation im 18. Jahrhundert hatten. Der erste ist Bayle, welcher alle Vorurtheile zerstört, nichts übrig läßt als die Vernunft und erklärt, daß auch sie zu nichts führt. Gleichwohl haben seine Schüler aus der Vernunft einen neuen Glauben gemacht; aus dem Verächter der Menschheit entnahmen sie Gründe dafür, daß die Menschheit sich selbst anbeten müsse, weil außer ihr nichts mehr vorhanden ist — eine lächerliche, aber ganz natürliche Folgerung. Auf Bayle folgt Fontenelle, ein mittleres Talent, das die schwersten Fragen mit gleichgültiger Gebärde aufgeworfen hat: seine Arbeit ist die Aussaat der Drachenzähne. An Lesage kommt zum Ausdruck, wie der Fall beginnt, wie die Abschwächung der religiösen Ideen ein moralisches Sinken zur Folge hat; Lesage steigt nur eine Stufe herab; aber Andere werden die unterste Sprosse erreichen; man sieht den Weg, welcher zu la Pucelle führt. Marivaux ist der originellste französische Komiker seit Molière bis zu den Zeiten von Beaumarchais; man denkt an Racine, aber an einen, welcher die Schule Fontenelle's durchlaufen hat. Montesquieu ist ein gewaltiger Geist, welcher solchen Einfluß geübt hat, daß Frankreich sich lange nach seinen Gedanken hat organisiren wollen, und daß man heute noch, wo es sich doch ganz anders entwickelt hat, zu fragen Anlaß hat, ob Montesquieu nicht Recht hat gegen die Geschichte. Voltaire wird unter den Gesichtspunkt gestellt, daß er ein echter französischer Bourgeois aus der Zeit der Regentschaft ist, also kein Künstler, kein Philosoph, kein Ritter, aber sehr praktisch; er macht mit seinem Esprit sein literarisches Glück: und heute noch bezaubert er selbst die, welche ihn nicht leiden mögen. Diderot ist im Leben der Typus des Kleinbürgerthums: er vertritt den Individualismus des 18. Jahrhunderts, der sich auf Alles erstreckt und Alles zerstört — vielleicht ohne es zu wollen. Rousseau hat seine Bedeutung darin, daß er alle Traditionen ohne Ausnahme zerstört hat, nicht bloß die religiöse, sondern auch die nationale. Buffon ist voll großer Empfänglichkeit für die Natur; er hat die Geschichte derselben geschaffen; man nennt hier immer nur Rousseau, aber Buffon ist Derjenige, welcher die wahre Majestät der Natur weit mehr gefühlt hat. Mirabeau war trotz aller Fehler ein großer Staatsmann, ein großer politischer Denker und fast auch ein großer Bürger. Endlich André Chenier ist der letzte classische Dichter, welcher zu den Quellen emporstieg; seit Racine war etwas Aehnliches nicht mehr dagewesen; in ihm werden die Alten in Wahrheit wieder lebendig.

xγβ. **Petits lundis.** Notes de critique par Antonin Bunand. Paris, Librairie académique Didier. 1890.

Die literarische Mode scheint in Frankreich zu wechseln. Von den jüngeren Schriftstellern erklärt einer nach dem anderen den Idealismus für seine Losung. Schon Bourget's psychologische Analysen sind mehr fein und gedankenkräftig als gerade lebenswahr; an eine Geschichte wie etwa die seines „Disciple“ glauben wir genau so lange, als seine darstellende Kraft uns bannt. Aber es gibt bereits geistvolle Franzosen, denen die Beleuchtung der seelischen Abgründe unheimlich vorkommt, gefährlich für die Moral. Strebt man zurück an die besonnte Oberfläche? Wird der Classicismus einmal wieder jung? Morice sucht das Höchste der Kunst „in der Luft des Absoluten“; die „Symbolisten“ vereinigen hochgespannte formelle Ansprüche mit religiösen Anwandlungen. Es wird viel vom Glauben geredet, viel von der Tugend. Unter Anderem über diese neuen Kunstrichtungen handelt der Verfasser in vorliegendem Werke. Es ist eine Sammlung von Skizzen, übrigens vermischten Inhalts, die vom November 1888 bis zum September 1889 in den Montagsnummern des „Siècle“ erschienen sind. Skizzen eines wohlwollenden und gedankenreichen Beobachters.

xγβ. **Die Sünden des Naturalismus.** Von Karl Goldmann. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Die poetischen Programme stehen längst auf dem Papier. Wir wissen, was der Idealismus von Drama und Roman fordert, was die Naturalisten zu geben gesonnen sind. Wem herrschende Literaturmoden mißbehagen, stürze sie doch durch ein Kunstwerk, wofern er kann! Mit den veralteten Untersuchungen über „Aufgabe der Dichtung“ und über „die ewigen ehernen Gesetze“ alles künstlerischen Schaffens mögen wir nicht weiter gelangweilt sein; noch weniger mit moralischen Gemeinplätzen. Will aber Jemand durchaus „ästhetisch“ phrasendrechseln, so wäre ihm zum Mindesten ein wenig Feingefühl für poetische Gestaltungen zu wünschen. Endlich schreibe ein Aesthetiker deutsch! Nicht aber Sätze wie den folgenden (S. 206): „Aus diesem Höllenbreughel (!) brutaler Scheußlichkeiten flattern dann plötzlich, wie Phosphoreszenzen aus verfaulten Stoffen, die erhabensten Gedankenblitze auf.“

γκ. **Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln.** Eine Ergänzung zu den Lehrbüchern der Geographie insonderheit zu denen von Ernst von Seydlitz. Für die Be-

lehrung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der wichtigen Momente aus der Völkerkunde und Culturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Breslau, Ferdinand Hirt.

Das vorliegende Werk, welches kürzlich nach neunjähriger Arbeit zum Abschluß gelangt ist, kann wohl mit Recht als eine in der Geschichte des geographischen Schulunterrichts epochemachende Erscheinung betrachtet werden. Es ist der erste Versuch, das Verlangen des Lehrers nach guten und billigen Anschauungsmitteln in umfangreichem Maßstabe zu befriedigen, und dieser Versuch muß als durchaus gelungen bezeichnet werden. Das Werk ist in drei Theilen erschienen, von denen der erste die wesentlichsten Formationen der Erdoberfläche darstellt und dabei auch die Meteorologie, die Pflanzengeographie, sowie die systematische Ethnographie berücksichtigt. Im zweiten Theil wird eine Anzahl charakteristischer und typischer Landschaften der Erde im Bilde vorgeführt. Der dritte Theil ist der Völkerkunde gewidmet und zerfällt in drei Unterabtheilungen, deren erste Europa, die zweite Asien, Australien und Polynesien, die dritte Afrika und Amerika mit dem Polargebiet enthält. Die Bilder sind nach Originalskizzen und photographischen Aufnahmen, oder wo solche nicht vorhanden, nach den besten und verläßlichsten Quellen hergestellt worden. Der von A. Oppel unter Mitwirkung einer ganzen Reihe von hervorragenden Fachgelehrten verfaßte Text erläutert in anregender und dabei durchaus wissenschaftlicher Weise die bildlichen Darstellungen. Der Verleger hat keine Mühe und Kosten gescheut, das Werk zu einem mustergültigen Bildungsmittel für Schule und Haus zu gestalten, und in diesem Sinne kann es allen Kreisen sowohl des Laien- als auch des Fachpublikums auf das Wärmste empfohlen werden.

ץ. **Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres.** Ein Jahrbuch der Natur. Von Dr. Karl Ruß. Berlin, Robert Oppenheim.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten und Kenner hat der durch seine lebenswahren Naturschilderungen bekannte und auf dem speciellen Gebiete der Vögelkunde als eine der ersten Autoritäten geltende Verfasser ein eigenartiges Werk geschaffen, das sich an Inhalt weit über die bisher erschienenen „Naturkalender" erhebt. Der Stoff ist nach den zwölf Monaten geordnet, und zwar werden in einem einleitenden Aufsatz zunächst die Naturvorgänge in jedem Monat im Allgemeinen geschildert, woran sich dann tabellarische und kurze Berichte über alle Regungen des Thier- und Pflanzenlebens anschließen. Von hervorragend praktischem Werthe sind diese genauen und sachlichen Angaben für Landwirthe, Gärtner, Gartenbesitzer, Jäger und Jagdliebhaber — kurz für Jedermann, der aus Beruf oder aus Liebhaberei dem Naturleben seine Aufmerksamkeit widmet. Namentlich aber kann das vortreffliche Werk der Jugend als praktischer Führer und Berather auf das Angelegentlichste empfohlen werden.

א. **Diesterweg's populäre Himmelskunde und Mathematische Geographie.** Neu bearbeitet von Dr. M. Wilh. Meyer, unter Mitwirkung von Prof. Dr. B. Schwalbe. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Vollbildern und Sternkarten. Berlin, Emil Goldschmidt. 1889.

Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß diese neue Auflage des altbekannten volksthümlichen Werkes durch die Vereinigung der beiden Bearbeiter in jeder Beziehung gewonnen hat. Der Name des einen bürgt dafür, daß alle Fortschritte und neueren Ergebnisse der Himmelskunde berücksichtigt worden sind, während die Mitwirkung des vortrefflichen Pädagogen Schwalbe die volle Würdigung des erzieherischen Werthes der astronomischen Wissenschaft sichert. Schon in der früheren Gestalt lag die Bedeutung des Werkes darin, daß es nicht nur die Erscheinungen am Himmel beschrieb, sondern nach pädagogischen Grundsätzen entwickelte und bewies und dabei diese Beweise dem Verständniß der lernenden Jugend und des gebildeten Laien anpaßte, und diese werthvolle Eigenart des Buches auch der neuen Auflage erhalten zu haben, ist ein besonderes Verdienst der Bearbeiter.

ג. **Internationales illustrirtes Briefmarken-Sammelbuch,** bearbeitet von H. Schwaneberger. 11. bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Leipzig, Ernst Heitmann.

Daß das Sammeln von Postwerthzeichen schon längst für Viele nicht mehr eine bloß unterhaltende Ausfüllung müßiger Stunden ist, sondern ihnen als eine, umfangreiche Sachkenntniß erfordernde, Beschäftigung gilt, dafür spricht allein schon die große Zahl von Briefmarkenzeitungen, von denen mehrere Dutzende erscheinen und ihre Verbreitung über den ganzen Erdball gefunden haben. Unter den sich der „Philatelie" besonders widmenden Ländern steht Deutschland obenan, welches auch die bedeutendste öffentliche Sammlung von Postwerthzeichen — die der deutschen Reichspostverwaltung im Berliner Postmuseum — besitzt; desgleichen erfreuen sich im Auslande die deutschen Briefmarken-Sammelbücher des günstigsten Rufes: mit welch' gutem Recht, beweist am besten obiges Werk, welches vollendeter kaum gedacht werden kann. Tadellos ausgestattet, in großem Quartformat, mit zahlreichen Illustrationen und Markenabbildungen, ist es bis auf die neueste Zeit ergänzt und auf seine Richtigkeit hin von den hervorragendsten Sammlern geprüft worden: von Anfang bis zu Ende gründlich und erschöpfend, mit eingehenden interessanten Notizen über die einzelnen Länder und Staaten, verdient es als ein Erzeugniß emsigsten deutschen Fleißes wärmste Empfehlung.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Barine. — Bernardin de Saint-Pierre par Arvède Barine. Paris, Hachette & Cie. 1891.

Batsch. — Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Ein Lebensbild mit besonderer Rücksicht auf seine Jugendzeit und den Anfang der Flotte vom Viceadmiral Batsch. Berlin, Kurt Brachvogel. 1890.

Barttelot. — Stanley's Nachhut in Yambuga unter Major Edmund M. Barttelot. Mit den Tagebüchern und Briefen des ermordeten Majors Barttelot in Antwort und Widerlegung der von H. M. Stanley gegen die Offiziere der Nachhut der englischen Emin-Pascha-Entsatz-Expedition gemachten Anklagen. Nach dem Tode des Majors Barttelot herausgegeben von Major Walter G. Barttelot. Autorisirte Uebersetzung von E. Oppert. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter. 1891.

Bewer. — Rembrandt und Bismarck. Von Max Bewer. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1891.

Bielschowsky. — Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidhart's v. Reuenthal. Untersuchungen von Albert Bielschowsky. (Sonderabdruck aus Acta Germanica. II. 2). Berlin, Mayer & Müller 1891.

Boissevain. — Le problème monétaire et sa solution par G. M. Boissevain. Paris, Guillaumin & Cie. 1891.

Bötcker. — Neuester Räthselschatz. Reichhaltigste Räthselsammlung für jung und alt von Wilhelm Bötcker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Act.-Ges. (vormals J. F. Richter). 1891.

Brandenburg. — König Sigmund und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschen Reiches im fünfzehnten Jahrhundert von Erich Brandenburg. Berlin, Mayer & Müller. 1891.

Bräutigam. — Der Marschendichter Hermann Allmers. Sein Leben und seine Schriften. Eine Festgabe zu seinem siebzigsten Geburtstage am 11. Februar 1891 von Dr. Ludwig Bräutigam. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwarz).

Busch. — Die sociale Frage und ihre Lösung. Von Ernst Busch. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1890.

Casati. — Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Von Major Gaetano Casati. Nach dem italienischen Originalmanuscript ins Deutsche übersetzt von Professor Dr. Karl von Reinhardstöttner. 2 Bände. Bamberg, C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Die königlichen Observatorien für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam. Aus amtlichem Anlass herausgegeben von den betheiligten Directoren. Berlin, Mayer & Müller. 1890.

Faulmann. — Die Erfindung der Buchdruckerkunst nach den neuesten Forschungen. Dem deutschen Volke dargestellt von Professor Karl Faulmann. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1891.

Flössel. — Volksbildung und Jugenderziehung mit Rücksicht auf die Zuchtlosigkeit unter der Jugend. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage durch systematische Jugendpflege von Ernst Flössel. 1. u. 2. Lfg. Leipzig, Reinhold Werther.

Flürscheim. — Der einzige Rettungsweg von Michael Flürscheim. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Fränkel. — Gegen Bellamy! Eine Widerlegung des sozialistischen Romans: „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000" und des sozialistischen Zukunftsstaates überhaupt. Von Dr. Heinrich Fränkel. Dritte Auflage. Würzburg, A. Stuber's Verlagsbuchhandlung. 1891.

Göring. — Die neue deutsche Schule. Ein Weg zur Verwirklichung vaterländischer Erziehung. Von Dr. Hugo Göring. Leipzig, R. Voigtländer. 1890.

Graf Julius Szapary an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891.

Grillparzer. — Gedichte von Franz Grillparzer. Jubiläums-Ausgabe zum hundertsten Geburtstage des Dichters (1791—1891). Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Häring. — Geschichte der preußischen Garde von Dr. Häring. Berlin, Kurt Brachvogel. 1891.

Harz. — Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen, von Heinrich Harz. Altona, Gebr. Harz 1891.

Hetzel. — Die Humanisirung des Krieges in ihre culturgeschichtlichen Entwickelung. Eine Studie von H. Hetzel. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn. 1891.

Hirschfeld. — Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger. Nach Staatsakten, Tagebüchern und Korrespondenzen. Von Ludwig von Hirschfeld. 2 Bde. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891.

Hohenfeld. — Elisabeth von Ungarn. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hans Hohenfeld. Leipzig, Osw. Mutze. 1891.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Jahrgang 1890. Wien, Karl Konegen. 1890.

Jugendthorheit. Gedichte zweier Freunde. Zweite Auflage. Sallmann & Bonacker. 1891.

Keil. — Ein Goethe-Strauß. Jugendgedichte Goethe's nach der Handschrift des Dichters von 1788 biographisch erläutert von Robert Keil. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.

Koch. — Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion von Dr. R. Koch. Berlin, Paul Hüttig. 1891.

Krieg. — Die elektrischen Motoren und ihre Anwendungen in der Industrie und im Gewerbe, sowie im Eisen- und Strassenbahnwesen. Von Dr. Martin Krieg. Leipzig, Oscar Leiner. 1891.

La politique française en Tunésie. Le protectorat et ses origines (1854—1861) par P. H. X. Paris, E. Plon. Nourrit & Cie.

Lavisse. — La Jeunesse du Grand Frédéric. Par Ernest Lavisse. Paris, Hachette & Cie.

Ludwig. — Otto Ludwig's gesammelte Schriften. I Lfg. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1891.

Maartens. — The sin of Joost Avelingh. A dutch story. By Maarten Maartens. Third edition. London, Eden, Kennington & Co. 1890.

Mielke. — Die Revolution in der bildenden Kunst. Von Robert Mielke. Berlin, Julius Bohne. 1891.

Müller. — Immergrün. Ein Gedichtscyklus von Johannes Müller. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der engl. u. deutschen Sprache. Ein Parallelwerk zu „Sachs-Villatte". Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 1. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Petersen. — Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge von Johannes Petersen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes (Emil Perthes). 1890.

Prager. — Die Vor- und Nachtheile der Naturheilmethode. Von Dr. med. Prager. Leipzig, Rauert & Rocco. 1890.

Reorganisation des deutschen Adels. Leipzig, Rauert & Rocco. 1890.

Schack. — Iris. Erzählungen und Dichtungen. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Schack. — Lustspiele. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Schopenhauer. — Arthur Schopenhauer's Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Schopenhauer's in Auswahl herausgegeben von Dr. Moriz Brasch. 2 Bde. Leipzig, Gustav Fock. 1891.

Spielhagen. — Aus meiner Studienmappe. Beiträge zur litterarischen Aesthetik und Kritik von Friedrich Spielhagen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1891.

Stricker. — Die Behandlung der Nervenkrankheiten. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. R. Stricker. Stuttgart, Otto Weisert. 1891.

Suse. — Verse von Theodor Suse. Berlin, A. Asher & Co. 1891.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING [illegible] JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.66

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY